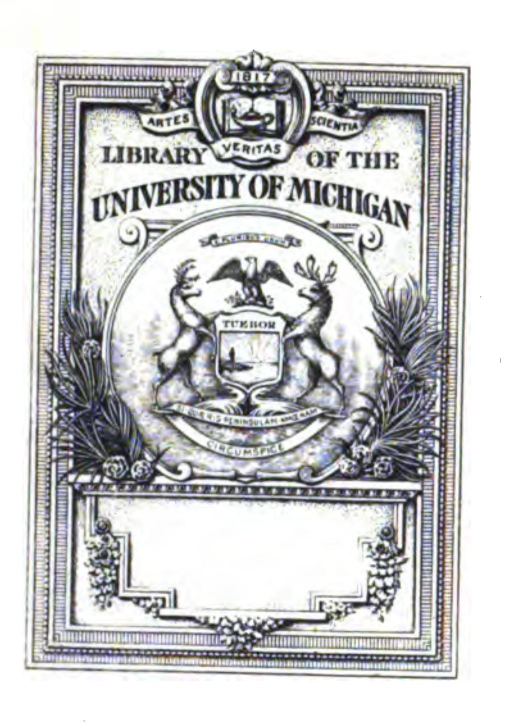



1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE





Anna Louisa
Karschin
geb. Dürbach

Schleuen sc.

Allgemeine deutsche Bibliothek.



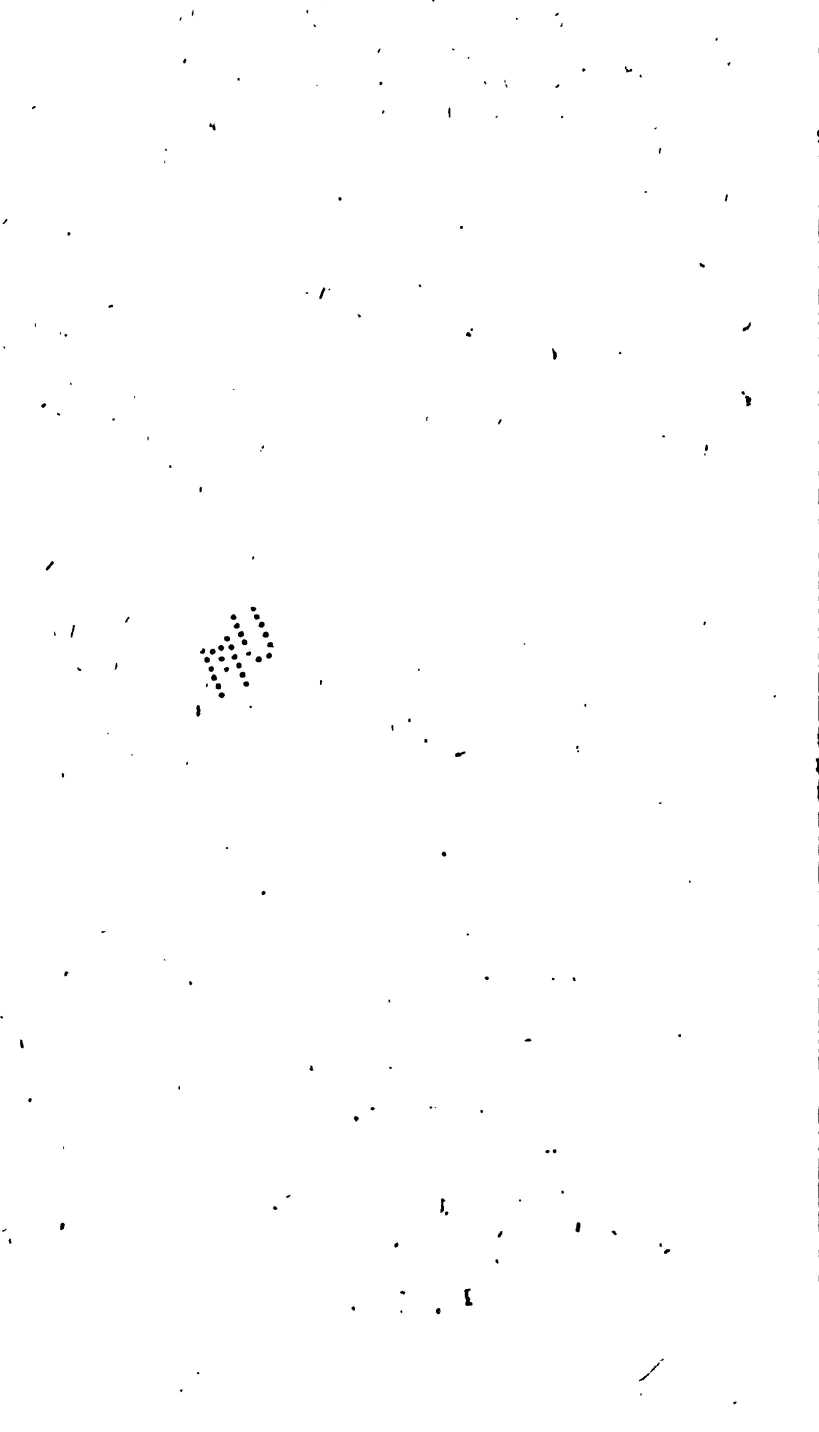


Des eilften Bandes erstes Stück.



Mit Königl. Preußl. Churfürstl. Sächßl. und Ch[...] Brandenburg. allergnädigsten Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai,
1770.



Verzeichniß
der in diesem ersten Stück des eilften Bandes recensirten Bücher.

)(Kurze

Kurze Nachrichten.

1) Gottesgelahrheit.

2) Rechtsgelahrheit.

I. L.

3) Arzneygelahrheit.

Kurze Nachrichten.

1) Gottesgelahrheit.

2) Rechtsgelahrheit.

I. L.

3) Arzneygelahrheit.

Ab-

7) Naturlehre, Chymie, Naturgeschichte und Mineralogie.

8) Mathematik.

15) Cameralwissenschaft.

16) Vermischte Nachrichten.

I.

Endzweck, Möglichkeit und Probe des versprochenen Elementarbuches der Sacherkenntnis und Spracherkenntnis, als das dritte Stück der vierteljährigen Unterhaltungen über Verbesserung der Schulen und Studien, von J. B. Basedow. Bey Cramer in Bremen, 3½ Bog.

Ferner:

Anfang der Arbeit am Elementarbuche zur Verbesserung des Schulwesens von J. B. Basedow. Kön. Dän. Prof. in Altona, mit Kupfern. Berlin, bey Aug. Mylius 1769. 4½ Bogen und 3 Kupfern, in 8.

Unser altonaischer Philosoph kommt seinem großen Zwecke immer näher. Er widerleget durch die That selbst schon jetzt die meisten Zweifel und Schwierigkeiten, die man anfänglich gegen seine Unternehmung machen konnte. Fürsten und Obrigkeiten und Staatsminister und viele der angesehensten Gelehrten in Dännemark, in Helvetien, in einigen Städten Deutschlands, die Akademien von Berlin und Petersburg, nehmen sich des Werks in der That an. Wahrhaftig, eine merkwürdige Erscheinung dieses Jahrhunderts. Gesetzt, es wäre dies Werk durch eine anfangs zu befürchtende Gleichgültigkeit des jetzigen Zeitalters zurücke gegangen, (wie man doch gegenwärtig nicht mehr zu besorgen hat) so wäre schon der Anfang groß, und es wäre der Nachwelt desto leichter gewesen, einen so vortreflichen

 (wir



Verzeichniß

der in diesem ersten Stück des eilften Bandes recensirten Bücher.

Kurze Nachrichten.

1) Gottesgelahrheit.

2) Rechtsgelahrheit.

3) Arzneygelahrheit.

Ab-

7) Naturlehre, Chymie, Naturgeschichte und Mineralogie.

8) Mathematik.

9) Kriegswissenschaft.

10) Philologie und Kritick.

11) Geschichte, Geographie, Staatsrecht und Diplomatick.

Des

12) Gelehrte Geschichte.

13) Romanen.

14) Haushaltungskunst und Gärtnerey.

15) Ca-

15) Cameralwissenschaft.

16) Vermischte Nachrichten.

I.

Endzweck, Möglichkeit und Probe des versprochenen Elementarbuches der Sacherkenntnis und Sprachelkenntnis, als das dritte Stück der vierteljährigen Unterhaltungen über Verbesserung der Schulen und Studien, von J. B. Basedow. Bey Cramer in Bremen, 3½ Bog.

Ferner:

Anfang der Arbeit am Elementarbuche zur Verbesserung des Schulwesens von J. B. Basedow. Kön. Dän. Prof. in Altona, mit Kupfern. Berlin, bey Aug. Mylius 1769. 4½ Bogen und 3 Kupfern, in 8.

Unser altonaischer Philosoph kommt seinem großen Zwecke immer näher. Er widerleget durch die That selbst schon jetzt die meisten Zweifel und Schwierigkeiten, die man anfänglich gegen seine Unternehmung machen konnte. Fürsten und Obrigkeiten und Staatsminister und viele der angesehensten Gelehrten in Dännemark, in Helvetien, in einigen Städten Deutschlands, die Akademien von Berlin und Petersburg, nehmen sich des Werks in der That an. Wahrhaftig, eine merkwürdige Erscheinung dieses Jahrhunderts. Gesetzt, es wäre dies Werk durch eine anfangs zu befürchtende Gleichgültigkeit des jetzigen Zeitalters zurücke gegangen, (wie man doch gegenwärtig nicht mehr zu besorgen hat) so wäre schon der Anfang groß, und es wäre der Nachwelt desto leichter gewesen, einen so vortreflichen

 (wir

(wir möchten fast sagen unverbesserlichen) Plan auszuführen.

Vermuthlich haben die meisten unsrer Leser das merkwürdige Schreiben des Baselschen Philosophen Isellins an die Helvetische Gesellschaft gelesen, welches in den Braunschw. Gel. Beyträgen St. 52. und im Hannöv. Magaz. St. 58. d. J. abgedruckt ist. Hieraus werden sie schon einigen Begriff von der tiefen Einsicht unsers B. in die Kräffte der menschlichen Seele, von seinen practischen Kenntnissen der einzigen vernünftigen Lehrart und Erziehungsart, von seinen reifen Erfahrungen, von seinem feurigen Eifer mit Aufopferung seiner selbst sich dem gemeinen Besten zu widmen, und (was wir bey allen diesen Eigenschaften eines allgemeinen Schulverbesserers noch am meisten bewundern) auch von seiner Lenksamkeit und Folgsamkeit gegen erfahrne Freunde, die ihm ihren Rath mittheilen, endlich auch von seiner großmüthigen Duldung unverständiger oder gleichgültiger Verächter, von allen diesen werden unsre meisten Leser schon aus obigen und andern einzelnen Blättern unterrichtet seyn.

Damit wir aber doch auch an unsern Theil nichts unterlassen, das Publikum immer aufmerksamer, und, wollte der Himmel! auch thätig behülflich dazu zu machen, so wollen wir nun aus obangezeigten Stücken etwas erzählen. Das erste Buch der neuen Schulbibliothek, das etwa bis ins eilfte Jahr des Alters zum Unterricht zureichend seyn soll, ist das Elementarbuch der Sacherkenntnis und Spracherkenntnis: durch diese Verbindung werden endlich alle Ueberreste der Mönchsmethoden überwunden werden. Die Materien folgen in der natürlichsten Ordnung, wie der Verstand des Lehrlings von der Unwissenheit durch einen Grad der Erkenntnis zum andern fortschreiten kann. Man übersehe nun aus dem Hannov. Magazin St. 59.

den

den Entwurf der Zeichnungen zu der ersten Hälfte des Elementarbuchs, so wird sich ein jeder nachdenkender Leser wundern, was für eine Menge von reellen Kenntnissen, was für Uebungen der Logick und Moral der Lehrling zugleich mit den Sprachübungen und Naturkenntnissen unvermerkt bekommt. Nach diesem Leitfaden wird der junge Schüler, ehe er es selbst weis, nicht nur zu einer Menge von Kenntnissen, die in gemeinen Leben nöthig sind, sondern auch zur philosophischen Kenntniß der Seelenkräfte und also zu den Grundsätzen der Vernunftlehre und praktischen Philosophie spielend angeführet. Man überlege nur den Entwurf im Hann. Magaz. St. 59. Folglich übereilen sich diejenigen in ihren Urtheilen sehr, die dieses Elementarbuch nur der gemahlten Welt des Comenius oder dergleichen Schulbüchern mit Kupfern an die Seite setzen wollen. Diese Bücher, ob sie gleich ihren grossen Nutzen gehabt haben, können doch in gar keiner Betrachtung mit dem Elementarbuche verglichen werden. Wir mahnen dies nur um derer willen, die sich nicht die Mühe geben, selbst zu prüfen, oder auch denen,, die aus heimlichen Groll gegen unsern Philosophen, so blind urtheilen, gar zu leichten Glauben zustellen. Was uns betrift, so hat die Ordnung, die B. gewählt, selbst mit den Ausschweifungen, die er nöthig findet, bisher unsern vollkommnen Beyfall.

Der Anfang der Arbeit ist der König. Preußl. Akademie zugeschrieben. Er enthält schon drey Kupferstiche 1) von Nahrungsmitteln, 2) von Sitten bey Tische, 3) von der Kleidung. Sie scheinen der Absicht nach vollkommen gut zu seyn, und doch ist B. selbst noch nicht damit zufrieden, sondern läßt sie umarbeiten, um noch einigen kleinen Erinnerungen seiner Freunde Platz zu geben. Das übrige betrift die Lehrart: da dann schon aus dieser Probe einem jeden in die

Augen leuchtet, mit wie leichter Mühe eine jede verständige Mutter selbst unter ihrer Arbeit ihre Kinder darnach spielend unterrichten kann. Man bekommt nun auch schon einen deutlicheren Begriff von der ganzen Kette der Schulbibliothek.

Nun wünschen wir herzlich, daß die französische und dann auch die lateinische Uebersetzung bald erscheine, und so beschaffen sey, daß denen das Vorurtheil benommen werde, die da meynen, daß die Spracherkenntnis hintangesetzet werde. Wir sind von dem Gegentheile überzeuget; wünschen aber bald eine thätige Widerlegung, derer, die sich etwas anders davon vorstellen: so würde auch dadurch dies zum Segen für unsre Kinder und Nachkommen gereichende große Werk mehr Unterstützung bekommen.

Damit wir aber doch zeigen, daß wir keine blinde Bewunderer unsers B. sind, so wollen wir einige zerstreute Erinnerungen und Zweifel beyfügen, die uns ohngefähr beym Durchlesen eingefallen sind. Erstlich sehen wir, was die Geschichte betrift, keine Möglichkeit, dieselbe zugleich für Protestanten und Römischkatholische übereinstimmend vorzutragen, da sie doch kein bloßes tabellarisches Gerippe; sondern eine lehrreiche historische Unterweisung werden soll. Man kann doch z. E. den Ursprung und Fortgang der Hierarchie und deren traurige Wirkungen; auch die Ursachen der Barbarey; wie auch die Früchte der Reformation in der Geschichte für Kinder unmöglich verschweigen: und dies werden römischkatholische Eltern ihren Kindern nicht lassen gesagt seyn. Der jesuitische Unterricht wird noch immer in dieser Kirche geltend bleiben. Hiebey ist mehr zu überlegen, und es dünkt uns schwer zu seyn, daß die ganze Kette der Schulbibliothek nach allen ihren Theilen sachenreich genug; und doch auch für römischkatholische brauchbar werden

könnte.

könnte. Daß sie nicht rechtschaffnen Israeliten könnte brauchbar werden, daran zweifeln wir weniger.

Ferner finden wir bisher noch nicht, daß B. die geringste Absicht auf die Musik gerichtet hat. Wir halten sie für ein nothwendiges Mittel die Empfindungen der Jugend recht zu bilden: und wir wünschten, daß wir aus den Mönchsjahrhunderten doch dieses lernten, die Musik, als einen Haupttheil der Schulunterweisung, in den Schulen allgemeiner zu machen, und die Ursachen, dadurch die Uebungen der Musik verächtlich geworden sind, wieder wegzuräumen. Kurz, der Recensent ist in diesem Stücke ein Pythagoräer. Durchs Ohr wird das Gehirn eben so wohl gebildet, als durchs Auge. Hiernächst gefallen uns die Kinderlieder unsers B. gar nicht. Sie sind zu trocken und gar nicht nach dem Geschmacke der Kinder. Wir haben mit verschiednen Kindern die Probe gemacht: und sie finden nicht das geringste Vergnügen daran. Diese Arbeit müßte B. einem andern Freunde, der mehr natürliche Munterkeit hätte, überlassen. Doch dies ist eine Kleinigkeit.

Endlich wünschen wir auch, daß unser B. seine witzige, und oft von unbekannten Umständen etwas weit hergeholte satyrische Ausfälle ganz zurück hielte. Er hat durch und durch seinen Vortrag damit gar zu sehr durchwürzet. Selbst z. E. in dem Hann. Magazin S. 930. hat er noch seinem Witze zu sehr den Zügel gelassen. Er befördert dadurch seine Absicht überall nicht. Es wäre besser gewesen, wenn er seine erste Vorstellung an Menschenfreunde durch einen redlichen Freund hätte übersetzen lassen. Etwas mehr Ernst, ruhige Geduld, stille Erwartung wollen wir ihm aufs freundschaftlichste empfehlen.

Noch eine Kleinigkeit. Im 3. Stück der Unterhaltungen S. 13. schreibt er, daß, wenn ein Kind

erst etwa den sechsten Theil aller Wörter aus allen Gattungen im Französischen und Lateinischen verstehe, und alsdann im Stande ist, den Lehrer zu verstehen wenn er redet, und bekannte und unbekannte Wörter vermischet, so sey die grammatikalische Richtigkeit alsdann das letzte und leichteste. Daß sie das letzte seyn müsse, geben wir zu: aber sie ist nicht das leichteste: sondern die Grammatik wird immer eine philosophische Disciplin bleiben, die reifere Jahre erfordert. Vielleicht sind wir mit B. einer Meynung, und verstehen uns nur einander nicht recht.

Tr.

II.

Ugolino. Eine Tragödie, in fünf Aufzügen. Hamburg und Bremen, bey Cramer, 1768. 8 Bogen in 4.

Vor allem ist mein erstes Wort, daß ich dies Stück nicht als ein löblicher Kunstrichter von Handwerk weder gelesen habe, noch beurtheilen werde; daß es nicht meine Sache seyn soll, zu untersuchen, ob die Regeln, in denen die Trauerspiele einer gewissen Nation, wie in Hülsen wachsen, genau beobachtet seyn mögen? ob diese Tragödie aufgeführt, oder gar als Trauerspiel gespielt werden könne? warum wir Deutschen denn nicht auf unsre Schauspieler, und etwa ein Lokaltheaterchen bey jedem Charakter und jedem Zuge des Charakters Rücksicht nehmen? Warum wir nicht aus unserer Geschichte Fabeln borgen, um so wenigstens National zu seyn? — — Was gehen mich alle diese Ehrenveste Fragen an? ich folge zuerst dem Strome meiner Empfindung.

Und

Und sage, daß dies Stück im Ganzen große Eindrücke machet, daß es Scenen durch aus der tiefsten Brust, und zwar nicht weiche, sondern recht bittre Thränen erpresset, daß Schauder und Abscheu große Längen hinab sich meiner ganzen Natur bemeistert, und Hauptempfindungen dieses Stücks sind, die verrauschen, und immer von neuem, und immer fürchterlicher durch unsere Glieder zurück fahren, — daß sich in ihnen eine tiefe innere Känntniß der menschlichen Seele äussere, da, wenn uns hie und da in ihr unvermuthet und oft mit einem verlohrnen Zuge der Abgrund einer Empfindung gezeigt wird, jeder, der Gefühl kennet, zurückschaudern werde: — daß bey allen *seinen* Fehlern und übertriebenen Stellen ein Dichter der ersten Größe, von wilder und weicher Imagination, von tiefer menschlicher Empfindung, und einem innern unnennbaren Sinne spreche, der unsrer Nation in der Folge was Ausserordentliches zusagt. — — Das sage ich, und sage es aus innrer Empfindung, der ich nicht widerstehen mag: und will man diese nicht für ein kritisches Orakel gelten lassen, so hoffe ich, daß dies Blatt wenigstens einige junge fühlbare Seelen finden werde, die da sympathisiren. —

Die Geschichte des Drama ist aus dem Dante bekannt; nur hoffen wir, daß hier niemand eine Bearbeitung nach Dante's Manier erwarten werde. Die Geschichte kostet uns bey dem Italiener Thränen, aber die Mittel, die in ihr, als Episode, Thränen würken; können in der Tragödie unmöglich die Hauptmittel der Rührung seyn. Dante rührt durch seine kurze und einfältige Erzählung, durch den kalten Schmerz, der sich in seiner anscheinenden Ruhe nur um so mehr äussert, in den einzelnen Zwischentönen der Empfindung, die wie hohle Accente eines Elenden, der nicht reden soll, und doch redet, sich hervorstossen: so rührt

Dante, und Meinhard hat die Stelle nach seiner Gewohnheit, das ist, schön und einfältig entwickelt. — Aber der tragische Ugolino kann nicht völlig den Weg nehmen. Aus der Geschichte soll Drama werden: in die einfache Erzählung soll Handlung kommen: die Kinder des Ugolino sollen ihre verschiedene Charaktere erhalten: der einfache Ton der Empfindung, der in der Erzählung herrscht, soll in alle melodische Modulation, die das Drama hinunterwallet, verwandelt werden. — Der Stoff des Dante kann also nicht bleiben, was er ist, und der Dichter kann, wenn er ihn wohl umbildet, so ganz Schöpfer seyn, als hätte er die ganze Geschichte erfunden.

Aus zwo Ursachen machen wir diese Vorbauung. Zuerst, weil man vielleicht Dante auf Kosten der Erfindung unsers Dichters loben könnte: allein, die dies sich einfallen liessen, würden nicht bedenken, daß in solcher Anomalie von Dichtererfindung auch Dante nicht erfunden, sondern aus der Geschichte entlehnt habe, und daß bey dem Dichter nicht im Stoffe, sondern in der Zurichtung des Stoffes, in der dramatischen Composition, z. E. der Erfindungsgeist herrsche. Zweytens wird man auch das nicht dem Herrn von Gerstenberg, (denn der soll der Verf. seyn) anmuthen, daß er dem Ton der Empfindung im Italiener hätte folgen sollen. Ein tragisches Drama hat so viele Empfindungen aus einander zu wickeln; es muß diesen Ton des Affekts in jenen stimmen; einen sich in den andern verflössen, und so nur allein wird die tragische Musik für das Herz und die Seele. Wir setzen diese Anmerkungen zum voraus, weil man in Beurtheilungen der Werke des Genies nur zu oft dagegen zu handeln pflegt, und — fahren fort.

Die Personen und die Scene, und die Fabel der Handlung sind sehr einfach, so einfach, daß dies Stück

sich

sich nebst dem Tode Adams von Klopstock und Lessings Philotas unter allen Deutschen der Simplicität der Griechen am nächsten kommen möchte. Der Gegenstand, und die Personen bleiben dieselben: die Gattung der Empfindungen dieselbe, nemlich Haß gegen den geistlichen Verfolger, Liebe der unglücklichen Familie gegen einander, Mitleiden, gemeinschaftlicher Schmerz, Verzweiflung. Nur so, wie nach der Erzählung des Dante, noch durch eine kleine Spalte des Gefängnisses Licht brach: so muß hier ein kleiner Anschein von Hoffnung, der aber zu bald, und ach! zu stark verbittert wird, in dies so einfache Trauergemählde Handlung bringen.

Der älteste Sohn Francesco hat oben im Thurm eine Oeffnung wahrgenommen, schöpft Hoffnung, herunter zu kommen, und Vater und Brüder zu befreyen, kommt glücklich herunter, läßt die eingeschlossnen Seinigen auf seine Rückkunft hoffen, und warten — ach aber! da werden zwey Särge hineingebracht, und da diese sich öffnen, so ist in dem einem Francesco selbst, und im andern gar die Gemahlin des Ugolino. Diese todt, jener zwar lebendig, aber von Ruggieri gezwungen, Gift zu nehmen, und also das Elend der Eingeschloßnen im höchsten Jammer. Die Thür wird auf ewig verriegelt, und die Familie stirbt den Schaudervollsten Tod des Hungers, und des innern Schmerzes — — Das ist das einfache Gemählde des Drama, und welch ein entsetzliches, ja fast abscheuliches Gemählde!

Es ist ein gemeiner plumper Begriff von dramatischer Handlung, sie sich nicht anders, als in einer Katastrophe, die viel Geräusch macht und nichts mehr, zu gedenken; ohne Zweifel ist auch eine Umwälzung der Empfindungen, und eine Aggradation bis zu einem Knoten, wo sie sich lösen müssen, Handlung

lung und zwar allerdings die würksamste Handlung auf unser Gefühl. Aber wie? sollte hier völlig eine solche Umwälzung seyn? Kann nicht immer Ugolino, wenn er vernünftig seyn will, zu wenig Hoffnung aus dem Sprunge seines Sohns schöpfen, als daß diese Hoffnung jezt Erwartung, Freude, Froheit der Seele werden könnte? Ist dies nicht auch in der Gerstenbergschen Schilderung so? und bey dem kleinen träumenden Gaddo auch so wiewol aus andrer Ursache? Und kann der dritte Anselmo, dieser tollmüthige Jüngling, der selbst nie recht weis, worüber er sich freuet, oder sich ereifert, kann der für alle gelten? Und ist auch selbst bey dem die Farbe dieser Empfindung nicht viel zu wenig angedeutet, als daß sie neuer Ton, und Knote des Stücks seyn sollte? — Und da dies nicht ist, sind nicht die andern Empfindungen viel zu einartig und monotonisch, als daß sie mit ihren kleinen Schattierungen Handlung ins Stück bringen konnten?

Wir kritisiren nicht aus Hedelin, oder Racine, sondern aus unserm Gefühl. Wäre die Hoffnung der Familie etwas angedeuteter geworden: um so empfindbarer wäre nachher der Contrast des gehäuften Elendes. Wäre er etwas würdiger ausgedacht, als in dem unwahrscheinlichen und kindischen Abspringen des Francesco, das wohl nicht viel erwarten läßt, und aus dem der Leser vielleicht noch weniger Hoffnung schöpft, als selbst Ugolino, der doch schon kalt, und nur gar zu kalt bleibt: wäre dieser Zwischenschub von der Art, daß sich auch andre ausser dem männlichen Kinde, Anselmo, darüber freuen könnten: so würde uns ohne Zweifel der Knote fester ans Herz gehen. Jezt hat Dante mit seiner Spalte im Thurm Gerstenbergen verführt, ein Loch daraus zu machen, aus dem sich zur Noth heraus springen läßt, und dieser toll-

kühn-

kühne Thurmspringer ist der ganze Deus ex machina. Sonst geht, ausser dem Sarge seiner todten Gemahlin, das Gemählde von Anfange bis zu Ende fort, und ist von Anfange bis zu Ende fast abzusehen. — — Auch das fürchterliche Thurmzuriegeln dünkt mir in dieser Absicht nicht merklich gnug: im Dante dringt es uns, als das letzte Verriegeln aller Hoffnungen, recht gewaltsam in Ohr und Seele: Hier vielleicht nicht so auszeichnend auf dem Grunde der Handlung. Wie daher anders, als daß diese nur gar zu lange fortwähret und gleichsam fortschleppet.

Indessen ist auch freylich dies einfache des Drama nicht ohne seine eigenthümlichen Verdienste, und bey einem Dichter, der Shakespear so zu lieben scheint, lobwürdiger, als das Gegentheil. Ein theatralisches Genie, das auch nur Funken von Shakespears Geist hätte, ihm aber seine Untereinandermischung, sein Uebereinanderwerfen der Scenen und Empfindungen liesse, und sich keine Episoden erlaubte — was wäre dies für eine schöne Mäßigung des Britten!

Die Charaktere im Ugolino sind alle stark, und oft recht mit Shakespearischwildem Feuer gezeichnet. Ugolino, ein wahrhaftig starker Geist, voll Liebe gegen seine Kinder, und noch mehr gegen seine Gemahlin; voll Schmerz über das Ungemach, das die Seinigen durch ihn leiden, noch mehr als über sein eigenes: voll Haß gegen seinen Todfeind Ruggieri, und voll Heldenmuth — so hat ihn Gerstenberg zeichnen wollen, und er muß es für das stärkste Ideal gehalten haben, ihn so zu zeichnen. Ob ers aber wäre? ob er nicht in diesem hartherzigen, unversöhnlichen Charakter, der ihm so tief sitzt, oft selbst Ruggieri würde, der nur von den Mauern des Gefängnißes eingehalten wird, an seinem Ruggieri noch weit, weit

grau-

grausamer, wilder, unmenschlicher *) zu handeln? Ob der so gräulich fluchende Ugolino, der Ugolino, der seinem Sohne Francesco, (dem doch nichts als sein kindisch recht gut gemeinter Einfall mißglückt ist, den Vater zu retten, der deswegen sein Leben gewagt hat, und es auch würklich einbüßet,) ob Ugolino, der diesem Unschuldigen so mitspielt, ihm so gräulich flucht, ihm die Faust vor die Brust setzet, ihn rüttelt, und wieder verfluchet — ob der Ugolino, wenn er Theilnehmung erwecken soll, sie so erweckte? Ob der Ugolino, der seinen Sohn Anselmo selbst, und das in Raserey, zum Todesopfer in seinem Blute macht — ob der Vater Mitleid erregen könne? — — Ob nicht der Schauder über ihn sich zu oft mit Abscheu, dem bittersten Abscheu mischte?

Ein Gerstenberg kanns freylich nicht ohne Ursache so gewollt haben, die Ursachen lassen sich in der Empfindung leicht finden, aber auch leicht widerlegen. Es ist gewiß, daß eine starke Seele auch bey aller Güte und Menschenliebe, ihre Stärke gegen ihren Feind in Haß, in eben so starkem Haße beweiset, als ihre Freundschaft sich gegen Freunde äussert. So bey den griechischen Helden, so bey den Wilden, so bey der Natur. Allein hier muß doch immer Sympathie, Mitgefühl der erste Zweck des Drama bleiben, und wo auch das Entsetzen, der Schauder nicht ein sympathetischer Schauder, nicht ein theilnehmendes Entsetzen, sondern widerlicher Abscheu ist, da würke er nicht. — Das harte Betragen des Ugolino gegen seinen Francesco, soll freylich aus dem Gefühl des neuen Schmerzes gerechtfertigt werden, den Rug-

*) Erster Aufz. S. 5. unten. Ruggieri hat dem Gaddo einen Schlag gegeben, und Ugolino ihm dafür das verruchte Herz aus dem Leibe drücken — wer ist mehr barbar?

Ruggieri dem Eingeschloßnen zufüget, und zu welchem neuen Triumphe dieser Francesco Gelegenheit gegeben, allein immer haße ich doch den Vater, der sich, von welchem Gefühl es auch sey, so hinreissen läßt, um so lange gegen sein unschuldiges, gutherziges, mitleidendes Kind zu wüten. Die Liebe gegen die eingesargte Gattin soll dies Betragen noch mehr rechtfertigen, und sie verstärkt es auch im Stücke gnug: allein, ists natürlich, daß die väterliche Liebe hier so sehr von der ehelichen Liebe des Gatten bezwungen werde? — Und die letzte That Ugolino's ist unmenschlich und abscheulich. Freylich, sie geschieht an dem Anselmo, der wie ein hungriger Wolf seine Mutter annagen wollte, und wo eine Abscheulichkeit die andre kompensirt: freylich geschieht sie in Verzweiflung, in Raserey; aber wie? Ist diese Raserey mehr aus Mitleiden gegen die unglücklichen Schlachtopfer als aus Tolleifer gegen Ruggieri entstanden, so ist eine solche That unnatürlich, und wider alle guten Gesetze der rasenden Logick. In diesem Fall wird dem rasenden Vater das Bild seiner Söhne ganz ein anderes Bild in seiner unsinnigen Seele seyn, als sich an ihm zu vergreiffen. Ist aber die Tollheit aus Haß, aus überwiegendem Haß entstanden, der alles andre in der Seele, jeden andern Gedanken, der nicht Haß ist, verdrängt, der auch den Vaternamen, und das Bild der um sich Sterbenden, die ihm alles seyn sollten, so verdränget, daß sie ihm nichts sind, daß er in Anselmo den Ruggieri mordet — weg mit dem väterlichen Ungeheuer! weg mit dem Tyrannen, der meine Sympathie erregen soll! —

Ich weis, wie sehr ein Shakespear mit unsern Empfindungen schalten und walten kann; aber so unmenschlich, so gegen die Sympathie des Zuschauers schaltet er nur, wenn sich die Leidenschaften brechen;

also nur im Vorbeygehen, um andre desto tiefer einzudrücken. Die Dissonanz, die hart an mich drang, löset sich auf, und meine Sympathie wird siebenfach stärker. Sie würken also bey ihm immer mehr als Mittel, nicht als Zwecke, und das für seine Britten; sollte sich aber v. G. nicht zu lange, zu zweckmäßig bey ihnen verweilen, und den letzten Fall ordentlich zum Zweck des Ausganges gemacht haben? — Abscheulicher Ausgang! —

Wie gerne möcht' ich mich mit dem V., dem so innern Kenner Shakespears hierüber, und über manches andere, was wohl nicht Shakespearisch ist, besprechen, wenn dazu hier der Ort wäre. Ich muß aber bey allem, was sich über solch ein Stück sagen läßt, forteilen!

Die Charaktere der Kinder sind, wie leicht zu denken, contrastirt: Anselmo ein kühner kindischer Held: Gaddo, ein weiches fast zu dummes Kind; Franzesco in Worten und Empfindungen reifer und gesetzter; im Stücke vielleicht der durchgängig bestgetroffenste Charakter. Anselmo hat mir zu viel ähnliches mit Philotas: und überdem: sein kindisches Heldenthum geräth zu sehr auf Wortspiele, die bey ihm die Federn der Empfindung seyn sollen: und an solchen Wortspielen, an Einem solcher Wortspiele hangt seine Seele oft so lange, daß Rasereyen, wütende und gesunde Rasereyen dadurch bewirkt werden. Ich setze mich in seine Stelle, und finde es kaum der Mechanick einer Seele, wenn es auch seiner Seele wäre, gemäß, mit solcher Kraft solche Wirkung zu erreichen. Wenn nun noch, damit Gaddo's Charakter mit dem seinigen contrastire, auch dieser sich auf so kleinfügige spielende Weise äussert, und Seiten- Seitenhin der spielende Contrast fortgeht, beyde aus ihrer Einbildungskraft spielen, beyde mit einem Worte spielen, und oft drüber

bit-

bitter zerfallen, — freylich, so sind sie Kinder; aber muß nicht der Zuschauer mit solchen Kindern zu sehr kindisch, und zu lange kindisch sympathisiren, um ihr Charaktergeschwätz auch nur zu ertragen? Und wenn solcher Worthandel oft nicht auch im Worte, in gewissen Ausdrücken Würde, Behutsamkeit gnug hat, ist er theatralisch? und wenn er ans Lächerliche noch anstreift, ist er Tragisch? — Ich will nur wenige Beyspiele geben.

Wenn Anselmo sich im ersten Aufzuge vom Francesco charakteristisch unterscheiden soll; und also die Größe des Gedankens, der es sey, vom Thurm zu springen, nach der Höhe abmißt, mal über mal abmißt. „Oben an der Spitze des Thurms — der „Gedanke ist so erhaben, daß ich ihn dir nicht nach„denken kann: um desto mehr aber bewundere ich „ihn — Und ich soll unten, wie ein armseliger „Tropf, zur Thurmthüre hinausschreiten? Was sag „ich schreiten? schleichen! Eher soll man mich bey „den Haaren hinausschleppen! Merke dirs, Stolzer, „ich springe!

„ Franz. Thor, wird unser Vater nicht auch hinausschreiten?

„ Gaddo. Sprich, daß du schreiten willst! Was ist daran gelegen? gehts doch hinauswärts!

„ Franz. Komm, Anselmo, du magst mich zurecht weisen, wenn ich an der Mauer herabklimme.

„ Ans. Und ich soll das Nachsehen behalten? soll ich? u. s. w.

wenn eine Contrastirung auf eine solche Reihe von Wortspielen hinan läuft: so hätte die ein Schilderer des menschlichen Herzens, wie Gerstenberg, nicht nöthig.

So ist die lächerliche kindische Scene, da Gaddo vom Essen geträumt hat, und noch immer träumt, und Anselmo von seiner Seite wieder eine andre Sache vor hat, die Gaddo ihm nicht verstehet: und sie sich

Seitenlang mit Worten hetzen. So ists, wenn sie aus diesem Gedankenspiel in ein anders fallen, was bey ihres Vaters Landgütern schön gewesen, einer den andern nicht versteht, und jeder nach seinem Kopf redet, und es recht angelegt scheint, um den Contrast bis zum lächerlichen Gewirre zu treiben. So ists, wenn das musikalische Rollen der Steine auf den Dachziegeln, gemacht wird, und auf der Laute gemacht werden soll, und Gaddo es nicht machen lassen will, weil ers schon so hört. So ist der Streit mit dem Vogelnest, dem Jagen, dem Einhegen u. s. w. der heftig und recht widerlich heftig wird. So sind viele Stellen, da die Leidenschaft ihren Gang auf Worten, wie auf Stelzen nimmt: mancher Zusammenhang des Dialogs, der durch ein Wortspiel zusammen hangt: so ist endlich ein guter Theil von der Raserey des Anselmo, in ihrer Entstehung insonderheit. — Alles wieder nicht Shakespearisch. Ich weis, daß Gerstenberg, dieser so große Kenner des Britten, als ich manche Britten selbst nicht gefunden, die Wortspiele desselben aus seiner Zeit vortreflich erklärt; aber Shakespear für unsre Zeit? Ein Gerstenberg, der so genau und innig charakterisiren kann; der aus dem Grunde der Seele, aus der Wendung und Verflößung der Leidenschaft, in unerwarteten kurzen Ausbrüchen seine Personen so stark und treffend schildert, daß man staunet — sollte der in einer Zeit, wo man die Wortspiele so eckel findet, und wo der schale Kopf, der eben, weil er schal ist, Wohlstand und Geschmack, wenn auch nichts mehr? auf der Zunge trägt, nicht eben doppelte Sorgfalt hierinn beweisen? Ein Schriftsteller, der den ganzen Schatz der Sprache in seiner Gewalt hat, wie G., müßte, um nicht in das Spielende hingerissen zu werden, desto genauer auf seiner Hut seyn.

Neh-

Nehme ich diese und andre Uebertreibungen aus — welch ein Charakterzeichner ist Gerstenberg. Sein kleiner Gaddo lebt bis auf jeden Zug seiner Mine: sein Francesco bleibt sich bis auf alles treu: und wenn ich über seinen Anselmo und Ugolino nicht durchgängig urtheilen mag: so blickt überall doch ein Genie hervor, das nichts darf, als sich selbst mäßigen: ein luxurirendes Genie, das wenn es seine Auswüchse verschneiden läßt, innere Fülle gnug besitzet.

Die Leidenschaften sind in dieser Tragödie fast verschwendet: und doch — — der Verf. billige oder mißbillige das Wort des Kunstrichters — doch wolt' ich noch immer schwören, daß die Zärtlichkeit der Empfindungen, vorzüglich die Seele dieses schönen Dichters sey. Schauder, Abscheu, giftigen Haß — alles mag er erregen können; aber wenn Ugelino über seine Gianetta weinet;

Ugolino. (zum Sarge gehend) Und ist sie todt? O Gianetta! bist du todt? todt? todt?

Fr. Rede du zu unserm Vater, Anselmo. Rede zu ihm.

Ug. Was hier? mein Bild an ihrem Herzen! Ach! sie war lauter Liebe und erhabne Gütigkeit! Sie vergab mir mit dem letzten stillen Seufzer ihres Busens. Es ist feucht dies Bild; feucht von ihrem Sterbekuß. Und küßte meine Gianetta ihren Ugolino in der richterlichen Stunde? Wie freundlich war das! wie ganz Gianetta! Ihr Tod muß sanft gewesen seyn, mein lieber Francesco!

Fr. Ihr Tod war ein sanfter Tod.

Ug. Gott sey gelobt! Ihr Tod war ein sanfter Tod. Ich danke dir Francesco. Dies Bild gleicht deinem Vater nicht recht. Das Auge ist zu hell, die Backen zu roth und voll. Ihr seyd die Abdrücke dieses Bildes; aber keine Wange unter diesen Wangen ist roth und voll. Ihr seyd blaß und hohl, wie die Geister der Mitternachtstunde. Ihr gleicht diesem Ugolino, nicht dem. Ach! ich muß hieher sehen.

Fr. Wir sind vergnügt, mein Vater, wenn du zu uns redest.

Ug. Daß sie mein Bild an ihrem Herzen trug, daß sie sich ihres Ugolino nicht schämte, mein Sohn, als sie vor ihre Schwester Engel hintrat; daß sie mit ihrem Sterbekusse meine Flecken abwusch: ach liebes Kind! wie erheitert mich das! wie gütig, wie herablassend war es! Aber sie hat mich immer geliebt. Kein pisanisches Mädchen hat zärter geliebt. Sie war die liebreichste ihres Geschlechts.

Fr. Und hier, diese diamantne Haarnadel, mein Vater, mit der sie nur an dem Jahrsfeste ihrer Vermählung ihr (duftendes) Haar zu schmücken pflegte —

Ug. Es ist mein Angebinde. Geschmückt, wie eine Braut, entschlief meine Gianetta. Sie lud mich ein: hier liegt ein Brief an ihren keuschen Busen. Nie ist ein Liebesbrief geschrieben worden, wie dieser. Ha! es ist meine Hand! u. s. w.

Eine andre Probe bey dem Anfange des vierten Aufzuges:

Ug. Bin ich endlich allein? hier war ich König! hier war ich Freund und Vater! hier war ich angebetet! Ich heischte mehr. Wenn ich mir jetzt das goldne Gepränge, die Tropäen, den Stolz meiner kriegerischen Tage zurück erkaufen könnte: ach! mit Entzücken gäb' ich sie, alle die geprahlten Nichtswürdigkeiten, um ein dankbares Lächeln ihrer erröthenden Wangen, um einen belohnenden Blick ihrer Augen, um einen Ton ihrer Lippen; um einen Seufzer der Freude aus ihrer Brust. Ach Ugolino! du warst glücklich! kein Sterblicher war glücklicher! Und du hättest glücklich vollenden können! Da sitzt der Stachel! Ich bin der Mörder meiner Gianetta! Wider mich hebt sie ihr bleiches Antlitz zum Himmel! Auf ihren Ugolino ruft ihr unwilliger Schatten den Richter herab! liebenswürdiger Geist! liebenswürdig in deinem Unmuth! Ist dein Antlitz ganz ernst? Ach! dein Antlitz ist ernst! Einst habe ich dich gesehn, meine Gianetta; Liebvoll und schüchtern sankst du in meine Arme. Da waren deine Blicke mild, wie der Morgenthau; und deine süssen Lippen nannten Pisa's Befreyer deinen Erretter! Nun bin ich gebeugt, meine Liebe! Mein Haar ist nun grau, und mein Bart ist fürchterlich, wie eines Gefangnen. Doch der große Morgen wird ja kommen! u. s. w. ——

Ist

Ist meine Gianetta gefallen! mit Gift hingerichtet haben sie meine Gianetta? Gift sogen sie aus den Worten meiner Liebe? Ach! aus den Worten meiner Liebe? Einsame Erde! ich traure! Was? mit Gift hingerichtet haben sie meine Gianetta? u. s. w.

Scenen von der Art, sanftrührende Kindes- und Vaterscenen, viele sanfte Züge einer gesetzten holden Seele, die mit ihrer Ruhe uns über uns selbst wegreißt: solche sind häufig, und sie sind für unsre Empfindung die schönsten. Insonderheit verhungert der arme kleine Gaddo so recht von innen aus mit allen Symptomen der fühlenden zarten Menschheit in einem Kinde: wir sehen ihn Schritt vor Schritt, mit seinen Erholungen und Rückfällen dem Tode näher, bis er erblasset. Aber was es auch sey, die Wurzel der Raserey in der Seele Anselmos ist nach unserm Gefühl nicht Natur genug: sie hat zu viel Studirtes, zu viel Kaltes. Und Ugolino — wir haben über ihn geredet; und überhaupt zuletzt wird der Dichter manches in Charakter, Situation, Leidenschaft anders verschmelzen müssen, als es jetzt ist: seine Meisterhand kann es allein.

Die Sprache ist oft zu blumenreich. Und wenn ich mich auch in Italienische Denkart, in eine jugendlich feurige Einbildungskraft des Anselmo, und in die Hitze der Leidenschaft, als Zuschauer, nicht als Leser versetze, noch zu blumenreich. So biegsam oft der Gerstenbergsche Dialog, so stark und leicht sein Ausdruck ist: so unerwartet oft Wendungen, und die Wendung des Gedankens der Sprache ist: so müßte oft ein Anselmo und Ugolino von Akteur, wenn er nicht Deklamateur seyn wollte, ermatten. Hier ist beym zweyten gleichsam theatralischen Lesen mein Exemplar häufig angestrichen, was lohnt aber, das allgemeinhin zu sagen, wo mir der Raum fehlt, es im Einzeln vorzu-

zulegen. Ich wünsche dem Autor nicht einen kritischen Freund, sondern einen theatralischen Mitarbeiter von Geschmack, mit dem er, wie ein Beaumont und Fletcher, zusammen arbeite: eine Brittische Bühne, wie sie in Deutschland noch nicht ist, und wer weis? werden wird: und denn ein brittisches oder griechisches Publikum!

Y.

III.

J. G. H. Feder Logick und Metaphysick, nebst der philosophischen Geschichte im Grundrisse. Göttingen und Gotha bey Dietrich, 1769. in 8. 34 Bogen.

Was Hr. F. vor einigen Jahren für das Coburgische Gymnasium schrieb, das führt er nun seiner dermaligen Stelle zu Göttingen gemäß, umständlicher aus, jedoch immer noch so, daß er in den Vorlesungen das mehrere zu sagen sich vorbehält. Aus allem erhellet, daß Hr. F. auf Auswahl, Realität und Richtigkeit sieht, und seine Gedanken so ordnet, wie er sie theils gewählt, theils selbst überdacht hat. Wir zweifeln nicht, seine dermaligen Beschäftigungen werden ihm noch mehrere Anläße zu fernern Aufklärungen und Berichtigungen darbieten, und da er sich an keine Secte bindet, so werden ihm auch Anmerkungen über sein Werk, solche Anläße geben. Die Anordnung dieses ersten Theils seiner Philosophie ist nun kurz folgende. In dem Vorberichte von der Philosophie überhaupt werden verschiedene dahin gehörige Fragen untersucht. Z. E. Das Wesen, die Theile der Weltweisheit, ihre Anordnung, das philosophische Genie,

sie, die Verbindung mit den schönen Wissenschaften, die Zeit und Art sie zu erlernen, die Erheblichkeit ꝛc. Hierauf folgt ihre Geschichte, so ziemlich nach Bruckern, aber dergestalt zusammengefaßt, daß sich das Ganze übersehen läßt. Die Vernunftlehre fängt Hr. F. mit der Betrachtung der Erkenntnißfähigkeiten an, handelt sodann kurz von Begriffen, Urtheilen, Sätzen, Schlüßen, hält sich hingegen länger bey Regeln auf, die theils die Methode, fürnemlich aber die Vorsichtigkeiten beym Nachdenken, Lesen ꝛc. betreffen. Eine kurze Geschichte der Logick macht den Beschluß. Die Metaphysick enthält nebst dem Vorbericht, die Lehre von Dingen (ontologie) sodann die Causalverbindung, die Verknüpfung nach Raum und Zeit, und die Identität (das will nun sagen, die Grundlehre). Ferner, die Monadologie, Pneumatologie, die Lehre vom vollkommensten Wesen, die Kosmologie, und die Geschichte der Metaphysick. Endlich die natürliche Theologie, und ihre Geschichte. Dieses mag zur Anzeige überhaupt genug seyn. Wir werden demnach uns noch bey einigen besondern Bemerkungen aufhalten. Nach dem Verfasser ist die Philosophie die Wissenschaft von allgemeinen und nützlichen Vernunftwahrheiten. Hier wünschten wir die Bestimmung nützlich hinweg. Hr. F. hatte die Wahl sein Buch auf Wahrheiten von bereits erkannten Nutzen einzuschränken. In der Philosophie überhaupt aber, muß man billig nur auf das Wahre sehen, wenn auch erst künftig ein Nutze daraus gezogen werden sollte. Hr. F. will zwar nur unnütze Speculationen ausschließen. Es ist aber, dafern er nicht verworrene und irrige Speculationen darunter versteht, sehr schwer, ihre Unnützbarkeit zu bestimmen. So wurde vor der Erfindung der Logarithmen die Lehre von den Progreßionen immer als unnütze Speculationen angesehen, und die ersten Geo-

meter, die über eine Kugel speculirten, wußten nicht voraus, daß sie in der That den Grund zur Astronomie, Geographie und Schiffkunst legten. Man fand es erst nachher, und dankte ihnen für ihre Speculationen, so sehr man sie bis dahin als unnütz, oder als difficiles nugas verlacht hatte. Das nützliche wird noch immer zu viel mit dem de pane lucrando vermengt, und nichts ist den Wissenschaften schädlicher. Hr. F. billigt das Einkleiden der Gedanken in philosophischen Dingen, sofern das Wahre dabey nicht vernachläßigt wird. Für eigentliche Philosophen ist es aber wohl nicht. Eingekleidete Erkenntniß mag immer klar seyn, aber die Deutlichkeit, und besonders auch die Kürze geht wohl meistens dabey verlohren. Das Wahre darf nur rein seyn, um sich in ungekünstelter Schönheit zu zeigen. Das Irrige und Verworrene bedarf einer Schminke oder Larve, um zu triegen. Aber es ist wohl niemand damit gedient. Und ein Weltweiser, der mit vieler Mühe alles auseinander gelesen, würde wider seine Absicht handeln, wenn er es aufs neue in Bilder einhüllte. Die Larve muß immer eben so wieder abgezogen werden, wie Wallis sie dem Geometrischen Räthsel des Viviani abzog, um zu sehen, was denn die Sache selbst seyn möchte. Eben so verfahren gründliche, das will sagen, eigentliche Weltweisen mit den sogenandten Philosophes beaux-esprits, wenn es sich allenfalls der Mühe lohnet. Hr. F. setzt bey der Metaphysick die Physick voraus, welches, wenn er die Naturgeschichte und Experimentalphysick darunter versteht, unsers Erachtens ganz recht ist. Denn soll ein Metaphysicker abstrahiren, so muß er auch haben, wovon er abstrahiren kann, und ohne Physick weis er kaum, was z. E. Ursachen und Wirkungen auf sich haben. Hr. F. hat auch ganz recht, daß er nicht Kinder und Schulknaben zu Philosophen

ma-

machen will. Man lernt ohnehin schon zu viel abstrakte Wörter, ehe man verstehen gelernt hat, was sie bedeuten und auf sich haben. Hr. F. hat auch die Billigkeit, daß er zugiebt, man verachte die Scholastiker, ohne sie zu verstehen, und blos, weil es Mode geworden ist. In dem Chronologischen Verzeichniß hätten doch Alsted, Keckermann und Goclenius eine Stelle verdient, und so auch Thomas von Aquino und Joh. Duns Scotus mitgenommen werden können. Hr. F. läßt die Vernunftlehre allenfalls als ein Mittel zur Erfindungskunst gelten, sieht sie aber lieber als eine Heilungskunst für den Verstand an. Wir dächten die Sache wäre relativ. Letzters ist für solche, die wegen einer natürlichen Verwirrung in den Fiebern des Gehirns übel sehen, hören, denken, und daher immer mit Irrthümern, als mit Abentheuern, zu kämpfen haben. Ersters aber ist allerdings für eigentliche Genies, die von Kindheit auf gut anfangen, gut fortgehen, andere bald einholen, und dann noch weiter gehen. Uebrigens läßt sich die Vernunftlehre, besonders in Absicht auf die Ausübung, nützlicher mit der Rechenkunst, Algeber, Sprachlehre vergleichen. Die gemeine Erkenntniß gleicht der Muttersprache, die wissenschaftliche Erkenntniß fremden Sprachen, die man vermittelst der Muttersprache erlernt, die Vernunftlehre gleicht der Etymologie und Syntaxe, und fordert ähnliche Uebungen rc. Und wenn die Sprachen wissenschaftlich wären, so würde Vernunftlehre und Sprachlehre so ziemlich einerley seyn. Hr. F. bleibt indessen bey der Medicina mentis, und in dieser Absicht schreibt er vortrefliche und gutgewählte Regeln vor. In der Metaphysick räumt Hr. F. ein, daß man den Satz des zureichenden Grundes nur so weit gebrauchen müsse, als sein Beweis geht; und dieser geht unstreitig nicht über die ersten Gründe a priori hinaus.

In einer Reyhe fort, läßt sich ins Unendliche so wenig nach Gründen als nach Ursachen fragen. Die verwickeltere Lehrsätze S. 351. bedörfen nur einer nähern Bestimmung. Wenn man z. E. bey einerley oder ähnlichen Wirkungen einerley oder ähnliche Ursachen fordert, so kömmt hier alles auf den Grad der Identität und Aehnlichkeit an, und in so fern setzen individuelle Wirkungen individuelle Ursachen voraus. Man nehme nur wie schwer es z. E. in der Mahlerey ist, eine Copey dem Originalgemählde so ähnlich zu machen, das Kenner dabey getäuscht werden. Seit Leibnizens Streitigkeiten mit Clarke und andern Engländern, wozu unter andern Newtons Sensorium Dei Anlaß gegeben, ist die Lehre von Raum und Zeit so verwickelt worden, daß Hr. F. mit Recht fragt, ob man sich ohne zu Zittern an die Begriffe von Raum und Zeit wagen dörfe. Verhaßte Folgerungen, die Leibniz zuweilen statt directer Gründe brauchte, gaben diesen Untersuchungen ein fürchterliches Ansehen. Allein die ganze Sache scheint auf die Lehre von den Eintheilungen anzukommen. Die Eintheilung der Dinge in Substanzen und Accidenzen hat ein noch unbenenntes Fundamentum divisionis. Gehört nun Raum und Zeit nicht mit unter diesen Eintheilungsgrund, so fällt die Frage, ob Raum und Zeit Substanzen oder Accidenzen sind, eben so sehr ins ungereimte, als wenn man fragen wollte, ob ein Stein tugendhaft oder lasterhaft ist. Denn ein Stein hat keine Moralität. Daß Raum und Zeit keine Substanzen sind, darüber ist man einig. Daß sie auch nicht Accidenzen sind, folgt daraus, daß dem Sprachgebrauche gemäß die Accidenzen in der Substanz haften, hingegen die Substanzen zugleich mit ihren Accidenzen in Raum und Zeit sind. Demnach gehören Raum und Zeit zu einem andern Fundamento divi-

divisionis. Dieses muß noch erst erkannt, benennt und überhaupt die Metaphysick noch höher hinauf gerückt werden. Es ist wunderlich, daß, da Leibniz die Continuität zu einem allgemeinen physischen und metaphysischen Gesetz machte, er dennoch seinen Monaden alle Möglichkeit einander zu berühren, in einander zu wirken, absprache, die Theilbarkeit, die bey der Continuität nothwendig ins unendliche fortgeht, läugnete, und Raum und Zeit zu Verhältnissen in numeris discretis machte. Hr. F. behandelt diese Materie so, daß er von Zeit und Raum eben keine Definitionen giebt. In der That würde die Definition höchstens nur Verhältnisse der Substanzen und Accidenzen zu Raum und Zeit angeben, und damit wären die Begriffe selbst nicht mehr aufgeklärt, als sie es an sich schon sind. Raum ist Raum, und Zeit ist Zeit, sind immer noch die besten Definitionen. In der Metaphysick hat man verschiedene Arten von Nichts. Das widersprechende wird nichts genennt, und so heißt auch das Mathematische $a - a = o$ nichts. Dabey ist aber nichts widersprechendes. Man hat auch nach und nach Nichts genennt, was weder Substanz noch Accidens ist. Dawider haben aber bereits die Scholasticker Erinnerung gemacht. Wenn also Hr. F. S. 361. sagt, das Leere im Raum sey weder eine Substanz, noch eine Beschaffenheit einer Substanz, so kann man beydes zugeben, ohne daß dieses Leere ein contradictorisches nichts wäre. Crusius scheint die Sache immer viel besser abgehandelt zu haben. Hr. F. definirt die Quantität und Qualität ebenfalls nicht, und dabey hat er ganz recht. Die Scholasticker sahen das quale, quantum, ubi, quando &c. als Grundbegriffe an, nach welchen sie die übrigen Namen und Wörter claßificirten, und dieses war ganz recht. Man hat sie aus bloßem Unverstande

daru-

darüber verspottet. Den Satz des nicht zu unterscheidenden läßt Hr. F. in der Physick, aber nicht in der Metaphysick, gelten, und das scheint uns ganz richtig. Eben so richtig ist, was er von dem Wesen, den Gattungen und Arten sagt. Könnte die Metaphysick auch in Absicht auf die Begriffe, so wie die Geometrie, synthetisch gemacht werden, so würde die ganze Lehre von Gattungen und Arten eben so wegbleiben, wie sie bey Euclid wegbleibt. Ueber die Lehre von den Monaden wird man sich schwerlich jemals vereinigen, dafern sie nicht einmal ganz vergessen, und außer Mode werden. Man muß zum Theil vorerst über Raum und Ausdehnung einig seyn. Und auch dann noch wird man die immateriellen Substanzen ehender, bey den bewegenden Kräften und denkenden Wesen, als in der Theilbarkeit der Materie finden. Auf immaterielle Substanzen ist es doch endlich bey der Monadenlehre abgezielt, und jenen zu lieb scheint diese ausgesonnen zu seyn. In der Metaphysick wird es übrigens wohl immer darauf ankommen, daß man die Methode, sie zu berichtigen, noch erst in der Vernunftlehre ausmache, und das Verfahren dabey logisch zu erweisen suche. Die Sache kömmt fürnemlich auf einfache Grundbegriffe, und ihre einfache Verbindbarkeiten an. Daß es solche giebt, werden diejenigen, die die Monaden beweisen, ohne Mühe beweisen können. Man kann ferners beweisen, daß Grundsätze und Forderungssätze keine zusammengesetzte Begriffe enthalten sollen, weil vorerst die Möglichkeit der Zusammensetzung erwiesen werden müßte, und so wären es keine Forderungssätze oder Grundsätze. Daraus folgt ferner, daß wenn z. E. der Satz des Widerspruchs im strengsten Verstande ein Axioma ist, die darinn vorkommenden Begriffe einfach seyn müssen rc. Wir wünschten, daß die Philosophen dieser Spur nachgehen, und damit,

so

so langsam es auch geschehen mag, endlich die Grundlage unserer Erkenntniß a priori auf eine logisch richtige Art herausbrächten. Bis dieses nicht ist, wird man immer bauen und wieder umstossen. Hr. F. trägt übrigens das so er von den Monaden, von der Seele, ihren Kräften und Freyheit, von der Welt und Gott sagt, überhaupt so vor, daß er zu Einwendungen gern Raum läßt, zuweilen selbst solche merken läßt, sich hin und wieder mit einem bescheidenen: ich weis es nicht, begnügt, und überhaupt so viel zu verstehen giebt, daß man oft zu voreilig gewesen, und selten Schritt für Schritt fortgegangen.

E*.

IV.

Vermehrte Beyträge zu Verbesserung des Justitzwesens am Cammergericht. 1ter Theil. Frankfurt und Leipzig 1768.

Da jetzo das Publikum auf das wichtige Geschäfte der Cammergerichtsvisitation aufmerksam ist; so muß es sich billig dankbar bezeigen, wenn ein Kenner der Cammergerichtsverfassung mit meisterlichen Zügen den Weg bezeichnet, welchen die Visitation, bey Verbesserung der Cammergerichtlichen Verfassung und Abstellung verschiedener Mängel zu betreten hat. Es ist daher kein Wunder, daß man diese erst zu Ende des 1767sten Jahres zum erstenmal in 3 Theilen ans Licht getretene Abhandlung eines ungenannten Verfassers unter gegenwärtiger Aufschrift bereits zum zweytenmale aufzulegen, den Anfang machen müssen. In Wetzlar bekannte Leser, werden die geschickte Feder des jüngern Herrn Geh. Raths von Zwierlein, in dieser vortreflichen Schrift, nicht verkennen.

nen. Der Hr. Verf. will nicht von den persönlichen Fehlern derjenigen Subjecte handeln, die an diesem Tribunal arbeiten, sondern von den Realmängeln dieses höchsten Reichs-Gerichts, welche sich in den Reichsgesetzen, wie auch in der Verfassung desselben, gründen, und Mittel, solche zu verbessern, angeben. Nachdem er in den ersten Stücken einige Vorwürfe, so dem Cammergerichte gemacht werden, sehr geschickt abgelehnet, auch das politische System der ältern Cammergerichts-Assessoren entwickelt hat: so äussert er in dem 5. Stücke von der Verschwiegenheit der Arbeiter in diesem Tribunal sehr artige Gedanken: Ist es gewiß, spricht der Verf. S. 59. daß wer den Endzweck verlangt, auch in die Mittel willigen müsse; so ist es unläugbar, daß die Gesetze durch Gestattung der Sollicitatur die allgemeine Verschwiegenheit in so weit aufgehoben haben, als die Sollicitatur mit derselben nicht bestehen kann. —— Sodann schreitet er zur Sache selbst, und weil die Realmängel theils aus der Reichsverfassung, theils aber aus der innern Einrichtung des Cammergerichts selbst entspringen; so werden jene zuvörderst in dem 6ten Stück erörtert. Pütter hat 2. von dieser Art Mängel angegeben, den Abgang hinlänglicher Arbeiter und jährlicher Visitationen. Moser hat den dritten hinzugefügt, den Mangel der vollstreckenden Hülfe. Der Hr. Geh. Rath hat noch 2. gefunden, den Abgang eines Cameralgebäudes und die Zerstreuung des Archivs, von welchen sich ein Theil in Wetzlar, ein anderer in Aschaffenburg und ein dritter in Straßburg befindet. Die Nachtheile, welche aus diesen Hauptquellen entspringen, werden sehr lebhaft geschildert und zugleich Mittel zu deren Abschaffung vorgeschlagen. Wir wollen zur Probe, was der Hr. V. S. 100. von den Deputationen zum Justitzwesen sagt, hieher setzen: die Fußstapfen unserer nächsten Voreltern

ten und gewisse Zweifel bey den folgenden Visitationsclassen schrecken mich immer von der Hoffnung wieder ab, daß diejenige Gattung von Deputationen, welche wir Visitationen nennen, wieder ihren vorigen Schwung erhalten dürfte. Schweden hat eine immerwährende Commißion niedergesetzt, um die älteren Gesetze zu verbessern; Rußland ist diesem Beyspiele gefolgt. —— —— Wir haben bereits 1512. 1600. und 1654. die Vortheile der Deputationen zum Justizwesen empfunden. Je nun, so versuche man es, und gebe Deutschland unter dem Namen einer Deputation zum Reichsjustizwesen eine ähnliche Commißion. —— —— Die Fehler der innern Verfassung des Cammergerichts sind nach dem 7. Stücke vornemlich, daß nach der bisherigen Einrichtung und Observanz viele Zeit verlohren gehet, die man besser anwenden könnte. Ein anderer Fehler liegt in den Recurrentsachen. Da es nämlich nothwendig ist, daß eine Sache, die einmal vorgewesen ist, und wieder vorkömmt, von eben denjenigen Assessoren erörtert werde, welche bey der ersten Erörterung gesessen haben, und das Schema der Senate sich wenigstens alle Jahre verändert: so kann zuweilen eine solche Sache blos deswegen in den nächsten 10. Jahren nicht wieder vorgetragen werden, weil das Loos die nämlichen Beysitzer nicht wieder in einem Senat vereiniget hat, welche bereits in der Sache einen Zwischenspruch abgefaßt haben. Auch die Paria, welche in den aus 6. Beysitzern bestehenden Senaten oftmals entspringen, machen keinen geringen Aufenthalt. Schlüßlich wird zu dieser Gattung von Gebrechen auch die jetzige Observanz gerechnet, da der Extrajudicialreferent nicht auch Judicialreferent bleibt, und die Acten nicht inrotuliret werden. Das 8. Stück entwirft einen Vorschlag, die ganze Einrichtung des Cammergerichts zu verbessern. Man

soll 25. oder wenigstens 20. Assessoren annehmen, diese in zwey große beständige Definitivräthe von 10. oder 12. und 13. Beysitzern eintheilen, und dem Präsidenten die entscheidende Stimme geben, mit Vorbehaltung der Trennung in Religionstheile. Von diesen großen Senaten soll man wieder jeden in 2 kleine von 6. oder 5. Assessoren abtheilen. Die Distribution der Extrajudicialsachen soll man jeden Morgen vornehmen, und die Judicialdistribution wenigstens gleich nach der Reproduction. In den kleinern Senaten soll man die Extrajudicial- Sabatin- und Bescheidtischsachen erledigen, hiermit Montags anfangen, Mitwochs aber die vier kleinen Senate in 2 große vereinigen, und diese in einer bestimmten Ordnung Definitivsachen referiren lassen. — — Das 9te Stück enthält unter dem Namen Rapsodie vermischte Bemerkungen von einem einzuführenden Vergleichsversuch, von noch unentschiedenen Jurisdictionsstreitigkeiten beyder Reichsgerichte unter sich und mit den Reichsständen, von Verbesserung des Judicialprocesses, von der Religionsparität der Austrägen u. d. gl. Aus diesen sämtlichen schönen Bemerkungen liefern wir keinen Auszug, weil doch ein jeder Liebhaber des Cameralrechts diese andere Ausgabe, ohne daß wir solche anzupreisen nöthig haben, eben so begierig lesen wird, als die erstere. Der andern beeden Theile werden wir nächstens besonders gedenken.

E.

V.

Aussichten in die Ewigkeit, in Briefen an Hrn. J. G. Zimmermann. Zürch, bey Orell. 8. 1768. 20 Bogen.
Zweyter Theil. Ebendaselbst 1769.

Um

Um den Titel dieses Werkgens vollständiger zu machen, müssen wir aus demselben einige Umstände nachholen. Dem Verzeichniß nach sollen es 25. Briefe seyn, davon aber Anfangs nur 10. gedruckt worden. Indessen sagt der Verfasser, welcher dem Vorberichte zufolge Hr. J. C. Lavater ist, daß diese ersten 10. Briefe der schwerste Theil des Weges sind, den er zurücke zu legen, übernommen. Sodann können zwar diese Briefe als Aussichten in die Ewigkeit für sich gelesen werden: sie sind aber nur gewissermaßen der Vortropp zu einem größern Werke, zu einem Gedichte, welches solche Aussichten in ein wirkliches Gemählde verwandeln solle. Hr. L. wünschte einem solchen Gedichte alle Richtigkeit in den Vorstellungen, alle Grade der Wahrscheinlichkeit und Gewißheit und alle Vollständigkeit zu geben. Und da allerdings mehrere Augen auch mehr sehen können, so wünscht er zu den Gedanken, die er selbst in diesen Briefen vorträgt, noch mehrere, und besonders auch eine vorläufige Beurtheilung derselben. Diejenigen Gelehrten, zu welchen er das hiezu erforderliche Zutrauen hat, macht er in dem Vorberichte größtentheils nahmhaft. Da wir glauben, er werde denselben seine Briefe, so sehr sie auch sämtlich an Hrn. Zimmermann gerichtet sind, mit guter Gelegenheit zugeschicket haben, so werden wir uns hier nicht damit aufhalten, sondern die Briefe in Verhältniß auf das Gedicht betrachten, zu welchem sie theils die Anlage theils den Stoff anzeigen. Hr. L. ist unschlüßig, ob das Gedicht ganz, oder nur zum Theil, oder gar nicht in Prose oder Versen geschrieben werden solle. Hierüber erwartet er die Entscheidung von Hrn. Zimmermann, und wünschte auch aus den Meynungen aller Dichter und Kunstrichter eine Wahl zu treffen. Alexandrinische Verse, wie Hallers Ursprung vom

Uebel, sollten zum raisonirenden Theile gebraucht werden, aber unausstehlich würde Hr. L. das Gedicht finden, wenn es durchaus in solcher Versart geschrieben werden sollte. Und doch scheint ihm eine abwechselnde Versart auch nicht einen allgemeinen Beyfall zu erhalten. Der raisonirende Theil soll eigentlich die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, von der Göttlichkeit der Schrift und von der Auferstehung enthalten, und theils auch den Vortrag einiger besondern Lehren von den Bestimmungen des Menschen nach dem Tode. In allen diesen Stücken äußert Hr. L. mehrere besondere Gedanken. Sein Gedicht solle nicht à la portée de tout le monde geschrieben werden. Dieser Vorsatz dürfte zu einer Zeit widersinnig klingen, wo man je länger je dreister fordert, daß auch die schwersten Sachen selbst in den Wissenschaften auf eine jedermann verständliche Art vorgetragen werden sollen, wo eine sogenannte populaire Weltweisheit als das einige nothwendige angesehen, und alles, was Nachdenken erfordert, mit Grillen und Schulweisheit, vermengt, und ungefehr eben so wie die Trauben in der Fabel, die zu hoch hiengen, als unreif vorgegeben wird. Allein Hr. L. rechtfertigt sich mit Gründen, die verdienen nachgelesen und beherziget zu werden. Er führt zwar nicht an, daß Horaz selbst den Dichtern anräth: contentus paucis lectoribus. Aber er will wenige Leser, weil er weis, daß es in der Welt und in wichtigen Dingen auf wenige ankömmt, und daß, wenn diese wenige in einem Tone anstimmen, das ganze Chor den Ton endlich auch treffen lernt. Allerdings geht es auch an, daß man, anstatt sich zu dem Publiko herabzulassen, sich bemüht dasselbe zu sich zu erheben. Daß es oft glücklich gelungen, erhellet daraus, weil sonst Europa noch in einer Afrikanischen Barbarey oder Cimmerischen Fin-

kenntniß wäre. Wir wünschen Hrn. L. den Muth, die Uebung und die Talente zu einem Gedichte, welches der Würde nach neben Klopstocks Meßiade seyn könnte, so wie es dem Innhalte nach die ewigen Folgen der hohen Versöhnung vorbilden solle. Hr. L. sieht die gemeinen und selbst auch die metaphysischen Beweise der Unsterblichkeit der Seele als bloße Vermuthungsgründe an, und hält jeden einzeln Beweis für zu schwach. Indessen ist er weder so unbedachtsam noch so unbillig, wie noch neulich ein anderer Verfasser, daß er *allen* solchen Beweisen zusammengenommen eine zureichende Stärke absprechen, oder um jeden einzeln zu schwächen, die Summe von allen mit Stillschweigen übergehen sollte. Nur sagt er, daß dadurch das Gegentheil nicht schlechterdings unmöglich gemacht werde, wie dieses doch bey vollkommenen Demonstrationen statt habe. Hier wird wohl in dem Worte eine Zweydeutigkeit liegen. Denn eine Demonstration, die das Gegentheil schlechterdings unmöglich macht, kann hier weder verlangt noch gegeben werden, weil die Seele eben so wie Gott selbständig seyn müßte, und so würde zu viel bewiesen. Da aber das Gegentheil der göttlichen Vollkommenheiten in Gott schlechterdings unmöglich ist, so wird dennoch die Unsterblichkeit denkender Wesen nothwendig, sobald sie mit diesen Vollkommenheiten in solcher Verbindung steht, daß sie dabey wesentlich oder eine Folge davon ist. Dahin gehört der längst bekannte und auch den einfältigsten faßliche Begriff von Belohnungen und Strafen. Dahin gehört die zugleich damit verbundene Aufklärung dessen was in gegenwärtigem Leben Labyrinth war. Dahin gehört die ebenfalls damit verbundene an Tag Legung der verborgensten göttlichen Führungen, und die daher entstehende Verherrlichung und Anbetung. Dahin gehört, daß dieser

 Be-

Verherrlichung, so sehr sie eine Hauptabsicht ist, der größte Theil der Mittel fehlschlagen würde, da der Menschenkeine, wie sie Hr. L. nennt, unzähligmal mehr sind, als der gebohrnen, da ferner von den gebohrnen die Helfte vor dem Gebrauche der Vernunft wegstirbt, und von den übrigen, die zum Gebrauch der Vernunft kommen, kaum der hundertste, kaum der tausendste seine Gedanken auch nur einige Stuffen über den Staub erhebt. Dahin gehört, daß wenn alles mit dem Tode aus ist, etwas, eine wirkliche Realität aus der Schöpfung wegfällt. Und dieses ist die Fähigkeit zu Denken und zu Wollen, das wirkliche Denken und Wollen nebst allen Folgen. Ein Umstand, der nicht einmal bey der toden Materie des Leibes vorkommt, als welcher, wenn er auch vermodert, alle seine Theilchen und materiellen Kräfte behält und dadurch, daß sie zu neuen Thätigkeiten gebraucht werden, zu fernern Absichten dient, die lange nicht so unmittelbar an die Hauptabsicht der Schöpfung grenzen, als das Denken und Wollen, die Quelle eigener Thätigkeiten. Betrachtungen von der Art lassen sich mit den göttlichen Vollkommenheiten in sehr unmittelbaren Zusammenhang bringen und erhalten dadurch eine ihnen eigene Art von Nothwendigkeit und Unmöglichkeit des Gegentheils. Es lassen sich aber auch ohne Rücksicht auf die Nothwendigkeit, Betrachtungen machen, die auf das seyn werden gehen, wenn sie gleich nicht ein seyn müssen nach sich ziehen. So z. E. hat die Seele bereits, was zur Fortdauer und Unsterblichkeit erfordert wird. Es muß ihr nicht erst gegeben werden, wie dem Leibe die Auferstehung. Die Seele ist an sich schon einfach und unverweßlich. Das Denken und Wollen gehört mit zu ihrem Wesen. Der Staub, in den sie in diesem Leben eingekerkert ist, ist ihren geistigen Fähigkeiten viel-

vielmehr hinderlich als beförderlich, und läßt ihr, wie Haller sich ausdrückt, nur durch fünf Oefnungen den Weg zum Licht der Wahrheit offen. Laßt sie nur frey werden, sie wird dem Schmetterling gleichen, der aus dem Püppchen herausfährt, in dessen Schale seine Flügel zusammengeschrumpft waren, und worinn er kaum Nahrung einzuziehen die Freyheit hatte. Es ist aber nicht blos an dem, daß die Seele ihrem Wesen nach nur unsterblich seyn kann. Ein innerer Ruf sagt ihr, daß sie es seyn werde, daß ihr Ziel so weit geht, als der Wirkungskreis ihres Denkens und Wollens, mit einem Worte, ins Unendliche und Ewige. Sie bebt mit unwiderstehlichem Grauen vor dem bloßen Gedanken der Vernichtung zurücke, und kann dabey Gott nicht als die Liebe, nicht als den Gott der Lebendigen denken. Eine unauslöschliche Begierde nach dem Unendlichen belebt ihr innerstes Wesen, und tief eingegraben verdrängt sie alles was nicht ewig ist. Ist die Seele zur Ewigkeit bestimmt, so ist es natürlich zu schließen, daß sie Empfindungen davon habe. Schwerlich aber wird ihr etwas tiefer eingeprägt seyn, als das Grauen vor der Vernichtung und die Begierde nach dem Unendlichen und Ewigen. Von daher nimmt sie zum Guten Beweggründe, die alles endliche unendlich überwiegen. Und so müßte, wenn keine Unsterblichkeit seyn sollte, das Gute, eine unendliche Chimäre zu seiner absolutesten Stütze haben. Man wird doch wohl hiebey denken: Ablit blasphemia dicto. Man wird es auch denken, wenn man einräumen müßte, daß es in dem Werke des Allerweisesten Mittel gäbe, die unendlich weiter, als ihre Absicht, und Kräfte, die unendlich weiter als ihr Ziel reichen. Und doch wäre dieses bey dem Unthätigwerden und mehr noch bey dem Vernichten eines denkenden Wesens. Endlich sollen sich, da die Unsterblichkeit ein unendlicher Vorzug

ist, auch Proben davon finden lassen. Der Mensch ist dadurch unendlich edler als jeder Körper von blossem Staube gebildet, als jedes der Unsterblichkeit unfähige Geschöpfe. Man lasse die Bestimmung der Thiere und ihrer Seelen unerörtert. Aber, so wie Menschen und Thiere jetzt sind, haben jene vor diesen einen Vorzug, der nicht blos den Graden und der Art nach, sondern so zu reden, der Dimension nach verschieden ist, bey den Thieren ist die Vollkommenheit ihrer Art eine beständige Einheit, die immer bleibt, was sie einmal ist. Bey dem Menschen, und sogar bey dem ganzen menschlichen Geschlechte, kann sie, und zwar nach mehrern Dimensionen, zu jeder Grösse anwachsen. Und wenn auch bey Pflanzen und Thieren die Vollkommenheit bis zu einem gewissen Grade anwachsen kann, so hängt dennoch auch dieses von der menschlichen Cultur ab, als ohne welche sie in ihrer natürlichen Wildheit bleiben würden. Jedoch wir wollen diese Betrachtungen Hrn. Lavater zu seinem beliebigen Gebrauche überlassen. In seinem Gedichte müssen sie immer mit noch mehrern andern zusammengenommen werden. Und da kömmt es, weil ein Dichter seine Argumente nicht vorzählt, noch zusammenrechnet, auf eine gute Anordnung und den größten möglichen Nachdruk an. Hr. L. ist indessen nicht gesonnen, bey blos philosophischen Betrachtungen stehen zu bleiben. Auch die Offenbarung soll ihm Gründe geben, und zwar um so viel mehr, weil er sein Gedicht auf die Auferstehung und überhaupt auf die Folgen der Erlösung ausdehnt. Dieses zieht bey ihm noch andere raisonnirende Theile in seinem Gedichte nach sich, welche sich auf faßliche Beweise von der Nothwendigkeit und Wirklichkeit einer Offenbarung beziehen. Hr. L. hält den Beweis einer Offenbarung für den größten Theil der Menschen faßlicher, als die philosophischen Beweise für die Unsterb-

lich-

lichkeit der Seele. Allein, vielleicht hat der gemei
Mann nur nicht Spitzfündigkeit genug, wider sei
Unsterblichkeit Zweifel zu suchen, die ihm ganz gewi
klarer und deutlicher einleuchtet, als manchem Phil
sophen, der die Kunst nach Regeln gelernt hat, si
mit Zweifeln zu quälen, und Schwürigkeiten zu träu
men wo keine sind) oder die Stimme der Natur z
verkennen, wo sie auch dem einfältigsten vernemlich i
Indessen werden allerdings solche Beweise für die O
fenbarung das Gedicht des Hrn. L. vollständiger m
chen, als es sonst seyn würde. Er giebt auch eine Prob
von der Art, wie er dabey raisonnirt, ohne sie für vol
ständig auszugeben. Dieses wird es entschuldige
daß er z. E. mehr von den Wunderwerken der Aposte
als von denen spricht, die Christus selbst gethan, un
überhaupt Christum mehr menschlich als göttlich b
trachtet. Wir wollen daher keine Folgen daraus zi
hen. Des Hrn. L. Gedicht sollte, wie Klopstocks Me
siade, keiner christlichen Sekte eigen seyn, und si
noch vielweniger auf die Seite einer nirgends her
schenden Kirche lenken, weil auch ein Socinianer, od
ein Pelagianer, es ihm nicht übel deuten kann, wen
Hr. L. sich in Absicht auf besondere Lehren nach de
öffentlich angenommenen Lehrgebäuden richtet. A
diesem Grunde würde wohl auch die Lehre von ein
doppelten Auferstehung, dem zwischen beyden Aufe
stehungen erfolgenden tausendjährigen Reiche, der allg
meinen Bekehrung der Juden, und der Regierun
Christi zu Jerusalem rc. wobey Hr. L. sich in den Bri
fen lange aufhält, wegbleiben müssen. Hr. L. schei
indessen daraus ein Hauptstück seines Gemähldes z
machen, und geht so weit, daß er wünscht unsträfli
zu leben, damit er an der ersten Auferstehung und a
der Regierung des tausendjährigen Reiches Anth
haben möge rc. Alles dieses läßt sich zumal in eine

Gedichte weder in Form demonstriren, noch mit solchen Zügen vormahlen, die eine unzertrennliche Glaubwürdigkeit nach sich ziehen, oder den Beyfall abnöthigen. Und wo dieses nicht ist, da werden es für die Leser weiter nichts als neuerdachte Elysäische Felder seyn. Indessen will doch Hr. L. sein Gedicht zu mehr als einen bloßen Gedichte oder Spiel des Witzes machen. Endlich sucht Hr. L. auch bestimmtere Begriffe von dem Himmel und der künftigen Bestimmung der Menschen auf, und besonders hierinn wünschen wir, daß er reich an glücklichen und beweisbaren Erfindungen seyn möge. Miltons Himmel ist eine mit Bergen besetzte Ebene, wie eine in freyen Raume schwebende Insel, über deren Bord die Teufel herunter geschmissen werden, kurz, ein bloßes poetisches Bild, welches Milton gebrauchte, nur vom Himmel menschlich reden zu können. Klopstock, welcher copernikanischer Denken gelehrt, stellt den Himmel als einen Raum mit Sternen umgeben vor, in welchem ätherische Stuffen von Engeln besetzt zum Throne des Ewigen hinauf gehen. Hr. L. nimmt neuere Bemerkungen und sucht den Himmel auf demjenigen Körper, um den sich der ganze Weltbau, als um seinen Mittelpunkt, herumdreht. Dieser Körper ist nach Hn. L. der Inbegriff und Sammelplatz der größten Vollkommenheiten, und der Ort der persönlichsten göttlichen Gegenwart, organisirt und von unermeßlicher Größe. Daselbst ist das Jerusalem das droben ist, das wahre Urbild des Tempels und des Allerheiligsten, wo der ewige Hohepriester eingeht rc. Da sollen die Gläubigen mit Christo herrschen, ganze Weltsysteme werden ihnen anvertraut werden rc. Hr. L. läßt sich auch den Sembeckschen Satz einleuchten, daß die Menschen an die Stelle der verstoßenen Engel kommen, und daher ihre Gewalt, Macht, Herrschaft rc. erhalten sollen. Man siehe

aus

aus dieser kurzen Anzeige, daß Hr. L. auf sehr bestimmte Sätze denkt, die zugleich sein Gedicht sehr sinnlich machen werden. Indessen fehlt es bey solchen Sätzen leicht an der durchgängigen Richtigkeit, und Hr. L. thut sehr recht, daß er sie vorläufig mehrern Gelehrten zur Prüfung übergiebt. Denn bey Dingen, die kein Auge gesehen, kein Ohr je gehört hat, und die in keines Menschen Sinn je gekommen sind, fällt es allerdings nicht leicht, ausführlich, bestimmt und richtig zu seyn.

Der zweyte Theil, den wir eben erhalten, fängt mit einer langen Vorrede an. Hr. L. hatte sich über den ersten Theil Anmerkungen, Erinnerungen, Entscheidungen ausgebeten. Er erhielt solche vermuthlich gebeten und ungebeten, und so fängt er hier an, weitläuftig zu zeigen, daß er bey seinen ersten Meynungen, wenigstens größtentheils bleibe. Hr. L. muß also sich nicht Anmerkungen, Erinnerungen ꝛc. sondern Beyfall ausgebeten, oder wenigstens statt jener diesen erwartet haben. Dies ist der gewöhnlichste Fall bey Dichtern, und auch bey Weltweisen und Theologen. Sie sehen ihre Fehler und Uebereilungen nicht als Rechenfehler an, und fügen ihren Schriften weiter auch nicht das salvo errore calculi bey. Wir hatten die Recension des ersten Theils meistens zum Behuf des Verfassers und seines künftigen Gedichtes eingerichtet. Der zweyte Theil giebt uns nicht so viel Anlaß dazu, und es deucht uns, daß Hr. L., ohne daß er es sogleich einsehe, sich selbsten eine deductio ad absurdum errichte. Von den im ersten Theil versprochenen 25. Briefen, kömmt hier nur noch der 11. und 12te zum Vorschein, und wenn Hr. L. in gleicher Verhältniß weitläuftiger wird, so liefert er uns eine kleine Bibliothek, ehe er anfängt an dem Gedichte zu arbeiten. Indessen betrachtet Hr. L. hier

sehr

sehr umständlich die Vollkommenheit des auferstehenden Leibes und seine physischen Kräfte. Diese dehnt er bis zur Herfürbringung ganzer Weltsysteme aus, und bey ersterm zeigt er auch, wie der Leib in allen Absichten vollkommener werden könne. Es sind aber meistens Dinge, die das Aug sehen, das Ohr hören kann und die in eines Menschen Sinn kommen können, und so scheinen es nicht Dinge des dritten Himmels zu seyn, die kein Mensch aussprechen kann. Es kann aber seyn, daß alles dieses in dem Gedichte selbst, und mit poetischen Farben ausgemahlt, weniger schwärmerisch klingen will, um so mehr, da man eine kleine Schwärmerey immer lieber dem Dichter als den Philosophen erlaubt.

E.*

VI.

Das gelehrte Deutschland. Oder Lexicon der itztlebenden deutschen Schriftsteller, zusammen getragen von *Georg Christoph Hamberger*, Prof. der Gelehrten Geschichte auf der Universitæt zu Gœttingen. Drey Abschnitte, und erster Nachtrag. Lemgo in der Meierschen Buchhandlung 1767. 1768. zusammen 44 Bog. in gros 8.

Dies ist ein sehr nützliches aber auch zugleich sehr mühsames Unternehmen, das viele Leute wünschen vollführet zu sehen, und wenige ausführen möchten. Man muß also demjenigen, der diese mühsame Arbeit hat auf sich nehmen wollen, danken. Es ist in vielen Fällen angenehm, die sämtlichen lebenden deutschen Gelehrten zu übersehen, und

da allenthalben ihre Schriften und ihr zeitiger Aufenthalt genau angezeiget sind, so ist dies ein ziemliches Hülfsmittel zur neuern Gelehrten Geschichte. Das im dritten Abschnitte befindliche Verzeichniß der Gelehrten, nach den Provinzen, wo sie leben, kann demjenigen, der sie und ihre Werke schon kennet, Gelegenheit zu vielen nützlichen Anmerkungen geben.

In Frankreich hat man schon lange die sogenannte France litteraire. In Deutschland hingegen, ist dies unsers Wissens, das erste Werk von dieser Art. Es ist, bey dem grossen Umfange von Deutschland, nicht wohl möglich, daß es auf einmal hat können vollkommen seyn. Daher ist dem dritten Abschnitte schon ein ziemlich starker erster Nachtrag beygefügt, dem vermuthlich, dem Versprechen des Verf. in der Vorrede zu folge, mehrere folgen werden; doch wünschten wir auch bald eine vermehrte Auflage, in welcher alles in einer einzigen alphabetischen Ordnung gebracht würde, weil dadurch das Nachschlagen sehr erleichtert wird.

Billig sollte jeder Gelehrte dem Verf. Beyträge zu mehrerer Vollkommenheit dieses nützlichen Werks liefern. Wir wollen daher auch, was uns beym Durchlesen beygefallen ist, hieher setzen:

Jacob Adlung ist tod, wie man aus der nach seinem Tode herausgegebenen Musica *mechanico Organopoeti*; ersiehet.

Bey Joh. Fr. Agricola, ist sein wichtigstes Werk, nämlich die mit Anmerkungen herausgegebene Abhandlung des Tosi von der Singekunst vergessen.

Joh. Lüder. Albrecht, ist unsers Wissens schon gestorben.

Der Marquis d'Argens fehlt. Der, weil er sich seit mehr als zwanzig Jahren in Deutschland beständig aufgehalten, wohl hieher gehörte.

G. F. Baermann, ist tod.

C. F. Bahrdt, ist itzt Prof. in Erfurt.

E. G. Baron, ist schon vor 8 Jahren gestorben.

Georg Bauer, ist gestorben.

David Becher, D. d. A. G. zu Prag fehlt. Er hat geschrieben Abhandlung vom Carlsbade 1 Theil.

Bodmer hat den geprüften Abraham nicht geschrieben, sondern Wieland.

Adam Anton Brunner, Wundarzt zu Wien, der eine Einleitung zur nöthigen Wissenschaft eines Zahnarztes, Wien 1766. in gr. 8. herausgegeben hat, fehlet.

Joh. Lud. Buchwitz, ist Prediger zu Crevase in der Altemark. Man hat auch von ihm Betrachtung über die Sünde wider den heil. Geist. Hamb. 1764. 8.

A. E. von Büchner, ist kürzlich gestorben.

Burkhard, ein Jesuit im Oesterreichischen, der eine Abhandlung von Schäfergedichten geschrieben hat, fehlt.

Jacob Carpov ist tod.

David Cranz, ist Prediger zu Ryksdorf, nahe bey Berlin.

J. C. von Dreyhaupt ist tod.

J. J. Eberlen, hat noch eine Sammlung von Oden, von ihm selbst in Musick gesetzt, Leipzig 1765. in Folio, und den ersten Band seiner Gedichte, Wien, 1767. in gr. 12. herausgegeben.

Georg Rudolph Fäsch ist Obrist.

Füßli, der die Geschichte der Mahler geschrieben hat, und der, der das Künstlerlexicon herausgegeben hat, sind zwey Personen, jener heißt Johann Caspar und dieser Johann Rudolph.

von Gerstenberg hat auch die Briefe über die Merkwürdigkeiten der Litteratur herausgegeben.

Salomon Geßner ist zugleich Rathsherr seiner Vaterstadt Zürich.

Gleim

Gleim heißt nicht mit dem Vornamen Friedrich Wilhelm, sondern wenn wir nicht irren, Johann Wilhelm.

N. N. Götz fehlet, von dem man eine Uebersetzung des Anakreon, Frf. am M. 1746. in 8. Zweyte Auflage, Carlsruhe 1760. in 8. und andere sehr schöne Gedichte hat.

Johann Friedrich Gräfe, Geh. Secretair zu Braunschweig, fehlt. Er hat herausgegeben: Sammlung von Oden, in Musik gesezt. Halle, 1740. in 4 Bänden in 4. Oden und Schäfergedichte, in Musik gesetzt. Leipzig, 1744. in Fol. Funfzig Psalmen, Oden und geistliche Lieder, in Musik. Braunschweig, 1760. in Fol. l'Amour Cantate par Destouches, mise en Musique. Berlin, in Fol.

Simon Grynäus hat noch herausgegeben: Uebersetzung des Buchs Hiob. Basel, 1767. in 4.

J. A. Grotjahn, der Verfasser verschiedener bekannter Gartenbücher, fehlt.

C. G. Hase ist todt.

C. H. von Heineken fehlt: Er hat herausgegeben: Pflichten des Menschen, oder die ganze Moral im Zusammenhange. Dreßden, 1738. 8. Longin von Erhabenen, aus dem Griechischen übersetzt. Dreßden, gr. 8. Nachricht von Künstlern und Kunstsachen. Wien, 1768. gr. 8.

G. Heinsius ist todt.

Friedrich Hennert, Prof. der Mathematik zu Utrecht, geb. zu Berlin, 1734. fehlt. Er hat in lateinischer Sprache verschiedene mathematische Schriften herausgegeben. Auch hat er bey der Akademie zu Berlin einmal den Preiß erhalten. Die Preißschrift ist unter dem Titel: Dissertation sur la vis d'Archimede zu Berlin in 4. gedruckt.

von H. D. Hermes, hat man auch Geschichte der Miß Fanny Wilkes. Leipz. in 8.

Heu-

Heufeld heißt mit dem Vornamen Franz. Man hat von ihm noch mehrere dramatische Stücke und kritische Schriften.

J. C. Herbach, der Verf. eines Werks: Europäische Wechselhandlung. Nürnberg, 1757. in Fol.

Georg Heuermann, Prof. der Arzneygelahrheit, zu Kopenhagen, fehlt. Man hat von ihm: Physiologie 4 Th. Kopenhagen. 8. Abhandlung von Chirurg. Operationen. 3 Th. Kopenhagen, 1754. bis 1757. 8. Bemerkungen und Untersuchungen in der ausübenden Arzneygelahrheit. 2 Th. Kopenhagen, 1765. gr. 8

Unter J. F. W. Jerusalems Schriften fehlt: Betrachtungen über die mosaische Religion. Braunschw. gr. 8. (ohne Namen)

von Justi, ist von dem ihm im Supplementen beygelegten Amte schon seit einigen Jahren abgesetzt.

J. F. von Kessenbrink, ist erster Präsident der K. Regierung zu Stettin. Von seinen Schriften fehlt: Des Pommerschen Patrioten Unterricht, von Münzwesen. (ohne Namen) 1764. in 4. Des Pommerschen Patrioten zweyter Unterricht, von dem eigentlichen Werthe eines Pommerschen Guldens, seit 1529. Stettin, 1767. in 4.

J. Klefecker, ist, wo wir nicht irren, der Herausgeber der Sammlung von Hamburgischen Gesetzen, in 7 Bänden. Hamburg, 1765. bis 1769. in gr. 8.

Christian Gottfried Krause, Advocat in Berlin, fehlt. Gebohren zu Guhrau in Schlesien, 172.... Er hat geschrieben: Von der musikalischen Poesie. Berlin, 8. Und ist der Sammler und Herausgeber der Melodien zu den Liedern der Deutschen.

Peter Kretschmar, ist todt.

Krubsacius hat noch geschrieben: Abhandlung über die Verzierungen (ohne Namen) 8.

Lambert heißt mit den Vornamen Johann Heinrich.

Bey G. E. Leßing, ist sein Antheil an den Beyträgen zum Theater, und an den ersten acht Bänden, Briefe die neueste Litteratur betreffend, vergessen. Hingegen ist der Schlaftrunk, ein Lustspiel, bisher weder aufgeführt, noch gedruckt worden. Die Arzneyen, Berlin, 1759. 12. sind nicht von ihm, sondern wenn wir nicht irren, von dem verstorbenen Feldprediger Lieberkühn, dem Verf. der Fabeln nach dem Phädrus, der Possen und vieler andern Gedichte mehr.

Johann Gottfried Leßing, Prediger zu Camenz, (der Vater des Dichters, geb. 16..) fehlt. Er hat vor etwa 40 Jahren verschiedene theologische Schriften geschrieben, und aus dem Engl. übersetzt.

Leyding hat Oden mit Melodien in zween Theilen herausgegeben.

Ebendas. S. 661. ist Lipperts lateinische Dactyliotheca in 2 Theilen in 4. vergessen.

Bey J. F. Löwe, der eigentlich Löwen heißet, ist vergessen, daß er die hamburgischen Beyträge in 3 Bänden in 8. herausgegeben, und auch an den Unterhaltungen Antheil gehabt hat.

Bey F. W. Marpurg fehlt dessen Kunst sein Glück spielend zu machen, oder Nachricht von der Zahlenlotterie, Hamb. 4.

Moses Mendelssohn ist 1729. im August in Dessau gebohren. Von seinen Schriften fehlen philosophische Gespräche, Berlin, 8. Rousseau von der Ungleichheit unter den Menschen, übersetzt, Berlin, gr. 8. Pope, ein Metaphysicker! Berlin, gr. 8. (in Gesellschaft mit Leßing verfertiget) Sein Antheil an den vier ersten Bänden der Bibl. der schönen Wissenschaften, und den Briefen die neueste Litteratur betreffend. Verschiedene Ge-

 dichte

dichte aus dem hebräischen übersetzt, in den Beschäftigungen des Herzens, Berlin, 8. auch einige Schriften in hebräischer Sprache. Der moralische Prediger, der Anfang eines hebräischen Wochenblatts, Berlin, 1750. in gr. 4. באור מלות ההגיון להרמבם 4. (Commentarius über Maimonides Erklärung logikalischer Worte) Erste Auflage. Frf. an der Oder, etwa 1760. Zweyte Auflage, Berlin, 1764. באור קהלת (Commentarius über den Prediger Salomons.) ist gegenwärtig unter der Presse.

W. E. Neugebauer ist zu Wien gestorben.

E. Nichelmann ist schon lange gestorben.

Bey Fr. Nicolai (geb. zu Berlin, 1733.) fehlt: Untersuchung, ob Milton sein verlohrnes Paradies aus lateinischen Schriftstellern ausgeschrieben habe, Halle, 1753. in 8. Briefe den itzigen Zustand der schönen Wissenschaften betreffend, Berlin, 1755. in 8.

Matthias Oesterreich, ist K. Gallerieinspector in Potsdam.

Bey Joh. Sam. Patzke fehlt: Terenz Lustspiele aus dem lateinischen übersetzt, 1753. 8. Lieder und Erzählungen, 3 Theile, gr. 8. Halle, 1754.

Bey J. von Petrasch fehlen: Gedichte eines Sclavoniers, 2 Theile, 1767. 8.

J. A. Philippi ist K. Policeydirector zu Berlin.

S. 317. Piger, ließ Piper.

Carl Ludwig Freyherr von Pöllnitz, K. Preuß. erster Cammerherr fehlet. Seine Memoires et Lettres sind bekannt.

Bey C. W. Ramler fehlt: kritische Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit auf das Jahr 1750. Berlin, 4. (in Gesellschaft mit Langemack, Sucro und Sulzer.) Sammlung der

besten

besten deutschen Sinngedichte, 1 Theil, Riga, 1766. 8. Oden, Berlin, 1768. 8. Hingegen sind Gespräch mit der deutschen Muse; Petrarchische Gedichte; Sieben kleine Gedichte; Lob des Landlebens, nicht von ihm, sondern von Gleim.

Bey G. C. Reichel fehlt: Dispensatorium oder Arzneybuch aus dem Engl. übersetzt, 5 Theil. Hamburg, 1768. gr. 8.

H. S. Reimarus ist tod.

Bey F. G. Resewitz fehlt: Abhandlung über das Genie in den Berlinischen Sammlungen vermischter Schrifften. Conybeae Vertheydigung der Religion, aus dem Englischen übersetzt, Berlin, 1760. 8.

Bey A. Schaarschmidt fehlt: Chirurgische Operationen. Erstes Stück von der Onkotomie, Rostock, 1762. 8.

J. D. Schmitzer ist gestorben.

Der Freyherr von Schönaich ist unsers Wissen itzt nicht in Kriegsdiensten.

F. J. W. Schröder, war vor kurzem Brunnenmedicus zu Hofgeismar, soll aber von da nach Marburg berufen seyn. Er hat ausser den angeführten noch geschrieben: Lyrische und epische Poesien, Halle 1759. gr. 8. Von schmerzstillenden Mitteln, Quedlinb. 1763. 8. Schreiben an Hrn. Leßing, die allgem. deusche Bibl. betreffend. 1769. gr. 8.

Carl Schumann, ist Advocat zu Berlin.

Hr. Prof. Schwabe hat Saurins Predigten nicht übersetzt, sondern der verstorbene A. G. Rosenberg, Prediger zu Mertschütz in Schlesien.

von Senkenberg, ist gestorben.

J. E. Silberschlag, ist itzt K. Pr. Oberconsistorialrath, Pastor an der Dreyfaltigkeitskirche, und Director der Realschule zu Berlin.

Hr. O. C. R. Spalding, ist nicht Verf. der frommen Entschließungen.

Es fehlt. C. W. F. Struve, D. der A. G. zu Dreßden. Er hat geschrieben: Gesundheits- und Schönheitspflichten des Frauenzimmers, Dreßden 1754. 8.

Freyherr van Swieten. Androphili Asclepiadei Liber de conservanda Sanitate *Viennae.* 1748. 8. wird für desselben Arbeit gehalten, ob mit Recht, können wir nicht entscheiden.

Wilhelm Moritz von Thümmel, ist F. Coburgischer Geheimer Rath.

Bey J. D. Titius, fehlet die neue Ausgabe von Trüblets Versuchen, und dessen gemeinnützige Abhandlungen.

Johann Tompson, ist gestorben.

J. F. von Uffenbach, ist gestorben.

Nicht J. P. Uz, sondern Götze ist Verf. der Oden Anakreons, Frf. 1746. und Carlsruh, 1760.

von Waasberg, Schöppenherr zu Danzig, fehlet. Er hat geschrieben: der Freydenker, eine Wochenschrifft 1741. N. Aufl. 1766. Sendschreiben an verschiedene Personen 1747. N. Aufl. 1769.

Bey C. F. Weiße, fehlen, dessen scherzhaffte Lieder.

Bey Ignaz Weittenauer, fehlt: Zweifel von der deutschen Sprache, Augspurg 1764. 8.

J. C. Wöllner, lebt in Berlin.

Joh. Lucas Woltersdorf, Prediger an der St. Gertrauts Hospitalkirche zu Berlin fehlt. Er hat geschrieben: Mineralsystem in Classen-Ordnungen rc. Berlin 1748. 8. desgleichen verschiedene Predigten.

Bey C. G. von Zwierlein, fehlt: Briefe über das Reichscammergericht, Berlin (Frf. a. M. 1767.) 8.

H*.

VII.

VII.

Shakespears theatralische Werke, aus dem Englischen übersetzt von Hrn. Wieland. Zürich bey Orell, Geßner und Compagnie, sechster Band 1765. 27 Bogen. Siebenter Band 1766. 31 Bog. Achter Band 1766. 25 B. in groß 8.

Mit dem achten Bande ist diese Uebersetzung vollendet. In der Bibl. 1 Bandes 1 St. S. 300. hatte ein Recensent unter andern geurtheilet: „von Rechtswegen sollte man einen Mann, „wie Shakespeare, gar nicht übersetzen.„ Desgleichen, „Hr. Wieland scheine seinen Autor noch nicht genug „studiret zu haben.„ Hierüber scheint Hr. W. in der Vorrede zum achten Bande ein wenig ungehalten zu seyn. Der Recensent hatte sich freylich zu kurz und vielleicht zu dreist ausgedrückt, er glaubte, vernünftige Leser würden die Einschränkungen, die sich von selbst verstehen, auch von selbst hinzuthun. Wir wollen uns hier etwas genauer erklären. Da Shakespeare einmal hat übersetzt werden sollen, so haben wir uns freylich Glück zu wünschen, daß ein Mann von des Hrn. Wielands Verdiensten, sich damit hat beschäftigen wollen, und daß nicht etwa ein armseliger Buchhändlersclave, in einer unglücklichen Stunde auf den Einfall gekommen ist, sich derselben zu unterziehen. Der Rec. hat wohl geglaubt dieses voraus setzen zu können, ohne es ausdrücklich zu sagen.

Er glaubt nicht, daß eine Uebersetzung des Shakespeare ganz unnütz wäre, aber ist noch der Meynung, daß eine solche Uebersetzung schwerlich einen so großen Nutzen haben werde, als man bey dem ersten Anblicke

blicke davon erwarten sollte, oder die der unendlichen Mühe entspräche, die eine solche Uebersetzung durchaus verursachen muß. Diese Einschränkung hat er im Sinne gehabt, als er sagte: „man solle einen „Mann, wie Shakespeare, lieber gar nicht übersetzen.„ Seine eigne Empfindung und Erfahrung hatte ihn gelehrt, wie gut man der engländischen Sprache kündig seyn, wie sehr man den engländischen Humor müsse kennen lernen, und wie man mit dem alten den Shakespear nicht sowol lesen, als eigentlich studiren müsse, um den wahren Geist dieses großen Mannes einzusehen. Von diesen Gedanken voll, schien es ihm unmöglich, daß ein Leser von der genauen Kenntnis der engländischen Sprache und des engländischen Humors entblößet, aus einer Uebersetzung, die durchaus nicht ganz vollkommen seyn konnte, sich einen ganz richtigen Begriff von Shakespeare sollte machen können. Er dachte also weniger daran, das Verdienst der Uebersetzung zu bestimmen, als die Leser der Uebersetzung zu warnen, daß sie nicht etwa glaubten, Shakespears Geist aus der Uebersetzung ganz kennen zu lernen, und ein zu schnelles Urtheil davon zu fällen, denn warlich, auch ohne Schuld des Uebersetzers, könte dies falsch ausfallen, blos, weil dem Leser die Vorbereitung mangelt, daß er die Schreibart, die Sitten, die Laune der Engländer überhaupt noch nicht kennete, und dies ist ohne Kenntnis der engländischen Sprache kaum möglich.

Wie viel muß ein Shakespeare nicht in jeder Uebersetzung verliehren! Nicht blos, weil er ein Schriftsteller ist, der so viel eigenthümliches und so viel Nationallaune in seiner Sprache hat, sondern auch weil er voller kühner und außerordentlicher Metaphern, Anspielungen und Gleichnisse ist, die in einer fremden Sprache immer weniger schicklich sind, weil

er

er voller Wortspiele u. dgl. ist, die, so seltsam sie sind, doch öffters in den Sinn so eingewebet sind, daß sie nicht wohl können weggelassen werden, und die in einer andern Sprache immer anstößiger seyn müssen.

Diese Schwierigkeiten hat Hr. W. an vielen Orten glücklich besieget, und wir finden viele Stellen ganz in Shakespears Geiste ausgedruckt; aber bey vielen andern können wir dies nicht sagen. Wir haben sehr oft gemerkt, daß Hr. W. Schwierigkeiten liegen läßt, die noch zu heben gewesen wären, daß er Nuanzen verwische, die er vielleicht ausdrücken können, und das sonderbare Colorit des Shakespearschen Styls, zuweilen ohne Noth und Wahl, noch sonderbarer machte. Hierzu kann vieles beygetragen haben, daß Hr. W. den reinen hochdeutschen Dialeckt nicht vollkommen in seiner Gewalt zu haben scheinet, die hochdeutsche Sprache ist, wie sie Hr. Klopstock sehr richtig bezeichnet, die Sprache der guten Schriftsteller und der guten Gesellschaften. Ihr Charakter ist, daß sie, überhaupt genommen, von allen Provinzial-Wörtern, Provinzial-Redensarten und Provinzial-Wendungen frey ist, und in einzelnen Fällen von diesen nur so viel gebraucht, als nöthig ist, um die verschiedenen Nuanzen der Charaktere und Denkungsarten auszudrücken. Wer diese Provinzial-Wörter, oder Redensarten, oder Wendungen, weil er sie nicht zu unterscheiden weis, ohne Wahl gebraucht, der verderbt sich die Gelegenheit, sie da anzubringen, wo sie Wirkung thun können. In seinen spätern Gedichten verräth Hr. W. zwar weit weniger Provinzialismus; allein die Sprachreinigkeit scheinet ihm Mühe zu machen, und diese Mühe hat er sich vielleicht bey prosaischen Schriften und Uebersetzungen nicht geben wollen.

Doch der Recensent hat auch gesagt: „Hr. W. „scheine seinen Autor nicht genug studiert zu haben.„

Man sondere von diesen Ausdruck, alles ab, was es für Hrn. W. beleidigendes haben kann, denn der Rec. ist sich bewußt, daß er Hrn. W. nicht hat beleidigen wollen. Hat er durch einen unbedachtsamen Ausdruck, zu einer widrigen Auslegung Gelegenheit gegeben, so thut es ihm sehr leid. Daß Hr. W. seinen Autor gar nicht studiret habe, — eine so abgeschmackte Meynung wird man dem Recensenten hoffentlich nicht zutrauen. Aber man kann einen Autor genug studirt haben, um ihn zu verstehen, um ein Gefallen an ihm zu finden, um seinen Geist im Ganzen zu erkennen, aber gerade einen Shakespeare genug zu studiren, um ihn zu übersetzen, ist noch eine ganz andere Sache. Es gehört dazu die zarte Empfindlichkeit und zugleich die Gabe, sich ganz in die Denkungsart eines andern zu versetzen, die Meinhard in so hohem Grade besas. Man kann ein großes Genie seyn, und diese nicht haben, ja einem Manne von so eigenthümlicher Laune, als Hr. Wieland, ist dies unter allem übrigen vielleicht das Schwerste.

Wir glauben, dies in der Uebersetzung der Shakespearischen Trauerspiele am meisten bemerket zu haben. Shakespeare braucht, in den am tiefsten eindringenden Situationen, oft ganz plane, platte, launigte, ja selbst ans komische gränzende Ausdrücke. Wer Shakespearen mehr als einmal gelesen hat, wird wissen, wie sehr oft diese niedrig scheinende Ausdrücke, den tiefen Eindruck, vermehren. Hr. Wieland, dessen Genie ihn mehr zum komischen zu leiten scheint, wird das ans komische gränzende, sehr oft, noch ein wenig komischer ausdrücken. Wie sehr öfters die Wirkung des Ausdrucks dadurch leide, läßt sich nicht beschreiben, sondern blos empfinden. Ja sehr öfters wird die Uebersetzung komisch, wo es der Grundtext gar nicht ist. Wir wollen nur folgende Stellen

aus dem Mohren von Venedig (in dem siebenden Bande der Uebersetzung) anführen, welches Trauerspiel wir besonders mit der Urkunde verglichen haben.

In der ersten Scene sagt Jago: Verachte mich, wenn ich ihn nicht hasse (Despise me,) unser Uebersetzer: Speyt mir ins Gesicht, wenn ꝛc. und bald darauf, er ließ meinen Gönnern ihre Hoffnung fehlschlagen (non suits my mediators,) der Uebersetzer: er ließ sie mit einer langen Nase abziehen. In eben dem Auftritte setzt Herr W. statt: dawider ist nun kein Mittel (there's no remedy,) dafür ist nun kein Kraut gewachsen; statt: vergifte sein Vergnügen (poison his delight,) versalzt ihm wenigstens den Spaß; statt: ob er gleich in einem fruchtbaren Klima wohnt, (though he in a fertile climate dwell.) das Paradies, wo er sich eingenistet hat. Beyläufig zu erwähnen, so kömmt in diesem Auftritte verschiedenemal das Wort: Sackerlot! vor, da im Original überall keine Ausrufung steht. So auch in Romeo und Juliette sagt die Amme: Sapperment! im Englischen steht nichts, als why. In der neunten Scene des Mohren setzt er, statt: ich glaube, diese Erzählung würde auch meine eigne Tochter besiegen oder gewinnen, (would win) würde sie behexen; statt: deine Entwischung (thy escape) der Streich, den du mir gespielet hast. Sogar in den letzten Worten des Othello, als er im Begriffe ist, sich zu erstechen, bringt er einen solchen zugleich niedrigen und komischen Ausdruck an, da im Original eben sowol das Gegentheil befindlich ist. Erzählet, sagt der Mohr, daß ich in Aleppo dem Türken — — die Kehle ergriff, und so auf ihn stieß (and smote him thus) Herr W., daß ich ihm bey der Gurgel gefaßt, und ihn so gekitzelt habe. Noch ein Beyspiel aus dem Hamlet: Sharry! I'll teach

you, übersetzt er: Potz hundert! das will ich dich lehren: marry heißt nichts weiter, als ja, fürwahr, und soll da nichts weniger als komisch seyn. —

Daß in einer so schweren und weitläufigen Uebersetzung, der Geist ermüdet, und daher einige Nachläßigkeiten unterlaufen, ist begreiflich, aber da wir in dieser Uebersetzung oft Nachläßigkeiten finden, so würden wir fast schliessen müssen, daß Hr. W. zuweilen allzugeschwind arbeite, wenn er bey einer andern Gelegenheit nicht wider diese Beschuldigung öffentlich protestiret hätte. Wir rechnen dahin die Stellen, wo er das Original so wörtlich übersetzt, daß sein Deutsches beynahe unverständlich wird. Z. B. Diese Nichte, deren Athem diese Hände gestopft haben. So spricht man im Deutschen nicht, ja man wird es kaum verstehen, wenn man nicht weis, daß im Engländischen stehet: whose breath these hands have stopp'd.

Wir haben auch eine Stelle bemerkt, die vermuthlich blos aus Versehen aus der Uebersetzung weggeblieben ist. Im zehnten Auftritte vierten Aufzugs des Othello, wo, nachdem Othello alle Wuth seiner rasenden Eifersucht an der unschuldigen Desdemona ausgelassen hat, folgendes Gespräch folgt, das sich kein empfindungsvoller Leser nicht gern wird rauben lassen:

Aemilia. Wie befinden sie sich, gute Lady?
Desdemona. Wahrhaftig, halb im Schlafe.
Aemilia. Liebste Madam, was haben Sie mit meinem Herrn?
Desdemona. Mit wem?
Aemilia. Wie? mit meinem Herrn, gnädige Frau!
Desdemona. Wer ist dein Herr?
Aemilia. Er ist auch der Ihrige, liebste Lady!
Desdemona. Ich habe keinen mehr. Sprich nicht mit mir Aemilia. Ich kann nicht weinen, und doch habe ich keine andere Antwort als Thränen — Höre, lege auf den Abend meine Hochzeitslacken auf mein Bett —

Bett — vergiß es nicht — und rufe deinen Mann her.

Aemilia. Hier ist in der That eine Veränderung.

Dies ist so sehr der natürliche Ausdruck der Bestürzung und der Schwermuth, daß wir nicht glauben, daß der Uebersetzer diese Stelle mit Fleiß habe weglassen wollen.

Damit wir selbst nichts auslassen, so wollen wir noch hinzufügen, daß diese Uebersetzung, den der engländischen Sprache unkundigen Lesern, die begierig sind, den großen Shakespear, so weit es in einer Uebersetzung möglich ist, kennen zu lernen, sehr anzupreisen ist, und daß sie dem, der sie mit dem engländischen Originale in der Hand studiren will, ein wichtiges Hülfsmittel, dieses zu verstehen, werden kann. Dies sey gesagt, um zu zeigen, daß wir „das Verdienst, das Hr. W. sich durch diese Uebersetzung um „unsere Nation gemacht hat,„ nicht verkennen.

Wir haben in der Vorrede zum achten Bande, die Ausfälle wider die Kunstrichter wirklich mit Misfallen gelesen, und thut es uns, selbst Hrn. W. wegen, sehr leid, daß wir dazu Anlaß gegeben haben. Ein Mann von seinen Verdiensten hätte, dächten wir, die locos communes wider die Kunstrichter, immer den elenden Scribenten überlassen sollen, die über die Strenge der Kunstrichter seufzen, oder den Schriftstellern, die ihren Ruhm überleben, und daß ihre neuern Werke, kein Mensch lesen will, blos den boshaften Kunstrichtern Schuld geben. Nicht, daß wir ihm verdenken, daß er sich vertheydiget, wenn ihm die Kunstrichter unrecht gethan haben; aber warum will er Unrecht mit Unrecht erwiedern. Warum beschuldigt er die Kunstrichter „daß sie von dem Werthe „und Unwerthe eines Buches urtheilen, wenn sie es „einige Minutenlang durchblättert haben, — daß

„sie

„sie alles, was er schreibet, mit impertinenten Ton und
„hämischen Wesen beurtheilen, — daß sie gänzlich
„vergessen, daß sie selbst fehlerhaft sind, und irren
„können, — daß sie in dem entscheidenden Tone eines
„Richters urtheilen, von dem sich nicht appelliren
„läßt.„ Selbst der hochmüthigste und ungezogenste
Journalist, kann schwerlich von seinem Urtheile
glauben, daß sich davon nicht appelliren lasse, und
wir selbst appelliren an Hn. W. in nicht so empfindlicher Laune, ob es gerecht sey, solche eines so kindischen Hochmuths zu beschuldigen, die gezeigt haben, daß sie Widersprüche, die allerheftigsten sogar, gelassen anhören und entweder schweigen, oder sich glimpflich vertheydigen, oder auch ihr Urtheil zurücknehmen können. Wer dieses thut, giebt wenigstens nicht zu erkennen, daß er sich für untrüglich halte.

Das Urtheil eines Kunstrichters, ist ja kein Richterspruch, sondern das Urtheil eines einzelnen Gelehrten, der das Recht dazu, wie alle übrige Leser gekauft hat. Der Kunstrichter, der von dieser Wahrheit recht sehr überzeugt ist, urtheilt eben deswegen zuweilen am dreistesten. Er sagt seine Empfindung, die er bey einem Buche gehabt, freymüthig heraus, weil er sie für nichts mehr, als für seine Meynung, hält, die er leicht ändern kann, wenn man ihn eines bessern belehrt, und sich den stolzen Gedanken nicht in den Sinn kommen läßt, daß dadurch der Werth, oder der Unwerth eines Buches, oder eines Schriftstellers, solle entschieden werden. Freylich kann wohl nichts mehr einen Kunstrichter bewegen, vorsichtiger, bedachtsamer, bestimmter sich auszudrücken, als wenn selbst ein Wieland ein grösseres Gewicht auf ein Urtheil legt, als der Urtheiler selbst; wenn ein Wieland gestehet, daß ihm durch ein solches Urtheil, das unglücklicherweise nicht bestimmt und deutlich genug ausge-

drückt

drückt war, „da wehe gethan worden sey, wo er am „empfindlichsten ist.„ Aber derjenige, der es für die niederträchtigste Gesinnung hält, Urtheile niederzuschreiben, um einem andern wehe zu thun, oder ihm, nach dem Ausdrucke eines berühmten Journalisten eine unangenehme Stunde zu machen; der blos seine Empfindungen erzählt und blos bedacht ist, seine darauf gebaute Meynung freymüthig zu sagen, und sie desto unbesorgter sagt, weil er kein größeres Gewicht darauf legt, als man auf das Urtheil eines einzelnen Menschen legen muß, dem wird in der That, auch „da wehe gethan, wo er am empfindlichsten ist.„ wenn man ihn seiner Freymüthigkeit (und mag man doch auch sagen, Unbedachtsamkeit) wegen, hämischer Absichten, und eines Stolzes, der glaubt ohne Appellation entscheiden zu können, zeihen will.

H D.

VIII.

Das Nöthigste von der Vorstellung an Menschenfreunde und vermögende Männer, wegen einer versprochnen Folge von untheologischen Schulbüchern nach dem Bedürfnisse und Geschmack unserer Zeiten, 3 Bogen in 8.

Vierteljährige Unterhaltungen mit Menschenfreunden über moralische und dennoch unkirchliche Verbesserungen der Erziehung und Studien. Erstes Stück 4 Bog. Zweytes Stück 2½ Bogen.

Die erste von diesen drey kleinen Schriften des Hrn. Prof. Basedows ist für diejenigen bestimmt, welche die Schrift selbst, wovon sie ein Auszug ist, nicht zu lesen Muße haben. Ohne

Grund

Grund erwartet der Verf. darinn S. 23., daß ein Schulseminarium, worinn geschickte Schulmänner gebildet würden, einen merklichen Einfluß in die Verbesserung des Schulwesens haben würde, wenn auch gleich nur geringe Summen zu Schulen bestimmt würden. Gute Einkünfte und Ehre sind sichere Bedingungen, ohne welche nie überhaupt tüchtige Leute Schulmänner werden. Ist gleich einer und der andere, der mit Enthusiasmus und einer gewissen Großmuth begabt, nicht durch diese Vortheile, sondern durch höhere Betrachtungen in der Wahl seines Standes gelenket wird: so machen solche im Ganzen wenig aus. S. 29. findet sich in Absicht auf verschiedene Religionsmeynungen folgende ganz vortrefliche Anmerkung: „Auf welcher Seite auch die Wahrheit seyn mag: so richtet sich die Hoffnung, daß ihr Sieg über den Irrthum sich mit Beständigkeit ausbreiten werde, nach der Summe der Einsicht und der moralischen Tugenden, welche unter den Nationen und denen verschiedenen Glaubensverwandten angetroffen werden.„ S. 40. wissen wir nicht, was es für eine neuere Sprache seyn soll, wozu der Verf. eine Grammatick verspricht. Die vierteljährigen Unterhaltungen enthalten Nachrichten von dem Plan, den der Verf. in seinem Elementarbuch und der ganzen Folge von Büchern, welche die Schulbibliothek ausmachen sollen, zum Grunde legen will, und Auszüge aus vielen Briefen, welche er dieser Sache wegen geschrieben und empfangen hat. Wir bewundern und verehren den Eifer, womit er sich wirksam zeigt, um mit seinem gewiß sehr nützlichen Unternehmen zu Stande zu kommen. Wir haben nach Lesung der Vorstellung an Menschenfreunde gefürchtet, Hr. Basedow würde weniges ausser guten Wünschen erhalten; und vielleicht wäre diese Furcht nur gar zu gegründet gefunden worden, wenn er nicht

durch

durch besondere Briefe der guten Sache einen Nachdruck gegeben, und vielen Personen gleichsam angetrieben hätte. Viele unserer Leser, denen die Sache noch unbekannt ist, werden erstaunen, daß schon über 2000. Rthlr. zu des Verf. Unternehmen eingelaufen sind. Wir wünschen herzlich, daß die Sache nur nicht ins Stecken gerathe, und daß der Verf. alle zur Sache nöthigen Summen erhalte; aber nicht weniger herzlich wünschen wir auch, daß er äußerst vorsichtig den Plan mache und ausführe, und sich von dem ihm eignen Feuer nicht hinreissen lasse, übereilt zu handeln. Es ist in der That die weniger oder mehr glückliche Ausführung seines Vorhabens von der äußersten Wichtigkeit. Der hier sowol, als in dem nöthigsten von der Vorstellung u. s. w. enthaltene Entwurf ist noch nicht genau und bestimmt genug angegeben. Der Verf. hat selbigen, wie wir glauben, noch mit zu viel Flüchtigkeit gemacht. Wir wünschen daher, daß der Grundriß von dem ganzen Werk, ehe er noch an die Ausführung Hand anlegt, nach allen Theilen desselben mit der größesten Sorgfalt ausgearbeitet, und dann erst öffentlich zur Beurtheilung gleichsam ausgestellet würde. Ein halbes Jahr Aufschub ist von geringer Erheblichkeit, wenn die Wichtigkeit der Sache selbst betrachtet wird. Mit vielem Vergnügen haben wir bemerkt, daß der Verf. vor dem Druck alles von Meistern in der Schreibart will durchsehen lassen. Wir wünschen mit ihm, daß Dusch, denn Hr. Leßing wird sich wohl von den Gegenden um Altona entfernen, sich zur Uebernehmung einer solchen Arbeit willig finden möge. Der Styl soll billig in allem möglichst fehlerfrey seyn. In Hinsicht der Kupfer, ist zu wünschen, daß sie nach französischer und holländischer Art fein und deutlich gerathen. Die Jugend kann sonst nicht alles genug unterscheiden. Eine Vollkommenheit,

heit, welche man in dem spectaculo naturae et artium gar zu sehr vermißt: und welche in der vortreflichen Flora Danica gar weit getrieben ist. Bey manchen Stücken des ganzen Werks wird das schöne Reccardische Lehrbuch ungemein gut zu nutzen seyn, und es wäre überhaupt zu wünschen, daß Hr. Reccard selbst eins und das andere ausarbeitete. Sulzer und Iselin werden auch vortrefliche Stücke dazu liefern können: und Lessing würde sich unendlich verdient um die Jugend machen, wenn selbiger auch mit Hand anlegte. Alle müßten mit ihren einzelnen Arbeiten genau in den ganzen Zusammenhang des Plans hineintreten. Den Verf. selbst möchten wir gerne ersuchen, mit seinen eignen Arbeiten sich fast auf die praktische Philosophie einzuschränken. Gern trauen wir es ihm aber zu, daß er in allen Stücken brauchbare Materialien liefern könne. Denn sein eindringender Blick entdeckt manches Gemeinnützige, allein zur sorgfältigen Auswahl und Zusammenordnung hat er zu viel reges Feuer und Eilfertigkeit, als daß er leicht, wenn er nicht vorzüglich in seinem Fach arbeitet, etwas Vollkommnes liefern könne. Was das Format betrifft, so wünschten wir, daß er zu dem ganzen Werk, selbst das Elementarbuch mit den Kupfern nicht ausgenommen, dasjenige wählte, welches er zu der ganzen natürlichen Weisheit im Privatstande genommen hat. In Ansehung der Sauberkeit des Drucks, der Stärke des Papiers und der Lettern könnte eben dies Buch auch zum Muster dienen.

D.

IX.

Eröfnete Akademie der Kaufleute, oder vollständiges Kaufmannslexicon, woraus sämtl.

Hand-

Handlungen und Gewerbe mit allen ihren Vortheilen, und der Art sie zu treiben, erlernt werden können, 2c. mit vielen Fleiße aus den besten Schriftstellern zusammengetragen von Carl Günther Ludovici, Prof. zu Leipz. 2c. Zweyte und vermehrte Auflage. Leipzig bey Breitkopf. 1ter Theil 1767. 73½ Bogen. 2ter Theil 1767. 78 Bog. 3ter Theil 1767. 73 Bog. 4ter Theil 1768. 80 Bog. 5ter Th. 1768. 41 Bog. in gr. 8. und der angehängte Grundriß eines Handlungssystems. 1768. 40 Bog. in gr. 8.

Dieses Kaufmannslexicon verdienet den Beyfall den es erhalten hat. Wir wollten zwar eben niemand zumuthen, dem Titel zufolge dies Werk zu studiren, um daraus sämtliche Handlungen und Gewerbe mit allen ihren Vortheilen, und der Art sie zu treiben, zu lernen. Dies ist nur die gewöhnliche Waarenanpreisung, bey welchen der Verkäuffer das Lob übertreibet, und der Käuffer schon ungefähr weis, wie viel er davon glauben kann. Der Hauptnutzen eines solchen Werks wird seyn, daß man von Waaren, Handelsplätzen, und andern die Handlung angehende Sachen Nachricht darinn findet, und wenn es diese richtig giebet, so ist sein ganzer Zweck erfüllet.

Wir haben verschiedene Artickel nachgeschlagen und vollkommen richtig und nützlich auch oft in ihrer Kürze sehr fruchtbar gefunden. Inzwischen haben wir auch manches unrichtige gefunden. Da der Verf. selbst gestehet, daß dieses Buch nicht vollkommen ist, so wollen wir einige Anmerkungen, die wir bey Durchsicht desselben gemacht haben, bekannt machen. Freylich

könnte noch viel mehr darüber gesagt werden, aber es ist einem Recensenten nicht zuzumuthen, alle Artickel eines so weitläufigen Werkes zu untersuchen. Unsere Erinnerungen können indessen vielleicht dienen, bey einer neuen Auflage manches zu verbessern, wenigstens einen Wink zu geben, wie man es verbessern könne.

Ein Gelehrter hat schwerlich eine praktische Kenntnis von der Handlung. So ein fleißiger und sorgfältiger Sammler daher auch, Hr. Prof. Ludovici ist, so wünschten wir doch, daß einige Kaufleute, bey der abermaligen Durchsicht dieses Werks wären gebraucht worden. Kaufleute wissen viele Dinge aus dem Gebrauch, die ein Gelehrter erst durch Mühe und Untersuchung erfahren muß: dergleichen sind z. B. Veränderungen der Handlung, der Münzen, des Courses, der Imposten u. dgl. daher sind in dieser Auflage viele Nachrichten stehen blieben, die zur Zeit der ersten Auflage richtig waren, aber sich itzt geändert. Kaufleute, wie schon gesagt, wissen dergleichen Dinge auswendig,*) die ein Gelehrter, erst durch die mühsamste Correspondenz und Untersuchung erfahren muß, und öfters doch nicht ganz richtig erfährt, weil er aus Mangel der Kenntnis der Sache selbst die Richtigkeit der Nachrichten

*) Im vierten Theile S. 2087. stehet, ein Severin gelte nach dem innern Werthe zwey Dukaten, oder 5 thlr. 12 gl. unsers Geldes rc. nach dem itzigen Cours aber, 7 thlr. 20 gl. oder 21. Mark, Hamb. oder 15 Fl. Holländl. Hier ist alles in der größten Verwirrung. Ein Severin gilt bekanntlich drey Dukaten. Wie kann der Verf. sich denn einbilden, daß er nur zwey Dukaten an innern Werth habe. Nach welchem Cours gilt er ferner 7 thlr. 20 gl. Dies ist nach Hamb. Courant zu viel und nach Leipz. Brandenb. rc. Courant zu wenig. Vielleicht soll es Wiener Courant seyn. Da er drey Dukaten gelten soll, so wird er freylich ohngefähr 21. Mark Hamb. oder 15 Fl. Holländisch, nach Leipz. Courant aber 8 thlr. 6 bis 12 gl. gelten.

richten nicht beurtheilen kann, und wenn er auch dergleichen Nachrichten, in Ordnung oder Form bringen will, so findet er Schwierigkeiten. Gedruckte Nachrichten sind von vielen dergleichen Sachen gar nicht zu finden, oder sie sind unzuverlässig, oder geben die Sachen an, so wie sie vor zehn oder zwanzig, ja vor vierzig oder funfzig Jahren waren.

Des Savary Dictionnaire de Commerce ist, wie wir sehen, bey Zusammentragung und Berichtigung dieses Werkes hauptsächlich zum Grunde geleget, wenigstens beständig gebraucht worden. Man hätte nicht glücklicher wählen können. Savary war selbst ein Kaufmann, und hatte die ausgebreiteteste theoretische und praktische Kenntnis der Handlung. In der neuesten Kopenhagener Ausgabe in fünf Bänden, in Fol. ist sein Werk so sehr vermehret und verbessert, daß es in seiner Art eines der nützlichsten Werke ist. Aus dieser Quelle hat dieses Lexicon viele nützliche und richtige Nachrichten erhalten, aber freylich, da Savary und andere französische Schriftsteller, vorzüglich von Frankreich reden: so findet man daher auch in diesem deutschen Handlungslexicon, die französischen Handlungsbegebenheiten, Münzveränderungen, Manufacturen rc. sehr pünktlich beschrieben, dahingegen von deutschen Sachen dieser Art, die uns doch wichtiger und näher sind als die französischen, öfters gar nichts, meist sehr wenig, und verhältnisweise, gegen das französische weniger umständliche Nachrichten findet. So findet man zum B. alle Veränderungen des französischen Louisd'or, seit 100 Jahren aus dem Savary pünktlich erzählet; aber von Münzveränderungen im leztern Kriege, die so sonderbaren Einfluß auf die Handlung gehabt, und unter unsern Augen vorgegangen sind, kann man allenthalben, vergebens suchen, außer, daß unter Drittel berichtet wird, „daß die so-

„ genannte Ephraimiten durch ein gnädigstes Mandat
„ in Sachsen auf 3 ggl. gesetzet worden.„ Von der
durch diese Münzveränderungen zum Theil mit veran-
laßten Wechselreuterey, hat der Verf. zum Glück in
Marys Handlungswissenschaft eine richtige und voll-
ständige Beschreibung gefunden, die er wörtlich ab-
schreibt, und am Ende hinzusetzt. „ Einen vollständigen
„ Begriff der Wechselreuterey, soll man auch aus dem
„ 1764. zu Hamburg herausgekommenen Schauspie-
„ le, die gestrafte Betrügerey genannt, so ein Ham-
„ burger Kaufmann Namens Menz verfertigt haben
„ soll, bekommen können.„ Sollte man sich je so et-
was ungereimtes träumen lassen! die Wechselreute-
rey aus einem elenden Schauspiele kennen zu lernen!
Uns dünkt, es wird umgekehrt seyn, wer nicht vorher
weis, was Wechselreuterey ist, wird das Schauspiel
nicht verstehen können. Uebrigens ist es freylich leich-
ter einen Artickel aus dem Savary zu übersetzen, als
selbst von den Sachen, die am nächsten um uns her-
um sind, zuverläßige Nachrichten einzuziehen. Aber
diese Nachrichten sollte man doch in einem deutschen
Buche vorzüglich suchen. Ein Hauptfehler der Deut-
schen ist, daß sie sich um ihr eigen Land nicht beküm-
mern, und dessen Vorzüge nicht wissen, dahingegen
es bey den Franzosen, Engländern und Italiänern ge-
rade umgekehrt ist, die sich nur um die Vorzüge ihres
eignen Landes bekümmern, und in der Beschaffenheit
anderer Länder höchstunwissend sind. Man hat we-
nig gedruckte zuverläßige Nachrichten von den deut-
schen Manufakturen, Künsten, Handlung u. s. w. aber
wohl fahren wir fort, demüthig zu übersetzen, was die
Franzosen von den Ihrigen schreiben.

Man siehet wohl, daß Hr. Prof. Ludovici, die
deutschen Nachrichten nicht ganz verabsäumet hat, er
hat sonderlich von den sächsischen Landen, viele specielle

und nützliche Nachrichten beygebracht, die man sonst nirgend finden wird. Doch dies ist nicht hinlänglich; es wäre durchaus nöthig gewesen, in jede deutsche Provinz, oder große Handelsstadt, zu schreiben, um Nachrichten zu bitten, und die schon vorhandenen Artickel an jeden Ort zur Berichtigung zu senden. Anders kann Savary seine genaue Nachrichten aus allen französischen Provinzen auch nicht erhalten haben. Die Correspondenten, die die Handlung, Manufacturen rc. einer ganzen Provinz oder Handelsstadt übersehen können, sind zwar auch eben nicht häufig, aber durch diese Vorsicht könnten wenigstens, viele grobe Fehler ausgemerzet werden, die hin und wieder sind stehen blieben. Wir wollen nur von einigen Städten einige Fehler anführen, die leicht hätten verbessert werden können, wenn man nur an die Orte geschrieben hätte, denn sie betreffen sehr bekannte Dinge, und es ist wirklich ärgerlich, daß man mitten in Deutschland von deutschen Städten so mangelhafte und unrichtige Nachrichten lesen soll.

Im 1ten Theile S. 1583. sind in der Nachricht von Berlin eine Menge kleiner Fehler eingeschlichen, die wir übergehen, weil sie eigentlich nicht die Handlung betreffen. — Wir wollen nur sagen, daß so wie bey den meisten deutschen Städten, also auch bey Berlin, kaum der zehnte Theil der daselbst befindlichen Manufacturen und Fabriken angeführet wird.* Wir beziehen uns der Kürze wegen, nur auf das Verzeichniß derselben, in der 1769. bey unserm Verleger, herausgekommenen Beschreibung von Berlin und Potsdam. Auch sind die meisten Nachrichten unwichtig; z. B. „die Gold- und Silberbortenfabrik, in der „Judengasse, auf dem Wolkenmarkte, welche einer

*) Bey Potsdam hingegen wird eine Glas- und Spiegelfabrik angeführt, die daselbst nicht befindlich sind.

„Namens Schindler in Aufnahme gebracht.„ 1) Ist die Judenstraße nicht am Wolkenmarkte. 2) Ist die Manufactur schon seit mehr als 30 Jahren, auf die Friedrichsstadt verlegt, und bis 1763. für Rechnung des Potsdamschen Waisenhauses geführt worden. 1763. aber hat sie der Jude Ephraim gekauft. Die zwo große und künstlichen Windmühlen, deren der Verf. gedenkt, stehen schon seit ohngefähr 20 Jahren stille, ja die eine ist gar schon vor mehr als 14 Jahren abgebrannt. Der Verf. redet nur von zwo Zuckersiedereyen, da ihrer doch drey sind, „der auswärtige Zu„cker, sagt er, wird gegen 12 Procent eingeführet,„ der doch seit 1752. oder 1753. gänzlich einzuführen verboten ist. Von Tapetenmanufacturen werden zum Theil solche angegeben, die nicht mehr vorhanden sind, und vorhandene weggelassen. Die Porcellanfabrik soll dem Kaufmann Wegéli gehören, der doch seit einigen Jahren schon allen Vorrath verkauft hat, und seitdem ist die viel vorzüglichere Gottskowskische Porcellanfabrik angelegt worden. Der Verf. sagt: „das Porcellan, käme in Ansehung der Mahlerey dem „Meisnischen noch nicht gleich.„ Gerade blos in Absicht auf die Mahlerey? war das Wegelinsche Porcellan dem Meisnischen gleich, dem es sonst in manchen Stücken nachzusetzen war; das itzige Berlinische Porcellan, (sonderlich die feine Waare) kömmt noch in mehrerer Absicht dem Meisnischen gleich. „Das „Wechselgeld, heist es, ist anitzo (1761) in Friedrichs„d'or ꝛc.„ Die erste Ausgabe dieses Werks war 1753. gedruckt, diese zweyte ist 1767. gedruckt, es ist also unbegreiflich wie hieher eine Nachricht von 1761. kommt; und 1761. da alles in der größten Münzverwirrung war, coursirten warlich, wie der V. schreibt, die Dukaten nicht zu 2¾ Rthlr. und die Friedrichsd'or zu 5 Rthlr.; wollte er aber vom itzigen Zustande reden, so

mußte

mußte er sagen, daß Dukaten 3 Rthlr. und Friedrichsd'or 5 Rthlr. 6 à 8 gl. gelten, daß das Graumannische seit 1750. geschlagene Geld verrufen worden, und seit 1764. neues Silbergeld aber von gleichem Gehalte gepräget worden u. dgl. m. Eben so unbegreiflich ist es, daß der V. der S. 2074. unter dem Artickel Brandenburg, eine obgleich sehr unvollständige Nachricht, von der 1765. errichteten Königl. Bank giebt, (durch welche alle Wechsel müssen bezahlet werden, daher auch in Bankopfunden Buch gehalten wird, alle Wechsel in Banko ausgestellet, und alle Courszettel in Banko gegeben werden,) hier den Wechselcours nicht in Bankopfunden, sondern in Friedrichsd'or und Silbergeld ausrechnen will. Verschiedene Fehler in den Gewichten und Maaßen übergehen wir.

Im II. Theile S. 846. wäre die Kunst Rauchwerk schön schwarz und braun zu färben, eben nicht unter die Danziger Manufacturen zu rechnen. So viel wir wissen, ist diese Kunst, Rauchwerk zu färben, eigentlich ein Betrug, dessen sich weder der Rauchhändler noch der Kürschner rühmen wird. Hingegen wird von den berühmten Danziger gebrannten Wassern, mehr nicht gesagt, als, „daß man in Danzig „gute Kornbranntweine und allerhand Arten von „Aquaviten brenne.„ Wo ist denn wohl die Stadt, wo man nicht Kornbranntweine und Aquavite brennt? Die Danziger gebrannte Wasser, aber haben ja bekanntermaßen einen so großen Vorzug, und haben einen so weiten Debit, daß davon hätte mehr müssen gesagt werden. Zwar beziehet sich der V. auf dem Artickel Branntwein. Aber daselbst (I. Th. S. 2079.) steht nichts, als „daß der Danziger Branntwein be„rühmt sey, und, daß daselbst das sogenannte Mani„sten- oder Mehnonisten-Wasser den Vorzug vor al„len

„len andern Aquaviten haben soll„ Wie unbestimmt! daß die Verfertiger der Danziger gebrannten Wasser meist Mennonisten sind, ist wohl sehr zufällig und gehört nicht eben in ein Handlungslexicon. Aber hier wäre wieder die Gelegenheit gewesen, die Handlung aus einem Schauspiele zu erläutern. Der V. hätte nur Leßings Minna von Barnhelm, dürfen zum Gewährsmann anführen, daß die beste und bey weiten vorzüglichste Fabrik der Danziger Wasser im Lachse ist. Er hätte noch können hinzusetzen, daß der Besitzer des Lachses Dirk Hekker heißt, daß die Danziger Wasser in drey Sorten 1) Wein, 2) Dubbelt, 3) ordinaire eingetheilt werden, u. dgl. m. Hingegen, daß das Danziger Bier, „allen Bieren in Deutsch„land an Güte und Stärke vorzuziehen sey, „ haben wir niemals gehöret. Wir glauben schwerlich, daß es jemand dem Altonaer Biere, dem Berlinischen Kufen- und Fredersdorfer Biere, der Braunschweigischen Mumme, und dem Insterburger Doppelbiere vorziehen werde. S. 849. ist die in dem vorigen Kriege seit 1765. geschehene Veränderung des Danziger Silbergeldes, dem innern Gehalt nach, ganz verwirrt beschrieben, wirkliche Münzsorten auf eine seltsame Art den fremden entgegen gesetzt, und der Werth der dort coursirenden Münzsorten falsch angegeben. Z. B. Fridrichsd'or 17 Fl. 5 gl. die auf 19 bis 20 Fl. gelten, Dukaten 9 Fl. 20 gl. die oft 12 Fl. ja noch mehr gelten.

III. Th. S. 970. Wir zweifeln, daß itzt noch nach Königsberg französisch Salz gesendet werde, wenigstens, wenn etwas zum auswärtigen Debit dahin kommt, so werden es gewiß nicht 8000 Last seyn. Eben so ist es auch mit Taback und raffinirtem Zucker. S. 974. heißt es, der Wechselcours nach Danzig sey 100 Fl. Preußl. für 114 Fl. Pohlnisch. Der V. hat

ver-

vergessen, daß der Pohlnische Gulden nur die Hälfte eines Preußischen Gulden oder 15 gl. Preußl. ist. Gesetzt aber, er meyne auch einen Danziger Gulden von 30gl. so ist doch der Cours wegen der seit 1760 geschlagenen leichten Danziger Silbermaße, weit höher als 114.

Im IV. Theil. S. 1225. ist über den Artickel Riga folgendes anzumerken: Der Dwina oder Düna Fluß, welcher nahe an der Stadt Riga vorbey fließt, ist 900 Schritt und nicht eine deutsche Meile breit, die schwimmende Floßbrücke, welche quer über den Strohm geschlagen wird, und fast vor der Stadt liegt oder auch die natürliche Eißbrücke im Winter, sind die bequemsten Mittel die Breite des Flusses genau zu bestimmen. Die Zahl der, aus der See, ankommenden Schiffe, kann jährlich im Durchschnitt 550 bis 600 genommen werden. Unter denen Fahrzeugen, welche auf der Düna sich den Strohm herunterlassen, sind vorzüglich die 3. bis 400 rußische und pohlnische Strusen zu merken, welche mehrentheils Rauchwaaren, als Hanf, Flachs, oder Stürzguth, als Roggen, Haber, Lein und Hanfsaamen, oder auch Pott- und Waidasche geladen haben. Die Zeit, welche zu dieser Handlung am aller bequemsten bestimmt wird, ist zwar im May und September Monat, allein sie wird nicht als eine Messe angesehen, sondern alle diejenigen Waaren, die im Winter auf Speculation gekauft oder verkauft sind, müssen entweder bey aufgehenden Wasser im May, oder vor geschlossenen Wasser im September geliefert werden. Eine sogenannte Messe oder Jahrmarkt wird jährlich gehalten und fängt den 20 Jun. alten Styls an, und dauret bis den 10 Jul. sie bestehet mehrentheils aus Manufactur- und Kramwaaren. Die Zölle, für ein- und ausgehende Waaren, werden nicht auf eben die Art, wie an an-

 dern

dern rußischen Orten bezahlet, sondern die Stadt hat ihre eigene Zoll-Taxe und besonders Anno 1765. eine neue Handlungs-Verordnung von der Kayserin erhalten.

Im IV. Th. S. 2423. sind von Stettin folgende unrichtige Nachrichten eingeschlichen. Es ist daselbst keine Zuckersiederey befindlich. Um 1730. hat zwar Isaak Naudy eine errichten wollen, die aber bald ihre Endschaft erreichet hat. Die französische Colonie treibt ihr Gewerbe nicht allein mit Manufacturwaaren, sondern viele Mitglieder derselben, haben Seehandel, Speditionshandel u. s. w. Daß die Wolle, die von Stettin ausgeführet wird, ziemlich grob seyn solle, hat keinen Grund. Man hat sie von allen Sorten. Unter den Waaren, die von Stettin ausgeführet werden, ist das Klappholz und die Piepenstäbe vergessen, die unter die wichtigsten Artickel gehören. Desgleichen wird viel Salz nach Königsberg und andere Orte ausgeschiffet. Unter die eingeführten Waaren, rechnet der Verf. „etwas wol„lene und seidene Zeuge, Zucker, so in großer Menge „dahin gehet, etwas Wein und Branntwein, in„sonderheit aber viel gemünztes Geld an Dukaten „und Thalern.„ Hier sind beynahe so viel Fehler als Worte. Wollene und seidene Zeuge, desgleichen Zucker (man müßte denn den rohen Zucker meynen, der für die Berlinischen Zuckersiedereyen freylich in großer Menge über Stettin kommt) dürfen in Stettin gar nicht eingeführet werden. Hingegen ist es seltsam, zu sagen, daß in Stettin etwas Wein *) eingefüh-

*) Im II. Th. S. 1835. steht unter dem Artickel Frankreich, eine eben so unrichtige Nachricht: „Nach Stet„tin schaffet man aus Frankreich Salz. Von „Franzweinen wird zu Stettin wenig verthan, „und von Franzbranntweine wird daselbst noch we„nig

führet werde, da der Wein nebst dem Holze der vornehmste Handlungszweig ist, und da von Stettin aus, die Mark und Pommern, desgleichen ein Theil von Sachsen, Schlesien und Pohlen, mit französischen Weinen versorget wird. Was die Thaler und Dukaten betrift, deren in Stettin insonderheit viel sollen eingeführet werden, so würden sie den Stettinern zwar ganz angenehm seyn, doch haben wir eben nicht gehört, daß sie daselbst eben, insonderheit viel als eine Waare eingeführet würden. In Danzig sind die Dukaten öfters eine Waare, wir wissen aber nicht zu welchem Behufe Dukaten und Thaler in Stettin eine Waare seyn könnten. Was die Geldsorten betrift, so hört man itzt in Stettin wohl nicht viel mehr, von ß sundisch, Witten und Fierken. Der Wechselcours sollte billig wie bey Berlin und Königsberg in Banko gerechnet seyn. u. s. w.

Dies sey eine Probe von Unrichtigkeiten in Beschreibung des Handels verschiedener Städte. Wir wollen nur noch einige Anmerkungen, die uns bey Durchsicht dieses Werkes eingefallen sind, hinzufügen.

Was die, in diesem Buche vorkommenden Artickel von Apotheckerwaaren anlanget, so sind selbige aus den besten Quellen genommen, und daher mehrentheils gut, ausführlich und richtig. Unter diese vorzügliche Artickel rechnen wir Aloe, Borax, Biebergeil, Kampfer, Manna, Mohnsaft, Gummi-Lacc, Quecksilber, Rhabarber, Safran, Scammoneum, Salpeter, Salmiak, Therpenthin und Zinnober ꝛc. jedoch fallen auch hierin kleine Unrichtigkeiten mit vor.

„niger, aber von Zucker und Heringen destomehr „vertrieben.„ Wobey zu merken, daß die Heringe, die in Stettin vertrieben werden, nicht aus Frankreich, sondern aus Holland und Schweden kommen.

vor. Der Artickel von der Chinarinde könnte ausführlicher seyn, da uns der Hr. de la Condamine eine sehr genaue und umständliche Nachricht gegeben. Der Artickel der Ambra ist gut, nur der daselbst angegebene Preis, das Loth 12 Rthlr. ist zu hoch. Vom *Cocco polonico* oder der deutschen Coccionell heißt es, die Apothecker bedienen sich desselben statt des Succi Chermes; allein der Verf. bedenkt nicht, daß dieser Saft den Apotheckern gewiß dreymal so theuer, wie der aufrichtige Chermessaft würde zu stehen kommen. Die Bereitung des Grünspans ist in vielen Stücken unrichtig; wir wissen, daß in Montpellier und dortigen Gegenden der Grünspan aus Kupfer und den Weintrestern, ohne Zusatz von Urin, Salmiak, Salpeter und Weinsteincristallen, bereitet wird. Bey der Manna heißt es; man bereitet aus der Manna ein geisthaftes Wasser, welches alle Eigenschaften der Manna hat. Wir glauben, daß es möglich ist, aus der Manna, vermittelst der Gährung, ein dergleichen Wasser zu bereiten; allein, wie kann ein brennlicher Spiritus die Eigenschaften der Manna besitzen? da beyde Körper ganz verschieden sind. Beym Quecksilber wird angegeben, daß, wenn man dasselbe reinigen wollte, es am besten wäre, es mit Schwefel zu vermischen, darauf doppelt so viel lebendigen Kalch darunter zu mengen und über zu destiliren. Dieser Weg ist gerade der weitläuftigste und leidet am mehresten Abgang, weil der Schwefel, in der Verbindung mit dem lebendigen Kalch zwar anfänglich vom Quecksilber geschieden wird; es aber aufs neue auflößt und zurückhält. Die Bereitung des Sublimats die hier angegeben wird, ist ganz falsch; und eben so wenig läßt sich derselbe in fester Gestalt mit dem Arsenic verfälschen, wie hier angegeben wird. In dem Artickel Rhabarber heißt es, daß die Russen anfänglich die

Rha-

Rhabarber das Pfund für zehn Copeken verkauft hätten, ein Hamburgischer Kaufmann hätte hierauf diesen Handel für 30000. Rubeln gepachtet, dadurch hätten die Russen den Werth der Rhabarber kennen gelernt und dem Kaufmann die Pacht aufgesagt, worauf dieser den Russen zum Verdruß das Pfund seine Rhabarber für 8. gl. verkauft habe. Dieses Histörgen ist, was die Pacht anbelangt, wahr, allein der Anfang und das Ende ist ein Mährgen, welches wir in diesem Buche nicht gesucht hätten. Ferner wird der Preis der rußischen Rhabarber in Holland geringer als der orientalischen angegeben, welches gerade umgekehrt ist. Der Artickel Salmiak könnte auch etwas bestimmter und ausführlicher seyn, da uns Haselquist in seiner Reise nach Palästina, eine sehr genaue Nachricht gegeben. Bey vielen Artickeln ist der Verf. desto genauer gewesen, indem er uns vom Talk sogar dessen Schwere im Wasser angegeben. Zuweilen hätte er es sehr concentriren können, wenn er die vielen in den Apothecken seynsollenden Bereitungen weggelassen hätte. Z. E. „Vom Golde machen die Chymisten und Apothecker Goldcrystalle, Goldblumen, Lebensgold „ u. d. gl. „Von den Gallen soll man in den Apothecken Ochsen- Karpfen- Hüner- Rebhüner- und Hechtsgalle haben; „ beyde erstern hat man wohl, nach denen übrigen aber wird man vergebens fragen. „Vom Geißblade sammlet man „den Saamen um daraus ein Oel zu bereiten. Vom „Gänserich, einem kleinen Kraute, sammlet man in „Apothecken den Saamen, die Wurzeln, ferner ein de„stilirt Wasser aus den Blumen, eine Conserve aus „den Blumen und ein Salz aus dem Kraut.„ Alles Sachen, woran man in Apothecken nicht einmal denkt. Nichts wie das getrocknete Kraut wird darinn aufgehoben: denn sollte man alle dergleichen einfache Kör-

per und die aus denselben hier vielfältig angegebenen Bereitungen in den Apothecken halten, so würde sich, der schon in denselben befindliche Wust, mehr als verdoppeln. Ferner hätte der Verf. die medicinischen Würkungen von vielen Artickeln nur weglassen sollen, denn das gehöret mehr in die Materia Medica als in ein Kaufmanns-Lexicon, wo man sich von einfachen Arzeneyen, nicht als Naturforscher oder Arzt, sondern nur als Kaufmann belehren lassen will. Wie lächerlich klingen z. B. nicht die Lobeserhebungen des orientalischen Bezoarsteins „die Tugenden dieses Steins „sind allen giftigen und pestilenzialischen Krankheiten „entgegen und zuwider, sie curiren die Schwerenoth, „stärken die Kräfte und befördern den Stein und die „Geburt und äusserlich am Finger getragen, sollen sie „den Schlaf bringen.„ Das Wort sollen ist hier gut angebracht, denn im Grunde thun es diese Steine wahrhaftig nicht. Kurz darauf wird des malaccschen Bezoars, oder des von den Holländern sogenannten Pedro del Porco, gedacht, dies ist nun gar die Quinteßenz aller Arzneyen. Indessen halten vernünftige Aerzte von dergleichen theuren Possen nichts mehr, denn wir wissen durch die chymische Zerlegung, daß der orientalische Bezoar nicht bessere Würkung haben kann als die Krebssteine, und daß der Pedro del Porco ein galligtes Concretum ist, welches allenfals seiner Bitterkeit wegen, den Magen stärken kann, wozu wir aber wohlfeilere Mittel haben.

Was die Nachrichten von Manufacturen und Fabricken anlanget, so haben wir schon angemerket, daß, da sie meistens aus dem Savary genommen worden, die Nachrichten aus Frankreich meistens ausführlich, und dagegen die deutschen Nachrichten öfters allzu kahl sind, so daß wenn in Deutschland nicht mehr Fabricken wären, als die in diesem Buche angeführet

sind,

sind, es um die Industrie der Deutschen schlecht aussehen müste. Ist es nicht seltsam zu lesen, daß der Calemank*) in Brabant, Flandern, England und Frankreich, desgleichen in Gera, Weida, Leipzig und Berlin fabriciret werde. Gerade, als ob nicht wenigstens noch in funfzig deutschen Städten Calamank gemacht würde. Ist es nicht seltsam, wenn von römischen, toulouser und lioner Saiten ausführlich gehandelt, und von den deutschen Saiten dem Franzosen nachgeschrieben wird: „die deutschen Saiten kommen bey „den Musikverständigen in keine Betrachtung, son„dern werden nur zu andern Gebrauche angewendet.„ Es werden ja in Nürnberg eine große Menge Saiten für musikalische Instrumente verfertigt, die zum Theil sehr gut sind, und öffters, dem der nicht der feinste Kenner ist, für römische verkauft werden. So wird im II. Theil S. 1068. nicht gesagt, daß der Saitendrat in Nürnberg und andern Orten in Deutschland, so vielfältig verfertigt wird. Der Artickel Leinwand im III. Theil S. 1348. ist voll von Spuren des französischen Originals, z. B. „gestärkte Leinwand oder starke Leinwand franz. „Toile-renforçée„ das ist „eine Gattung grober Leinwand, die zu Segeltüchern „gebraucht und zu Vitre in Bretagne fabricirt wird„ gerade als ob man sonst nirgends starke Leinwand, oder Segeltuch machte.

Mit dem Artickel Taback ist es eben so beschaffen; man könnte ungemein viel dabey erinnern, wenn es der Raum erlaubte. Von Tabaksdosen wird gesagt, „daß die meisten aus Frankreich und England „kommen.„ Wenigstens gewiß nicht die meisten Dosen, die in Deutschland und den Nordischen Reichen ver-

*) Dieser Artickel ist auf eine seltsame Art getheilet, daß man ihn halb in C unter Calmande, und halb in K unter Kalamank aufsuchen muß.

verbraucht werden. In Berlin sind allein während des vorigen Krieges einige tausend Dutzend emaillirte Tabaksdosen verfertigt worden. Man rechnete damals allein an 120 Dosenmahler von allen Arten. Und wer die ungeheure Menge Dosen von Papiermaché erwegt, die an verschiedenen Orten Deutschlandes gemacht werden, der wird in Zweifel stehen, ob in Deutschland nicht eben so viel Dosen als in England und Frankreich verfertigt werden.

Auch darinn merkt man Spuren einer Uebersetzung aus dem Französischen, daß viele bey den Manufakturen gebräuchliche Kunstwörter nicht mit den in Deutschland gewöhnlichen Wörtern gegeben werden, z. B. was die Franzosen bey den seidnen und wollnen Zeugen croisé nennen, heist im Deutschen geköpert, hier aber steht allemal gekreutzter Zeug, kreutzweis laufender Einschlag, in das Kreutz gewebt, welches bey den deutschen Manufakturisten ganz ungewöhnlich ist, zuweilen bleiben gar die französischen Worte stehen, z. E. Nappes anstatt Tischtücher; Indiennes anstatt Zitze u. d. gl. Wir finden auch zuweilen ganz ungewöhnliche Worte, z. B. I. Theil S. 1720. Bildgraber anstatt Kupferstecher oder Edelgesteinschneider, III. Theil S. 1094. Cramerglaube anstatt Credit u. d. gl.

Verschiedene Sachen hätten auch können wegbleiben. Z. B. im I. Theile S. 2168. hätte man unter dem Artickel Briefe, wohl nicht eine Anweisung zum Briefschreiben verlangt, oder im III. Theile S. 1074. ist ein weitläuftiger Auszug aus der Leipziger Cramerordnung, auch wohl in einem solchen Buche überflüßig. Fast alle Städte haben dergleichen Ordnungen, und an dieser sehen wir nichts besonders.

Im II. Th. S. 1698. lesen wir eine wunderliche Anmerkung. „In Nürnberg, Straßburg, Erfurt, „Frank-

„Frankfurt, Lübeck, Stettin, Königsberg, Prag, Halle,
„Leipzig, Annaberg, vornemlich aber in England
„floriret das Fleischerhandwerk gar besonders.„ Wir dächten das Fleischerhandwerk müßte allenthalben floriren, wo viel Fleisch gegessen, oder eingesalzen wird, und so müsse es in Hamburg oder Danzig, oder andern grossen Städten mehr floriren, als in Annaberg oder Halle.

Wenn dergleichen überflüßige und unnütze Stellen, die man hin und wieder findet, wegblieben, so könnte dadurch der Platz zu nützlichern Sachen gesparet werden. Ueberhaupt wünschten wir, daß man bey einer neuen Auflage, dieses Buch nochmals genau durchsähe, viele Sachen genauer berichtigte, und sonderlich die Nachrichten von der deutschen Handlung, Manufacturen rc. ergänzte. Wir haben deswegen auch verschiedene Anmerkungen mitgetheilt, weil wir wünschten, daß dies Werk, das schon wirklich mannigfaltige Brauchbarkeit hat, noch immer vollkommener werden möge.

Kr.

X.

Sämtliche poetische Werke von J. P. Uz. Zween Bände, Leipzig bey Dycks 1768. kl. 8. Ebendieselben auf Schreibpapier in kl. 8. mit niedlichen Vignetten, von Oeser gezeichnet, und von Geyser gestochen.

Diese längst erwartete Ausgabe eines unserer klassischen Dichter muß dem Publiko sehr willkommen seyn, zumal da sie für diesen Dichter eine Gelegenheit geworden ist, dasselbe mit einigen

neuen Stücken zu beschenken. Wir wollen nur die letztern hernach etwas umständlicher anzeigen; mit den schon gedruckten Gedichten des Verf. ist jeder Liebhaber des Geschmacks schon bekannt, oder vielmehr vertraut. Indeß wollen wir doch bey dieser Gelegenheit diejenigen Stücke anzeigen, die uns unter den Werken des Verf. besonders schön dünken, und beyläufig einige kleine Erinnerungen machen, die vielleicht der Aufmerksamkeit des Dichters, dem zur klaßischen Vollkommenheit so gar wenig fehlt, bey einer doch unausbleiblichen neuen Ausgabe nicht ganz unwürdig sind.

Der erste Band enthält die Lyrischen Gedichte, in sechs Büchern. Man weis, daß es eigentlich diese Dichtungsart ist, wodurch sich der Verf. die allgemeine Bewunderung seiner Nation erwarben hat. Man kennt schon das Edle, oft Erhabene, und zugleich die scharfe Richtigkeit seines poetischen Ausdrucks, den vortreflichen Schwung seines Genies, und sein besondres Glück in der mechanischen Poesie. Eine beneidenswürdige Leyer ward diesem Lieblinge der Grazien und der Musen, gleich entzückend und hinreissend, wenn er sie zur erhabenen Ode stimmt, als schmeichelnd und bezaubernd, wenn er den leichtern Gesang der Fröhlichkeit auf ihr spielt.

Den Anfang macht hier, wie in den vorigen Ausgaben, die schöne Ode an Herrn Gleim, die gleich den großen lyrischen Dichter, und den würdigsten Schüler des Horaz ankündigt. Den Lobspruch, den der Dichter darinn beyläufig dem Preußischen Könige macht, ist ohne Zweifel einer der glücklichsten unter der Menge derer, die ihm je von Poeten ertheilt sind:

Gleich groß, und stets Minerven gleich,
Es schwinge seine Faust den Oelzweig oder Degen.

In

In der zweyten Ode, der Frühling, ist der amphibrachische Hexameter meisterhaft gebraucht; es war eine Zeit, wo man diese Versart bis zum Misbrauche anzuwenden pflegte; nie ist sie wohl besser geglückt, als im diesem ungemein harmonischen Stücke.

Die folgenden vier Lieder an Chloen sind voll anakreontischer Leichtigkeit, und überall sind die reitzendsten Bilder eingewebt. In der ersten scheinen uns S. 15. die beyden Zeilen.

> Verfolge seine Spur,
> Er folgte der Natur.

nicht so wohlklingend zu seyn, wie die übrigen; und in der dritten, S. 20. scheint der Ausdruck in dem zweyten der folgenden vier Verse nicht leicht genug zu seyn:

> Kein Schnee gleicht ihres Armes Weisse,
> Der vor dem Fenster in der Luft
> Mit einem ungewohnten Fleisse
> So sinnreich meiner Sehnsucht ruft.

Das reitzende und schalkhafte Lied, ein Traum, ist bekannt genug. Die folgenden Lieder, welche den Morgen und den Frühling besingen, haben die gefälligste Munterkeit. In dem zweyten mißfällt uns S. 28. die Zeile ein wenig:

> Wird Wasserbad und List ꝛc.

Und eben so glücklich, wie in diesen tändelnden Liedern, ist der Verf. in der lehrenden Ode, wovon die Zufriedenheit, S. 32. das erste Beyspiel ist. Die heiterste und gefälligste Philosophie, und der angemessenste Ton, vertraut, unterrichtend, und doch voller Würde. — Unter den folgenden Stücken dieses ersten Buchs sticht das unter der Ueberschrift, das bedrängte Deutschland, wegen der darinn herrschenden Stärke der Poesie, besonders hervor.

In der ersten Ode des zweyten Buchs, die sonst viele Schönheiten hat, kömmt uns die Zusammensetzung des Bildes in folgender Zeile:

Es krieche, wer nach Ehre fliege!

nicht genau genug vor.

Das neue Oracel, S. 68. hat uns in diesem Buche am wenigsten gefallen; auch war uns folgender Ausdruck etwas anstößig, wo die Rede vom Coffesatze ist:

Die schlaue Phantasie sieht in geheimen Zeichen
Des weisen Schlammes Antwort stehn.

Die Wollust, S. 84. bleibt allemal eins der vortreflichsten Stücke unsers Dichters. Welch ein herrliches Gemählde!

Wie, wenn der Süd sein schwarz Gefieder schüttert,
Und auf der See sich als Tyrann erhebt,
Der Ocean bis an den Grund erzittert,
Und weißbeschäumt hoch in die Lüfte strebt;
Indem kein Stern die bange Nacht erheitert,
Verirret sich das kranke Schiff, und scheitert:
So wüten auch die zügellosten Triebe ꝛc

In der Ode, Silenus, S. 89. ist von dem Stoffe dazu, der aus Virgils sechster Ekloge genommen ist, ein eben so schöner Gebrauch gemacht, als in der glücklichen Nachahmung dieser Eckloge, die wir von Hrn. Prof. Schmidt in Braunschweig haben.

Das dritte Buch wird durch das Gedicht: die fröhliche Dichtkunst, eröffnet, indem die zweyte Strophe ausnehmend schön ist:

Wenn mich ein Kummer drückt, so mag die Muse schweigen,
Den Nachtigallen gleich, die unter grünen Zweigen
Nur singen, wenn sie sich erfreun ꝛc

Im Tempe bemerken wir nur die Stelle, S. 104.

Die

Die Gegend ist so schön,
Daß hier die Musen sich ergehn:

Ein Ausdruck, der wenigen verständlich seyn wird. Auch gefällt uns S. 105.

Fontaine, der verewigt strahlet,

nicht so recht. Desto schöner ist die Strophe S. 106

Die Erde scheint wie Nichts
In jenen Gegenden des Lichts,
Wo deiner Blicke Flug an fremde Welten landet.
Dort, wo ihr niemals überwandet,
Ihr Weltbezwinger! seht,
Wie euer Stolz euch hintergeht.

Sollte der Vers S. 110.

Wann itzt im Frühling muntrer Jugend
Ihr Busen in der Fülle steht;

nicht einiger Verbesserung bedürfen? — So scheint uns auch die erste Strophe der Lehrode, die Wissenschafft zu leben, S. 119. zwo zu prosaische Zeilen zu haben:

Ein grosser, und vielleicht der größte Theil des Lebens
Das mir die Parce zugedacht,
Schlich als ein Traum der Nacht
Mit leisen Flügeln hin, und war vielleicht vergebens!

Die wahre Größe, S. 140. ist eine vortrefliche Ode, voller Gefühl und Enthusiasmus, der das ganze Herz des Dichters eben so sehr belebt, als seine Sprache:

In seinen Adern tobt ein Juvenalisch Feuer,
Der Unmuth reichet ihm die scharfgestimmte Leyer.

Der Schluß mit der Episode vom Timoleon ist dieses schönen Anfangs würdig.

Bey der Ode, die Liebe, womit sich das vierte Buch anfängt, erinnern wir die Kenner an folgende schöne Dichtung in derselben:

In der ersten Ode des zweyten Buchs, die sonst viele Schönheiten hat, kömmt uns die Zusammensetzung des Bildes in folgender Zeile:

Es krieche, wer nach Ehre fliege!

nicht genau genug vor.

Das neue Oracel, S. 68. hat uns in diesem Buche am wenigsten gefallen; auch war uns folgender Ausdruck etwas anstößig, wo die Rede vom Coffesatze ist:

Die schlaue Phantasie sieht in geheimen Zeichen
Des weisen Schlammes Antwort stehn.

Die Wollust, S. 84. bleibt allemal eins der vortreflichsten Stücke unsers Dichters. Welch ein herrliches Gemählde!

Wie, wenn der Süd sein schwarz Gefieder schüttert,
Und auf der See sich als Tyrann erhebt,
Der Ocean bis an den Grund erzittert,
Und weißbeschäumt hoch in die Lüfte strebt;
Indem kein Stern die bange Nacht erheitert,
Verirret sich das kranke Schiff, und scheitert:
So wüten auch die zügellosten Triebe rc.

In der Ode, Silenus, S. 89. ist von dem Stoffe dazu, der aus Virgils sechster Ekloge genommen ist, ein eben so schöner Gebrauch gemacht, als in der glücklichen Nachahmung dieser Eckloge, die wir von Hrn. Prof. Schmidt in Braunschweig haben.

Das dritte Buch wird durch das Gedicht: die fröhliche Dichtkunst, eröffnet, indem die zweyte Strophe ausnehmend schön ist:

Wenn mich ein Kummer drückt, so mag die Muse schweigen,
Den Nachtigallen gleich, die unter grünen Zweigen
Nur singen, wenn sie sich erfreun rc.

Im Tempe bemerken wir nur die Stelle, S. 104.

Die

Die Gegend ist so schön,
Daß hier die Musen sich ergehn:

Ein Ausdruck, der wenigen verständlich seyn wird. Auch gefällt uns S. 105.

Fontaine, der verewigt strahlet,

nicht so recht. Desto schöner ist die Strophe S. 106

Die Erde scheint wie Nichts
In jenen Gegenden des Lichts,
Wo deiner Blicke Flug an fremde Welten landet.
Dort, wo ihr niemals überwandet,
Ihr Weltbezwinger! seht,
Wie euer Stolz euch hintergeht.

Sollte der Vers S. 110.

Wann itzt im Frühling muntrer Jugend
Ihr Busen in der Fülle steht;

nicht einiger Verbesserung bedürfen? — So scheint uns auch die erste Strophe der Lehrode, die Wissenschafft zu leben, S. 119. zwo zu prosaische Zeilen zu haben:

Ein groſser, und vielleicht der gröſte Theil des Lebens
Das mir die Parce zugedacht,
Schlich als ein Traum der Nacht
Mit leisen Flügeln hin, und war vielleicht vergebens!

Die wahre Gröſse, S. 140. ist eine vortrefliche Ode, voller Gefühl und Enthusiasmus, der das ganze Herz des Dichters eben so sehr belebt, als seine Sprache:

In seinen Adern tobt ein Juvenalisch Feuer,
Der Unmuth reichet ihm die scharfgestimmte Leyer.

Der Schluß mit der Episode vom Timoleon ist dieses schönen Anfangs würdig.

Bey der Ode, die Liebe, womit sich das vierte Buch anfängt, erinnern wir die Kenner an folgende schöne Dichtung in derselben:

Als in seinen dunkeln Jahren
Amor Platons Schüler hieß,
Und ihm von bestäubten Haaren
Keine Rose duftend blies,
Flog er, fern vom stillen Scherze,
Bis zum Sirius hinauf,
Und besorgte seine Kerze
Schlechter, als der Sterne Lauf.
Ihn vom Himmel abzubringen,
Da ihn Erd' und Menschheit rief,
Kürzten ihr die stolzen Schwingen,
Holde Nymphen, als er schlief.
Da der Himmel ihm entgangen,
Flattert nun der Gott der Lust
Um die rosenvollen Wangen,
Um die lilienweisse Brust

Die wirklich majestätische Ode, Theodicee, welche dieses Buch schließt, ist schon als ein Meisterstück unsers Dichters bekannt.

Das fünfte Buch enthält, ausser der Ode an die Weisheit, aus der Clarissa, lauter neue Stücke. Das erste davon ist überschrieben: Der wahre Muth, und dem Dichter eben so schön gelungen, wie seine übrigen philosophischen Oden. Ein Beyspiel sey folgende Beschreibung von dem Tode des Sokrates:

Er sprach, und Freude glüht' in seinem Angesichte,
Sein Auge schien mit sanftem Lichte
So heiter, als es war, wenn ihm des Freundes Hand
Beym frohen Gastmahl Kränze wand.
Kein unvergnügtes Wort entfiel dem weisen Munde:
Doch flog die feyerliche Stunde,
Die Stunde, die den Freund aus Freundesarmen raubt,
Schon wartend über seinem Haupt.
Er, itzt voll wahren Muths, wenn oft die Starken beben

War

War sterbend grösser, als im Leben.
Sein Tod war glänzend, frey, selbst unter äuserm
Zwang,
War einer Sonnen Untergang.

Das Erdbeben, ist wieder eine Ode von der besten Ausführung; den Innhalt kann man aus der letzten Strophe beurtheilen:

Es müss' auf meiner Stirn, wenn schon die Erde bebt,
Der göttliche Gedanke schimmern,
Daß Tugend glücklich ist, und meine Seele lebt
Auch unter ganzer Welten Trümmern.

Es folgt ein reitzendes Lied, Amor überschriben, und dann eine Ode an Herrn Gleim, welche die Verderbnisse des Krieges sehr lebhaft schildert. Der Dichter redet die Gewaltigen der Erde an:

Seht! eures Volkes Blut raucht strömend von der
Erden!
Ach! dies betrogne Volk ergab
Sich unter euren Hirtenstab,
Geweidet, nicht gewürgt zu werden.

Gleich schön ist das folgende Stück, an die Freyheit, und die Ode auf Cronegks Tod, welche schon damals einzeln gedruckt wurde, und sogleich einen Dichter beßrer Art verrieth. Die einzige Strophe, wo von seinem Talente zum Trauerspiel geredet wird, scheint uns gegen die übrigen etwas matt zu seyn; aber freylich nur gegen die übrigen:

Er hatte, da durch ihn die Tugend lehren wollte,
Das hohe Trauerspiel erwählt.
Wir hofften, das an ihm auch Deutschland haben sollte,
Was ihm vor andern Völkern fehlt.
Den griechischen Cothurn, den Schmuck der bessern
Bühne,
Corneillens kühn erhabnen Geist,
Mit aller Anmuth des Racine,
Die uns zu Thränen reißt.

Den Tod des Herrn v. Kleist hat der Dichter in einer unmittelbar folgenden Ode eben so würdig beklagt. — In zwey allerliebsten Liedern, Horaz und der Schmaus finden wir die schönsten Ideen, und die glückliche Versification, die unserm Dichter beyde so eigen sind.

Die Ueberschriften der folgenden Stücke sind: Das Schicksal. Sehnsucht nach dem Frühlinge. Auf den Frieden. Das Sylbenmaaß dieses letzten Stücks hat sehr viel Musikalisches. Das nächste Gedicht, Laura, ist ganz in dem süssen, schwärmerischen Tone des Petrac. Der Dichter hat dabey auf einige Stellen desselben, und vorzüglich auf die bekannte Ode: Chiare, fresche e dolci acque &c. Rücksicht genommen. Das vortrefliche Gemählde:

> Da' be' rami scendea
> Dolce nella memoria
> Una pioggia di fior sovra'l suo grembo;
> Ed ella si sedea
> Umile in tanta gloria,
> Coverta già dell' amoroso nembo.
>
> — — — — —
>
> Qual con un vago errore
> Girando parea dir, qui regna Amore.

ist von unserm Dichter sehr glücklich copirt:

> Der Ort ist heilig! Junge Weste schweigen,
> Und kühlen sie mit stiller Lust.
> Die weisen Blüthen taumeln von den Zweigen,
> Verliebt herab auf Laurens Brust.
>
> In süsser Irre sanft herumgetragen,
> Verziehn und sinken sie gemach.
> Hier herrscht die Liebe! scheinen sie zu sagen;
> Hier herrscht die Liebe! seufz' ich nach:

Nicht gern versagen wir uns das Vergnügen, aus den beyden übrigen Stücken dieses Buchs, der Patriot,

triot, und an die Freude, einige schöne Stellen auszuschreiben.

Die Oden und Lieder des sechsten Buchs sind geistlichen Inhalts; nicht alle im höhern Schwunge der Begeisterung, sondern die meisten mit der edeln Simplicität der Andacht geschrieben, und doch zugleich mit Inbrunst, deren die Seele eines jeden wahrhaften Anbeters der Gottheit fähig ist. Dieser Ton ist ihnen desto angemessener, da einige zum Gebrauche beym öffentlichen Gottesdienste vermuthlich gleich bey der Verfertigung bestimmt, wenigstens in der Zollikoferischen Sammlung, schon vor dem Abdrucke dieser Ausgabe, dazu angewandt sind. — Eine Kleinigkeit ist uns S. 297. anstößig gewesen:

> Herr! mit kindlichem Vertrauen
> Hang' ich dennoch fest an dir!
> O wie solte mir noch grauen?
> Vater, du verzeihest mir!
> Ich verfluche meine Sünden,
> Die mir deinen Schutz entwandt;
> Laß dich finden, Laß dich finden,
> Wie dich stets die Reue fand!

Der letzte Ausdruck: laß dich finden! scheint sich mit der zuerst gebrauchten biblischen Metapher: ich hange an dir, nicht gut zu vertragen. — Das Lied, S. 306. Der allgegenwärtige Gott, ist besonders schön, und der Schluß vortreflich:

> Das deinem Auge nichts entflieht,
> Was war, und ist, und einst geschieht,
> Sey meine Ruh und Freude!
> Ein Gott, der alles weis und sieht,
> Der sieht auch wenn ich leide.

In dem Lobe des Höchsten, S. 324. scheint uns in den letzten beyden Zeilen jeder Strophe der Uebergang

vom Jambischen zum Trochäischen Silbenmaaße nicht zu wohl ins Gehör zu fallen:

> Singt, singt mit heiligen Entzücken,
> Singt unserm Gott' ein neues Lied!
> Der Herr ist groß; ich will ihn preisen,
> „Ihn, den Gütigen, den Weisen,
> „Dessen Auge nichts entflieht.

Die höhere Ode, Gott der Weltschöpfer, beschließt die lyrischen Gedichte des Verf. auf die würdigste Art.

Der zweyte Band enthält zuerst den Versuch über die Kunst stets frölich zu seyn, welcher unter unsern besten Lehrgedichten gewiß nicht das letzte ist. Freylich gefällt uns der Verf. als lyrischer Dichter mehr, und wir erinnern uns einer sehr richtigen Beurtheilung dieses Gedichts in den Litteraturbriefen, worinn einige Stellen desselben mit ähnlichen, aber ungleich stärkern Wendungen seiner Oden verglichen wurden. Indeß bleibt uns dies Gedicht allemal sowohl wegen seines lehrreichen und fruchtbaren Inhalts, als wegen der glücklichsten Ausführung und Versification sehr schätzbar. Nur an ein paar schöne Stellen wollen wir den Leser erinnern:

S. 96.

> Die stille Tugend liebt den prächtigen Gedanken:
> Gott ist, und Gott wird seyn, wenn ganze Welten wanken!
> O Freund, in einer Welt, wo blindes Glück allein,
> Wo nicht ein Gott regiert, wünscht' ich nicht Mensch zu seyn.
> Stets würde bange Furcht und Zweifel uns verwirren,
> Nie ruhig, würden wir durch dieses Leben irren,
> Das, vor uns her, verhüllt in dicken Schatten liegt,
> Wo Labyrinthe sind, und jeder Schritt betrügt.
> Wie, wann im öden Wald, wo Räuber nur verweilen,
> Die Schrecken schwarzer Nacht den Jüngling übereilen,
> Der ohne Führer irrt: er bebt bey Zephyrs Hauch,
> Horcht auf ein rauschend Blatt, und fürchtet jeden Strauch.

Zu

Zu glücklich, wenn er noch mit sichern Fuß entfliehet,
Noch Titans Morgenglanz, und Florens Antlitz siehet.
Und nicht ein hungrig Thier mit seinem Fleische speist,
Nicht sein vergoßnes Blut in dunkle Büsche fleußt!

Und S. 117.

Doch das Verhängniß zielt, und trift mit schärfern Pfeilen
Uns näher an das Herz; wird uns die Weisheit heilen?
Die wilde Zwietracht sprengt der Höllen eisern Thor
Unwidersetzlich auf; und führt den Krieg hervor.
Die traurende Natur bebt vor dem Ungeheuer,
Vor ihm ist Finsterniß, und nach ihm fressend Feuer.
Verwüstung überschwemmt des Weisen Vaterland;
Sein kleines Erbe seufzt in rauher Barbarn Hand.
Nackt wird er ausgejagt; er sieht mit einem Blicke,
Der sich durch Thränen zwingt, noch einmal stumm zurücke.
Zum schwarzen Himmel raucht, aus aufgethürmtem Graus,
Im allgemeinen Brand, auch seiner Väter Haus,
Der Gattinn, deren Blick ein Himmel ihm geschienen,
Der liebsten Gattinn Grab sind brennende Ruinen.
Ihm folgt, wohin er geht, ihr Schatten seufzend nach;
Er sieht sie, wie sie war, und hört sie, wie sie sprach.

Auf dieses Lehrgedicht folgt der Sieg des Liebesgottes, ein längst bekanntes Gedicht unsers Verfassers. Keine komische Epopee; dies verbittet er selbst in dem angehängten Schreiben über eine Beurtheilung dieses Stücks, worinn Hr. Dusch und ein Freund desselben, auf eine sehr zudringliche Art dem Dichter eine ganz andere Absicht, einen ganz andern Plan, und manche Fehler angedichtet hatten. Als ein erzählendes Gedicht bleibt uns dies Stück immer sehr angenehm. So wenig die Erfindung zu bedeuten scheint, so reitzend ist ihre Ausführung dem Verf. geglückt. Allein man hatte dies Gedicht aus einem ganz fremden Gesichtspunkte angesehen, es nach Popens Locken-

rau-

raube gemessen, von den bisherigen komischen Epopeen eine Theorie abstrahirt, und nun geradezu verglichen und getadelt. „Ich habe nichts wider diese „Männer, Theorien und Regeln zu machen, sagt Hr. „Uz, wenn man nur nicht hinter seinen Regeln die „Thüre zuschlägt, und allem, was ihnen widerspricht, „sofort den Eingang in den Tempel des Geschmacks „versagt: ein Verfahren, welches bey den Kunstrichtern sehr gemein, und doch dem Genie so nachtheilig ist.„ Uebrigens hat der Verf. mit diesem Gedichte verschiedne Veränderungen vorgenommen, und einige Episoden herausgehoben. Die von der Wollust, (S. 158. f.f.) welche den Amor, aus irrigen Begriffen von Deuschlands Sitten, zurückhält, ist geblieben; wir hätten sie auch nicht gern vermißt.

Den Schluß machen die Briefe, theils in Prose und Verse untermischt, theils ganz in Versen. Von dieser Art sind die vier letzten, welche neu hinzugekommen, und sehr reich an Schönheiten sind. Die an Hrn. Gleim und Weisse haben uns vorzüglich gefallen. Aus dem erstern wollen wir noch zuletzt eine Stelle hersetzen, worinn der Dichter, auf Veranlassung eines bekannten Angriffs, selbst seinen Charakter schildert:

S. 347.

Ich hasse stets die Sitte schwarzer Rotten,
Was heilig ist, leichtsinnig zu verspotten.
Nie unverschämt und niemals ruchlos klang,
Mein Jugendlied, wenn ich beym Weine sang.
Religion und Tugend auszubreiten,
Hielt ich für Pflicht in meinen frühsten Zeiten;
Und lehrte selbst, ich, der den Wein erhob,
Mein Saitenspiel der Gottheit glänzend Lob u. s. f.

N.

XI.

D. Johann Friedrich Eisenharts, Herz. Br. Lüneb. Hofr. und ord. Lehrers der Rechte auf der Julius Carls hohen Schule zu Helmstädt, ꝛc. Erzählungen von besonderen Rechtshändeln. Erster, zweyter und dritter Theil. Halle und Helmstädt, verlegt von Carl Hermann Hemmerde, 1767. 1768. 1769. 5 Alph. in 8.

Der Einfall, Rechtshändel in die Gestalt der Romanen umzukleiden, den gedehnten und schleppenden Styl der Acten aufzuheitern, und die Aufmerksamkeit durch die Erwartung des komischen oder tragischen Ausgangs in Bewegung zu erhalten, dieser Einfall, sagen wir, verdient Achtung und Lob. Soll aber auch dieser Endzweck in seiner Vollkommenheit erreicht, sollen Leute, die sonst schon für dem Namen der Urtheilssprüche entfliehen, angereizt werden, sie zu lesen: so verlanget man blos verwickelte, seltene und wichtige Rechtsfälle, eine Schreibart, die sich nach der Verschiedenheit der Gegenstände umbilden, jeden Umstand in das gehörige Licht setzen, die Schwierigkeiten schildern und die Begierde, sie aufgelößt zu sehen, anfeuren kann.

In wie weit dieses Ideal von unserm Verfasser erreicht worden, läßt sich am besten aus der Wahl der Rechtshändel und dem Plan, welchen er in der Bearbeitung derselben befolgt hat, beurtheilen. Die erste sind nicht alle gleich wichtig, und der Verfasser entschuldigt dieses auf eine sehr unzureichende Art,

daß

In der ersten Ode des zweyten Buchs, die sonst viele Schönheiten hat, kömmt uns die Zusammensetzung des Bildes in folgender Zeile:

Es krieche, wer nach Ehre fliege!

nicht genau genug vor.

Das neue Oracel, S. 68. hat uns in diesem Buche am wenigsten gefallen; auch war uns folgender Ausdruck etwas anstößig, wo die Rede vom Coffesatze ist:

Die schlaue Phantasie sieht in geheimen Zeichen
Des weisen Schlammes Antwort stehn.

Die Wollust, S. 84. bleibt allemal eins der vortreflichsten Stücke unsers Dichters. Welch ein herrliches Gemählde!

Wie, wenn der Süd sein schwarz Gefieder schüttert,
Und auf der See sich als Tyrann erhebt,
Der Ocean bis an den Grund erzittert,
Und weißbeschäumt hoch in die Lüfte strebt;
Indem kein Stern die bange Nacht erheitert,
Verirret sich das kranke Schiff, und scheitert:
So wüten auch die zügellosten Triebe ꝛc

In der Ode, Silenus, S. 89. ist von dem Stoffe dazu, der aus Virgils sechster Ekloge genommen ist, ein eben so schöner Gebrauch gemacht, als in der glücklichen Nachahmung dieser Eckloge, die wir von Hrn. Prof. Schmidt in Braunschweig haben.

Das dritte Buch wird durch das Gedicht: die fröhliche Dichtkunst, eröffnet, indem die zweyte Strophe ausnehmend schön ist:

Wenn mich ein Kummer drückt, so mag die Muse schweigen,
Den Nachtigallen gleich, die unter grünen Zweigen
Nur singen, wenn sie sich erfreun ꝛc

Im Tempe bemerken wir nur die Stelle, S. 104.

Die

Die Gegend ist so schön,
Daß hier die Musen sich ergehn:

Ein Ausdruck, der wenigen verständlich seyn wird. Auch gefällt uns S. 105.

Fontaine, der verewigt strahlet,

nicht so recht. Desto schöner ist die Strophe S. 106

Die Erde scheint wie Nichts
In jenen Gegenden des Lichts,
Wo deiner Blicke Flug an fremde Welten landet.
Dort, wo ihr niemals überwandet,
Ihr Weltbezwinger! seht,
Wie euer Stolz euch hintergeht.

Sollte der Vers S. 110.

Wann itzt im Frühling muntrer Jugend
Ihr Busen in der Fülle steht;

nicht einiger Verbesserung bedürfen? — So scheint uns auch die erste Strophe der Lehrode, die Wissenschafft zu leben, S. 119. zwo zu prosaische Zeilen zu haben:

Ein großer, und vielleicht der größte Theil des Lebens
Das mir die Parce zugedacht,
Schlich als ein Traum der Nacht
Mit leisen Flügeln hin, und war vielleicht vergebens!

Die wahre Größe, S. 140. ist eine vortrefliche Ode, voller Gefühl und Enthusiasmus, der das ganze Herz des Dichters eben so sehr belebt, als seine Sprache:

In seinen Adern tobt ein Juvenalisch Feuer,
Der Unmuth reichet ihm die scharfgestimmte Leyer.

Der Schluß mit der Episode vom Timoleon ist dieses schönen Anfangs würdig.

Bey der Ode, die Liebe, womit sich das vierte Buch anfängt, erinnern wir die Kenner an folgende schöne Dichtung in derselben:

Als in seinen dunkeln Jahren
Amor Platons Schüler hieß,
Und ihm von bestäubten Haaren
Keine Rose duftend blies,
Flog er, fern vom stillen Scherze,
Bis zum Sirius hinauf,
Und besorgte seine Kerze
Schlechter, als der Sterne Lauf.
Ihn vom Himmel abzubringen,
Da ihn Erd' und Menschheit rief,
Kürztet ihr die stolzen Schwingen,
Holde Nymphen, als er schlief.
Da der Himmel ihm entgangen,
Flattert nun der Gott der Lust
Um die rosenvollen Wangen,
Um die lilienweisse Brust

Die wirklich majestätische Ode, Theodicee, welche dieses Buch schließt, ist schon als ein Meisterstück unsers Dichters bekannt.

Das fünfte Buch enthält, ausser der Ode an die Weisheit, aus der Clarissa, lauter neue Stücke. Das erste davon ist überschrieben: Der wahre Muth, und dem Dichter eben so schön gelungen, wie seine übrigen philosophischen Oden. Ein Beyspiel sey folgende Beschreibung von dem Tode des Sokrates:

Er sprach, und Freude glüht' in seinem Angesichte,
Sein Auge schien mit sanftem Lichte
So heiter, als es war, wenn ihm des Freundes Hand
Beym frohen Gastmahl Kränze wand.
Kein unvergnügtes Wort entfiel dem weisen Munde:
Doch flog die feyerliche Stunde,
Die Stunde, die den Freund aus Freundesarmen raubt,
Schon wartend über seinem Haupt.
Er, izt voll wahren Muths, wenn oft die Starken beben

War

War sterbend grösser, als im Leben.
Sein Tod war glänzend, frey, selbst unter äuserm Zwang,
War einer Sonnen Untergang.

Das Erdbeben, ist wieder eine Ode von der besten Ausführung; den Innhalt kann man aus der letzten Strophe beurtheilen:

Es müss' auf meiner Stirn, wenn schon die Erde bebt,
Der göttliche Gedanke schimmern,
Daß Tugend glücklich ist, und meine Seele lebt
Auch unter ganzer Welten Trümmern.

Es folgt ein reitzendes Lied, Amor überschriben, und dann eine Ode an Herrn Gleim, welche die Verderbnisse des Krieges sehr lebhaft schildert. Der Dichter redet die Gewaltigen der Erde an:

Seht! eures Volkes Blut raucht strömend von der Erden!
Ach! dies betrogne Volk ergab
Sich unter euren Hirtenstab,
Geweidet, nicht gewürgt zu werden.

Gleich schön ist das folgende Stück, an die Freyheit, und die Ode auf Cronegks Tod, welche schon damals einzeln gedruckt wurde, und sogleich einen Dichter beßrer Art verrieth. Die einzige Strophe, wo von seinem Talente zum Trauerspiel geredet wird, scheint uns gegen die übrigen etwas matt zu seyn; aber freylich nur gegen die übrigen:

Er hatte, da durch ihn die Tugend lehren wollte,
Das hohe Trauerspiel erwählt.
Wir hofften, daß an ihm auch Deutschland haben sollte,
Was ihm vor andern Völkern fehlt.
Den griechischen Cothurn, den Schmuck der bessern Bühne,
Corneillens kühn erhabnen Geist,
Mit aller Anmuth des Racine,
Die uns zu Thränen reißt.

Den Tod des Herrn v. Kleist hat der Dichter in einer unmittelbar folgenden Ode eben so würdig beklagt. — In zwey allerliebsten Liedern, Horaz und der Schmaus finden wir die schönsten Ideen, und die glückliche Versification, die unserm Dichter beyde so eigen sind.

Die Ueberschriften der folgenden Stücke sind: Das Schicksal. Sehnsucht nach dem Frühlinge. Auf den Frieden. Das Sylbenmaaß dieses letzten Stücks hat sehr viel Musikalisches. Das nächste Gedicht, Laura, ist ganz in dem süssen, schwärmerischen Tone des Petrac. Der Dichter hat dabey auf einige Stellen desselben, und vorzüglich auf die bekannte Ode: Chiare, fresche e dolci acque &c. Rücksicht genommen. Das vortrefliche Gemählde:

> Da' be' rami scendea
> Dolce nella memoria
> Una pioggia di fior sovra'l suo grembo;
> Ed ella si sedea
> Umile in tanta gloria,
> Coverta già dell' amoroso nembo.
>
> — — — — —
>
> Qual con un vago errore
> Girando parea dir, qui regna Amore.

ist von unserm Dichter sehr glücklich copirt:

> Der Ort ist heilig! Junge Weste schweigen,
> Und kühlen sie mit stiller Luft.
> Die weissen Blüthen taumeln von den Zweigen,
> Verliebt herab auf Laurens Brust.
>
> In süsser Irre sanft herumgetragen,
> Verziehn und sinken sie gemach.
> Hier herrscht die Liebe! scheinen sie zu sagen;
> Hier herrscht die Liebe! seufz' ich nach:

Nicht gern versagen wir uns das Vergnügen, aus den beyden übrigen Stücken dieses Buchs, der Patriot,

triot, und an die Freude, einige schöne Stellen auszuschreiben.

Die Oden und Lieder des sechsten Buchs sind geistlichen Inhalts; nicht alle im höhern Schwunge der Begeisterung, sondern die meisten mit der edeln Simplicität der Andacht geschrieben, und doch zugleich mit Inbrunst, deren die Seele eines jeden wahrhaften Anbeters der Gottheit fähig ist. Dieser Ton ist ihnen desto angemessener, da einige zum Gebrauche beym öffentlichen Gottesdienste vermuthlich gleich bey der Verfertigung bestimmt, wenigstens in der Zollikoferischen Sammlung, schon vor dem Abdrucke dieser Ausgabe, dazu angewandt sind. — Eine Kleinigkeit ist uns S. 297. anstößig gewesen:

> Herr! mit kindlichem Vertrauen
> Hang' ich dennoch fest an dir!
> O wie solte mir noch grauen?
> Vater, du verzeihest mir!
> Ich verfluche meine Sünden,
> Die mir deinen Schutz entwandt;
> Laß dich finden, Laß dich finden,
> Wie dich stets die Reue fand!

Der letzte Ausdruck: laß dich finden! scheint sich mit der zuerst gebrauchten biblischen Metapher: ich hange an dir, nicht gut zu vertragen. — Das Lied, S. 306. Der allgegenwärtige Gott, ist besonders schön, und der Schluß vortreflich:

> Das deinem Auge nichts entflieht,
> Was war, und ist, und einst geschieht,
> Sey meine Ruh und Freude!
> Ein Gott, der alles weis und sieht,
> Der siehet auch wenn ich leide.

In dem Lobe des Höchsten, S. 324. scheint uns in den letzten beyden Zeilen jeder Strophe der Uebergang

vom Jambischen zum Trochäischen Silbenmaaße nicht zu wohl ins Gehör zu fallen:

> Singt, singt mit heiligen Entzücken,
> Singt unserm Gott' ein neues Lied!
> Der Herr ist groß; ich will ihn preisen,
> „Ihn, den Gütigen, den Weisen,
> „Dessen Auge nichts entflieht.

Die höhere Ode, Gott der Weltschöpfer, beschließt die lyrischen Gedichte des Verf. auf die würdigste Art.

Der zweyte Band enthält zuerst den Versuch über die Kunst stets frölich zu seyn, welcher unter unsern besten Lehrgedichten gewiß nicht das letzte ist. Freylich gefällt uns der Verf. als lyrischer Dichter mehr, und wir erinnern uns einer sehr richtigen Beurtheilung dieses Gedichts in den Litteraturbriefen, worinn einige Stellen desselben mit ähnlichen, aber ungleich stärkern Wendungen seiner Oden verglichen wurden. Indeß bleibt uns dies Gedicht allemal sowohl wegen seines lehrreichen und fruchtbaren Inhalts, als wegen der glücklichsten Ausführung und Versification sehr schätzbar. Nur an ein paar schöne Stellen wollen wir den Leser erinnern:

S. 96.

> Die stille Tugend liebt den prächtigen Gedanken:
> Gott ist, und Gott wird seyn, wenn ganze Welten wanken!
> O Freund, in einer Welt, wo blindes Glück allein,
> Wo nicht ein Gott regiert, wünscht' ich nicht Mensch zu seyn.
> Stets würde bange Furcht und Zweifel uns verwirren,
> Nie ruhig, würden wir durch dieses Leben irren,
> Das, vor uns her, verhüllt in dicken Schatten liegt,
> Wo Labyrinthe sind, und jeder Schritt betrügt.
> Wie, wann im öden Wald, wo Räuber nur verweilen,
> Die Schrecken schwarzer Nacht den Jüngling übereilen,
> Der ohne Führer irrt: er bebt bey Zephyrs Hauch,
> Horcht auf ein rauschend Blatt, und fürchtet jeden Strauch.

Zu

Zu glücklich, wenn er noch mit sicherm Fuß entfliehet,
Noch Titans Morgenglanz, und Florens Antlitz siehet.
Und nicht ein hungrig Thier mit seinem Fleische speist,
Nicht sein vergoßnes Blut in dunkle Büsche fleußt!

Und S. 117.

Doch das Verhängniß zielt, und trift mit schärfern Pfeilen
Uns näher an das Herz; wird uns die Weisheit heilen?
Die wilde Zwietracht sprengt der Höllen eisern Thor
Unwidersetzlich auf; und führt den Krieg hervor.
Die traurende Natur bebt vor dem Ungeheuer,
Vor ihm ist Finsterniß, und nach ihm fressend Feuer.
Verwüstung überschwemmt des Weisen Vaterland;
Sein kleines Erbe seufzt in rauher Barbarn Hand.
Nackt wird er ausgejagt; er sieht mit einem Blicke,
Der sich durch Thränen zwingt, noch einmal stumm zurücke.
Zum schwarzen Himmel raucht, aus aufgethürmtem Graus,
Im allgemeinen Brand, auch seiner Väter Haus,
Der Gattinn, deren Blick ein Himmel ihm geschienen,
Der liebsten Gattinn Grab sind brennende Ruinen.
Ihm folgt, wohin er geht, ihr Schatten seufzend nach;
Er sieht sie, wie sie war, und hört sie, wie sie sprach.

Auf dieses Lehrgedicht folgt der Sieg des Liebesgottes, ein längst bekanntes Gedicht unsers Verfassers. Keine komische Epopee; dies verbittet er selbst in dem angehängten Schreiben über eine Beurtheilung dieses Stücks, worinn Hr. Dusch und ein Freund desselben, auf eine sehr zudringliche Art dem Dichter eine ganz andere Absicht, einen ganz andern Plan, und manche Fehler angedichtet hatten. Als ein erzählendes Gedicht bleibt uns dies Stück immer sehr angenehm. So wenig die Erfindung zu bedeuten scheint, so reitzend ist ihre Ausführung dem Verf. geglückt. Allein man hatte dies Gedicht aus einem ganz fremden Gesichtspunkte angesehen, es nach Popens Locken-

rau=

raube gemessen, von den bisherigen komischen Epopeen eine Theorie abstrahirt, und nun geradezu verglichen und getadelt. „Ich habe nichts wider diese „Männer, Theorien und Regeln zu machen, sagt Hr. „Uz, wenn man nur nicht hinter seinen Regeln die „Thüre zuschlägt, und allem, was ihnen widerspricht, „sofort den Eingang in den Tempel des Geschmacks „versagt: ein Verfahren, welches bey den Kunstrichtern sehr gemein, und doch dem Genie so nachtheilig ist.„ Uebrigens hat der Verf. mit diesem Gedichte verschiedne Veränderungen vorgenommen, und einige Episoden herausgehoben. Die von der Wollust, (S. 158. f.f.) welche den Amor, aus irrigen Begriffen von Deuschlands Sitten, zurückhält, ist geblieben; wir hätten sie auch nicht gern vermißt.

Den Schluß machen die Briefe, theils in Prose und Verse untermischt, theils ganz in Versen. Von dieser Art sind die vier letzten, welche neu hinzugekommen, und sehr reich an Schönheiten sind. Die an Hrn. Gleim und Weisse haben uns vorzüglich gefallen. Aus dem erstern wollen wir noch zuletzt eine Stelle hersetzen, worinn der Dichter, auf Veranlassung eines bekannten Angriffs, selbst seinen Character schildert:

S. 347.

Ich hasse stets die Sitte schwarzer Rotten,
Was heilig ist, leichtsinnig zu verspotten.
Nie unverschämt und niemals ruchlos klang,
Mein Jugendlied, wenn ich beym Weine sang.
Religion und Tugend auszubreiten,
Hielt ich für Pflicht in meinen frühsten Zeiten;
Und lehrte selbst, ich, der den Wein erhob,
Mein Saitenspiel der Gottheit glänzend Lob u. s. f.

N.

XI.

XI.

D. Johann Friedrich Eisenharts, Herz. Br. Luneb. Hofr. und ord. Lehrers der Rechte auf der Julius Carls hohen Schule zu Helmstädt, ꝛc. Erzählungen von besonderen Rechtshändeln. Erster, zweyter und dritter Theil. Halle und Helmstädt, verlegt von Carl Hermann Hemmerde, 1767. 1768. 1769. 5 Alph. in 8.

Der Einfall, Rechtshändel in die Gestalt der Romanen umzukleiden, den gedehnten und schleppenden Styl der Acten aufzuheitern, und die Aufmerksamkeit durch die Erwartung des komischen oder tragischen Ausgangs in Bewegung zu erhalten, dieser Einfall, sagen wir, verdient Achtung und Lob. Soll aber auch dieser Endzweck in seiner Vollkommenheit erreicht, sollen Leute, die sonst schon für dem Namen der Urtheilssprüche entfliehen, angereizt werden, sie zu lesen: so verlanget man blos verwickelte, seltene und wichtige Rechtsfälle, eine Schreibart, die sich nach der Verschiedenheit der Gegenstände umbilden, jeden Umstand in das gehörige Licht setzen, die Schwierigkeiten schildern und die Begierde, sie aufgelößt zu sehen, anfeuren kann.

In wie weit dieses Ideal von unserm Verfasser erreicht worden, läßt sich am besten aus der Wahl der Rechtshändel und dem Plan, welchen er in der Bearbeitung derselben befolgt hat, beurtheilen. Die erste sind nicht alle gleich wichtig, und der Verfasser entschuldigt dieses auf eine sehr unzureichende Art,

daß

daß mancher etwas aus Irthum für merkwürdig halte, so einem andern minder erheblich scheint. Denn wir dächten, mit diesem Grund könnte sich jeder schlechter Comödien- und Tragödien-Schreiber rechtfertigen, weil es doch noch immer wenigstens einige giebt, denen, aus Mangel des guten Geschmacks, auch ein Doctor Faust und andere schlechte Stücke gefallen. Ausserdem zweifeln wir, ob jemand so unerfahren sey, der es als etwas besonders ansehen werde, daß man einem Frauenzimmer, wegen des Brautschatzes Nachsteuer absodert; (II. B. 3 St.) ein Mensch von einer empfangenen Wunde erst nach einigen Tagen stirbt (6); hier und da die Hospitäler nothwendige Erben der darinn Verstorbenen seyn wollen (7); ein Mädgen ihr Wort, das sie einem jungen Menschen gegeben hatte, auf den Widerspruch ihres Oheims zurück nimmt (9); ein erzürnter Mann in der Rache zu weit gehet (10); einer den andern durch unvorsichtigen Gebrauch des Gewehrs erschießt (22); Rangstreitigkeiten entstehen (III. B. 9 St.); graduirte Personen mehr Vorzüge geniessen wollen, als ihnen gebühren (17); und endlich, daß ein Officier den andern im Zweykampf ersticht. — Daß in einem Proceß einige gewöhnliche Advokaten Ränke oder Anwendungen streitiger Grundsätze vorkommen, macht ihn noch nicht wichtig genug, in diese Form eingekleidet zu werden. — Merkwürdige Verwickelungen der Umstände, drohende Wolken des Argwohns und ihre Zerstäubung, diese will man blos sehen.

Nun kommen wir auf den Plan des Verfassers. Ehe er die Geschichte, welche zu jedem Processe Gelegenheit gegeben, selbst erzählt, schickt er eine allgemeine Betrachtung voran, welche auf den nachfolgenden Proceß einige Beziehung hat. Diese moralische

lische Vorreden sind oft zu lang, oft sehr schläfrig und öfters noch mit allzugewöhnlichen Gedanken angefüllt. Wir wollen den Eingang des 1. Rechtshandels vom zweyten Band zur Probe hersetzen. „Der Vorsatz, „heißt es, seinem Nächsten gutes zu thun, ist alle„mal lobenswerth, aber er verdient noch mehr ge„rühmt zu werden, wenn die würkliche Ausübung „darauf erfolgt. Wenn man jemanden etwas ver„spricht und denselben dadurch bewegt, daß er eine „gewisse Handlung unternimmt, die er sonst nicht be„gangen haben würde; so erfordert es auch die na„türliche Billigkeit, daß der Versprecher sein Wort „erfülle. Dieser befindet sich mit einem Soldaten in „ähnlichen Umständen. So wie derselbe in einem „Treffen, oder bey einem Sturme nichts weiters zu „bedenken hat, als seine Pflicht auszurichten, oder „das Befohlne zu vollziehen; eben so soll derjenige, „welcher einem andern etwas versprochen hat, darauf „bedacht seyn, sein Wort zu erfüllen, und dadurch „seiner Pflicht ein Gnüge zu leisten„ u. s. w. noch etliche Seiten fort. Das angeführte Gleichniß will ungefähr so viel sagen: gleichwie der Soldat sein Versprechen, treu zu dienen, halten muß: eben so muß jeder anderer, was er versprochen hat, halten. Solche Parallelen haben eben nicht viel Tiefsinn erfordert. — Auch dies hat uns nicht gefallen, daß der Verfasser zu oft auf die alltägliche Moral: daß man nemlich Kleinigkeiten halber keine Processe anfangen, den ungewissen Ausgang derselben überdenken und oft lieber etwas fahren lassen solle, zurückkommt. — Nach solchen Einleitungen kommt die Veranlassung und endlich die wirkliche Geschichte des Rechtsstreits, welche unter den Händen des Verfassers ungemein viel gewinnt; er verstehet die Kunst auch kleine Umstände wichtig und Schwierigkeiten empfindlich zu machen,

Chi-

Chicanen und Fehler den Partheyen wider ihren Advokaten in aller Blöße darzustellen. — Gründe und Gegengründe der streitenden Theile, Zweifels- und Entscheidungs-Ursachen der Richter werden nicht in der gewöhnlichen strengen Form, sondern auf eine angenehme und sehr unterrichtende Art vorgetragen. Die angeführte Gesetze haben bey dieser Gelegenheit ihre rechte Stellen in den Anmerkungen, wo sie den Leser nicht unterbrechen, bekommen. —

Dieses sind unsere unpartheyische Gedanken von dem ganzen Werk, dessen vollständigen Inhalt man eben nicht von uns erwarten wird. Wenige merkwürdige Fälle wollen wir auszeichnen, und desto vollkommener auszeichnen, damit man den Griffel des Verfassers noch desto genauer darinn sehen könne. I. Th. II St. Gespenster veranlassen einen Todschlag. In einer gewissen Gegend an der Elbe gehet unter den Bauern seit dem dreisigjährigen Kriege ein Gerüchte, daß sich zuweilen um Mitternacht Gespenster sehen ließen, welche als Reuter zu Pferde in blauen Röcken mit rothen Aufschlägen in dem Bezirk zwischen zwey Dörfern herumschweiften, und denjenigen, so sich nächtlicher Zeit noch in dem Feld aufhielten, durch ihre Erscheinung nicht nur Furcht und Schrecken einjagten, sondern auch so gar manchmal Menschen mit ihrem Gewehr verletzten, kurz, man glaubt, es hielten sich hier noch die abgeschiedene Seelen, von den schwedischen Reutern auf, welche sich ehedem daselbst, bey dem Leben, mit ihren Feinden geschlagen hätten. — Zwey Bauern aus einem nahegelegenen Dorfe, beyde von hohem Alter, Blutsfreunde und Vertraute, kehrten gegen Abend, von ihrer Arbeit ermüdet, aus dem Felde zurück, und setzten sich unter einem Baum endlich nieder, um sich durch ein Glaß Branntwein zu erquicken. Da dieses Getränke die Einbildungskraft er-

erhitzte, so fielen ihnen die schwedischen Reuter ein, sie glaubten, dieselbe hätten sie umringt und in die Nothwendigkeit versetzt, sich durchzuschlagen, wenn sie anders nach Hause kommen wollten. Beyde waren nach Art der Bauren mit Stöcken versehen, und in der Meynung, daß sie wider diese spückende Reuter fechten müßten, schlugen sie trunkener Weise herzhaft auf einander los, bis der erstere, welcher seine Söhne mit sich genommen hatte, auf einmal unsichtbar wurde. Der andere, welcher durch das Prügeln seinen Stock zerbrochen und seines Gefährden Huth von ungefähr auf der Erde gefunden, glaubte einen völligen Sieg über seine Feinde erhalten zu haben, und hielt sogar den erbeuteten Huth für eine Trophäe, so er einem dieser Reuter müßte abgenommen haben. Mit diesem Siegeszeichen und dem zerbrochnen Stock, begab er sich nach dem Dorf zurück und kehrte in dem Hause seines unglücklichen Freundes ein, wo dessen Ehefrau und Söhne, mit Verlangen auf die Wiederkunft ihres Ehemanns und Vaters, inzwischen gewartet hatten. So bald er in die Stube kam, rief er sogleich mit vollen Freuden aus: Die Teufel wollten mich in die Wettern haben, ich habe aber dem einen mit dem Stock so viel gegeben, daß er das Aufstehen wohl vergessen soll. Allein, welches Unglück! man fand bald unter dem Baum, wo sich die beyde Alten niedergesetzt hatten, den vermißten Vater todt auf der Erde liegen, und dessen Kopf, woran im hintersten Theil eine tiefe Wunde war, an einen hervorragenden Pfahl gespießt. —

III. Das verlohrne Päckgen mit Geld.

Ein Abwesender trägt seinem Bevollmächtigten auf, daß, wenn er die ihm bey der Theilung zugefallene Gelder nicht selber aufbewahren wollte, er selbige dem beeidigten Handlungs-Diener aller seiner

Miterben, zustellen sollte; falls er aber die Gelder bis auf weitere Verfügung selbst aufzuheben kein Bedenken trüge; so könne er sein schwarzes Kleid, so er bey dem Handlungs-Diener verwahrt habe, abholen lassen; das Geld in die Tasche des Kleides stecken und sodann das Kleid einpacken, und ihm auf diese Weise das Geld mit dem Boten überschicken. Der Bevollmächtigte hielt es eben nicht für nothwendig, das Kleid nach seinem Hause holen zu lassen, sondern glaubte dem Schreiben seines Principalen in allem ein Gnügen geleistet zu haben, wenn er das Einpacken in der Wohnung des Handlungsdieners, vorgeschriebner Weise, verrichtete. Er brauchte zur Vorsicht noch zwey Zeugen dazu, und in dieser Personen Gegenwart, ward das Geld, so aus verschiedenen Münzsorten bestund, von welchen eine jede in ein besonders Päckgen gewickelt und diese letztere noch versiegelt worden, nachdem man die ganze Summe vorher nochmals gezählt, ein Päckgen nach dem andern, nebst dem Verzeichniß von der ganzen Summe, in die Taschen des Kleides gesteckt. Dieses Kleid ward sodann in ein Tischtuch eingepackt, mit starkem Bindfaden umwunden und von aussenher achtmal versiegelt. Es ward zu mehrerer Vorsicht noch ein besonderes Stück Wachstuch hergeholt und das versiegelte Paquet, in Gegenwart der Zeugen, darein gewickelt, welches ebenfalls mit einem Bindfaden umwunden, und von aussenher abermals achtmal versiegelt worden. Dieses, auf eine so fürsichtige Weise eingepackte Geld, übergab der Bevollmächtigte dem Handlungs-Diener, mit dem Verlangen, solches den andern Tag, durch einen besondern Boten, dem Eigenthümer zuzustellen. Alles dieses geschah, das Päckgen kam an, ward in des Boten Gegenwart sogleich vom Eigenthümer untersucht, und äusserlich nicht die geringste Verletzung

daran

daran wahrgenommen. Man nahm das Kleid heraus und ließ den Boten gehen, welcher aber, als er sich kaum aus dem Zimmer begeben, sogleich wieder zurück gerufen wurde, daß an dem Geld eine große Summe fehle, die in einem besonderen Päckgen, nach dem überschickten Verzeichniß, müßte gewesen seyn. Wie ist nun das Geld verlohren gegangen? Auf den Ueberbringer konnte kein gegründeter Verdacht fallen, weil das Päckgen vor der Eröfnung genug besichtiget und nicht die geringste Verletzung angetroffen worden. Der Handlungsdiener, der selbiges eine Nacht über in seiner Schlafkammer aufbewahrt hatte, konnte ebenfalls nicht wohl einer Untreue beschuldigt werden, weil das Paquet mit dem Petschaft des Bevollmächtigten versiegelt worden und dieser, als das Einpacken geschehen war, sein Petschaft mit nach Hause genommen hatte. Nun war nur noch der dritte Fall übrig. Es konnten der Bevollmächtigte und der Handlungs-Bediente, gar leicht sich mit einander bereden, das Geld unter sich zu theilen, und daß daher der erstere in der Nacht sich zu dem anderen verfüget, beyde das Päckgen wieder eröfnet und nach heraus gelangtem Gelde, solches wieder, wie vorhin eingepackt haben. Der Bevollmächtigte wurde zwar von seinem Principal belangt, aber, da er auf keine Weise verdächtig gemacht werden konnte, wieder von der Klage entbunden.

F*

XII.

Idris, ein heroisch-komisches Gedicht. Fünf Gesänge. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich 1768. 298 Seiten in gr. 8.

Wer den Verf. dieses Gedichts in den verschiedenen Schriften, mit welcher er das Publikum, oder wenn er lieber will, seine Freunde beschenkt hat, kennet, der wird ihm eine feurige, mahlerische und sehr fruchtbare Einbildungskraft, einen tiefeindringenden philosophischen Geist, eine sehr feine und richtige Empfindung, ein gut Theil von Belesenheit und Wissenschaft und eine seltne Kenntniß des Alterthums, nicht absprechen können. Hierzu kömmt in seinen letztern Gedichten eine ihm ganz eigne Laune und eine ungemeine Leichtigkeit der Versification. Die Correction der Schreibart, die dem Verfasser immer am meisten zu fehlen geschienen, zeigt sich in diesem Gedichte mit einem so rühmlichen Fleiße, daß man wohl siehet, es habe ihm bisher mehr an Lust, als an Fähigkeit gefehlt, seinen Versen die letzte Vollendung zu geben.

Idris ist ein heroisch-komisches Gedicht, aber keine Batrachyomachie, wo der Kontrast zwischen der Geringfügigkeit der Sachen und dem epischen Tone, kein Hudibras, wo der drolligte Ton bey einer wichtigen Sache das lächerliche hervorbringt, es ist ein reitzendes Gemählde aus den Gebiete der Phantasie, eine verwickelte Geschichte aus den Zeiten der irrenden Ritter, eine Welt wo Feen und Zaubereyen herrschen, ein Gedicht, wo nach des Verf. eigenen Ausdrücken, Moral und Satyre, Weisheit und Thorheit, und die schönsten Beschreibungen mit lächerlichen Situationen abwechseln, im Ganzen können wir noch hinzusetzen, ein Gedicht, das so viel Schönheiten, so viel hinreissende Stellen, so viel glückliche Verse hat, daß man im Lesen nicht ermüdet werden kann.

Aber sagt vielleicht ein grisgramender Kunstrichter: eine Welt wo Feen und Zaubereyen herrschen? — Warum will man in einem Zeitalter, das so erleuch-

tet

tet ist, als das unsrige, wo gesunde Philosophie mehr als jemals die Erscheinungen und Wunder gebannt hat, in dem achtzehnten Jahrhundert, wo die Liebe eine feine Galanterie, keine unsinnige Herumschwärmung ist, warum will man uns da in die Zeiten eines Ariostes zurücksetzen? Es sey, daß der Dichter noch so viel Genie und Kunst daran verschwendet hat, wird er mich täuschen, wird er mich ganz intereßiren, ganz dahin reißen können? Ariost ist noch itzo der Lieblingsdichter seiner Nation: gut; man leugnet nicht, daß er große Schönheiten habe, und, daß sein Zeitalter nur seine Fehler entschuldiget, ja, wenn auch das nicht wäre; so wird allemal eine Nation ihre großen aber regellosen Genies verehren; Und warum sollte auch der Ausländer sie nicht mit Vergnügen und Bewunderung lesen; Ist es aber deßwegen die nemliche Sache, wenn ein neuerer Dichter ihre Pfade betritt? —

Wir wollen nicht zu frühzeitig entscheiden: man wird uns hier einige Anmerkungen über eine Materie erlauben, die von so wichtigen Einfluße in den meisten Gattungen der Poesie ist. Was die Wahrscheinlichkeit der Fiction betrift, so ist sie von verschiedener Art. Entweder hat der Poet, vermöge der Natur seines Werks, eine solche Theilnehmung, eine solche Täuschung des Lesers zum Zwecke, daß die Wahrscheinlichkeit in dem allerengsten und eigentlichsten Verstande des Worts nicht beleidigt werden darf. Eine Fee z. E. in der Clariße, eine Zauberey in der Minna würden wahre Ungeheuer seyn. (Und doch wird man einen blinden Ehemann und verschiedene Lustspiele des Saintfoix gern in der dramatischen Gattung dulden.) Nächst dem giebt es Gattungen, wo die Wahrscheinlichkeit eben so strenge beobachtet werden muß, wo man aber dem Poeten gewiße Voraussetzungen, und diesen gemäß, gewiße Erdichtungen erlaubt hat,

die eine andere Art von Glaubwürdigkeit haben. Dergleichen sind das Wunderbare in der Epopee, die redenden Thiere in der äsopischen Fabel, der Gebrauch der Mythologie in der heroischen Ode. Alle diese Fictionen haben ihre gewißen Gränzen und ihre Norm der Wahrscheinlichkeit; dabey sind aber die übrigen Theile des Gedichts jener Regel der Wahrscheinlichkeit unterworfen, die wir bey dem Drama u. s. w. angenommen haben. — Aber ist der Fall verändert, braucht man Maschinen zur Auszierung oder zum Spotte, zu Gleichnißen, oder zu solchen handelnden Personen, die wir in der einmal angenommenen Scene vertragen können, wählt der Dichter seine Welt blos deßwegen, um seine Charaktere, seine Bemerkungen, seine Sprüche, seine Satyre, seine launischen Einfälle anzubringen. — Warum wollte man eigensinnig oder eckel seyn? — Ich lese im Idris von Gnomen und Wunderwerken; gut, ich sehe der Dichter will spielen, er giebt mir aber mitten unter diesen abentheuerlichen Dingen die artigsten Situationen, die treffendsten Bemerkungen, und das ist es, was ich suche. Hierzu kömmt vorzüglicher Weise der Reiz der Neuheit der Beschreibungen, und der Erdichtungen selbst. —

Doch vielleicht, fährt der Kunstrichter fort: Schon gut, wir wollen ein Feenmährgen und eine irrende Rittergeschichte, wenn sie witzig geschrieben sind, mit Vergnügen lesen, wir begreifen auch daß eine Oper, wo ein solches zum Grunde liegt, vortreflich seyn kann. Es sey ferne, daß wir irgend etwas aus der Poesie verweisen sollten, was ihr Mannigfaltigkeit und Abwechselung, wenn nicht andere Vortheile, gewähren kann. Aber in ein weitläuftiges Gedicht verwebt, gefallen uns solche Erdichtungen weniger. Hätte der Verf. des Idris alle die unzähligen Schönheiten an

ein

ein anderes Sujet verwandt, was für ein Meisterstück würde es geworden seyn! —

Das könnte man nun freylich sagen, aber es gehört viel dazu, zu behaupten, daß bey einer andern Behandlung noch alle die Schönheiten da seyn würden, die bey derjenigen sind, die der Verf. eines Gedichts, gewählt hat. Wir glauben es sey sehr rathsam den Dichter über die Wahl und die Einkleidung des Gegenstandes, den er behandelt, nicht zu chicaniren, was seinem Genie am angemessensten ist, wird er gewiß am besten wissen.

Das erste was dem Leser in die Augen fallen muß, und was der Verf. selbst in der Vorrede gestehet, ist dieses, daß er den Ariost nachgeahmet habe. Wer den Orlando furioso auch nur aus dem Meinhard kennt, wird wissen, daß sehr große poetische Schönheiten mit den ungereimtesten Dingen in diesem Gedichte vermischt sind. Die irrende Ritterschaft und die Zauberey machen das Wesen desselben aus, die aber nach den Begriffen seines Zeitalters mehr Schicklichkeit hatten, als itzt: Man muß aber ja nicht den wesentlichen Unterschied zwischen beyden Gedichten, vergessen. Orlando soll ein ernsthaftes Gedicht einer Art von Epopee seyn, und ist es auch wirklich in vielen Stücken, ja so gar die abentheuerlichsten und lächerlichsten Dinge behalten in der Schreibart eine Farbe davon, wodurch sie, nach Boileaus Meinung *) noch abgeschmackter werden sollen. Ohne dieser Meinung eben beyzupflichten, sagen wir nur, der Orlando ist eine Epopee, wo die irrenden Rittertaten u. s. w. nicht zum belachen, sondern zur Bewunderung vorgebracht werden; Idris ist ein komisches Gedicht, wo alle Feyerlichkeit des Ariost verschwindet, wo allenthalben die satyrische und lustige Laune her-

*) Dissertation sur Joconde.

vor sieht. Hierdurch werden uns die Feen- und Rittergeschichte viel erträglicher. Wir wundern uns, daß Gelehrte beyde Gedichte haben vergleichen wollen, ohne auf diesen wesentlichen Unterschied zu sehen. Eher hätte der *Ricciardetto* mit dem Idris, als ganz von derselben Art, können verglichen werden.

Wenn wir sagen, daß Idris und Orlando von unterschiedener Art sind, so meynen wir freylich nur die komischen und satyrischen Stellen, denn wenn von Empfindungen der Liebe die Rede ist, kann sich Ariost selbst nicht feuriger ausdrücken, als Wieland z. E.

Ich stand, als würde mir der Himmel aufgethan.
O! Tag o! froher Tag! o mehr als goldne Stunden!
In euch sahn Götter nur mich ohne Mißgunst an!
Mein ganzes Wesen schien in einem Ocean
Von Freuden, welche noch kein Dichtermund besungen,
Kein glücklicher gefühlt, zerflossen und verschlungen.

Oder wenn er die Schönheit beschreibt:

Wer Hoffherrs Nymphen kennt, Figuren wie gedreht,
Ganz Anmuth, ganz gemacht zu Amors süssen Spielen,
Die volle Brust, muthwillig aufgebläht,
Verführisch anzusehn, entzückend an zu fühlen: u. s. w.

Die vielen vortreflichen Züge, die mancherley Schönheiten, deren wir gedacht haben, sind durch das ganze Gedicht zerstreuet; der Plan, der eine Mannigfaltigkeit von Scenen und Begebenheiten enthält, und der jeden Leser mit der Feenwelt ganz aussöhnen kann, scheint zu Hrn. W. Absicht sehr glücklich zu seyn. Er sagt mit recht von seinem Gedichte,

Durch ein mäandrisches Gewinde
Von Feerey und Wundern fortgeführt
Sey, wer dich liest, besorgt, wie er heraus sich finde,
Und nahe stets dem Ziel, indem ers stets verliehrt.

Man

Man wird auch darinn besonders die Fruchtbarkeit der Einbildungskraft bewundern, die einen Idris und einen Agathon hervorgebracht hat. Es ist auch kein Zweifel, daß die ganze Entwickelung nicht der Erwartung des Lesers entsprechen und die Verwirrung der Zwischenfälle auf eine angenehme Art rechtfertigen sollte.

Wenn wir Lust abzuschreiben hätten, so würden wir gewiß selten eine so anziehende Gelegenheit finden, als die Idris darbeut. Eine Menge von Stellen, wo die sonst so widrige Arbeit süß werden mußte! — Doch dies möchte in Ansehung der meisten Leser überflüßig seyn, und wir haben des Raum's zu schonen.

Der Verf. fängt an und ermuntert sich selbst

— — — Fühlt
Dein Busen Muth genug, so wage dich in Welten,
Worinn die Fantasey als Königin befiehlt,
Und alle Dinge nur so viel sie wollen, gelten.

Der ganze Eingang in den ersten eilf Stanzen ist sehr schön, wir wollen nur etwas anführen:

Es dürfe, was du mahlst, die schöne Unschuld lesen
Trotz aller Furcht, die schüchternen Agnesen
Hans Jacob Rousseau eingejagt:
Die ist gewiß vorher verführt gewesen,
Die den getreuen Hirt der Kuppleren verklagt.
Die wahre Tugend ist nicht trotzig, nicht verzagt.

Es möchten nicht alle Leser den fünften Vers verstehen, und vielleicht nicht wissen, daß der Pastor fido des Guarini gemeynet sey, welchem Gedichte ein ähnlicher Vorwurf gemacht worden.*) Das Wort Kuppleren will uns hier nicht recht gefallen, und jemanden einer Sache verklagen, ist nicht grammatisch richtig, doch das sind Kleinigkeiten. Was übrigens der Verf. hierdurch zur Vertheidigung solcher Gedichte

 sagt,

*) s. Dictionnaire de Bayle unter Guarini.

sagt, ist das schicklichste, was dafür gesagt werden kann, ob man gleich — —

Die beyden Strophen über die Kunstrichter können wir Amtswegen nicht übergehen; sie sind auch vortreflich:

Die Tadler, Muse, scheue nicht;
Das Schöne selbst gefällt nicht allen.
Wie? Wenn dich auch Partil, die Wanze, sticht?
Was hülfe dir das Lob der Buden und der Hallen?
O, möchtest du, wenn dir die Menge Lorbern flicht,
Dem ächten Kenner nicht missfallen,
Der ohne Schalckheit prüft, zum Tadel langsam ist,
Und jede Schwierigkeit, die du besiegt, ermißt.

Den Aristarchen liegt die Pflicht des Tadelns ob
Sie sitzen zu Gericht, und sollen nichts verzeihen,
Der Züchtling zwar findt stets die Peitsche grob,
Auch lacht die Welt nur mehr, je mehr die Tibbalds schreyen.
Verdiene, wenn du kannst, des strengen Richters Lob,
Doch ohne dich vor seinem Ernst zu scheuen.
Sein Tadel nützt der Kunst, und gieng er auch zu weit,
So schadet ihm, nicht dir, die Unbescheidenheit.

Nun mögen noch einige Stellen folgen, blos, um diejenigen unserer Leser, die dieses Gedicht noch nicht kennen sollten, zum lesen zu ermuntern.

S. 57. Idris redet von der Zeit da er seine Göttin zuerst gesehen.

77.

Wie neidenswürdig schien mein Glück!
Doch untern Mond ist, leider! nichts vollkommen.
Ach! warum mußte doch, Natur, dein Meisterstück
Aus deiner Hand, nicht ganz vollendet kommen?
Um aller Götter Thron zu seyn
Fehlt ihrer schönen Brust der Liebes-Gott allein.

78.

78.

Nie liebte sie, und ach! nachdem ich sie erblickt,
Und nicht gerührt, so wird sie niemals lieben.
So ist es im Gestirn geschrieben,
Nie wird in ihrem Arm ein Sterblicher beglückt.
Ganz Geist, ganz frey von körperlichen Trieben,
Von nichts gequält, von nichts entzückt,
Gleicht sie in einem Leib, den Venus selbst beneidet,
Den Wesen, die kein Stoff bekleidet.

Nun auch etwas von der Antwort des Herrn Jisalls:

84.

Herr Richter, fiel ihm hier sein Hörer lachend ein,
Das Stück ist weinerlich; doch duldet, daß ich lache,
Ey, lehrt mich doch, ich bitte, wie mans mache,
So topfer, so verliebt, und doch so neu zu seyn.
(Denn Winseln, ich gestehs, war niemals meine Sache)
Um Amors Willen! Herr, wer schwatzt von Qual und Pein,
An seiner Göttin Brust? Sie läßt euch ruhig liegen;
Und ihr beklagt euch noch, sie sey nicht zu besiegen?

85.

Ja, sprecht ihr, sagte sie nicht selbst, ihr Herz sey kalt,
Zur Freundschaft nur gemacht, und ungeschickt zum lieben?
Welch Mädgen spricht nicht so? Und doch ist nichts so bald,
Als diese Phantasie vertrieben.
O! sie verzeihen viel, zumal in einem Wald;
Ihr braucht ja nun die Schuld auf ihren Reiz zu schieben.
Durch Feuer, Freund, und nicht durch feige Thränen,
Erweichen sich die Herzen spröder Schönen.

Im zweyten und dritten Gesange ist die Geschichte des Zerbins und der Lilla vortreflich, doch es ist so viel Schönes überall in allen Gesängen, daß wir nur abbrechen müssen, um nicht zu weitläuftig zu werden.

Aus dieser Ursache wollen wir auch den Lesern das Gerippe des Inhalts schenken, und zweifeln nicht, sie werden, es sey nun bey der ersten, oder der dritten Lektüre, auf den Contrast unter den Charakteren, die Mannigfaltigkeit in den Schilderungen, das natürliche und fließende des Dialogs, und besonders auf die eingestreueten naiven oder komischen Bemerkungen besonders aufmerksam seyn. Zum Theil haben wir auch von allen diesen Beyspiele gegeben. Doch müssen wir zweyerley noch besonders erwähnen. Der Verf. ist vorzüglich glücklich in kleinen Nebenzügen und Wendungen z. E.

> Ein Knabe der im Wasser scherzte,
> Flieht ängstlicher vor einer Otter nicht,
> Als unser Held, der tapfre, der beherzte,
> Vor einem Mädgen flieht, die weder beißt, noch sticht.
> Ob sie solch ein Betragen schmerzte,
> Fragt mich kein reizendes Gesicht.
> Sie blieb mit Thränenvollem Blicke,
> Am Ufer stehn und rief den Fliehenden zurücke.

Welche schöne Wahl in den Ausdrücken! Welche Annehmlichkeit der Bilder! Welche Leichtigkeit in der Versification! (den Wohlklang der gewählten Versart, welche die ottave rime der Italiener, doch mit größerer Freyheit nachahmt, und bey uns Deutschen bisher noch wenig gebraucht gewesen, wird man überhaupt schon bemerkt haben) Und, wie schön ist der Zug: Ob sie solch ein Betragen u. s. w. So auch von den Vorzügen des Zerbins bey den Damen;

> Die ein Verjährungsrecht an ihrer Gnade haben.

Auch weis unser Dichter sehr artige Anspielungen und Gleichnisse oder Parallelen, oder was es sonst ist, aus dem Alterthume und den neuern Zeiten, aus den Schätzen seiner Belesenheit und seiner Kenntnisse anzubrin-

zubringen. Wir führen keine Beyspiele an, man wird ihrer genung nicht allein im Idris, sondern auch in den andern Gedichten des Verfassers finden. So gar die Zeitungen weis er in dieser Absicht zu nutzen. S. 41.

Sie hätte wohl das Thier vom Ländchen Gevaudan
Den Schrecken Galliens, so gern als ihn, gesehn.

Sollten wir dem Verfasser, besonders bey der Fortsetzung, einen Rath zu geben uns erkühnen, so wäre es dieser, die Einförmigkeit, so viel möglich, zu vermeiden. Denn bey alle dem, was wir rühmliches von dem Idris gesagt haben, ist dies doch die Klippe, an der zu scheitern wäre. Der Verfasser sagt einmal von einem Wald, glaube ich,

Den ich, weil Leßing mich beym Ohr zupft, nicht beschreibe.

und wenn man hierzu seine unerschöpfliche Imagination setzt, so dürfte vielleicht auch dieser Rath eben so überflüßig seyn, als wenn man dem Ritter Itifall rathen wollte, eine schöne Nymphe zu verfolgen.

Nun noch ein paar Worte über die Vorrede. Hr. W. will uns darinn zu verstehen geben, daß er eben für keinen Autor gehalten werden müsse, wenn er gleich von seinen Aufsätzen gedruckte Copeyen machen lasse, wenigstens aber sey er für keinen Poeten von Profeßion anzusehen, und er habe „als ein bloßer „Dilettante, dem es nicht einfällt, den Meistern der „Kunst den Vorzug streitig zu machen, etwas mehr „Nachsicht zu erwarten, als ein anderer, der die poe„tische Hederam vor sein Haus ausgehängt hat, „oder dafür besoldet ist, ein Dichter zu seyn, oder wie „Horaz in seinem Sabino, und Pope in seinem Twit„nam dieser glücklichen Unabhängigkeit und Muße „genießet, in welcher ein Mann von Genie den stol„zen Gedanken haben kann, für die Unsterblichkeit

„zu arbeiten.„ Herr W. wird uns vergeben, daß wir nicht seiner Meynung seyn können; wer zeiget, daß er die tiefsten Geheimnisse der Kunst, so vollkommen besitze, der verdient den Namen eines Meisters der Kunst in dem höchsten Grade der Bedeutung des Wortes. Diese Einsicht in die Kunst, macht den Meister, der Sold oder die Muße kommt nicht in Betrachtung. Corregio war Meister der Kunst, ob er gleich die Bezahlung seiner Mahlerey in Kupfermünze auf der Schulter selbst nach Hause tragen muste. Gesetzt, er hätte mit dieser kärglichen Bezahlung seiner Kunst seine Familie nicht ernähren können, gesetzt, er hätte die meisten Stunden des Tages Holz hacken oder Wasser tragen müssen, würde er deshalb weniger haben sagen können, Anch'io son pittore. Warlich, wer sollte wohl Meister seyn, oder Genie haben, wenn Wieland behauptet, daß er ein Dilettante sey und Leßing, daß er nichts dem Genie und alles der Kritik zu danken habe. Warlich, wer soll nicht hierüber den Kopf schütteln, wie es Hr. W. auch voraus gesehen hat.

Ueber die Recension des Agathon in dieser Bibl. VI. B. I. St. S. 190. und folgl. erklärt sich Hr. W. beyläufig folgendermaßen: „Die Beobachtung, die „der weise Beurtheiler des Agathon in der allgemei„nen Bibliothek gemacht hat, daß ich schnell arbeite, „ist mit seiner Erlaubniß nichts weniger als richtig; „wollte der Himmel, daß einige Leute nicht hastiger „urtheilten, als ich arbeite. Es sind nun fünf Jahre, „daß ich über diesen unwürdigen Idris an meinen „Nägeln kraue; und wenige Journalisten in der „Welt können sich eine Vorstellung von der unendli„chen Mühe machen, die ich mir geben mußte, um „diesem Gedichte das Ansehen von Leichtigkeit und „die Politur zu geben, welche man, wie ich mir

„schmeichle,

„schmeichle, in den meisten Stanzen desselben nicht „vermissen wird.„ Es scheinet also, Hr. W. glaube, der Beurtheiler habe sagen wollen, er lasse seine Werke zu geschwinde drucken, und feile sie nicht genug aus. Allenfalls würde die Instanz des Idris gegen die Beschuldigung wider den Agathon nichts beweisen, denn der Idris hat freylich, auch in Absicht auf Sprache, Schreibart und Versification, das Ansehen eines bis auf die geringste Kleinigkeiten vollendeten Werks, dahingegen der Agathon, bey seiner innern Vortreflichkeit, in Absicht auf Schreibart und Sprache noch ungemein viel kleine Nachläßigkeitsfehler hat. Aber mich dünkt, daß der Recensent des Agathon etwas ganz anders habe sagen wollen, (ich schreibe dies ohne mit demselben mich darüber vorher erklären zu können.)

Er sagt S. 203. „Was uns am anstößigsten vor„gekommen ist, sind eine Menge unbestimmter Stel„len, welche den Leser in einer großen Ungewißheit „lassen, ob der Verfasser an die Tugend glaubt oder „nicht„ u. s. w. Nachdem er einige dergleichen Stellen angeführt, so setzt er S. 205. hinzu: „Wir sind „weit entfernt, den Hrn. W. bey den angeführten „Stellen schlimmer Absichten zu beschuldigen. — „Wir sind versichert, daß viele derselben viel besser „bestimmt seyn würden, wenn Hr. W. nicht viel„leicht mit zu großer Geschwindigkeit arbeitete. „Vielleicht hat er auch nun zum Nachtheile des „menschlichen Geschlechts seine misanthropischen Be„griffe gleich eilfertig gemein gemacht, als er vor „einigen Jahren allzugeschwind eine allzugemeine „gute Meynung von demselben gefaßt hatte. — „Wir glauben, mit gutem Grunde muthmaßen zu „können, daß dieses treffliche Genie in einigen Jah„ren viele seiner Begriffe genauer bestimmen, und „viele seiner Urtheile verbessern werde.„ Man

Man siehet deutlich, daß der Recensent von den philosophischen Gesinnungen, und nicht von der Schreibart des Hrn. W. redet. Man weis, daß Hr. W. sich vor einigen Jahren von einer ganz andern Seite zeigte, als von der er sich itzt zeiget: daß jeder Leser der Schriften des Hrn. W. darüber seine Betrachtungen anstellt, ist natürlich. Rechtschaffene Leute aber schließen daraus nichts wider den moralischen Charakter des Hrn. W. Es scheinet ihnen vielmehr ganz natürlich, daß ein Mann von seiner glühenden Einbildungskraft von einer schwärmerischen Tugendlehre, eben auf den Weg habe gerathen können, auf den er sich itzt befindet:

Denn Platons Amor ist so jüngferlich er thut,
Doch allzunah mit dem von Gnid verbrüdert.

Daß diese Veränderung eine Veränderung in der Theorie der Moral des Hrn. W. voraussetze, ist ausgemacht, und seine neuern Schriften bestätigen es. Man lese im zweyten Theile des Agathon, des zehnten Buches fünftes Kapitel und sonderlich S. 276. bis S. 282. so wird man die Crisis, in der sich der Geist bey einer solchen Veränderung befindet, sehr treffend geschildert finden. Die Offenherzigkeit, mit der sich Hr. Wieland in diesem Werke, und in dem Gedichte Musarion *) zu mahlen scheinet, macht ihn in den Augen aller Rechtschaffenen gewiß nicht weniger liebenswürdig. Jeder denkende Kopf, der nicht blos hat nachbeten wollen, der seine Theorie der Moral mit seinem Herzen zu vergleichen gesucht hat, wird an sich ähnliche Erfahrungen gemacht haben, er wird sich der Unruhe, der Zweifel, der Widersprü-

*) Diese Vermuthung wird durch die Vorrede der neuen Auflage des Musarion bestätigt, von welchem Gedichte wir nächstens reden werden.

sprüche seiner Speculationen wohl noch erinnern, glücklich, wenn er diesen Kampf geendigt, und aus dem zweifelhaften, in einen beruhigten Zustand gekommen ist. Wenn man nun von einem Manne, wie Hr. W. der bey ausbündigen Talenten, so viel Spuren eines guten Herzens zeiget, glaubet, daß er viele seiner Begriffe näher bestimmen, und viele seiner Urtheile verbessern, und dadurch zu einer Beruhigung über seine Zweifel gelangen könne, so thut man ihm wohl nicht unrecht; und diese künftige bessere Einsichten vorausgesetzt, kann man wohl sagen, daß er seine skeptische Speculationen zu geschwind bekannt gemacht habe.

Vielleicht könnte Hr. Wieland sagen, daß sein Agathon überhaupt zu strenge, und mehr wie eine moralische Schrift als wie ein Werk des Geistes beurtheilet worden. Die großen Vollkommenheiten die der Agathon, als ein Werk des Geistes hat, sind aber doch nicht anzumerken vergessen worden; und ist es zu tadeln, wenn ein Mann, der die Tugend liebt, und Hrn. W. aufrichtig schätzt, ihn auf die Wirkung einiger Bilder und einiger Sätze aufmerksam macht, an die er vielleicht nicht gedacht hatte. Dieser Mann, gehöret ausserdem, ich bin es vollkommen überzeugt, unter die wenigen Leute, deren Urtheil über seine Schriften Hr. W. zu erfahren wünscht, und wenn es mir erlaubt wäre, ihm dessen Namen zu sagen, so würde er ihm das Beywort der Weise, das er ihm with a sneer gibt, ganz gewiß in der ernsthaftesten Bedeutung des Worts beylegen.

Doch vermuthlich sucht Hr. W. seinen Kunstrichter in Berlin oder sonst an einem Orte wo er sicherlich nicht zu finden ist. Vielleicht unter den Kunstrichtern, von denen er mit einem kleinen verdrießlichen Seitenblick sagt, daß sie vormals „mit einer bis zum lä-

„cherlichen übertriebenen Strenge, die unreifen Aus„geburten eines jungen Menschen, der seinem Gefühl „und seiner Einbildungskraft noch nicht gebieten konn„te, zu beurtheilen würdigten.„ Wenn dies strenge Urtheil reifer war, als die Werke, die Hr. W. selbst unreif nennet, so ist kaum zu sehen, was daran könne lächerlich gewesen seyn. Doch könnten diese Kunstrichter auch allenfalls wohl die Beschuldigung auf sich sitzen lassen, daß damals eine Strenge lächerlich geschienen, die vielleicht, sollte es auch nur zufälligerweise seyn, etwas kann beygetragen haben, daß ein W. früher von den Abwege, auf den er war hingerissen worden, zurückgekommen ist, und uns nun seine wahren Talente in der ganzen Fülle ihrer Vortreflichkeit zeiget.

DS.

XIII.

Kurzgefaßter Entwurf der Jägerey oder gründliche Anweisung zu denen Wissenschaften, die einem Jagd- und Forstgerechten Jäger zu wissen nöthig sind, von Johann Jacob Büchting. Nebst einer Vorrede Herrn Johann Joachim Langens, öffentlichen ordentlichen Lehrers der Mathematick, der Römisch-Kayserl. und Königl. Preus. Akademien Mitglied. Zweyte verbesserte Auflage, 8. Halle, verlegt von Carl Christian Kümmel 1768. 1 Alphab. 4 Bogen und 3 Bogen Vorrede.

Hr. Büchting ist als ein guter Schriftsteller bekannt, und gegenwärtiger Tractat, welcher im Jahr 1756. zuerst herauskam, giebt ein brauchbares Handbuch für angehende Jäger sowol, als

als andere Liebhaber des Jagd- und Forstwesens allerdings ab; zumal wenn sie nicht Zeit und Gelegenheit haben, grössere Werke von dieser Materie zu lesen, unter welchen wir des Döbels Jäger-Practica als ziemlich vollständig und gründlich empfehlen können.

Bey dieser Anzeige einer kleinen Schrift für die Förster, würden wir es bewenden lassen, weil wir den engen Raum unserer Bibliothek zu wichtigern Sachen aus dem Reiche der Gelehrsamkeit aufsparen müssen, wenn uns nicht der Verf. nöthigte, seine Anmerkungen über die Urtheile von einigen Büchern, so das Forstwesen betreffen, die er in unserer Bibliothek gefunden, und in seiner neuen Vorrede dieses Tractats anführet, kürzlich zu widerlegen.

Er wünscht daselbst S. X. daß sich eine strenge Geisel der Kritick über die schlechten Schriften von Forstwesen erheben möchte, und setzt hinzu, daß die Verf. der allgemeinen deutschen Bibliothek, manchen eine wohlverdiente Sentenz gegeben hätten. Sollte man also nicht hieraus mit gutem Grunde schliessen, daß Hr. B. in unserer Bibliothek die Erfüllung seines Wunsches gefunden hätte? — Er verneinet dieses aber gleich darauf, wenn er sagt; es schiene ihm, als wenn die Verf. bey Beurtheilung der Forst-Schriften, nicht diejenige Strenge beybehielten, die sie bey Beurtheilung der Bücher aus andern Wissenschaften zu gebrauchen gewohnt wären. Liegt hierinn wohl nicht ein kleiner Widerspruch? —

Die Beyspiele welche er anführet, um sein Vorgeben zu bestätigen, sind folgende: die Beurtheilung 1) des Hrn. Kammerrath Kramers Anleitung zum Forstwesen, welche sich Th. 3. St. 2. S. 88. dieser Bibliothek befindet. Hier ist er unzufrieden, daß der Recensent, welcher auf den geräumlichen Kupferplatten, die Abbildung der Merkmale der verschiedenen

Blüthe des Holzes zu sehen wünschet, nicht vielmehr eine Kupferplatte gefordert habe, die dem Beweise gewidmet sey, den Ertrag der Wälder zu erfinden und zu bestimmen. Der Leser mag urtheilen, ob nicht der Recensent so gut als Hr. B. die Freyheit gehabt habe, sich etwas zu wünschen, und ob nicht diese beyden Wünsche vollkommen gut neben einander bestehen können.

II. Käplers Anleitung zu mehrerer Erkenntniß und Verbesserung des Forstwesens, im Th. 6. Stück 2. S. 296. Wir haben allda gesagt: „Hr. Beckmann „und andere mehr, werden von dem Verfasser frey„müthig beurtheilet, und wenn er lobt oder tadelt, „so sind seine Beweise allemal sehr gründlich.„ Zu allem Unglück ist nun Herr Büchting von Herrn Käpler auch getadelt worden. Dies kann er ihm und uns nicht vergeben. Er führet derohalben drey Punkte an, darinn ihn Hr. K. getadelt hat, und weil wir von ihm gesagt haben, daß er allemal mit Grund tadele, so setzt er hinzu S. XIII. er wolle es dem Urtheil der vernünftigen Welt überlassen, wie viel Gründlichkeit darinn herrsche. Da wir uns nun schmeicheln nicht zu der unvernünftigen Welt zu gehören, und wir doch, so etwas gesagt haben sollen, davon Hr. B. glaubt, daß es die vernünftige Welt anders sagen werde, so haben wir das nächste Recht, die Sache zu beurtheilen, und uns zu vertheidigen. Wohlan denn! — Der erste Punkt betrift das Mark eines Baums, davon Hr. B. S. 302. behauptet, daß die Feuchtigkeit darinn eindringe, und durch die vielen Zwischen-Räume und Röhrchen sich überall in dem Baum verbreite. Dies läugnet Hr. Käpler mit den Worten des Hrn. Beckmanns die er anführet, und wo dieser sagt, daß es wider die Erfahrung streite. Wenn Hr. Büchting einen Unterschied zwischen jungen und alten Bäumen

und

und zwischen dem verschiedenen Arten derselben gemacht hätte, so möchte er in manchen Fällen vielleicht einigermaßen Recht haben. Ohne alle Bestimmung und Einschränkung aber dergleichen zu behaupten, ist von Hr. Büchting höchst unrecht gethan, und Hr. Käpler und Hr. Beckmann haben ihn mit Grunde getadelt. Hr. Büchting nennet zwar diejenigen, Halbgelehrte in der Naturlehre, welche dies nicht glauben wollen; allein ist du Hamel, du Monçeau in seiner Physique des arbres &c. etwan auch ein Halbgelehrter in der Naturlehre? — Der zweyte Punkt, von dem Saft der Bäume im Winter, läuft auf eine Verwirrung der Begriffe hinaus. Hr. Käpler macht S. 31. einen dreyfachen Unterschied, und läugnet nur das Daseyn des Saftes im Winter, welcher den Wachsthum des Baums, im Frühling und Sommer verursachet, und den er den Holztreibenden Saft nennet. Freylich hätte er besser gethan, anstatt dieses dreyfachen Unterschiedes, und der Abwesenheit des Holztreibenden Saftes im Winter, lieber zu sagen: Der Saft sey im Winter nicht so flüchtig und wirksam, als im Sommer. Indessen gehet er doch so behutsam bey dieser Subtilität, daß er das Angeben des Hrn. Büchtings, nur mit dem sanften Beywort: unerweislich, begleitet. Hr. B. nimmt aber alles gleich hoch auf, und verlangt von uns, Hr. Käplern Unrecht zu geben, da, wo es noch ziemlich unerweislich ist, ob er Unrecht hat. Der dritte Punkt ist dieser: Hr. B. sagt in der Vorrede S. XIV. also: „Auf der 89ten Seite vorbenahmter Schrift, wirft mir Hr. K. in einem Präceptormäßigen Tone vor, ich hätte dem Massellern oder Messellernholz, die verkehrte Benennung, Weißlöbern-Baumes, gegeben. Es ist wahr, ich habe beyde Benennungen diesem Baum beygelegt; aber bin ich denn im Stande, meiner Landsleute

„ihren Sprachgebrauch aufzuheben?„ — Gut, also gestehen Sie, Hr. Büchting! ja selbst, daß sie Unrecht haben, und weil Hr. K. den Sprachgebrauch Ihrer Landsleute, womit Sie sich entschuldigen wollen, nicht gewußt hat, sondern sich an die wahre Benennung hält, so können Sie es ihm so sehr nicht verargen, ob er Ihnen gleich vielleicht Unrecht thut, wenn er S. 89. meinet, Sie hätten sich manche Sachen sagen, aber nicht zeigen lassen.

III. Die Beurtheilung des kurzen systematischen Grundrisses der praktischen Forstwissenschaft, welche Th. 6. St. 2. S. 297. stehet. Dem ungenannten Verfasser dieser von uns gelobten Schrift, giebt Hr. B. Schuld, daß er vieles aus seinem geometrisch-ökonomischen Grundrisse rc. ausgeschrieben habe, und da verdreußt es ihn, daß wir sagen; obige Schrift sey gründlich geschrieben und verdiene einen Platz unter den guten Forstbüchern. Wie wenig verstehet Hr. B. seinen eigenen Vortheil! — Wenn es wahr ist, daß jener Schriftsteller mit seinem Kalbe gepflügt hat, so siehet er ja offenbar, daß wir alsdenn ihn selbst und nicht jenen gelobt haben. Rupfe er der Krähe die fremden Feder aus, wenn er ein gegründetes Recht dazu hat, so wird er unser Lob zugleich mit hinwegnehmen, und darüber können wir sehr ruhig seyn. Wenn er aber deshalb mit uns zanken will, daß wir den Diebstahl nicht entdeckt und angezeigt haben, so handelt er unbillig, weil sein geometrisch-ökonomischer Grundriß kein so wichtig Werk ist, daß ein Recensent jeden §. darinn auswendig wissen muß, um bey einer kurzen Anzeige eines eben so kleinen Traktats gleich ängstlich zu schreyen, daß Hn. Büchting Gewalt und Unrecht geschehen sey. Der strengsten Policey können ja kleine Unordnungen entwischen, die nicht zu ihrer Kenntniß kommen und also ungeahndet bleiben.

IV. Da wir von Beckmanns Forst-Calender Th. 6. St. 2. S. 294. gesagt haben, daß es gut seyn dörfte, wenn jeder Forstbediente die kurzen Sätze desselben auswendig lernete; so meynet Hr. B. S. XVII. er könne zu jeden mittelmäßigen Forstbedienten das Vertrauen hegen, daß er die im Calender angezeigten besondern Verrichtungen in jedem Monat schon auswendig gewußt habe, ehe noch dieser Forst-Calender gedruckt worden. Ganz wohl, mein Herr Büchting! wer eine Sache schon auswendig weis, braucht sie freylich nicht erst auswendig zu lernen. Sie belieben aber auf Ihre mittelmäßige Förster ein zu großes Vertrauen zu setzen, denn der Recensent hat diesen Calender solchen Forstbedienten in die Hände gegeben, die sich mit Ihnen raufen und schießen würden, falls Sie selbige für nichts weiter als für mittelmäßig wollten gelten lassen, und diese haben ihm gesagt, daß sie solchen mit Nutzen gelesen hätten.

V. Im 2ten Stück des 6 Bandes der allgem. deutsch. Bibliothek S. 295. haben wir bey Beurtheilung der Beckmannischen Schriften von der Holzsaat folgendes gesagt: „Herrn Beckmanns Schriften vom Forstwesen sind bekannt, und verdienen alles Lob. Sie enthalten die besten Regeln von der „Holzsaat, und der pfleglichen Behandlung eines „Waldes überhaupt, und in dieser Absicht können sie „mit Nutzen gelesen werden. Allein Hr. B. verstehet wenig von der Meßkunst, und von der Physik „gar nichts, dahero hat er verschiedene große Fehltritte gethan, die sich nicht vertheydigen lassen.„ Herr Büchting folgert hieraus S. XVIII. also: „Da „die Herren Verfasser der Bibliothek selbst erkannt „haben, daß Hr. B. in Ermangelung der angezeigten Wissenschaften große Fehltritte gethan hat, und „diese Fehltritte vorzüglich bey Beschreibung der Re-

„geln zu einer pfleglichen Behandlung der Waldun-
„gen begangen sind, wie ich solches in den Anmer-
„kungen über solche Schrift deutlich gezeigt habe, so
„kann ich meine Bewunderung nicht bergen, wie die
„Herren Verfasser gleichwol die Beckmannische An-
„weisung zur pfleglichen Forstwirthschaft, als die be-
„sten Regeln enthaltend anpreisen können.„ Ey,
lieber Herr Büchting! wir können unsere Verwun-
derung nicht bergen, wenn wir sehen daß Sie so falsch
schliessen. Folgt denn das so nothwendig was Sie
annehmen? Hr. Beckmann hat große Fehltritte ge-
than, Ergo, taugt sein Buch ganz und garnichts? —
Kann er deswegen nicht dennoch gute Regeln von der
Holzsaat, und der pfleglichen Behandlung eines Wal-
des geben, wenn er auch gleich als Meßkünstler und
Physiker nicht alles so gut als Jäger trift, sondern zu-
weilen einen großen oder einen kleinen Bock schießet?
Sie meynen zwar in Ihren Anmerkungen dargethan
zu haben, daß Hr. Beckmann in den wesentlichsten
Stücken der pfleglichen Behandlung eines Waldes
vorzüglich gefehlet habe, allein, Ihr Hr. Gegner
würde hier noch ein gar vieles zu seiner Vertheydigung
vorbringen können. Der Recensent kann große Re-
viere des schönsten jungen Holzes vorzeigen, die er
nach der Beckmannischen Methode hat ansäen lassen,
folglich werden Sie ihm zutrauen, daß er mit Kennt-
niß der Sache urtheilet, und ein ganzer Wald ist doch
wohl ein sichtbarer Beweis, daß Hr. Beckmanns Vor-
schriften so gar unrecht nicht seyn müssen. Ist es Ih-
nen indessen nicht Ehre genug, wenn wir in unserer
Bibliothek am angeführten Orte sagen: „Hr. Büch-
„ting beweiset in seiner Verantwortung viel Mäßigung,
„und da er offenbar mehrere Geschicklichkeit und eine
„ausgebreitetere Erkenntniß hat, als Hr. Beckmann,
„so geben wir letzterem den Rath, mit einem solchen

„Geg-

„ Gegner Friede zu machen, und sich belehren zu las-
„ sen, u. s. w. „ Hiemit dächten wir, könnten Sie
vor einmal zufrieden seyn, und die Erinnerung S. XIX.
immer ersparet haben, die doch ohne Zweifel unsere
Bibliothek gelten soll, da Sie belieben zu sagen, daß
man allen unfähigen Forstschriftstellern ganz unpar-
theyisch die reine Warheit nicht verhalten müsse.

Was haben wir also gesündiget? Wir haben von
Hrn. Käpler und Hrn. Beckmann, die wir so wenig
als Hrn. Büchting von Person kennen, etwas gutes
gesagt, das will Hr. Büchting nicht leiden, ob wir
gleich von ihm das beste gesagt haben. Kurz: Hr.
Büchting ist ein unbilliger Mann! —

P.

XIV.

Georg. Christ. Gebaueri I. C. et Antecess. primar. Vestigia juris germanici antiquissima in C. Cornelii Taciti Germania obuia. Siue dissertationes XXII. in varia aurei illius libelli loca, cum nonnullis similis argumenti. Cuncta justo ordine collocata et partim locupletius, partim nunc primum edita. Goettingae, Sumtu Viduae Vandenhoeck 1766. gr. 8. 1015 Seiten ohne den Inhalt und das Register.

Der auf zwey Blättern vorangeschickte Inhalt
zeigt die Ueberschriften der in diesem Werk
enthaltenen Abhandlungen, welche aus 22.
ausführlichen Dissertationen und 6. kleineren Zusätzen
bestehen. Diese sind in zwey Theile vertheilet, deren
erster 13 Abhandlungen und die ebengedachten 6 Zu-
sätze enthält. Der zweyte begreift die 19. übrigen Dis-

sertationen in fortlaufender Seitenzahl. Eine trockne Wiederholung dieser Ueberschriften würde nicht nur für den Leser und Recensenten eckelhaft und verdrießlich, sondern für erstern auch überflüßig seyn. Denn der Hr. Prof. von Selchow hat schon in den Prolegomenis seiner Elementorum juris Germanici cap. 2. Sect. I. §. 25. not. 3. pag. 30. der dritten Ausgabe unter 19 Nummern 18. von den bekannten Gebauerschen Programmatibus ad Tacitum, und die Dissert, de libertinitate et de judiciis capitalibus veterum Germanorum (so sollte es heissen, nicht aber: et jurisdictione militari V. G. wie der Hr. von Selchow abdrucken lassen) folglich den größten Theil der in dieser Sammlung enthaltenen Abhandlungen nach ihren Titeln angezeigt. Wir wollen daher nur bemerken, daß die letzt gedachte Dissertation hier in zwey Nummern und Abhandlungen nach ihrem zweyfachen Inhalt vertheilt worden ist, deren die erste de libertinitate hier die eilfte S. 420-461. und die zweyte de judiciis capitalibus die sechszehnte S. 629-717. ist; Ferner, daß das in jenem Selchowischen Verzeichnis ausgelassene 1764. auf 3 Bogen in 4. herausgekommene programma de flagitiis apud vet. Germ. et quae de judiciis paganis vicanisque restabant hier auch Nr. 21. S. 791-810. eingerückt, und endlich Nr. 22. eine ganz neu ausgearbeitete Abhandlung de jure sacrorum inter V. G. S. 811-1015. hinzugesetzt worden. Hieraus ist also deutlich, woher die Anzahl von 22 Abhandlungen hat kommen können. Diese stehen aber weder nach der Zeitordnung, in welcher sie anfangs herausgekommen sind, noch auch in der Folge der Stellen des Tacitus, welche sie erläutern, sondern sie sind nach den Materien geordnet. Die sechs ersten gehören zum Staatsrecht. Die übrigen bis Nr. 21. zum Privat- und zwar

be-

besonders die von Nr. 16-21. zum peinlichen Recht. Die letzte endlich handelt, wie schon bemerkt ist, das jus sacrorum ab. Alle diejenigen Abhandlungen, welche vorher schon abgedruckt waren, sind hier genau wieder durchgesehen, von Druckfehlern gereiniget, und großentheils hin und wieder vermehret worden. Die sechs Zusätze sind alle neu ausgearbeitet. Nur die drey letzten gehören für die deutschen Rechtsalterthümer. Sie sind hin und wieder, je nach dem die nächstvorstehende Abhandlung Gelegenheit dazu gab, eingeschaltet worden. Dies haben wir sagen müssen, um dasjenige vollständig zu erklären, was der Titel eigentlich sagen will. Eine nähere und genauere Anzeige des Inhalts halten wir um deswillen unnöthig, weil derselbe größtentheils schon vorher bekannt war, und das neuhinzugekommene vermuthlich auch unsern Lesern nicht mehr unbekannt seyn wird, da das Buch schon einige Jahre in ihren Händen, und die Anzeige desselben in diese Bibliothek nur durch einen Zufall verspätet ist. Unser Urtheil? — — Dies ist der Leser freylich von uns zu fordern berechtiget. Und ob der Recensent sich gleich hinter die schon längst bekannte Verdienste des Verf. mit dem Compliment, daß sein Urtheil den Ruhm derselben so wenig erhöhen als vermindern könne, verbergen könnte, so will er doch um so mehr offenherzig sagen, was er denkt, als er glauben darf, daß wohl alle Leser schon vor ihm geurtheilt haben. — Die Bemühung dem deutschen Recht und den Sitten unserer Vorfahren bis zu ihren ersten Anfängen und Ursprunge nachzuspüren, verdient unstreitig Lob und Dank von den Verehrern dieses Rechts. Des Taciti Buch de morib. Germ. hiebey mit zum Grunde zu legen, halten wir für nöthig und nützlich. Allein, wie bey jener Bemühung der Mangel der Quellen eine gar große Schwierigkeit macht, die oft

bis

bis zur Unmöglichkeit hinansteigt, so wird eben diese bey billigen Lesern auf der einen Seite eine Entschuldigung für den Verf. bewürken, wenn man es bemerkt, wie oft er seine Behauptungen von den Sitten der alten Deutschen auf Muthmaßungen gründet, von der andern Seite aber wird der Witz, welcher diese Muthmaßungen erzeugt, und die ausgebreitete Gelehrsamkeit und starke Belesenheit, wodurch sie ausgeschmückt sind, den Verf. von einer hochachtungswürdigen Seite zeigen. Was der Tacitus selbst betrift, so müssen wir aufrichtig gestehen, daß wir mehr als einmal gewünscht haben, der Verf. möchte nicht so schlechterdings alles auf ihn gebauet haben. Wir unterschreiben in diesem Stück den gründlichen Anmerkungen, welche wir hievon in des Hrn. G. R. Klotz Actis litterariis Vol. 3. Part. 4. p. 356-358. lesen; und wünschten statt des unbedingten Beyfalls, den der Tacitus hier erhalten hat, oft die prüfende Vorsicht angewandt, welche wir sonst dem Verf. vollkommen zutrauen. Wenn es übrigens denen, welche sich durch die Liebe zum deutschen Recht zu einem Haß und zur gänzlichen Verachtung der römischen Gesetze verleiten lassen, ganz mißfällig seyn muß, daß sie hier würklich viel Römisches lesen, so wissen wir nicht, ob sie sich dadurch werden aussöhnen lassen, daß der Verf. allenthalben bey Vergleichung römischer und deutscher Sitten und Rechte diesen den Vorzug vor jenen giebt. Uns dünkt diese Vergleichung an sich betrachtet, schön, und für niemand schicklicher, als für den Erklärer des Tacitus, wir wüßten auch schwerlich einen Gelehrten, der dieser Vergleichung mehr gewachsen wäre, als eben der Verf., dennoch aber scheint es uns zu viel zu seyn, wenn wir in einigen Abhandlungen mehr römisches als deutsches angetroffen haben. Ueberhaupt schleicht sich hin und wieder, auch da, wo man es eben

nicht

nicht vermuthet hätte, eine etwas ermüdende Weitläuftigkeit ein. Diese ist uns bey verschiedenen etymologischen Untersuchungen am bemerklichsten geworden. Und ob wir es gleich fühlten, daß solche Stellen dem Verf. oft die mehrste Mühe gekostet hatten, und daß sie mit Gelehrsamkeit gleichsam beladen waren, so regte sich doch die undankbare Empfindung des Misfallens und Beschwerlichen bey uns, die wir doch nicht ganz der Unzufriedenheit über die am häufigsten angebrachte Art und Weise der Etymologie selbst beymessen konnten. Oft haben wir gelächelt, wenn wir den Patriotismus erblickten, der auch ziemlich offenbare Fehler unserer Vorfahren nicht ohne viele Mühe entweder ganz leugnete, oder zweifelhaft machte, oder endlich sollen wir sagen; entschuldigte, oder lobte? Die Schreibart des Verf. und seine ausnehmende Genauigkeit besonders in Anführungen und in Vermeidung der Druckfehler kann niemand unbekannt seyn. Auf die letztere bezieht er sich selbst S. 84. als auf etwas allgemein bekanntes. Eine Vorrede findet sich nicht bey dem Buche. Und wenn wir unsre Ursachen haben, weswegen wir eine gewünscht hätten, so zweifeln wir nicht, daß der Verf. die seinigen gehabt habe, weswegen er keine hinzugefügt hat. Es ist auch am Ende unter der Aufschrift: Index auctorum et editionum, quibus usus sum, das Register auf 1½ Bogen angefügt, dessen wir bey Anführung des Titels erwähnt haben. Ein Register über die abgehandelten Materien findet sich nicht.

Wr.

XV.

Liber Latinus in usum puerorum latinam linguam discentium editus ab *Ant. Frid. Busching.*

sching. Berlin und Stralsund bey Gottl. Aug. Lange, 1767. 8. 152 S.

Ohne Zweifel fängt der Verf. seine Vorrede an, werden die Kinder zur Erlernung der lateinischen Sprache alsdenn am besten angeführt, wenn man ihnen lauter ächte und gute lateinische Wörter und Redensarten, auch in- und mit denselben lauter verständliche angenehme und nützliche Sachen bekannt macht. Allem Ansehen nach, redet er blos von den ersten Anfängern, denen es noch um weiter nichts, als die grammatische Richtigkeit und einen Vorrath an lateinischen Wörtern und Redensarten zu thun ist; denn denen, welche eine gute Art des Ausdrucks und Vortrags und eine angenehme, jedem Gegenstande angemessene, Art der Einkleidung der Gedanken, und zwar insonderheit nach dem Genie der lateinischen Sprache, erlangen wollen, würden die lauter ächten und guten lateinischen Wörter und Redensarten auf keine Weise hinlänglich seyn. Also blos von Anfängern ist die Rede. Diesen also zu gefallen, hat der Verf. seine Anführung zur lateinischen Sprache so eingerichtet, daß er zuerst die körperlichen Dinge, also die ersten Grundlinien der Naturgeschichte, ihnen vorlegt, hierauf die geistlichen Dinge, so, daß eine zweyte Abtheilung von Gott, der göttlichen Verehrung, den Pflichten gegen uns selbst, und gegen andre, und von der Diät, folget. Noch trägt ein dritter Abschnitt den Landbau vor, (de re rustica.) Daß auf diese Weise nebst latein. Wörtern und Redensarten zugleich nützliche Sachen beygebracht werden, hat keinen Zweifel; und so fern verdienet des Hrn. Verf. Plan allen Beyfall, der ungleich besser ausgeführt ist, als Comenius ihn behandelte in seinem Orbis pictus. Aber, sollte diese Methode

thode auch eben so bequem seyn, die Erlernung der lat. Sprache zu erleichtern, als sie geschickt ist, Kindern Begriffe von Dingen beyzubringen? Es sey: ein Leserling habe das ganze Büchelgen durchgegangen; sollte er nun wohl in seinem Livius oder in einem andern historischen Buche, oder in einem Dichter mit den erlernten Wörtern und Redensarten fortkommen? Dürfte ihm hier nicht das meiste fremd seyn? Er wird wenigstens gar viele neue Wörter und Redensarten dazu lernen müssen. Aber wie viele wird er in der Lehre von Pflanzen, Steinen, Thieren s. f. gelernt haben, welche niemals wieder vorkommen? Und mit diesen fremden, selten oder nie wiederkehrenden, und also schwer zu behaltenden Wörtern macht er gleichwohl den Anfang, und jeder Anfang wird er nicht ungemein dadurch beschwert, wenn man nichts als immer neue auf neue, fremde und fremde Gegenstände in das Gedächtniß fassen soll? Und die Wörter aus dem Naturreich erlernten sich diese nicht einmal leichter mit der Naturgeschichte selbst? Nicht zu gedenken, daß sich nicht einsehen läßt, wenn bey einer Schule kein Naturalien-Kabinet vorhanden ist, wie Lehrer und Lernende sich verschiedenes verständlich machen sollen. Auf eines und das andere läßt sich antworten. Man kan z. E. sagen: es sey zu wünschen, daß jungen Leuten künftig mehr ein Plinius, ein Columella und andre Schriftsteller vom Ackerbau, ein Celsus, s. f. in die Hände gegeben würde. Unstreitig wäre dieses in vielem Betrachte gut; aber würde diese Lektüre auch zureichend seyn, den Geschmack zu bilden, das Gefühl zu entwickeln? Wo bleiben die Dichter? Wo die historischen Kenntnisse? Diese müßte man also im Unterricht der Erwachsenen nachholen; statt, daß wir jetzt den Unterricht damit anfangen. Darauf wird es also nun ankommen, ob bey der er-

stern

stern Methode mehr, als bey der letztern in der Nützlichkeit gewonnen wird. Denn in der Leichtigkeit steht jene unstreitig der zweyten nach. Mit Lesung historischer oder sittlicher Schriften, wird der Anfang zu Erlernung einer Sprache, auf alle Weise leichter. Daher wir also immer eine geschickte Sammlung von Geschichten und Erzählungen, welche dem zarten Alter angemessen wären, oder Lebensregeln, Sittensprüche, selbst Lehren für eine anständige Aufführung, für das schicklichste angesehen haben, womit das erste Lesen und Lernen der Kinder überhaupt angefangen werden könnte. Wer uns des Erasmus Buch de civilitate morum verbesserte und mehr für unser Zeitalter einrichtete, gäbe uns schon ein sehr brauchbares Büchelgen für den ersten Unterricht, in der lateinischen Sprache. Doch die Erfahrung wird hierunter die beste Entscheidung geben. Nach unsrer Vorstellungsart würden wir glauben, daß selbst in gegenwärtigen Büchlein mit dem zweyten Abschnitt, eher der Anfang gemacht werden sollte, als mit dem ersten. Um den Lehrling an klaßisches Latein zu gewöhnen, hat der Hr. Verf. sich mit den Worten der alten Schriftsteller, des Plinius, Cicero, Columella, Varro, Celsus, selbst ausgedrückt. Ist die Rede blos von Erlernung der Wörter und Redensarten, so läßt sich nichts dawider einwenden. Aber wer das Genie der Sprache und einer guten Schreibart daraus lernen sollte, wie käme der bey dem buntfarbigen Gewebe, das aus so verschiednen, sich so unähnlichen Stellen, in so abstechender Schreibart zusammengewebt ist, zu seinem Zweck? Ein Satz in Plinius Pointen, der andere in Cicero's Wortreichthum! Was ein guter Styl sey, läßt sich unmöglich aus so etwas lernen — das was der Hr. Verf. entweder zur Verbindung dieser Excerpte oder zur Verbesserung, beygefügt hat,

wird

wird oft sichtbar; da es entweder zusammengepreßte Phrases, welche dem Diktionär nach, zwar lateinisch sind, aber nicht zu dem Styl des Excerpts passen, oder ziemlich ungelenkes Latein sind. Man sehe nur den Artickel de Cultu Dei und gleich S. 3. aspera arteria. Ejus primus a lingua aditus in tenuem constringitur rimulam, quae operculo tegitur, ut ne quid facile irrumperet, quod spiritum libere commeare non sineret. So mußte es wohl irrumpat heißen. Anders war der Fall im Cicero de N. D. II. 54. tegitur quodam quasi operculo, quod ob eam caussam *datum est ne* si quid in eam cibi forte incidisset, spiritus *impediretur*.

Ueberhaupt siehet man so wenig in diesem, als in andern Fällen ein, was der Ausdruck durch des V. Umkleidung gewonnen habe. — Für den Lehrer wäre es auch sehr wohl gethan gewesen, wenn die Stellen, zumal im Plinius, welche der V. vor Augen gehabt hat, am Rande angezeigt wären. Manches ist ausserdem ziemlich unverständlich, z. E. S. 36. mirum in modum fortiores, humor extra quoque supersit. Ob die Vergleichung der Uebersetzung des Hrn. Denso viel zum Verstand der nachzusehenden Stellen dienen werde, mag die Erfahrung lehren. Wie läßt sich in aller Welt auf ein gutes Latein Rechnung machen, wenn der V. wie er selbst in der Vorrede sagt, das Nöthige aus Gesnern nimmt, dessen Worte er aus seinem *thesauro linguae et eruditionis Romanae* entlehnt hat. So können lateinische Phrases, aber es kann keine lateinische Schreibart erwachsen. Der Titel des Buchs ist auch selbst nichts weniger als lateinisch; und ist auch sonst unbequem gefaßt. Die Vorrede enthält verschiedene nützliche Anmerkungen. Es ist ein rühmlicher Vorsatz des Hrn. D. Büschings, daß er in den Unterricht in den Sprachen mehr nützli-

ches und praktisches einflechten will. Nur muß hier der entgegengesetzte Abweg vermieden, und den allerdings wiederum aus dieser Methode, so gut als aus der bisherigen entstehenden Mängeln abgeholfen werden. Die Unvollkommenheit menschlicher Dinge äussert sich am sichtbarsten in den Planen zum Unterricht des kindischen und jugendlichen Alters. Man denke sich einen Plan, welchen man will, so hat er am Ende seine Schwierigkeiten, Mängel und Nachtheile. — Der Hr. V. ist nicht für das sogenannte Construiren; ganz recht, wenn es auf den ungereimten Fuß getrieben wird, der in vielen Schulen üblich ist. Aber wir möchten wissen, wie Hr. B. in schweren Stellen verfährt, wenn er das Construiren hintansetzen will, das doch eigentlich eine Auflösung in die logikalische Enunciation seyn muß. Wie läßt sich auch die Verschiedenheit des Idiotismus beyder Sprachen, ohne Auflösung der Struktur, in manchen Fällen merklich machen? — Das bloße Uebersetzen, das der V. einführen will, dürfte schwerlich zu einer gründlichen Sprachkenntniß führen. — Richtig ist es, daß die Gesnerische Chrestomathia Pliniana ein ganz ander Werk seyn könnte. Aber nicht des Verf. Unkunde in der Naturgeschichte, mußte dies beygemessen werden, sondern der Zeit, in welcher diese Chrestomathie abgefaßt ward, wo man noch nicht drauf gerathen war, alles in Realunterricht zu verwandeln. — Noch eins: wenn Wahrheit, strenge Wahrheit, das Hauptabsehen des Verf. war, wie kann hier das Kapitel stehen: Omnia in orbe terrarum hominum caussa facta sunt?

A.

XVI.

XVI.

Iacob. Bruckeri Reg. Societ. Scient. Berol. membri Historiae criticae philosophiae appendix accessiones observationes emendationes illustrationes atque supplementa exhibens. Lipſ. impenſ. haered. Weidem. et Reichii 1767. 1032 S. in 4.

Es iſt für das gelehrte Publikum nicht weniger vortheilhaft, als es für den V. erfreulich seyn konnte, daß noch bey seinen Lebzeiten eine neue Auflage dieſes unvergleichlichen Werkes zu Stande gekommen iſt. Unterdeſſen, daß daſſelbige zum erſtenmale erſchienen iſt, und verſchiedene Stücke der philoſophiſchen oder der angrenzenden Geſchichte glücklich bearbeitet worden; als die Geſchichte der Theologie der Egyptier durch Jablonski, der Celten durch Pelloutier, vieler kleiner Schriften zu geſchweigen. Man wird leicht vermuthen, daß der Verf. dieſe Schriften nicht ungebraucht gelaſſen, und wie er ſie werde gebraucht haben. Auch hat es nicht an Gegnern allerhand Art gefehlet, noch hat der Verf. aufgehöret die Quellen zu ſtudiren, und folglich hier und da ein beträchtliches Zeugniß für ſeine Geſchichte und Kritick zu entdecken. Hieraus wird man ſchon abnehmen können, was man ſich von dieſem Bande der Supplementen zu verſprechen. Es iſt kein Kapitel ohne Zuſätze geblieben. Wir wollen einige Proben anzeigen.

Bey Gelegenheit des Chald. Zoroaſters und des Perſiſchen S. 49. 59. f. wird bemerket, daß die Verf. der allgemeinen Welthiſtorie wider alle Wahrſcheinlichkeit alle Geſchichte von den Zoroaſtern auf den einzigen Perſiſchen Zoroaſter gezogen. Der Verf. bleibt

daben, daß die Erzählungen der alten Griechen zusammengerechnet noch immer mehr Glauben verdienten, als die neuern Persischen und Arabischen Geschichtschreiber. Von den Manuscripten, die Auquetil du Perron aus dem Oriente mitgebracht haben soll, und wovon 1762. zu Paris ein Verzeichnis herausgekommen, urtheilt der Verf. daß sie keineswegs so alt sind, als sie ausgegeben werden, und wahrscheinlich um die Zeit, da die Mahomed. Religion in Persien sich ausgebreitet, verfertiget worden. Er dehnet dieses Urtheil so gar auf das Buch Zendarest aus, wovon ein Auszug schon längst unter uns bekannt ist. Seine Gründe sind erheblich. S. 66-69. Gegen das *Iournal de Trevou* beweiset der Verf., daß Mithra die höchste Gottheit, und nicht eine subordinirte Venus. Unterdessen erhellet aus dem Herodotus, daß auch eine weibliche Gottheit diesen Namen bey den Persiern geführet. Und nach einer Stelle beym Plutarch scheint dieser Name einen Mittler zwischen Licht und Finsternis bedeutet zu haben. Zur Erläuterung dieses Punktes der Persischen Geschichte ist viel schönes beygebracht. Dem Recensenten fällt dabey ein, was in der Dissertation über die Sitten, Religion und Philosophie der Indianer befindlich, von der durch Alex. Dow aus dem Persischen übersetzten History of Hindostan, ausführlich gezeigt wird, daß nemlich die vielerley Namen der Gottheit in der philosophischen Sprache nur gewisse göttliche Eigenschaften oder Acte bedeuteten. Wenn diesen Nachrichten zu trauen wäre; so ließe sich vieles in der alten Philosophie und besonders in der Zoroastrischen Theologie und Kosmogonie dadurch in mehreres Licht setzen.

Das war fast zu lange bey einem Punkte verweilet! Nun kürzer. Beträchtliche Zusätze finden sich bey der Geschichte des Abaris, ingleichen des Heraklitus.

tus. Man wird wohl vermuthen, daß das Kapitel von der Alexandrinisch-Platonischen Schule nicht ohne Zusätze geblieben. Wider den sel. Mosheim wird bewiesen, daß Ammonius wirklich die christliche Religion verlassen habe. M. war hierinne erst einerley Meynung mit B. ist aber nachmals davon abgegangen. Die Histoire de l'Eclectisme, die vor einigen Jahren in Frankreich heraus kam, ist dem Verf. just noch zur rechter Zeit zu Gesichte bekommen. Er hat einige Anmerkungen dagegen gemacht. Vielleicht thut er noch mehr. Dies Buch verdiente noch eher als andre, mit denen es der Verf. in den Supplementen zu thun hat, eine ausführliche Beantwortung. Doch sind wir nicht so unbillig dem Verf. deswegen einen Vorwurf zu machen. — Lange und Eifrig wird gestritten für die Realität der sogenannten Orientalischen Philosophie, an welche einige große Männer noch immer nicht glauben wollen, ohnerachtet alles, dessen, was B. und Mosheim davon geschrieben. Bey der Geschichte der Jüdischen Philosophie, ist ein vollständiger Auszug eingerücket aus Wachters Geschichte der Essäer, einem paradoxen, aber nur im Mspte vorhandenen Buche, eines durch verschiedene Schriften unter den Gelehrten bekannten Mannes, welcher Christum und die Apostel für Essäer hielt. Der übervernünftige Oetinger ist nicht vergessen worden. Wir würden ihn aber lieber noch unter die Paracelsischen Weisen gesetzet haben. Zu verwundern ist es, daß der V. nicht auch des Geistersehers Schwedenborg gedacht, da er sich hier einmal auf noch lebende Schwärmer eingelassen. Und Schwedenborg ist ja einer von den Weisen Oetingers. Ein kurzer Innbegriff der Mahomedanischen Sittenlehre, der sie auf keiner schlimmen Seite vorstellet, ist zu finden S. 495. Eine Dissertation de Caulacau Basilidianorum, die

der B. ehemals in das Museum Helveticum hatte einrucken lassen, S. 507-530. Das Zeugniß des Johann von Salisbury, welcher auf die durchgängige Sage sich gründend, versichert, daß der unsinnige Eifer *Gregorii M.* den Wissenschaften, die am meisten zur Aufklärung des Verstandes beytragen, sich widersetzt, und verbrannt,

Scripta Palatinus quaecumque tenebat Apollo.

wird wider einen groben Gegner, einen Mönch aus Freisingen, weitläuftig gerettet, bey welcher Gelegenheit noch viele schöne Anmerkungen zur Erläuterung der scholastischen Philosophie beygebracht werden. Mit besonderem Wohlgefallen haben wir gelesen, wie der Verf. die Frage beantwortet, warum Gassend keine Secte gemacht. Beym Cäsalpinus, Taurellus, Paracelsus, Poiret sind Grundrisse ihrer Systeme eingerücket. Ein starker Zuwachs ist die Geschichte des Freyherrn von Wolf. Man würde es gerne gesehen haben, wenn der Verf. sich hierbey etwas mehr herausgelassen hätte. Man kann ihm aber seine Behutsamkeit auch nicht verargen. Was er sagt, gründet sich auf gute Zeugnisse. Einigen Lesern zum süßen Geruche wollen wir ein Epigramma hersetzen, so bey Gelegenheit einer auf Wolfen geprägten Münze, auf welcher er der deutsche Mercurius Trismegistus genennt wird, verfertiget würde, und damit schließen:

Ter magnum Hermetem coluit Memphitica tellus
  Ter magno major Wolfius ore nitet.
Hermes Aegyptum sapientem reddidit olim
  Orbem luce nova Wolfius irradiat.
Jure Hermete suo Memphitica terra superbit
  Sed quid tu grato pectore Teuto facis?

Wenn

Wenn Wolf so groß war, wie groß muß nicht erst der Magister oder Professor seyn, der zornig aufs Katheder schlägt und — beweißt, daß Wolf nicht Menschenverstand gehabt!

Lo.

XVII.

D. *Christ. Henr. Breuning*, Prof. Publ. Ord. Iur. Nat. et Gent. Delineatio Philosophiae Iusti seu Juris Naturae et Gentium accessit oratio inauguralis de caussis neglectus iustitiae in negotiis liberarum gentium. Lips. apud Christ. Frider. Rumpf. MDCCLXVIII. 250 S. in 8.

Ein Lesebuch, in welchem Hr. B. zum Zweck der Erlernung des positiven Rechts, das Recht der Natur, auf wenige einfache und der eigentlichen Bestimmung desselben angemessene Grundsätze zu bringen, gesucht hat, wozu er folgenden Plan gewählet.

Gott hat den Menschen zu gewissen Zwecken erschaffen, und ihm zu dem Ende Vernunft geben müssen. So wie dieses, vermöge der unendlichen Weisheit Gottes nothwendig ist, so hat auch Gott die Macht den zu gewissen Zwecken erschaffenen Menschen zu verbinden, nicht gegen die göttlichen Zwecke zu handeln. §. 9. Weil nun aber der Mensch einen freyen Willen hatte, auch das, was den göttlichen Zwecken gemäß ist, so genau nicht wissen konnte; so konnte er gegen diese Zwecke handeln. Daher war es nöthig, daß Gott die Freyheit des Menschen durch solche verbindliche Regeln und Gesetze einschränkte, aus welchen er durch Hülfe seiner Vernunft erkennete,

welche Handlungen er zu unternehmen oder zu unterlassen hätte. §. 11. Die Handlungen des Menschen sind aber verschiedener Art. Einige beziehen sich auf Gott; einige auf unsern äussern Zustand; andre betreffen unsre innere Glückseligkeit, und noch andre unsern Nutzen. Die erste Art gehöret zur natürlichen Theologie, die zwote zum Naturrecht, die dritte zur Sittenlehre und die letzte zur Politik. Es muß also nothwendig ein Naturrecht vorhanden seyn, damit von den Menschen keine solche, den äussern Zustand betreffende Handlungen unternommen werden, die den göttlichen Zwecken zuwider sind. §. 12. Das Recht ist überhaupt der Inbegriff solcher von einem Oberherrn vorgeschriebenen Regeln, zu deren Beobachtung die Unterthanen dergestalt verbunden sind, daß ein jeder derselben befugt ist, von jedem andern Unterthan Zwangsweise zu verlangen, gewisse Handlungen nach Vorschrift der Gesetze zu thun oder zu unterlassen: Denn darinn besteht der Unterschied zwischen Gesetz und Befehl (Praeceptum,) daß bey diesem nicht allein der Oberherr, sondern auch ein jedes Glied der Gesellschaft die Befolgung desselben von jedem andern Mitgliede Zwangsweise verlangen kann; bey jenem hingegen nur der Oberherr allein das vollkommene Recht hat, die Beobachtung desselben zu fordern. Und hieraus ergiebt sich auch der Unterschied zwischen der Sittenlehre und dem Naturrecht, daß die Menschen, in Ansehung der erstern nur Gott zur Beförderung ihrer innern Glückseligkeit, in Absicht des letztern aber auch zugleich ihren Nebenmenschen, welchen Gott gleiche Rechte gegeben, zur Beobachtung der Regeln der Gerechtigkeit verbunden sind. Diese letztere Verbindlichkeit nennet man eine vollkommene, so, wie man die erstere eine unvollkommene Verbindlichkeit heisset. §. 13. Das Natur-

turrecht ist also der Inbegriff solcher, von Gott vorgeschriebenen dem ganzen menschlichen Geschlechte verbindlichen Normen, vermöge welcher jeder Mensch von dem andern zwangsweise verlangen kann, gewisse Handlungen zur Folge derselben zu unterlassen oder zu unternehmen. Da nun jedes Recht seine verbindende Kraft durch die Bekanntmachung erhält, so muß dieses auch bey dem Naturrechte geschehen seyn; welches dann auch würklich durch den Ausspruch der Vernunft geschehen ist. S. 14. Daher sind die natürlichen Gesetze nur dem vernünftigen und moralischen Menschen bekannt gemacht, und auch nur ihm verbindlich. S. 15. Hieraus folget nun der Einfluß der Zurechnung und der Sittlichkeit der Handlungen auf die natürliche Verbindlichkeit, weswegen Herr B. in dem allerersten Kapitel von der Sittlichkeit der menschlichen Handlungen gehandelt hat. Unterdessen sind die Regeln, welche das Naturrecht ausmachen, seit dem Ursprung dieser Wissenschaft von den Gelehrten verschiedentlich bearbeitet worden. Daher die Geschichte des natürlichen Rechts; die hier gar zu unvollständig vorgetragen ist, so, daß man nicht einmal die Namen der vorzüglichsten neuern Schriftsteller, nicht einmal den Namen eines Wolfs angeführet findet. Ueberhaupt hat Herr B. in diesem Buche gar zu wenige Bekanntschaft mit der neuern Litteratur verrathen. Gedachte Regeln, fährt Hr. B. fort, müssen sich alle aus einem einzigen nächsten Grundsatze herleiten lassen, welchen er so entwickelt. S. 27. Nach dem vorhergehenden war der Mensch verbunden, die göttlichen Zwecke durch seine Handlungen weder zu stöhren, noch zu hindern. Da er nun selbst von Gott zu gewissen Zwecken erschaffen ist, so folgt hieraus, daß er nicht wider seine eigne Erhaltung handeln darf. Diese Wahrheit ist der erste

entfernte Grundsatz aller moralischen Disciplinen, und also auch des Rechts der Natur. Damit aber der Mensch nicht gegen seine eigne Erhaltung handle, so ist er auch verbunden, den äussern Frieden nicht zu stöhren, welcher Grundsatz das erste und nächste Grundgesetz des Naturrechts ist. §. 28. Diejenige Handlung also, wodurch die äussere Sicherheit gestöhret wird, ist ungerecht; diejenige aber wodurch solches nicht geschieht, kann nicht ungerecht genannt werden; ob sie gleich deswegen noch nicht erlaubt ist, weil sie noch gegen die Regeln der Sittenlehre und der Frömmigkeit seyn kann. §. 29. 30. So weit der Pars generalis.

In dem Parte speciali wendet nun Hr. B. diesen allgemeinen Grundsatz auf den Stand der Natur, und einige andre Stände des Menschen an. Der Stand der Natur bestehet in einer völligen Gleichheit der Rechte, welche nicht anders, als mit Einwilligung desjenigen, dem sie zukommt, aufgehoben oder verringert werden kann. §. 36. Aus dieser Einwilligung und freywilligen Verzicht auf die natürliche Freyheit, in Absicht der Gegenstände der Verträge, entspringen nachher die Vertrags-Rechte und Verbindlichkeiten. §. 83. Die natürliche Gleichheit der Rechte bestehet aber wiederum darinn, daß das, was dem einem recht, dem andern nicht unrecht seyn kann, und daß niemand des andern Oberherrschaft unterworfen ist. Woher denn folgt, daß im Stande der Natur jeder seiner Handlungen Meister ist und eine völlige Freyheit hat. §. 37. Durch die Verletzung dieser Gleichheit und Freyheit, würde der äussere Friede gestöhret werden. Da nun dies vermöge des ersten und nächsten Grundsatzes des Naturrechts nicht geschehen darf, so entspringet daher die Regel: Jeder kann es von dem andern mit Gewalt fordern, nichts gegen die Gleich-

heit

heit und Freyheit zu unternehmen; und ist befugt sich in diesem Rechte der Gleichheit und Freyheit gegen jeden Angreifer zu schützen. S. 38. Aus diesem letztern Rechte entspringen nun, vermittelst des Rechts sich zu erhalten, und der Unabhänglichkeit die Rechte, welche die Beleidigung und Genugthuung, den Krieg, den Frieden und die Vertheidigung betreffen. S. 99. Aus dem Rechte sich zu erhalten, und seine Glückseligkeit nach dem göttlichen Willen zu befördern, fliesset ferner das Recht der Menschen auf den Besitz und Gebrauch der Güter der Erde, welches wegen der natürlichen Gleichheit der Menschen im Stande der Natur, gleichfalls gleich ist. Und hieraus hat nun Hr. B. die Rechte auf die Sachen, ihre Entstehung und Erwerb erkläret. S. 63-74.

Dies ist der ziemlich einfache Plan des Hrn. B. den er getreu, und man kann es wohl sagen, frey ausgeführet hat. Nur wäre zu wünschen gewesen, daß Hr. B. nicht die Ordnung der Institutionen dabey angenommen hätte. Denn diese hat auf den Plan selbst nicht die beste Würkung gehabt, indem dadurch verschiedenes aus seiner natürlichen Lage gekommen ist. So wäre es freylich besser gewesen, wenn die Abhandlung vom Ehestande, von dem Verhältnis zwischen Eltern und Kinder, Herrn und Knecht bis nach völliger Abhandlung des eigentlichen Naturrechts zurückgeblieben wäre. Hr. B. hat ferner die natürlichen Rechte der Menschen, die er als gleich annimmt, mehr vorausgesetzet, als entwickelt. Er gedenket zwar S. 28. des Rechts sich zu erhalten, und von ohngefähr S. 63. des Rechts seine Glückseligkeit zu suchen; aber das ist alles so kurz und unbestimmt, daß man dadurch nicht erfähret, welches denn eigentlich die natürlichen Rechte des Menschen sind, die er als Mensch hat. Wann Hr. B. die Gleichheit der Rechte darinn

setzt,

setzt, daß das, was dem einem recht ist, dem andern nicht unrecht seyn könne; so ist dieses eben so unbestimmt gesprochen. Denn dies ist nur immer in so ferne wahr, als das, was ein anderer thut, würklich recht ist; so, daß umgekehrt folgen würde, weil es ihm nicht recht ist, so kann es mir auch nicht recht seyn, da wir gleiche Rechte haben. Hr. B. hat vermuthlich geschlossen, wenn mir jemand unrecht thut und meine Zwangsrechte versaget, und ich sollte ihm seine Rechte nicht wieder versagen können; so müßte ich ihm in Ansehung seiner Rechte verbunden bleiben, er aber mir nicht wiederum in Absicht meiner Rechte. Alsdann würden die Rechte ungleich seyn. Da nun aber die Rechte natürlicher Weise gleich seyn sollen; so besteht der Stand der Gleichheit der Rechte darinn, daß, was dem einem recht, dem andern nicht unrecht ist, und wenn mir jemand meine Rechte versaget, ich ihm wieder die seinigen versagen kann. Allein in diesem Schlusse wird falsch vorausgesetzt, daß derjenige, welcher mir meine Rechte versaget, das Recht und die Freyheit habe, solches zu thun und mich zu beleidigen. Dieses ist aber gerade nicht; sondern ich habe vielmehr das Recht ihn zu zwingen, mir meine Rechte zukommen zu lassen. Wenn nun dazu die Verweigerung der Zwangsrechte von meiner Seite erforderlich und nöthig ist, so bin ich auch dazu befugt. Ich habe also kein Recht ihm alle Rechte zu verweigern, sondern nur so viele, als zur Erhaltung meines Rechts dienlich sind. Da nun Hr. B. das Gegentheil angenommen; so sind daher die harten Grundsätze geflossen, daß der Feind nicht beleidiget werden könne, und im Kriege alle Zwangsrechte und Verbindlichkeiten aufhören. S. 103. 104. 193. So hat auch Hr. B. nicht gezeiget, wie die gleichen Rechte sowol ihrer Natur, als Ausübung nach, mit einander be-

stehen

stehen können, ohne sich aufzuheben, und einander das Gegengewicht zu halten. In Absicht des ersten fragt es sich immer, wie groß ist denn jedes dieser gleichen Rechte, wie weit gehet das eine in Absicht des andern, und nach was für einer Regel schränken sie sich gegen einander ein? Dies kann nun keine andre seyn, als die Regel der Gleichheit. Und diese hätte eine nähere Bestimmung verdient, ohne welcher der Grundsatz der Gleichheit der Rechte schwankend und zu weit von der Anwendung entfernt ist. In Absicht des zweyten, oder der Ausübung der gleichen Rechte stoßen dieselben oft dergestalt zusammen, daß entweder nur eines von zweyen ohne Vergütung, oder zwar beyde, aber nicht in ihrer Völligkeit angewendet werden können. Beyde Fälle müssen wieder nach der Regel der Gleichheit entschieden werden, nur nicht auf einerley Art. In dem ersten Falle, welchen Hr. B. S. 100. 101. berühret hat, müßte das Ius praeventionis gelten. In dem andern Falle aber bleibt keine andre Auskunft, als ein Vergleich übrig, weil es kein Recht zu widersprechenden Dingen geben kann, man mag es herleiten, woher man will. Selbst aus der Gleichheit dieser Rechte folgt, daß sie sich, wie zwo gleich große Kräfte im Gleichgewicht halten, und in den Stand der Unwürksamkeit setzen würden. Einen solchen Vergleich überhaupt zu machen, kann einer den andern zwingen; obgleich der Vergleich selbst alle sonstige Eigenschaften eines gültigen Vergleichs haben, ohne Zwang gemacht werden, und die Regel der Gleichheit zum Grunde haben muß. Dieser Vergleich wird nun bald von den Partheyen selbst, bald aber durch Mittelspersonen gemacht, mit deren Wahl es sich eben so, als mit dem Vergleiche selbst verhält. Wofern aber alles dieses nicht gelten soll; so bringet man zuletzt das Recht mit aller seiner Gleichheit auf

das

das Glück der Waffen, und das Recht des stärkeren. Wie Hr. B. in diesem Stücke dencket, erhellet unter andern aus der Anmerkung zum §. 15. S. 104. woselbst es heisset: Ipse læsus, aestimet damnum, nec aestimando ex arbitrio alterum laedet, qui illata laesione in injustitia versatur cuique laesus jura non amplius debet, cum sit hostis factus illata laesione. Quodsi noluisset, vt laesus aestimet, abstinuisset a laedendo. At vero si laesus eam satisfactionem exigat, quam praestare non potest laedens, liberum vtique erit vti jure defensionis.

Wenn man übrigens auf den Standpunct zurückgehet, aus welchem Hr. B. die Wahrheiten des Rechts der Natur betrachtet hat; so wird man finden, daß von da die Aussicht in das Gebieth dieser Wissenschaft zu sehr gesperret sey. Man kann die Handlungen, deren Rechtmäßigkeit man nach dem Recht der Natur untersuchen will, in einem doppelten Verhältnis betrachten, davon das eine dem andern untergeordnet ist. Das eine ist das Verhältnis einzelner Theile zu einzelnen Theilen, das andere aber das Verhältnis derselben zum Ganzen. Jenes ist das Verhältnis einzelner Menschen zu einander, dieses aber das Verhältnis zur menschlichen Gesellschaft; wenn man auch diese nicht in einer eigentlichen gesellschaftlichen Verbindung setzt, sondern nur darunter die ganze Menge von Menschen versteht, die auf der Erde zugleich leben, und ihre Glückseligkeit aus gleichem Rechte befördern sollen. Dieses letztere Verhältnis giebt dem Rechte der Natur seine größte Ausdehnung. Und wenn man hier die Beziehung beyder Verhältnisse nicht weiter untersuchen kann; so ist doch so viel wahr, daß beyde im Rechte der Natur in Betrachtung gezogen werden müssen, weil wann etwas dem Verhältnis der Theile nicht widerspricht, und also in so ferne

nicht

nicht unrecht ist, man noch nicht gleich behaupten kan
daß es überhaupt nach dem Rechte der Natur ni
unrecht sey, indem es noch dem Verhältniße zum G
zen zuwider seyn kann. In diesem Falle scheinet
Hr. B. zu befinden, da er nur immer die Mensch
einzeln zu einzeln genommen hat. Und dieses V
hältniß hat er trocken genug behandelt, ohne die N
tur der Menschen, die gegen einander im Verhält
gestellet werden, genug in Betrachtung zu ziehen;
her denn auch seine Grundsätze, ins besondre v
Ehestande und von der Knechtschaft, so ausgefal
sind. Allein, war dieses überhaupt nicht eine Fo
davon, daß Hr. B. seine Grundsätze nach der O
nung der Institutionen gezwungen hatte, wo sel
nach der Natur der eigentlichen Privatrechte, nur d
Verhältniß der einzelnen Bürger zu einander zunäc
und hauptsächlich zum Grunde liegt? Hieraus läß
es sich erklären, warum diejenigen, welche das N
turrecht zum Behuf des bürgerlichen Privatrechts
arbeitet haben, gemeiniglich in eben den Fehler ge
then sind, der dem Rechte der Natur nicht wenig na
theilig gewesen ist. Denn dadurch ist es zu sehr e
geschränkt, und zu seiner höheren Bestimmung in v
len Stücken unbrauchbar geworden, nach welcher
die Niederlage der Rechte der Menschheit seyn, u
zugleich auf wichtigere Gegenstände, als Privatpe
nen und einzelne Menschen sind, angewendet wer
sollte.

Dies ist die Manier, in welcher Hr. B. das N
turrecht bearbeitet hat. Die einzelnen Grundsätze
sen sich leicht hiernach beurtheilen, welche der Recens
deswegen übergeht. Dem Naturrechte ist nun n
eine kurze Abhandlung, vom Rechte der Gesellsch
ten beygefüget, in welchem Hr. B. nicht tief genu
die Natur des moralischen Cörpers gedrungen,

also nicht bis an die Grundbestimmungen desselben und ihre Verhältnisse gekommen ist. Hierauf folgt das Völkerrecht, in welchem er seine Grundsätze vom Naturrecht, auf das Verhältniß freyer Nationen zu einander anwendet. Ob nun gleich auch hierauf die Denkungsart, die er im Naturrechte geäussert, ihren Einfluß gehabt hat; so scheinet sie doch hier etwas milder auszufallen. Den Schluß macht eine akademische Rede, von den Ursachen der Vernachläßigung der Gerechtigkeit bey den Angelegenheiten freyer Nationen, in welchen diese Ursachen gut ausgewickelt, und mit einem vordringendem Wahrheitseifer gesagt sind.

Dm.

XVIII.

Ca. Fr. Bahrdt Commentarius in Malachiam, cum examine critico versionum vett. et lection. var. Houbigantii: accedit specimen bibliorum polyglottorum. Lips. 1768. 10 Bog. in 8.

Die Freunde des Verfassers meynten es mit ihm und dem Publiko recht aufrichtig, da sie ihm den Rath gaben, seinen Commentar über die Psalmen noch einige Zeit liegen zu lassen: wenigstens aus demjenigen Buch, das wir jetzt anzeigen, zu schließen, hatten wir etwas sehr mittelmäßiges zu erwarten. Aber warum sucht er uns dagegen mit einer Erklärung des Malachias heim, und warum zieht er seine Freunde nicht auch vorher hiebey zu Rathe? Ist dieses Buch etwa in seinen Augen schon das, was er seine Freunde (Vorr. S. 2.) von seinem künftigen Commentar über die Psalmen weissagen läßt, ein

opus

opus egregium et reliquis longe perfectius? Doch, der Grund seiner Existenz mag liegen, worinn er will: sollte er auch nur der seyn, den der Verf. selbst in der Vorrede angiebt, daß es Kollektaneen zu Disputationen gewesen seyen, die er doch nicht ungebraucht wollte liegen lassen. Das Buch ist nun einmal da, mit allen seinen grammatikalischen Fehlern, und etymologischen Pedantereyen; die mit einem äusserst schlechten exegetischen Geschmack ihres Verfassers auf allen Seiten vergesellschaftet sind. Der ganz besondere Ton, den der Verf. in der Vorrede annimmt, wo er sich für Grotius Schüler erklärt; wo er die entscheidende Sprache vertheydigt, die er sich von jenem angewöhnt hat; und seine vorgebliche Absicht, Anfängern in der morgenländischen Philologie und Kritik den Weg zu zeigen, auf dem sie ebenfalls Grotiusse werden können: haben uns bewogen, sein Buch genauer anzusehen, um unsere Leser in den Stand zu setzen, ihm selbst das Urtheil zu sprechen, wie weit er seinen Zweck erreicht oder vielmehr verfehlt habe;

Wir wissen wohl kein sicheres Mittel, Anfänger zu verderben, als wenn man ihnen ein Buch in die Hand giebt, dessen Verfasser so oft gröblich gegen den hebräischen Donat verstößt. Z. B. S. 6. steht הרים עשו für הרי עשו. S. 27. punktirt er וְהִתְחַנְּנוּ. Wau vor dem He mit Schurek. S. 30. nimmt er die Leseart יסגור an, die die Alexandriner gehabt haben sollen: und dies construirt er mit דלתים, Propterea vobis occlud*etur* valv*ae* etc. S. 57. ist eine Redensart gemacht הלך עם את־פלני. Wer sagt wohl עם את־? S. 76. vermuthet er עשה anstatt עשה und dies übersetzt er: fecit *hoc!*

also nicht bis an die Grundbestimmungen desselben und ihre Verhältnisse gekommen ist. Hierauf folgt das Völkerrecht, in welchem er seine Grundsätze vom Naturrecht, auf das Verhältniß freyer Nationen zu einander anwendet. Ob nun gleich auch hierauf die Denkungsart, die er im Naturrechte geäussert, ihren Einfluß gehabt hat; so scheinet sie doch hier etwas milder auszufallen. Den Schluß macht eine akademische Rede, von den Ursachen der Vernachläßigung der Gerechtigkeit bey den Angelegenheiten freyer Nationen, in welcher diese Ursachen gut ausgewickelt, und mit einem vordringendem Wahrheitseifer gesagt sind.

Dm.

XVIII.

Ca. Fr. Bahrdt Commentarius in Malachiam, cum examine critico versionum vett. et lection. var. Houbigantii: accedit specimen bibliorum polyglottorum. Lipſ. 1768. 10 Bog. in 8.

Die Freunde des Verfassers meynten es mit ihm und dem Publiko recht aufrichtig, da sie ihm den Rath gaben, seinen Commentar über die Psalmen noch einige Zeit liegen zu lassen: wenigstens aus demjenigen Buch, das wir jetzt anzeigen, zu schließen, hatten wir etwas sehr mittelmäßiges zu erwarten. Aber warum sucht er uns dagegen mit einer Erklärung des Malachias heim, und warum zieht er seine Freunde nicht auch vorher hiebey zu Rathe? Ist dieses Buch etwa in seinen Augen schon das, was er seine Freunde (Vorr. S. 2.) von seinem künftigen Commentar über die Psalmen weissagen läßt, ein

opus

opus egregium et reliquis longe perfectius? Doch, der Grund seiner Existenz mag liegen, worinn er will: sollte er auch nur der seyn, den der Verf. selbst in der Vorrede angiebt, daß es Kollektaneen zu Disputationen gewesen seyen, die er doch nicht ungebraucht wollte liegen lassen. Das Buch ist nun einmal da, mit allen seinen grammatikalischen Fehlern, und etymologischen Pedantereyen; die mit einem äusserst schlechten exegetischen Geschmack ihres Verfassers auf allen Seiten vergesellschaftet sind. Der ganz besondere Ton, den der Verf. in der Vorrede annimmt, wo er sich für Grotius Schüler erklärt; wo er die entscheidende Sprache vertheydigt, die er sich von jenem angewöhnt hat; und seine vorgebliche Absicht, Anfängern in der morgenländischen Philologie und Kritik den Weg zu zeigen, auf dem sie ebenfalls Grotiusse werden können: haben uns bewogen, sein Buch genauer anzusehen, um unsere Leser in den Stand zu setzen, ihm selbst das Urtheil zu sprechen, wie weit er seinen Zweck erreicht oder vielmehr verfehlt habe;

Wir wissen wohl kein sicheres Mittel, Anfänger zu verderben, als wenn man ihnen ein Buch in die Hand giebt, dessen Verfasser so oft gröblich gegen den hebräischen Donat verstößt. Z. B. S. 6. steht הרים עשו für הרי עשו. S. 27. punktiert er וּהִתְחַנְּנוּ. Wau vor dem He mit Schurek. S. 30. nimmt er die Leseart יסגור an, die die Alexandriner gehabt haben sollen: und dies construirt er mit דלתים, Propterea vobis occlud*etur* valv*ae* etc. S. 57. ist eine Redensart gemacht הלך עם את—פלני Wer sagt wohl עם את־? S. 76. vermuthet er עשׂה anstatt עשׂה und dies übersetzt er: fecit *hoc*!

Dies sind nur ein paar Proben aus des Verf. hebräischen Grammatik. Die Vergleichungen des Hebräischen mit dem Arabischen sehen noch trauriger aus. S. 44. derivirt er das Hebr. מורא aus dem Arab. ורע und S. 84. setzt er zu der bekannten Herleitung des Hebr. יגע, die Schultens schon in seinem Commentar. in Prov. aus dem Arabischen gegeben, noch eine Ableitung vom Arab. וגא. Zur Vertheydigung dieser Alliteration א mit ע, welche Buchstaben der Morgenländer so sorgfältig unterscheidet, beruft er sich auf Schultens Clav. dialector. Aber Schultens selbst nennt es dort ein infrequens genus von Verwandlungen: und wir können hinzusetzen, daß man gar kein einziges erweisliches Beyspiel hat, wo א in ע oder ע in א verändert wird: denn Bocharts monströse Derivation von עמבר, die Schultens anführt, wird doch niemand für Beweis annehmen. S. 121. vergleicht er das hebräische זרים mit dem Syrischen צוציא und mit dem Arab. זרר und das Hebr. רשש mit dem Arab. רשש und ראש, beydes gegen die ersten Anfangsgründe der hebräischen und arabischen Grammatik: ohnerachtet Schultens schon in dem angeführten Buche S. 305. gezeigt hat, daß letzteres blos das Arab. רחח ist, u. s. w.

S. 109. sagt unser Verf. vom Venema in der Sprache, die er vom Grotius gelernt haben will: *Venema in verborum significatione docenda, ubi* Schultensium *non habet, raro sapit.* Eben dies kann vom Verf. gesagt werden: Z. E. bey S. 34., bey der Erklärung von חלל, wo מחול das zu einem ganz andern Stammworte gehöret, deswegen *chorus* heissen soll, weil im Syr. חלולא die Hochzeit bedeutet, und man im Orient doch eben so, wie in Leip-

zig,

zig, bey Hochzeiten wird getanzt haben! es scheint, der Verf. kennt das Arab. תאל nicht. תחלה heißt ihm deswegen der Anfang, weil die Alten mit Pfeifen (חָלִיל) Tänze, Gastmahle und Leichenproceßionen anfiengen. Mit dieser unerträglichen Etymologie füllt er über eine Seite an: so, wie er überhaupt bey den trivialsten Worterklärungen z. E. S. 87. bey מלאך S. 41. bey ערר, und bey זכר das Bochart und Schultens schon hinlänglich erklärt haben, S. 60. und 61. bey ברית, davon man nur Simonis Lexicon nachzusehen braucht, S. 108. und 109., bey קבע das Schultens bey Prov. 22, 23. schon weitläuftig genug erläutert hat, ganze Seiten verschwendet, wo ein einziges Citatum auf die angeführten Schriftstellen hinreichend gewesen wäre. Hingegen übergeht er schwerere Worte, bey denen er keine Vorarbeiter hat, recht so, wie er von Venema zu urtheilen beliebte, ganz mit Stillschweigen. Z. E. bey dem schweren Worte ניב sagt er S. 35. ganz kurz: *nullum est dubium,* ניב *h. l. notare quascunque* oblationes, *quatenus ex iis* reditus *capiunt sacerdotes.* Eine eigene Art zu beweisen! und dies ist der Autor, der einige Seiten hernach bey ברית alle Antiquitäten-Lexica ausschreibt, damit wir einige unnütze Seiten mehr kaufen müssen, die mit Zeugnissen griechischer und lateinischer Schriftsteller von den Bündnißgebräuchen, ihrer Nationen angefüllt sind. Bey ניב war der Ort, weitläuftig zu seyn und Sprachkenntniß zu zeigen, bey einem Worte, das uns noch kein Ausleger völlig erläutert hat. Aber so läßt er sich noch dazu von unsern hebräischen Lexicis verführen. Diese geben es proventus, aus einer irrigen Erklärung von תנובות שדה, verstehen es aber doch nur blos von dem was auf dem Acker wächst: wozu sich hier der folgende,

gende v. der von victimis handelt, schlecht schickt. S. 16. soll vom Arab. Verbo כבר in jecure laesit, das Nomen כבר, herkommen: wir dächten, umgewandt. Die Leber muß doch eher einen Namen haben, als die Verwundung an der Leber. Ebendas. soll כבור jecur davon genannt seyn, weil כבר לב heißt, schwermüthig seyn! S. 113. leitet er das Hebr. אשר vom Arab. אשר alacris fuit (Ein Fehler wider die Analogie der Sprache) ab, und davon soll glücklich preisen herkommen. S. 115. übersetzt er ארבות השמים Fenster des Himmels. Eine ungeheure Redensart! zumal, wenn dabey steht, Gott lasse durch sie regnen. Regnet es wohl je aus dem Fenster? und doch setzt er zur Erklärung bey: ex coelo Deus, *veluti e fenestris palatii sui*, demittit pluviam. Eben so schön ist seine Ableitung dieses Worts aus dem Arab. ארב nodum constrinxit. Ohnerachtet man wenige Worte im Hebräischen hat, von denen man eine so angemessene Ableitung aus dem Arabischen (nemlich von ורב eine Oeffnung) geben kann, als eben dieses. Ueberhaupt hätten wir gewünscht, daß sich der Verf. gar nicht an die Anwendung des Arab. auf das Hebräische gemacht hätte. Er schlägt blos den Golius auf; liest ihn aber nicht immer ganz, daher giebt er manchen Wörtern Bedeutungen, die sie nie gehabt haben, und auch beym Golius nicht haben. Z. E. פֶּחָה K. 1, 10. leitet er vom Arab. פחא ab, ut proprie sit is, cujus voluntati parendum est. Aber das Wort zeigt nie voluntatem superioris an: Golius selbst giebt dies mit ein paar Worten zu verstehen. Auch muß man פחה nicht princeps übersetzen, wie der Verf. thut: dabey denkt man sich etwas falsches. Es ist der Landpfleger —. Wir konnten nicht gleich errathen, warum

es

er bey זעם das Arab. زعم in der fünften Conjugation anführt, die im Hebr. Hithpäel ist. Aber wir fanden, daß Golius wieder Schuld hatte. Der führt auch weiter nichts von diesem Worte an. Eine kleine eigene Belesenheit hätte dem Verf. auch hier sagen können, daß زغم auch vorkommt, und eigentlich von einem Kameel gebraucht wird, wenn es im Zorn den Schaum aus dem Munde bläßt. Bey Erklärung der Redensart חלות פני אל vermißt man einen ähnlichen Gebrauch derselben in den übrigen orientalischen Sprachen. Doch hier hilft auch Golius allein nicht — K. 1, 13. übersetzt der Verf. גוזל pullus, weil das Arab. غوزل dies heissen soll. Nicht pullus ohne Unterschied; sondern blos eine Brut von Vögeln. Dies zeigen die beyden Stellen 1 B. Mos. 15, 9. und 5 B. Mos. 32, 11. Golius selbst übersetzt es aus dem Dschauhari: pullus *columbinus*. Und dennoch nimmt es der Verf. vor pecora an, und sagt dabey, es zeige sich aus der Analogie der morgenl. Sprachen, daß es z. E. von einem jungen Schaafe gebraucht werde, quem corvus posset raptum auferre. Hiebey citirt er 5 B. Mos. 32, 11. hoffentlich wird er sich doch da nicht versehen haben, und es von etwas anders als jungen Vögeln verstehen: sonst möchten wir seine Erklärung von דרך hören! was das Arab. غزال (mit einem Gain) hier zur Erläuterung des hebr. גוזל thun soll, sehen wir gar nicht ein. Dort ist ein ע und hier ein ג: und kennt er denn die bekannte Gazelle der Morgenländer nicht? Aber Golius! daß der doch wieder mit seinem pullus dorcadis den hebräischen Philologen verführt, daß er blos bey pullus hängen bleibt.

Eben der Mangel einer hinreichenden Kenntnis der Morgenl. Sprachen verleitet oft den Verf. Be-

deutungen von Worten blos zu rathen, die der Gebrauch der Sprache selbst nicht bestätigt. Ein unverzeyhlicher Fehler! noch unverzeyhlicher dadurch, wenn er gar mit einer Mine vorgetragen wird, die den gutherzigen Leser ganz von dem Argwohn entfernt, ob ihn nicht auch der Autor hintergehen könne. Wir könnten dieses mit einer guten Anzahl von Beyspielen belegen, die uns unser Verf. sonderlich da giebt, wo er die alten Uebersetzungen beurtheilt, wenn wir nicht den Raum schonten, den wir noch zu einer allgemeinen Beurtheilung seiner Art zu exegesiren bestimmt haben. Doch zum Ueberfluß nur ein einziges Beyspiel! In der Syr. Uebersetzung steht K. 1, 6. vor das Hebr. בוזי, nach der Punctation, die ihr Gabr. Sionita gegeben רבזין mit einem Chevotzo unter Zain. Nach diesen Puncten wäre es freylich von בזן spoliavit. Der Verf. weis dies nicht zu erklären, daher fingirt er, das Wort könne ja auch wohl im Syr. vilipendit geheissen haben. Es könnte auch wohl noch mehr geheissen haben! die Puncte sind falsch: es muß ein Revotzo unter dem Zain stehen. Nun ist es leichte.

Doch genug zum Beweise, der, wie es uns scheint, sehr mangelhaften philologischen Einsichten des V. Seine Gabe zu exegesiren, will uns eben so wenig gefallen. Er schimpft zwar bey aller Gelegenheit auf Venema, mit dem wir freylich auch an vielen einzeln Stellen nicht recht zufrieden seyn können: Aber was doch das Ganze anlangt, und die Verbindung einzelner Theile unter einander, wo gewiß Malachias, ein so später Schriftsteller, bey dem oft die Connexion und der ganze Sinn auf einer einzigen Anspielung eines Worts von ähnlichem Schalle beruht, einen geübten Commentator erfodert: Da möchten wir doch in der That zwischen Venema und unserm Verf. keine Parallel ziehen, wenn nicht letzterer gar zu viel dabey

ver-

verliehren sollte. Denn die vorgesetzte Tabelle ist noch kein Beweis, daß er jedesmal das Ganze übersehen hat. Hierzu kommen noch die vielen falschen Erklärungen einzelner Stellen, die oft aus einem mißverstandenen Hebraismus, aus übertriebenen Emphasen, aus unnöthig schwer gemachten Construktionen, oder aus Furcht, einen Beweis in der Dogmatick zu verliehren, entstanden sind. So sucht er gleich bey K. 1, 1. in משא einen besondern Nachdruck. Die vielen Stellen, in denen das Wort vorkommt, zeigen, daß es mit אל über, construirt, weiter nichts heiße, als: ein Ausspruch über rc. Allein der Verf. verwechselt zuerst diese Partickel mit einer ganz andern, על gegen: Denn diese, und nicht אל über steht 2 Kön. 9, 25. Die andere Stelle, die er anführt, Jes. 17, 1. wo weder אל noch על steht, beweißt noch weniger. Wer heißt ihn da: decretum de puniendo &c. finden? Da es weiter nichts als effatum de &c. ist. So ist es freylich möglich, aus משא—אל ישראל sententiam gravem de reprehendenda Israëlitarum impietate atque potissimum ingratitudine herauszubringen. Die alten Uebersetzer haben hier על für אל gelesen: Worte, die an unzähligen Stellen in Handschriften mit einander verwechselt werden. V. 2. soll die Interpunktion falsch seyn. Ohne Grund! durch die Correctur des Verf. wird vielmehr der Zusammenhang des folgenden Satzes in eben dem V. so unbestimmt, daß der Leser ungewiß wird, ob er nur auf Esau oder auf Jakob zugleich geht. Auch bey dem an sich so leichten Satz אהב את־שׂנאתי fehlt er. שנא, das nun einmal hassen heißt, der V. mag auch sagen, was er will: soll so viel als posthabui seyn. Ein artiges posthabui, da noch in eben der Zeile Gott sagt: er habe ihnen ihre Länder in Wüsteneyen

deutungen von Worten blos zu rathen, die der Gebrauch der Sprache selbst nicht bestätigt. Ein unverzeyhlicher Fehler! noch unverzeyhlicher dadurch, wenn er gar mit einer Mine vorgetragen wird, die den gutherzigen Leser ganz von dem Argwohn entfernt, ob ihn nicht auch der Autor hintergehen könne. Wir könnten dieses mit einer guten Anzahl von Beyspielen belegen, die uns unser Verf. sonderlich da giebt, wo er die alten Uebersetzungen beurtheilt, wenn wir nicht den Raum schonten, den wir noch zu einer allgemeinen Beurtheilung seiner Art zu exegesiren bestimmt haben. Doch zum Ueberfluß nur ein einziges Beyspiel! In der Syr. Uebersetzung steht K. 1, 6. vor das Hebr. בוזי, nach der Punctation, die ihr Gabr. Sionita gegeben דבוזין mit einem Chevotzo unter Zain. Nach diesen Puncten wäre es freylich von בוז spoliavit. Der Verf. weis dies nicht zu erklären, daher fingirt er, das Wort könne ja auch wohl im Syr. vilipendit geheißen haben. Es könnte auch wohl noch mehr geheißen haben! die Puncte sind falsch: es muß ein Revotzo unter dem Zain stehen. Nun ist es leichte.

Doch genug zum Beweise, der, wie es uns scheint, sehr mangelhaften philologischen Einsichten des V. Seine Gabe zu exegesiren, will uns eben so wenig gefallen. Er schimpft zwar bey aller Gelegenheit auf Venema, mit dem wir freylich auch an vielen einzeln Stellen nicht recht zufrieden seyn können: Aber was doch das Ganze anlangt, und die Verbindung einzelner Theile unter einander, wo gewiß Malachias, ein so später Schriftsteller, bey dem oft die Connexion und der ganze Sinn auf einer einzigen Anspielung eines Worts von ähnlichem Schalle beruht, einen geübten Commentator erfodert: Da möchten wir doch in der That zwischen Venema und unserm Verf. keine Parallel ziehen, wenn nicht letzterer gar zu viel dabey

ver-

verliehren sollte. Denn die vorgesetzte Tabelle ist noch kein Beweis, daß er jedesmal das Ganze übersehen hat. Hierzu kommen noch die vielen falschen Erklärungen einzelner Stellen, die oft aus einem mißverstandenen Hebraismus, aus übertriebenen Emphasen, aus unnöthig schwer gemachten Constructionen, oder aus Furcht, einen Beweis in der Dogmatick zu verliehren, entstanden sind. So sucht er gleich bey K. 1, 1. in משא einen besondern Nachdruck. Die vielen Stellen, in denen das Wort vorkommt, zeigen, daß es mit אל über, construirt, weiter nichts heiße, als: ein Ausspruch über ꝛc. Allein der Verf. verwechselt zuerst diese Particekel mit einer ganz andern, על gegen: Denn diese, und nicht אל über steht 2 Kön. 9, 25. Die andere Stelle, die er anführt, Jes. 17, 1. wo weder אל noch על steht, beweißt noch weniger. Wer heißt ihn da: decretum de puniendo &c. finden? Da es weiter nichts als effatum de &c. ist. So ist es freylich möglich, aus משא — אל ישראל sententiam gravem de reprehendenda Israëlitarum impietate atque potissimum ingratitudine herauszubringen. Die alten Uebersetzer haben hier על für אל gelesen: Worte, die an unzähligen Stellen in Handschriften mit einander verwechselt werden. V. 2. soll die Interpunktion falsch seyn. Ohne Grund! durch die Correctur des Verf. wird vielmehr der Zusammenhang des folgenden Satzes in eben dem V. so unbestimmt, daß der Leser ungewiß wird, ob er nur auf Esau oder auf Jakob zugleich geht. Auch bey dem an sich so leichten Satz אהב את־שׂנאתי fehlt er. שׂנא, das nun einmal hassen heißt, der V. mag auch sagen, was er will: soll so viel als posthabui seyn. Ein artiges posthabui, da noch in eben der Zeile Gott sagt: er habe ihnen ihre Länder in Wüsteneyen

verwandelt. Dies war die Sprache, in der ein Theil unserer ehemaligen Theologen den Reformirten bey Röm. 9. zu antworten pflegten. Diese sind jetzo gelinder: und doch wagt man es noch, die beste Sache mit solchen elenden Gründen, die blose Unkunde der Sprache und der Denkungsart der ältsten Völker, oder eine unvernünftige Liebe für sein System verrathen, welche Fehler gemeiniglich beysammen zu seyn pflegen, zu vertheydigen! V. 6. soll nach seiner Meynung der Sinn seyn: *Heus Sacerdotes! ad vos haec pertinent; et praeterea dicitis, nullo modo te vilipendimus.* Was vor ein Nonsens. Nun ist es freylich kein Wunder, daß er den Anfang des 7ten V. als eine Antwort auf den Schluß des vorhergehenden annimmt: wogegen doch die ausdrückliche Verbindung mit dem folgenden in ואמרתם streitet, wo der Sinn offenbar ist: Ihr bringt mir unreine Opfer, und wagt es noch mich zu fragen, wie ihr mich dadurch beleidiget? נבזה soll in eben dem V. res nauci seyn. Wieder ohne Beweis! die wahre Erklärung ist leicht. V. 9. soll מכם so viel seyn als אחר מכם. Wie unhebräisch! die Stelle hat zwar ihre Schwürigkeiten; aber sie sind ja auch schon von andern gehoben worden. Beym 11ten V. nimmt er Grotius Erklärung an: denkt aber gar nicht daran, wie günstig sie der Lehre vom Meßopfer sey. Grotius, freylich ein ganz anderer Exeget, als die meisten seiner Nachfolger, mußte dies fühlen, daher hilft er sich mit einem *quasi* — offeretur nomini meo *quasi* suffitus et μαναα pura — Mit Röm. 12, 1. und 1 Petr. 2, 5. kann man aufs höchste das מנחה טהרה retten. Aber dieses Mittel bleibt doch überhaupt desperat, wenn man, um eine Stelle A. T. gegen eine dissentirende Parthey zu erklären, eine Redensart aus dem N. T. heraus reißt, bey der nur der

Schrift-

Schriftsteller eben die Worte, aber in einem ganz andern Sinn gebraucht hat. In einer sehr unnützen Ausschweifung gesteht uns der Verf. S. 34. aufrichtig, daß ihm 1 B. Mos. 4, 26. ein locus classicus sey, daß יהוה dort der Meßias und שם יהוה die Religion des Meßias sey! Bey V. 12. muß der Leser wiederum eine dritthalb Seiten lange Erklärung von 'וניבו — אכלו' durchlesen. Immer Schwierigkeiten, wo keine sind: Aenderungen des Textes, wo es ganz unnöthig ist, und wo der, dessen Ohr noch nicht eben sehr an morgenländische Ausdrücke gewöhnt ist, einen vollkommen leichten Sinn finden wird. V. 13. übersetzt er: Das Opfer-Vieh, das ihr mir bringt, ist so elend, daß ihr es wegblasen könnt. (והפחתם) Aber, daß Hiphil diese Bedeutung, und der Morgenländer eine solche deutsche Redensart habe, müssen wir ihm wieder auf sein Wort glauben: zur Schadloshaltung bekommen wir dagegen einige Zeilen über die Bedeutung des Worts נפח, wo der Verf. grundgelehrt zeigt, daß das Wort auch im Syr. und Arab. blasen heißt. (der Anfänger, der nur Syr. und Arab. lesen kann, kann dies aus jedem Wörterbuch sehen.) Den Schluß des 14ten V. versteht er von der Zukunft. Nun sind die Worte aufs höchste matt und überflüßig. K. 2, 3. soll שאת אליו heißen: zu sich selbst bringen. Dies ist eine deutsche Redensart, keine Morgenländische: Die alten Uebersetzer haben eine bessere. Bey K. 2, 5. sagt er: puto ה in החיים inferre notionem *τȣ verae* und bey V. 17. soll es in המשפט soviel als jener bedeuten. Wie kann ein Artickel solche große Dinge thun? Nun kommt wieder eine Ausschweifung von Trivial-Anmerkungen über חיים. Beym 6. und 7ten V. denkt der Verf. bey einem Jüdischen Priester zu Ma-

 lachiä

lachiä Zeiten an einen lutherischen Prediger aus dem achtzehenden Jahrhundert, und läßt ihn predigen! Beym 10ten V. über welchen der eilfte der beste Commentar ist, versteht er ברית אבותינו von einem Bunde, den die Vorfahren der Juden mit Gott gemacht haben. Dem widerspricht das vorhergehende und die Sache selbst. Es geschieht gar keines Bundes mit Gott Meldung: Gott hätte auch den Juden nicht verboten, Heidinnen zu heyrathen. Doch der Verf. widerspricht sich beym 14 V. selbst. V. 12. soll ער וענה per proverbium *tota familia* jung und alt, seyn. Statt eines Beweises schickt er uns mit zwey Worten zu Münstern. Freylich keine große Auktorität! Doch, ich schlage Münstern nach. Der sagt mir bey diesem V. Eliminabit Deus totam illius hominis familiam, vt ne quidem in domo remaneat, qui alterum e somno *suscitet*, aut qui clamanti e domo *respondeat*, aut obsequatur monitori. Heißt das nun beweisen? und doch sagt der Verf. S. 69. ganz dreiste, diese Erklärung sey den legibus linguae gemäß. V. 13. läßt er die ganz unhebräische Redensart מאין עור [illegible]נות unberührt. V. 15. will er vor יבגד entweder תבגד oder תבגדו lesen. Letzteres ist ein Fehler: und das erstere ist unnöthig: es gehöret zu dem vorhergehenden רוח. V. 16. erklärt er כי שנא von Abraham. Diejenige, die es von Gott erklären, fertigt er kurz ab, *alii male ad Deum referunt*. Hier war Beweis nöthig, zumal da das gleich darauf folgende אמר יהוה diese Erklärung begünstiget. Ebendas. soll לבוש, das im Arab. überhaupt einen Ehegatten bedeutet, ein Kebsweib seyn. Der Beweis beruht blos auf einer lächerlichen Anspielung. In diesem V. steht כסה, und die Huren pflegten sich zu verhüllen! Eben so gut könnte

könnte es eine Braut seyn; die verschleiert sich auch K. 3, 1. sollen חפצים seyn, qui cum summa voluptate desiderioque ardentissimo expectant. Wie schickt sich dies zu K. 2, 17. wo sie Gott zum Gerichte auffodern? V. 3. ist ihm das כסף nicht recht, weil er übersetzt: purgabit argentum et purgabit Levitas vt argentum. Die Uebersetzung kann wohl *rauca*, *insolens et inepta* heißen; aber nicht der Text. Es gehört zu מצרף: sedebit conflator et purgator argenti. V. 10 übersetzt er; עד בלי די mit den Rabbinen: vt non capere possint *horrea*. Auch ohne Beweis, eben so wie V. 16. אז interea. V. 17. widerspricht seine Erklärung den Accenten. V. 20. versteht er שמש צדקה so wie die meisten Homileten, von Christo: ganz gegen den Zusammenhang! Es war von der göttlichen Strafgerechtigkeit die Rede, vergl. 2, 17. 3, 1. 5.

Das Buch ist übrigens voller Druckfehler. Z. E. S. 8. zweymal in einer Periode שלך vor שלת. Vielleicht sind die oben angeführte Sünden wider den hebräischen Donat, auch nur Sünden des Setzers.

Von der angehängten Probe einer neuen abgekürzten Polyglotte, wollen wir nur den Verf. an die Bedenklichkeiten erinnern, welche Carpzov in Crit. Sacra gegen eine von dem Vater Simon vorgeschlagenen Polyglotte dieser Art geäußert, und die noch einmal so wichtig werden, wenn ein Mann wie Hr. Bahrdt die Sache unternimmt.

Wm.

XIX.

Versuch über die Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft von Adam Ferguson, Prof.

Sittenlehre auf der Universität zu Edenburg, aus dem Engl. übersetzt, Leipzig bey J. F. Junius 1768.

Hr. Ferguson theilet sein wichtiges und vortrefliches Werk in sechs Theile ein.

In dem ersten betrachtet er die Hauptcharaktere der menschlichen Natur; und er bemühet sich in dem ersten Hauptstücke davon zu zeigen, daß es eigentlich keinen besondern Stand der Natur gebe, und daß dem zu einem unaufhörlichen Fortgange in der Vollkommenheit bestimmten Menschen, jeder Stand natürlich sey, in dem er sich befinde. In diesem Sinne ist unstreitig dieser Satz richtig. Allein wenn wir keinen Stand der Natur zugeben wollen, weil die Erhabenheit eines Plato eben so sehr in den Gesetzen der menschlichen Natur gegründet ist, als die Dummheit eines Indianers, der nicht über drey zählen kann: so können wir doch uns einen Stand der Einfalt vorstellen, um in demselben die ersten Anfänge der Menschheit zu betrachten. Nach dieser allgemeinen Anmerkung, schreibet sich Hr. Ferguson in dem zweyten Abschnitte, die Absicht seiner Arbeit vor. Solche gehet dahin allervörderst die allgemeinen Eigenschaften der menschlichen Natur zu bemerken, und sodenn die Verschiedenheiten zu erläutern, die in dem ungleichen Besitze, oder in ungleicher Anwendung derjenigen Neigungen und Kräfte bestehen, die gewissermaßen allen Menschen gemein sind. In dem zweyten Abschnitte erwägt Hr. Ferguson die Grundsätze der Selbsterhaltung. Er begreift darunter alle Triebe, welche den persönlichen Wohlstand der einzelnen Menschen zur Absicht haben. Hr. F. findet in diesem Triebe die Saamen einiger Tugenden und fast

aller

aller Laster. Der dritte Abschnitt ist, den Grundsätzen der Vereinigung unter den Menschen gewidmet. In der menschlichen Natur lieget ein Grundtrieb, welcher den Menschen in die Bedürfnis setzet, den Menschen zu lieben. Auf diesen Trieb gründet sich erst die wahre Glückseeligkeit der Menschen. Aber die verschiednen Absichten, welche einen Menschen, und aus solchen bestehenden Gesellschaften mit andern, sowol einzelnen, als in Gesellschaften vereinigten Menschen, entzweyen und unergründliche Saamen von Bitterkeit, die in dem menschlichen Herzen verborgen liegen, geben die Grundsätze, oder besser zu sagen, die Quellen des Krieges und der Zwietracht ab, die der Verf. in dem vierten Abschnitte entwickelt; wo er anzeiget, wie solche den Nationalhaß kleiner und grosser Völker entflammet haben. Einen Haß, den er noch für unsre Zeiten, als eine besondre Quelle von Glückseeligkeit und von Tugend anzusehen scheinet, als ein schätzbares Band, das jeder besondern Nation nöthig ist, und dessen Zerstörung die geschäftigsten Scenen der Nationalgeschichte und Tugenden verschliessen würde. Nach der Betrachtung der menschlichen Grundtriebe folget im fünften Abschnitte die von den Kräften des Verstandes. Hr. F. durchgehet dieselben nach allen ihren Stuffen. Dieses Capitel enthält einige Anmerkungen, die uns insonderheit für diejenigen wichtig scheinen, welche die zu großen Dingen bestimmte Jugend zu unterrichten haben. Der sechste Abschnitt fängt an uns den moralischen Menschen zu entwickeln. Er nimmt eine moralische Empfindung als einen Grundtrieb an, Liebe und Mitleid sind natürliche Quellen von Enthusiasmus und von Freude, wenn schon das Verlangen der Selbsterhaltung fester und einförmiger ist. „Mit einer nicht „viel geringen Gewalt„ sagt Hr. F. „als diejenige ist,

„die

„die Rache und Wuth begleitet, reißen sie das Herz
„zu jedem Opfer des Eigennutzes fort, und tragen es
„unerschrocken durch jede Mühseeligkeit und Gefahr
„hindurch.„ So sehr unser Verf. auf diese morali-
sche Empfindung bauet, so siehet er doch, daß sie al-
lein kein zureichender Grund von Sittlichkeit und von
Gerechtigkeit ist; er füget derselben zu Ende des Ab-
schnittes den Grundsatz der Vernunft bey, welcher
dem Menschen vorschreibet, das größte mögliche Gute
zu wollen. In dem siebenten und achten Abschnitte
zeiget der Verf., worinn die Glückseeligkeit des ein-
zelnen Menschen bestehet, und in den zween folgenden,
den letzten des ersten Theiles, betrachtet er dieselbe
von ganzen Völkern. — Er findet auch wider den
Ausspruch der Hn. von Maupertuis und von Vol-
taire, daß das Gute auf unsrer Erde das Böse über-
wiege, und er zeiget sehr vortreflich, daß meisten-
theils das Bestreben nach dem, was man Glücke nen-
net, daß die Bewegung und die Arbeit einen größern
Theil des menschlichen Vergnügens ausmachen, als
der Genuß selbst; welchen Philosophen, die eben nicht
allemal allzuphilosophisch denken, allein als Glückse-
ligkeit in Rechnung bringen. Hr. F. findet die Glück-
seeligkeit des einzelnen Menschen darinn, wenn er
seine gesellige Neigung zur regierenden Triebfeder sei-
ner Wirksamkeit machet; wenn er sich als ein Glied
einer Gemeinschaft ansiehet, für deren allgemeines
Wohl sein Herz von einem brennenden Eyfer glühet;
diejenigen persönlichen Sorgen aber unterdrücket, die
den Grund von schmerzlichen Aengsten, Furcht, Ey-
fersucht und Neid ausmachen. Diese Neigung be-
wirket das Beste der ganzen Menschenart, wie des
einzelnen Menschen, und sie zielet auf die allgemeine
Glückseeligkeit, wie auf die besondre. Die Glücksee-
ligkeit der ganzen Gesellschaft entstehet aus derselben

ihrer

ihrer Glieder, und erzeuget auch dagegen solche. — Die eine wie die andre, ist nur durch die Tugend möglich. — Alles dieses ist vortreflich. — Aber sonderbar kömmt uns vor, daß der Verfasser glaubet, ein Staat würde in die Sclaverey zerfallen, wenn keine Streitigkeiten mehr unter den rechtschaffenen Männern herrscheten, die denselben verwalten. — Es ist dieses richtig, wenn unter diesen Verwaltern viele schlimme sind. — Aber von der Einigkeit tugendhafter Männer können wir dieses nicht befürchten. In dem zehnten Abschnitte des ersten Theiles entwickelt der Verfasser sehr wohl, wie die Menschen durch einen natürlichen Trieb sich zusammen rotten, wie aus diesen unförmlichen Vereinigungen allmählich Staaten, und endlich auf verschiedene Weise, wohlgeordnete Verfassungen entstehen. Hr. F. leget sodenn den Roman des unsterblichen Präsidenten zum Grunde, zeiget, wie die Demokratie, die Aristokratie, die Monarchie und der Despotismus entstanden seyn, wie Tugend, Ehre und Furcht diese verschiednen Maschinen beseelen und wie leicht eine Verfassung sich in eine andre verwandle.

Obgleich Herr Ferguson den Stand der Natur, als eine philosophische Chimäre verwirfet: so suchet er doch in seiner zweyten Abtheilung die ersten Anfangsgründe der Menschheit in der Geschichte roher Nationen auf. In dem ersten Abschnitte erwäget er die Nachrichten, welche wir über diesen Zustand bey den Schriftstellern des Alterthumes finden. Er glaubet, das meiste davon sey durch Fabeln verstellet; so wie auch das, was wir darüber in den Geschichtschreibern der mittlern Zeiten antreffen. Er findet deshalben nöthig, um uns die Menschheit in ihrem Ursprunge kennen zu lernen, uns in America, in Asien, in Africa zu führen; und er theilet mit vielem Urtheile den Zustand der rohen Nationen in zwo Epochen ein, in die

vor

vor der Stiftung des Eigenthumes, und in die nach derselben. In jenem Zeitpunkt ist der Mensch ein Wilder, in diesem wird er ein Barbar — Der zweyte Abschnitt der zweyten Abtheilung betrachtete jenen, und der dritte diesen. Schon in jenem Stande findet Hr. F., daß durch einen natürlichen Trieb der erfahrene und weise Greis der Rathgeber seines Volkes wird, der muthigste und herzhafteste Jüngling beym Angriffe, oder bey der Vertheydigung dasselbe anführt; und es selbst in wichtigen Fällen sich zum Entscheiden, oder zum Handeln verstimmelt. Da findet der Verfasser in der Natur selbst die Stiftung des Senats, der vollziehenden Gewalt und der Versammlung des Volkes, die man sonst der tiefesten gesetzgeberischen Weisheit zuschreibet. Die Natur flößete den Völkern an dem St. Lorenzenflusse amphyktionische Anstalten, und eine wohlausgesonnene Staatsklugheit ein. Indessen ist bey diesen Völkern jeder Bürger unabhängig, jeder sein eigner Beschützer und Rächer gegen seinen Mitbürger. Sie sind Wohlthätige, uneigennützig großmüthig. Tapferkeit und Geschicklichkeit geben bey ihnen allein einen Vorzug. Sie sind schlau aus Gefühl ohne einige Grundsätze von Klugheit. Sie handeln nur aus Triebe. Sie sind abergläubisch, und zwar auf die niedrigste und kriechendste Weise. Der Schmerz ist für sie ein Spiel, zu dem sie sich von Kindheit an gewöhnen. Sie sind stolz und trotzig. Sie schmücken, so viel sie können, ihre Leiber aus. Sie sind zu jeder Arbeit träg, als zur Jagd und zum Kriege. Sie sind den Glücksspielen in dem höchsten Grade ergeben. Wir verwundern uns, daß der Verf. den Hang zur Trunkenheit vergißt, bey den Eigenschaften, die theils Bewunderung und Hochachtung, theils Tadel verdienen und die dem menschlichen Geschlechte in seinem rohesten Zustande, nach Hrn. Ferguson, eigen

sind,

sind, findet er doch, daß es das Ansehen habe, „als „ob Liebe zu der Gesellschaft, Freundschaft und Nei„gung gegen das Vaterland, Einsicht, Beredtsamkeit „und Muth seine ursprünglichen Eigenschaften, nicht „aber die aus dem Nachdenken und der Erfindung ent„stehenden Wirkungen wären.„ Dieses ist alles richtig. Nicht weniger geben wir zu, was Hr. F. ferner sagt: „Gesetzt, die Menschen haben die nöthige Ge„schicklichkeit ihre Sitten und Lebensart zu verbessern, „so war ihnen doch der Stoff dazu von der Natur „verliehen.„ Aber folgendes scheinet uns einem grossen Misverstande ausgesetzet zu seyn. „Die Wirkung „der Anführung zu guten Sitten ist nicht, das Gefühl „der Zärtlichkeit und edle Denkungsart den Menschen „einzuflößen, auch nicht die vorzüglichsten Bestand„theile eines ehrwürdigen Charakters ihnen beyzule„gen, sondern den zufälligen Misbräuchen der Lei„denschaften zu begegnen und zu hindern, daß ein „Gemüth, welches die besten Gesinnungen in ihrer „größten Stärke fühlt, nicht auch zu manchen Zeiten „das Spiel thierischer Triebe und unbändiger Ge„waltthätigkeit werden möge.„ Unstreitig liegen die Saamen des zärtlichen Gefühles der Menschheit, einer edeln Denkungsart und eines ehrwürdigen Charakters in der ersten Anlage der menschlichen Seele; aber daß sie ohne das belebende Licht der angebaueten Vernunft, und ohne die wohlthätige Wärme einer guten Policey sich zu einer gemeinnützigen Wirksamkeit entwickeln können, daran zweifeln wir sehr — Daß bey Völkern, wie Hr. F. die Wilden in diesem Zeitpunkt beschreibet, ohne Mühe eine spartanische Verfassung eingeführet werden könnte; daß in den Gebräuchen derselben selbst die Grundlage davon schon vorhanden sey; geben wir gerne zu — Aber war die spartanische Verfassung im Grunde viel besser

 als

als eine systematische Barbarey? Uebrigens zweifeln wir, ob alle Züge, die Hr. F. den Menschen dieses Zeitpunkts zuschreibet, solchen Wilden zukommen, die noch das Eigenthum nicht kennen — und er selbst giebt zu, daß der Pelz und der Bogen das Eigenthum jedes einzelnen Menschen, und die Hütte dasselbe von der ganzen Familie sey. Er zeiget in dem dritten Abschnitte, wie allmählig das Eigenthum erweitert werde, wie dessen Erweiterung nach und nach, obwol sehr langsam, die ursprünglichen Sitten ändere, die Bande der Gesellschaften minder vest und die Unordnungen zahlreicher mache; wie dadurch Ungleichheit des Vermögens, des Standes und des Ansehens entstehen; und wie die Völkerschaften in ihren auswärtigen Verhältnissen den Charakter von Räubern annehmen. Die muthigsten unter jedem Volke wurden auch die Reichsten, und die Angesehensten, wurden Oberhäupter, wurden Könige. In kleine Völkerschaften getheilet, die einander selbst berauben und bekriegen, vereinigen sie sich zufälliger Weise, wenn mächtigere Feinde sie angreifen. Eine wahre Unterwürfigkeit wird aber erst bey ihnen eingeführt, wenn die Reichthümer sich vermehren, und wo eine beständige Miliz aufkömmt, da ist der Despotismus nicht mehr fern. Wo dieses unseelige Mittel nicht das Ansehen unterstützt, glaubt jeder rohe Mensch sich unabhängig, ausser in so fern der Aberglaube oder die Zauberey ihn bändigen. Allein, er ist immer stolz, muthig, unbedachtsam, unruhig, partheyisch, unmäßig im Hasse und in der Liebe, zänkisch, rachgierig, unbändig; und hier findet Hr. Ferguson „jene „Munterkeit des Geistes, welche die Unordnung selbst „verehrungswürdig machet, und welche die Menschen, „wenn sie sich in einer beglückten Verfassung befinden, „in den Stand setzet, sowol den Grund zu ihrer ein-

„hei-

„heimischen Freyheit zu legen,* als auch ihre Natio„nalunabhängigkeit und Freyheit, gegen auswärtige „Feinde zu behaupten.„ Wir glauben, wie Hr. F. daß unsre Väter diese Eigenschaften haben besitzen, und daß sie durch diesen Zeitpunkt haben durchlaufen müssen, um den Grund zu unserm dermaligen Verfassungen zu legen: aber wir danken dem Himmel, daß die Zeiten dieser verehrungswürdigen Unordnung bey uns vorbey sind.

In dem dritten Theile erwägt Hr. F. die Geschichte der Staatskunst und andrer Künste. In dem ersten Hauptstücke erkläret er die Einflüsse der Himmelsgegend und der Lage des Erdbodens in diese Gegenstände; und er hält da eine sehr weise Mittelstrasse. In dem zweyten liefert er die Geschichte der Subordination. Allmählich wurden auf die zufälligen und durch einen bloßen Trieb entstandnen Zusammenrottungen, Nationalvereinigungen gebauet, rc. und diese zu politischen Verfassungen erhoben. Allmählich wird die Bedürfnis für den Unterhalt zu sorgen, zur Begierde nach Reichthümern, und die Gewohnheit einen Anführer zu folgen, der sich durch Tugend und Geschicklichkeit hervor thut, zur Unterwürfigkeit. So gelangten, ohne zu wissen wie, Völker zu bürgerlichen Verfassungen, und von diesen, die eine zu einer hohen, die andre zu einer geringen Vollkommenheit. Ursachen, die von der Wahl und von der Willkühr der Menschen gar nicht abhiengen, machten sie Regierungsformen annehmen, und solche mit andern verwechseln. Hr. F. zeiget die Entstehungsart von jeder Verfassung mit vieler Wahrscheinlichkeit, und die Vortheile des dermaligen Systems von Europa mit vielem Urtheile. Die Wirksamkeit jeder Verfassung wird durch gewisse Nationalgegenstände, Stiftungen und Sitten unterhalten, welche den Begriffen und den Vernunftschlüssen

* So glauben wir soll es heißen, obwohl im Buche stehet genießen.

sen der Menschen in jeder Gesellschaft zum Leitfaden dienen. Dergleichen sind die Nationalvertheydigung, die Handhabung der Gerechtigkeit und die innerliche Wohlfahrt des Staates. Die allmähliche Entwicklung, und die mannigfaltigen wechselsweisen Einflüsse dieser Gegenstände, betrachtet der 3te Abschnitt des dritten Theiles überhaupt, und die fünf folgenden erwägen dieselben insbesondre, und zwar der vierte die Bevölkerung und den Reichthum; der fünfte die Nationalvertheydigung und die Eroberung; der sechste die bürgerliche Freyheit; der siebente die Geschichte der Künste und der achte die Geschichte der Litteratur. Obwol wir es noch nicht für erwiesen ansehen, daß die Völker am glücklichsten seyn würden, wenn sie in lauter kleine Staaten eingetheilet wären, wie Hr. Hume und unser Verfasser es dafür halten; so empfehlen wir doch des letzten Gedanken über die Handelschaft und die Reichthümer dem Nachdenken aller angehenden Staatsleute; so wie auch die meisten Gedanken, welche der dritte Theil seines Werkes enthält.

Der vierte hat die Folgen zum Gegenstande, die aus der Aufnahme bürgerlicher und handelnder Künste entstehen. Die Vermehrung der Bedürfnisse, die Ausbreitung der Künste und die Erhöhung derselben verursachen immer mehr die Absonderung der Lebensarten und der Profeßionen. Der erste Abschnitt zeiget hievon die Folgen in einem besondern Lichte, und der zweyte entdecket darinn eine eigene Quelle des Ansehen und der Unterwürfigkeit, die bey gesitteten und handelnden Völkerschaften, der Abwechslungen und Revolutionen. Der dritte und der vierte Abschnitt beschreiben immer reicher und stärker werden. — Wir finden hier vorzüglich merkwürdig, was Hr. F. von den Griechen und von den Römern saget, von denen er dafür hält, daß in dem Verstande, den wir dem

Worte Barbar beylegen, sie in ihren glänzendsten Zeitpuncten mehr diese Benennung, als die von gesitteten Völkern verdienet haben. Das Tagbuch seines durch Griechenland reisenden Beobachters ist vortreflich wohl ausgesonnen, und man könnte fast denken, es wäre größtentheils aus den Nachrichten eines durch einige Staaten Helvetiens reisenden Engelländers ausgeschrieben; obwohl es unstreitig ist, daß bey allen ihren Unvollkommenheiten, die meisten, oder gar alle Staaten dieser Bundsgenossenschaft besser eingerichtet und viele, in Betrachtung des wesentlichen Wohlstandes der Völker blühender und glücklicher sind, als die glänzendsten Staaten Griechenlands jemals gewesen seyn dürften.

Der fünfte Theil hat die Abnahme der Nationen zum Gegenstande. — Jede Nation hat ihre wahren oder vermeynten Vorzüge, und diese nehmen bald zu, bald ab. Der Nationalgeist steiget bald zu einer bewunderungswürdigen Erhabenheit, bald sinket er wieder in das vollkommenste Nichts. Indem eine Nation den herrlichsten Glanz der Tugend von sich wirft, entstehen in ihr die Saamen der Uebel, die diesen Glanz erlöschen werden. Der Wohlstand, die Frucht der Tugend, erzeuget die Laster, welche ihre erhabne Quelle zuerst vergiften und denn verstopfen. Die Erweiterung, die Macht, die Sicherheit, der Ueberfluß schwächen die Nationaltriebe, zernichten das Gefühl der allgemeinen Vereinigung, flößen die Liebe zur Ruhe, zum Genuße, zur Weichlichkeit ein, und erzeugen die politische Verderbnis, die Gleichgültigkeit für das allgemeine Beste, das durchgehende Uebergewicht des besondern Vortheils und den Hang zur Sklaverey.

In dem sechsten Theile betrachtet Hr. Ferguson die Verderbnis und die politische Sklaverey nebst

ihren Quellen ausführlicher. Wir können uns sehr leicht betriegen, aber es deucht uns, er wiederhole sich hier allzu oft, und aus Mangel eines richtigen Plans, drehe er sich in einem Kreiße von Ideen herum, die immer wieder kommen. Im Grunde ist sein Hauptsystem richtig, daß, wenn die tugendhaften Triebe der Seele, die Liebe zum gemeinen Besten, die Begierde in dem größten Umfange nützlich zu seyn, die Theilnehmung an der allgemeinen Wohlfahrt in den Seelen erlöschen, ein Volk sich zur Verderbnis und durch diese zur Sklaverey neiget. Indessen könnte man durch die Art, wie er sich ausdrucket, auf die Gedanken verfallen, als ob er nur politische Trennungen, Factionen, Stürme, für die bequemen Mittel hielte, die Tugend in der Wirksamkeit zu erhalten. — Aber wir glauben, er wolle nichts anders sagen, als daß bey der natürlichen Verschiedenheit der menschlichen Meynungen, jeder die seine soll, ohne Scheu, äussern, und ohne Furcht vertheydigen. Und er hat Recht, daß wo dieses nicht mehr geschiehet, der Staat verdorben und die Freyheit verschwunden ist. Alsdenn kann der Mensch nicht mehr den Charakter seiner Vortreflichkeit behaupten, welcher, wie sich Hr. F. sehr bündig ausdrücket, in einer einsichtsvollen, herzhaften und gutherzigen Seele bestehet: diese zu äussern, muß eine gute Verfassung dem Menschen Anlaß geben; nicht durch die Unthätigkeit ihrer Glieder wird die Ordnung einer bürgerlichen Gesellschaft unterhalten, sondern dadurch, daß jedes in der ihm zukommenden Stelle seine Wirksamkeit so vollkommen äussern könne, als es möglich ist. Ein Volk kann übrigens einen hohen Grad von Wohlstande geniessen, und disorts verderben und dem Untergange ausgesetzet seyn. Die Ruhe und die Bequemlichkeit die ein erleuchteter und wohlthätiger Despotismus gewähren kann, können

eine

eine Nation in den Irrthum verleiten, solchen als eine Quelle wahrer politischer Glückseeligkeit anzusehen, und demselben die Würde ihrer thätigen Natur aufzuopfern. Noch öfters aber machet sich die Gewaltthätigkeit, der Despotismus, die Bedürfnisse, die Leidenschaften und die Schwachheit der erniedrigten Seelen zu Nutze, um dieselben zu unterjochen. Hierzu sind insonderheit die beständigen Kriegsheere die Werkzeuge. In kleinen Staaten findet der Despotismus unzähliche Hindernisse, in großen begünstiget ihn jede Erweiterung des Gebietes. Insonderheit sind in Staaten, wo jemals Freyheit geherrschet hat, die Fortgänge des Despotismus sehr langsam. Unterdessen untergräbt der Despote seine Glückseeligkeit wie die von dem Bürger, erniedriget er seine eigne Würde wie die von jedem Menschen und von der Menschheit selbst, und vergräbt er unter dem Schutte der Freyheit jedes höhere Talent und jede bürgerliche Tugend, beraubet er sich selbst und seine feilen Nachgesetzten der Ehre und der Nothwendigkeit tugendhaft zu seyn; verliehret er das Vertrauen in jede kriegerische Eigenschaft und die Hochachtung derselben; pflanzet er Muthlosigkeit und Weichlichkeit in alle Herzen, und setzet er den Staat in eine wehrlose Verfassung, die denselben zu einem Raube jedes muthigen Angreifers machet. Wenn sich kein solcher darbeut, so muß der Staat durch seine innerliche Fäulnis wieder zu Grunde gehen, ehe Tugend und Freyheit wieder bey einer Nation hervorkeimen können. Die Bande der bürgerlichen Vereinigungen werden aufgelößt; die Bürger fallen aufs neue in einen Stand der Wildheit oder vielmehr der Barbarey, der Schauplatz der Tugend wird wieder eröfnet und neue Staaten bilden sich, denen allem Ansehen nach gleiche Schicksale bevorstehen.

Wenn indessen schon unzählige Staaten diese Bahn durchloffen haben: so schreibet kein nothwendiges Gesetz ihnen das Ziel ihrer Dauer vor, und so können tugendhafte Seelen sich immer Hoffnung machen, durch ein redliches Bestreben, den sinkenden Wohlstand wieder herzustellen, und dem Umsturze für lange Zeiten vorzubiegen. „Freylich,„ sagt Hr. Ferguson in einer schätzbaren Begeisterung zu Ende seines Werkes, „haben die Anordnungen der Menschen, „aller Wahrscheinlichkeit nach ihr Ende sowol, als „ihren Anfang. Aber ihre Dauer ist niemals auf „irgend einen eingeschränkten Zeitpunkt festgesetzet, „und nie hat eine Nation anders als von den Lastern ihrer Glieder einen innerlichen Verfall erduldet. „Zuweilen sind wir geneigt genug, dieses lasterhafte „Bezeigen an unsern Landsleuten zu erkennen: Aber „wer hat sich jemals dieses an sich selbst zu erkennen, „bereitwillig finden lassen? Unterdessen sollte man „fast vermuthen, daß wir es mehr als zu sehr erkennen, wenn wir aufhören uns seinen Wirkungen zu „widersetzen, und wenn wir uns auf ein unvermeidliches Schicksal beruhigen, welches, wenigstens in „der Brust eines jeden einzelnen Menschen, von ihm „selbst abhanget. Menschen von wahrer Tapferkeit, „Redlichkeit und Geschicklichkeit finden in jedweder „Scene einen guten Platz; sie erndten in einer jedweden Verfassung die vorzüglichsten Ergötzungen „ihrer Natur; sie sind die glücklichen Werkzeuge, „welche die Vorsicht, zur Vorsicht der Menschen gebrauchet; oder, wenn wir uns auf andre Art ausdrücken sollen, sie zeigen, daß in der Zeit, da sie „zu leben bestimmt sind, die Staaten, die sie ausmachen, ebenfalls durch das Schicksal dazu ausersehen „sind, daß sie bestehen und sich in gutem Wohlstande erhalten.„ Möchte doch diese merkwürdige

Stelle

Stelle mit Flammenschrift in den Herzen aller Fürsten, aller Minister, aller Vorsteher der Freystaaten, aller Bürger eingegraben seyn.

Wenn wir schon nicht in allen Stücken mit Hrn. Ferguson gleich denken; wenn wir schon glauben überzeuget zu seyn, daß noch keine von den uns bekannten Nationen, eine so hohe Stuffe der Tugend erreichet gehabt habe, als er im fünften Theile vorauszusetzen scheinet, und daß, wenn eine auf diese glückliche Höhe gelanget wäre: sie nicht wieder in die Erniedrigung hätte fallen können, welche Rom und Griechenland entehret hat: wenn wir schon wünscheten, daß er von dem Geiste der Faktionen und der Unruhen mit grösserer Behutsamkeit geredet hätte: so sehen wir doch sein Werk für eines der schätzbarsten an, welches in unsern Zeiten geschrieben worden ist. Wir sehen es sogar als eine Pflicht an, dasselbe vorzüglich allen denjenigen zu empfehlen, welche junge Staatsleute in den Geschichten und in der Staatswissenschaft zu unterrichten haben. Sie werden da eine reiche Quelle von wichtigen Anmerkungen finden, die sie in den meisten Elementarbüchern, über die sie Collegia lesen, wohl umsonst suchen dürften. — Sie können da die Grundsätze von der erhabensten Sittenlehre des Staatsmannes schöpfen; und sie können da glückliche Saamen hernehmen, welche in edle und für die Tugend gebohrne Seelen ausgestreuet, dereinst zu der Glückseeligkeit der Völker die herrlichsten Früchte bringen müssen.

Da wir die Urschrift nicht bey Handen haben, so können wir von der Güte und von der Richtigkeit der Uebersetzung nicht urtheilen. Wir müssen gestehen, daß uns von Zeit zu Zeit Zweifel dagegen aufgestiegen sind. Ueberhaupt aber muthmaßen wir, daß die Schreibart des Hrn. Ferguson selbst nicht die al-

 leran-

lerangenehmste und deutlichste sey; dieses müssen wir nun einmal den Franzosen zugestehen, daß vor allen andern Nationen sie ihre Gedanken am schönsten zu ordnen, am hellesten auszudrücken und am glücklichsten zu zieren wissen. Wie leuchtend und wie einnehmend würden nicht ein Marmontel, oder ein Thomas die Gedanken unsers Verfassers dargestellet haben. So gering und unwichtig diese Gabe für solche Leser scheinen möchte, die selbst gewöhnt sind, zu denken und die sich selbst Licht schaffen, wo sie solches nicht finden; so wichtig ist solche in der That selbst. Die größre Anzahl der Leser ist nicht so beschaffen, daß ein Verf. sich auf sie verlassen kann. Selbst nach dem größten Bestreben, Licht und Ordnung in seine Schriften zu bringen, läuft er Gefahr, nicht, oder welches noch gefährlicher ist, unrecht verstanden zu werden. Wir besorgen, Hr. Ferguson möchte dieses Schicksal bey manchem haben, der ihn bewundern oder tadeln wird. Es ist also nicht überflüßig jeden seiner Leser zu erinnern, ihm eine mehr als gemeine Aufmerksamkeit zu schenken. Die Mühe wird gewiß reichlich belohnet werden, und es wird niemand nicht sehr nützlich seyn, dieses Werk zweymal zu lesen.

K.

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Erklärungen des Briefes an die Galater, welche auf der Königl. Preuß. Friedrichs-Universität zu Halle seinen akademischen Zuhörern ehemals vorgetragen hat, D. Adam Struensee, Sr. Königl. Maj. zu

zu Dännemark, Norwegen rc. bestallter Obercon- sistorial-Rath rc. — Flensburg, verlegt von Johann Christoph Korte, 1764. 4. 2 Alph.

Diese Vorlesungen sind dem Publiko ganz so geliefert worden, wie sie der Hr. D. ehemals in Halle gehalten hat. Daher lieset man zuerst eine tabellarische Eintheilung des ganzen Briefs auf drey oder vier Seiten. Dann einen Absatz des griechischen Texts, mit einer lateinischen und deutschen Uebersetzung, eine neue Unterabtheilung desselben; die einzelne Erklärung eines jeden griechischen Worts, nach seiner Abstammung und mannigfaltigen Bedeutung (z. E. ειρηνη kommt her von ειρω; ευαγγελιον von ευ und αγγελλω, προκοπτειν von προ und κοπτω) ferner viele Ausschweifungen in Nebensachen, als, was ein Apostel gewesen, was ein göttlicher und menschlicher Beruf sey, und doch bey dem allen keine bestimmte Erklärung der in diesem Briefe claßischen Wörter und Redensarten νομοι, εργα νομου, οι εκ νομου, πιστις Ιησου Χριστου oder εν Ιησου Χριστω, αληθεια oder mit dem Zusatz του ευαγγελιου. Der Hauptsatz ist nach der Angabe des Hrn. D. daß der Mensch nicht gerecht werde durchs Gesetzes Werk, sondern allein durch den Glauben; aber das Gesetz ist ihm sowol das mosaische der Gebräuche, als der unveränderliche Wille Gottes von unserm sittlichen Verhalten und dieß beyden gar nicht gleichgültigen Begriffe, werden denn allenthalben in die Erklärung eingeflochten, daß man also sie sich leicht von selbst denken kann. Es war doch, wie uns dünkt, wenigstens der Mühe werth zu untersuchen, ob nicht der Apostel nur durchgehends von den jüdischen Satzungen in Gegensatz gegen die Religion JEsu geredet habe und die ganze Vorstellung diese sey: Daß kein Mensch durch äußerliche Gebräuche, sondern allein durch die Annahme der Religion Jesu gerecht werde. Aber man merkt es wohl, obgleich ungern, daß das Collegium, wie es einmal geschrieben gewesen, in die Druckerey geschickt worden, und daher schreibt der Hr. D. noch in Flensburg, S. 10. „Sie (Luthers Auslegungen über diesen Brief) befinden „sich in dem 8. und 9. Theil der Schriften Lutheri, welche „hier zu Halle gedruckt worden sind.„

Ben-

Versuch einer böhmischen Bibel-Geschichte, entworfen von Joh. Theophilus Elsner, Past. d. B. Br. Gem. in Berl. ꝛc. Nebst einem histor. Anhange von besonders gedruckten böhmischen N. Testam. Halle gedruckt im Waysenhause 1765.

Die Ausgaben der böhmischen Bibel werden hier nach der Zeitordnung, ihren Format, Druck, Innhalt und übrigen Werth, was die Reinigkeit der Sprache und die Richtigkeit der Uebersetzung anlangt, in dreyen Abschnitten beschrieben. Im ersten wird eine zu Prag im Jahr 1488. gedruckte für die älteste ausgegeben, worauf eine Kuttenbergische von 1489. eine Venediger 1506. die Prager von 1529. 1537. die Nürnberger 1540. die Prager 1549. vier sogenannte Melanchtrische in den Jahren 1556. 1560. 1570. 1577. und die Prager von 1613. gefolgt, alle aber eine blos nach der Volgate eingerichtete Uebersetzung enthalten sollen. Von diesen unterscheidet Hr. Elsner im zweyten Abschnitt diejenigen, welche zum Besten der böhmischen Brüder-Unität gedruckt worden, die erste in 6 Theilen von 1579-1593. die zweyte 1596. die dritte und letzte 1613. in welchen die Uebersetzung aus dem Grundtext verfertiget worden. Hiervon sind nun eine Menge böhmischer Bibeln seit 1722. in Halle abgedruckt worden, welche sämtlich im dritten Abschnitt angezeigt worden. Der historische Anhang ist eigentlich ein Abdruck des Entwurfs von den verschiedenen Ausgaben des böhmischen N. T. welchen ein gewisser Kleich seiner Ausgabe des böhmischen N. T. von 1720. vorgesetzt. Liebhaber werden dem Hrn. E. für diesen Versuch Dank wissen, vielleicht aber auch wünschen, daß er durch eine und die andre Bemerkung über die Sprache, auch Vergleichungen der Uebersetzung mit dem Grundtext, in dunkeln oder sonst wichtigen Stellen denselben noch brauchbarer gemacht hätte. Fr.

Theologia ex idea vitae deducta in sex locos redacta, quorum quilibet I. secundum sensum communem. II. secundum mysteria scripturae. III. secundum formulas theticas noua et experimentali methodo pertractatur. Auctore

ctore *M. Frid. Christ. Oetinger*, Superint. etc. Francofurti et Lipsiae, ap. Aug. Lebr. Stettin 1765. 8. 1 Alph. 12 pl.

Es wäre sehr zu wünschen, daß Schriftsteller von der Denk- und Schreibart des Hrn. Oettinger zuerst die eigne Sprache, welche sie führen wollen, in einem Wörterbuch der Welt ankündigten und erklärten, damit doch ihre animalischen Leser (die Psychici, wie sie ihre Gegner zu nennen pflegen) mit ihnen fortdenken könnten. Wir wollen also zuerst unsern Lesern den Dienst leisten und sie warnen, mit den von dem Verf. gebrauchten Wörtern und Ausdrücken, vita, lux, spiritus, gloria s. δοξα, sensus communis nicht die gewöhnlichen Begriffe zu verbinden. Unter dem sensu communi versteht er das lumen internum, die innre Offenbahrung; von welcher die Wörter vita u.s.w. synonymische Benennungen sind; Denn das ist das wahre Leben Gottes in der Seele, das was in der Schrift πνευμα oder auch δοξα und Φως heißt; es ist noch in uns obgleich sehr geschwächt, es soll daher auch wieder erhoben und gestärkt werden, und denn versteht der Mensch mehr als die Leibnitze und Neutons und sieht ganz erstaunende Dinge in der Geister- und Cörperwelt. Dieses innre Licht soll nun die Schrift in uns wieder anfachen; die Schultheologie kan das nicht thun, ist demselben, wenn man mit ihr die Untersuchung der Religion anfängt, mehr hinderlich, und es ist wirklich vieles, was das innre Licht lehret, ihr noch unbekannt geblieben; sie ist aber doch nützlich zum Gebrauch gegen die Gegner. Der Verf. schrieb also eine Theologie ex idea vitae, d. i. aus dem Begriff, daß Gott auf eine substantielle Weise das Leben, Licht u. s. w. in den Menschen seyn wollen, hergeleitet und wollte bey jedem Lehrsatz zeigen, wie man vermöge des innren Lichts davon urtheilen müsse; wie die Schrift das bestätige; und wie die Gelehrten sich darüber auszudrücken pflegen. Zum Beweis, daß wir den Sinn des Verf. getroffen, wollen wir die Stellen nach der Reyhe herschreiben, deren Vergleichung untereinander nichts anders zu denken übrig läßt. Es heißt also in der Vorrede — haec est idea *vitae*, de qua peculiarem librum, meletema de sensu communi et ratione edendum curaui — ex his patet ideam primariam Theologiae esse vitam Dei creaturis per Christum communica-

municabilem — methodi (§. 5.) imitatio — est 1. vt ob experientia interna seu sensu communi quivis ipse incipiat gradum faciens a se ipso ad alia — 2. vt ex sacris paginis ipse prout ego feci, colligat, quae cuivis loco conveniunt 3. tandem ut, formulis theticis sese contra heterodoxos praemuniat — §. 23. regulas exegeticas aliquis per se, sub ductu spiritus sancti addiscet ex characteribus S. scripturae, quos ipse incipiendo per se ipsum sine doctore inveniet et e tenuissimis initiis in omnem ambitum veritatis excrescet. Quodsi sub incrementis vitae divinae per mediatam viam ad *immediatum sensum divinitatis et auditionis vocis Dei* quis progreditur, ille non fanatico sed maxime ordinato usu mediorum gratiae eo usque pertingit — Verus ille theologus dici potest, — plura experturus, quam certam libris complecti vel exprimere potest. — Et vani sunt, qui hoc fanaticum pronunciant — Ille scit, — quae sit majestas verbi divini, et quanta particularum singularum et vocum divinarum in V. et N. T. spiritualitas: Ille sub unctione vera experitur conclusionum theologicarum latitudinem, longitudinem, altitudinem et profunditatem. §. 25. Deus homini (se) manifestavit, partim per *rationem* — partim per *sensum abditum* — nam *alterna vis et deitas ipsa sua essentia tangit sub visu sensum internum.* §. 162. Sensus communis habet aliquid altius arte lucernam Dei, (in den Worten §. 146. sensus communis eo non pertingit; qui Pauli *lux* spiritualis ist, welches wir hier beyläufig anmerken wollen, ein Druckfehler für *lex* spiritualis) quanquam nec hic limites noscamus, quousque illa artibus vel corrumpatur vel elevetur — sufficit nos scire esse aliquid in nobis a λογω et lucerna; esse duplicitatem equstatis, Rom. 7. — damnari το ψυχικον nisi elevetur per πνευματικου — §. 131. 132. Imago Dei in posteros propagabilis — colligatio quaedam fuit ex potentiis tum naturalibus, tum spiritualibus. Vnde sensoriorum diversitas, quorum unum *immediate* patuit Deo, alterum creaturis — praesentia divina et Trinitatis inhabitatio secundum certos gradus huic vel illi subjecto fuissent adfutura — Patet hinc quid novus homo sit in regenitis, scilicet resplendens ex inhabitante gratia et virtute spiritus decor — Haec imago Dei est splendor externus vitae internae in purissimo motu effluendi ex fonte et refluendi in fontem

posi-

positus. §. 300. Vnio mystica — consistit in propiori ipsius substantiae divinae adessentia. §. 350. Homo debet habere aliquid altius, sensum ἀϊδίου δυνάμεως, — praesensionem rerum futurarum, commercium intelligentiarum et angelorum. — Quodsi igitur illum hominibus communem sensum — illam divinationem aeternitatis, illum potentiae Dei tactum internum, illud lucernae Dei spiraculum, per simplificationem et abstractionem nostri a rebus corporeis Deo patulum tenemus — tum nihil nobis erit impossibile. §. 431. Vtut severissime omnia probaverit e. s. scriptura, tamen vix orthodoxum habebitur, *quia* sigillo formularum Theologorum *nondum* signatum. —

So viel von der Sprache des Verf. woraus man schon auf den durchs Ganze herrschenden Ton einigermaßen schließen kann. Doch wollen wir auch davon noch einige Proben geben. Er mißbilliget es, und mit Recht, wie uns dünkt, daß man die Lehrsätze im gelehrten Vortrag der Religion zu sehr vervielfältiget habe, und glaubt, es ließe sich alles sehr bequem unter den sechs Titeln, de Deo, homine, peccato, gratia, ecclesia, novissimis zusammen fassen. Nach einigen kurzen Vorerinnerungen von der Theologie und Schrift, macht er also den Anfang mit der Lehre von Gott, welches ihm zugleich Gelegenheit giebt von der Schöpfung, Fürsehung und Erwählung zu handeln. Hierauf wird der Mensch das Ebenbild Gottes in den Menschen und die Freyheit des Willens betrachtet: In dem nächsten Kapitel von der Sünde wird die Einleitung mit der Lehre vom Gesetz und den Veranstaltungen Gottes zum Besten des Menschen gemacht; dann von der Gnade, Christo dem Erwerber derselben, seinen Aemtern, Ständen, der Erleuchtung und übrigen Zueignungsmitteln der Gnade gehandelt. Das fünfte ist überschrieben von der Kirche und der Welt, wobey von dem Sabbath, der Beichte, den Sacramenten, dem Predigtamt, der Obrigkeit und der Ehe geredet und endlich mit der Betrachtung des unsichtbaren und künftigen Zustandes geschlossen wird. Statt eines Anhangs hat der V. seine bereits 1753. herausgegebenen Syllogen Theologiae ex idea vitae, in welcher das vorhergehende nur kürzer gesagt wird, ingleichen einen Auszug aus des Breithaupts thesibus credendorum et agendorum beydrucken

las=

lassen. In der Ausführung, der Art die Schrift auszulegen und alles in dem eigentlichsten Verstande zu nehmen, der Verehrung des seel. Bengels, der Theorie von den himmlischen Dingen, der Geister-Welt, der Bekehrung der Juden, dem tausendjährigen Reiche, haben wir eine so große Aehnlichkeit mit den Vorstellungs- und Beweis-Arten des Hrn. D. Crusius gefunden, daß wir würden geglaubt haben, die Dogmatick dieses Gelehrten zu lesen, wenn wir das Buch von ohngefehr aufgeschlagen hätten. Von der Erklärung der Schrift wird gesagt S. 130. cavendum hic, ne quid de spiritus S. verbis in metaphoras vertamus. Statim plenitudo spiritus per exiliores interpretationes evacuatur — Ex hac falsa — detorsione verborum propriorum in sensum metaphoricum vel ex ipsa metaphorarum Sp. S. quibus *realitates* summe spirituales ab homine animali imperceptibiles designantur, extenuatione etc. Diese Realitäten sind in der Lehre von Gott S. 39. daß die Augen, Ohren, Hände, welche ihm beygelegt worden, si non corporaliter, tamen proprie zu nehmen sind ne sub vocibus Sp. s. battologias Alcoranis in modum — statuamus, in der Lehre von den unsichtbaren Dingen, S. 373. daß die Engel (Ps. 103, 20. 21.) eingetheilt werden in diejenigen, die den Befehl Gottes ausrichten, und in andre, welche seinen Willen thun; S. 368. daß in dem Himmel ein wirklicher Thron Gottes ist, von welchen Blitze und Donner ausgehen; daß S. 400. f. wirklich ein tausendjähriger Ruhestand der Kirche auf Erden, nebst der Bekehrung der Juden; dann ein tausendjähriger Aufenthalt der Heiligen im Himmel erfolgen und daß endlich dieselben mit Christo wieder auf die neue Erde herabkommen, in der neuen viereckigten Stadt wohnen, die Gottlosen und auch die allegorischen Theologen richten und über sie herrschen werden. Das letztere wollen wir nun nicht fürchten, wünschten aber sehr, daß es nur die Privatgedanken des Hrn. V. und einiger andern Gelehrten blieben; gestehen auch gern, daß wir ihm unsern völligen Beyfall geben, wenn er so manche theologische Subtilitäten mit aller Herzhaftigkeit aus dem Gebiete der Religion verweiset und durchaus einen erwärmten Eyfer für das wahre ausübende Christenthum verräth.

W.

D. Io.

D. Io. Sal. Semleri institutio brevior ad liberalem eruditionem theologicam. Liber secundus. Halae, sumtibus Ioann. Godofr. Trampe, MDCCLXVI. 8. pl. 15.

Dies ist die Fortsetzung der im 1 St. d. 4 B. S. 115. f. von uns angezeigten Encyclopedie in drey Kapiteln. — 1. De variis ad eruditionem liberalem theologicam ministeriis atque adiumentis, als der lateinischen und griechischen Litteratur, der Chronologie, Geographie, Alterthümer, Profan- und Kirchengeschichte, endlich der philosophischen Historie: Es wird der Gebrauch eines jeden von diesen Hülfsmitteln in der Theologie kurz gezeigt, bey dem ersten ein Verzeichniß der besten Herausgeber alter Schriftsteller und der Wiederhersteller der lateinischen und griechischen Sprachkenntniß im sechzehnten Seculo geliefert und bey den übrigen häufig auf die vornehmsten Quellen verwiesen, auch manche Belehrung beyläufig gegeben. Z. E. S. 17. 18. nec obstabimus magnopere ne historia in *sacram profanamque* dividatur, licet eadem res dici possit forte commodius historia gentium *exterarum*, quae sunt extra Iudaeorum et Christianorum societatem — hebraicas illas breves et tenues particulas, non sic amare debere, *quasi Deus historiarum fontem atque arcem hic ostenderit* — — cum certum sit, hebraicos libros non eo consilio aut scriptos olim fuisse aut susceptos a Christianis, ut historiae gentium domesticae ex iis haurirentur. — 2. De interpretatione sacrorum librorum V. et N. T. Der Hr. D. nimmt das Wort Interpretatio in dem Umfang, in welchem Uebersetzungen und Auslegungen darunter begriffen werden, wiederhölt zum Theil was bereits im 1 B. davon gesagt worden war, und giebt vornemlich Nachricht von den Auslegern einzelner Bücher oder des ganzen A. und N. T. im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, doch nach einer fernern Abtheilung in grammatische und dogmatische und beygefügter kurzen Errinnerung, wegen des vorzüglichen Werthes eines und des andern. — *Mercerus* et *Drusius* post *Grotium* inter multos laudabiles — *Pererius*; *Serarius*, *a Lapide Masius* plerisque melior. Den Ioh. Lorinum haben wir unter den dogmatisch-grammatischen Auslegern des A. T. aus der römischen Kirche und unter den mehr grammatischen den Ar. Montanus und Va-

lassen. In der Ausführung, der Art die Schrift auszulegen und alles in dem eigentlichsten Verstande zu nehmen, der Verehrung des seel. Bengels, der Theorie von den himmlischen Dingen, der Geister-Welt, der Bekehrung der Juden, dem tausendjährigen Reiche, haben wir eine so große Aehnlichkeit mit den Vorstellungs- und Beweis-Arten des Hrn. D. Crusius gefunden, daß wir würden geglaubt haben, die Dogmatick dieses Gelehrten zu lesen, wenn wir das Buch von ohngefehr aufgeschlagen hätten. Von der Erklärung der Schrift wird gesagt S. 130. cavendum hic, ne quid de spiritus S. verbis in metaphoras vertamus. Statim plenitudo spiritus per exiliores interpretationes evacuatur — Ex hac falsa — detorsione verborum propriorum in sensum metaphoricum vel ex ipsa metaphorarum Sp. S. quibus *realitates* summe spirituales ab homine animali imperceptibiles designantur, extenuatione etc. Diese Realitäten sind in der Lehre von Gott S. 39. daß die Augen, Ohren, Hände, welche ihm beygelegt worden, si non corporaliter, tamen proprie zu nehmen sind ne sub vocibus Sp. s. battologias Alcoranis in modum — statuamus, in der Lehre von den unsichtbaren Dingen, S. 373. daß die Engel (Ps. 103, 20. 21.) eingetheilt werden in diejenigen, die den Befehl Gottes ausrichten, und in andre, welche seinen Willen thun; S. 368. daß in dem Himmel ein wirklicher Thron Gottes ist, von welchen Blitze und Donner ausgehen; daß S. 400. f. wirklich ein tausendjähriger Ruhestand der Kirche auf Erden, nebst der Bekehrung der Juden; dann ein tausendjähriger Aufenthalt der Heiligen im Himmel erfolgen und daß endlich dieselben mit Christo wieder auf die neue Erde herabkommen, in der neuen viereckigten Stadt wohnen, die Gottlosen und auch die allegorischen Theologen richten und über sie herrschen werden. Das letztere wollen wir nun nicht fürchten, wünschten aber sehr, daß es nur die Privatgedanken des Hrn. V. und einiger andern Gelehrten blieben; gestehen auch gern, daß wir ihm unsern völligen Beyfall geben, wenn er so manche theologische Subtilitäten mit aller Herzhaftigkeit aus dem Gebiete der Religion verweiset und durchaus einen erwärmten Eyfer für das wahre ausübende Christenthum verräth.

W.

D. Io. Sal. Semleri institutio brevior ad liberalem eruditionem theologicam. Liber secundus. Halae, sumtibus Ioann. Godofr. Trampe, MDCCLXVI. 8. pl. 11.

Dies ist die Fortsetzung der im 1 St. d. 4 B. S. 115. f. von uns angezeigten Encyclopedie in drey Kapiteln. — 1. De variis ad eruditionem liberalem theologicam ministeriis atque adiumentis, als der lateinischen und griechischen Litteratur, der Chronologie, Geographie, Alterthümer, Profan= und Kirchengeschichte, endlich der philosophischen Historie: Es wird der Gebrauch eines jeden von diesen Hülfsmitteln in der Theologie kurz gezeigt, bey dem ersten ein Verzeichniß der besten Herausgeber alter Schriftsteller und der Wiederhersteller der lateinischen und griechischen Sprachkenntnis im sechzehnten Seculo geliefert und bey den übrigen häufig auf die vornehmsten Quellen verwiesen, auch manche Belehrung beyläufig gegeben. Z. E. S. 17. 18. nec obstabimus magnopere ne historia in *sacram profanamque* dividatur, licet eadem res dici possit forte commodius historia gentium *exterarum*, quae sunt extra Judaeorum et Christianorum societatem — hebraicas illas breves et tenues particulas non sic amari debere, *quasi Deus historiarum fontem atque arcem hic ostenderit* — — cum certum sit hebraicos libros non eo consilio aut scriptos olim fuisse aut susceptos a Christianis, ut historiae gentium domesticae ex iis haurirentur. — 2. De interpretatione sacrorum librorum V. et N. T. Der Hr. D. nimmt das Wort Interpretatio in dem Umfang, in welchen Uebersetzungen und Auslegungen darunter begriffen werden, wiederholt zum Theil was bereits im 1 B. davon gesagt worden war, und giebt vornemlich Nachricht von den Auslegern einzelner Bücher oder des ganzen A. und N. T. im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, doch nach einer fernern Abtheilung in grammatische und dogmatische und beygefügter kurzen Erinnerung, wegen des vorzüglichen Werthes eines und des andern. — *Mercerus* et *Drusius* post *Grotium* inter multos laudabiles — *Pererius*; *Serarius*, *a Lapide Masius* plerisque melior. Den Ioh. Lorinum haben wir unter den dogmatisch grammatischen Auslegern des N. T. aus der römischen Kirche und unter den mehr grammatischen den Ar. Montanus und

Vatablus vermißt, welche beyde wir in unsern Gedanken dem Grotius, was das A. T. anlangt, weit vorziehen: Auch des Aug. Marlorati catholica expositio in Genesin et Esaiam verdienten angemerkt zu werden, so wie wir auch eine kurze kritische Anzeige von den lateinischen Uebersetzungen der Schrift aus den genannten Jahrhunderten erwartet hätten. — Uebrigens ist auch dieser Theil voll von beurtheilenden und prüfenden Anmerkungen: 3. De Theologia dogmatica: Den Hauptinhalt macht die Geschichte der Reformations-Schriften und der vornehmsten Lehrbücher des sechzehnten Jahrhunderts aus. Besonders werden sehr fruchtbare Auszüge aus des Melanchthons locis communibus, Zwingels commentariis de vera et falsa religione, Ecks Enchiridio, Wigands corpore doctrinae, Heerbrands compendio, Selneccers Examine ordinandorum, des Sorins Streitschrift mit Jacob Covet, geliefert: Diese Geschichte soll noch durchs siebenzehnte Jahrhundert fortgesetzt und damit diese Institutiones beschlossen werden.

Da sie einen so grossen Schatz von theologischer Gelehrsamkeit enthalten, und also mehr für Gelehrte, oder doch den Theil der auf Akademien studirenden sind, welche noch zum Schluß eine Anweisung verlangen, was und wie sie für sich studiren sollen, als für Anfänger, so wünschten wir für diese einen neuen Auszug, dessen Haupttitel ohngefehr würde, de via atque modo Theologiam discendi; ejus subsidiis f. adiumentis; ejus instrumentis; disciplinis ipsis; tandem exercitiis. —

Fr.

Ernst Ludewig Daniel Huchs ꝛc. Kritischer Christ. Zerbst, in der Zimmermannschen Buchhandlung, 1767. 8. 9 B. u. d. Vorrede.

Ein Christ ist Hr. Huch, weil er hin und wieder eine theologische Anmerkung macht, und ein kritischer Christ, weil er einige Schrifterklärungen und Religions-Beweise beurtheilt. Beydes thut er in vier Abhandlungen. In der ersten will er Apostg. 2, 3. übersetzt wissen, „in dem Augenblick, in welchen das Brausen vom Himmel geschah, schienen die Sprachen den Aposteln aus„getheilt zu seyn,„ weil οπτομαι oft soviel bedeute als,

es scheint, es kommt mir vor; allein in allen den Stellen, welche er zum Beweis dieser Bedeutung anführt, (z. E. Matth. 27, v. 24.) heißt es offenbar so viel als bedenken, überlegen, nach dem lateinischen Sprachgebrauch des Worts *videre* für animadvertere. Wir sehen auch gar nicht, warum man nicht übersetzen könnte, man bemerkte an ihnen die Austheilung der Sprachen. In der zweyten macht sich der V. eine Schwierigkeit um seine Auslegungskräfte versuchen zu können: Es scheint ihm nemlich zu hart, wenn Jes. 26, 14. gesagt wird: Die Todten sind nicht mehr, und die Verstorbnen werden nicht wieder aufstehen; daher soll der Gedanke seyn, sie werden nicht durch ihre eigne Kraft aufstehen, und der Beweis, weil רפאים theils Aerzte, theils Riesen, theils große Herren bedeuten, daß also (wir setzen die eignen Worte des V. her) „in den streitigen Worten dieser eben so schöne, „als kurze Schluß liege; wenn weder die Stärke der Riesen, noch die Wissenschaft der Aerzte, noch die Macht „großer Herren denselben das Leben wieder geben kann, „so wird keines Menschen Kunst oder Geschicklichkeit das „Leben wieder zu bekommen im Stande seyn.„ Das wäre nun zwar genug, um mir einmal den kritischen Christen zu verdammen: Allein er führt sich noch weit unkritischer auf. Nun schreibt er auch in der dritten Abhandlung, „der „Mahler William Hogarth geht in seiner Zergliederung „der Schönheit alle schöne Körper durch und zeigt, daß ihre „Linien, Farben, Figuren, Stellungen und Bewegun„gen wellenförmig oder nach der Schlangenlinie eingerich„tet seyn. Wenn wir annehmen, die heiligen Schrift„steller setzen das als bekannt voraus, was in jedem „Jahrhundert, als etwas neues entdeckt wird, so wird „es nicht zu viel seyn, wenn wir durch Anwendung des „hogarthischen Grundsatzes einige ihrer Stellen zu erklä„ren suchen: Wenn also Hiob lehrt (26, 13.) der Himmel „wird schön durch seinen Wind und seine Hand breitet die fliehende Schlange, so heißt dies so viel, als „er macht den Himmel dadurch schön, daß die Wolken „nach der Schlangenlinie gebildet sind und daß ihre Be„wegung wellenförmig ist. Jesaias sagt (51, 9.) Gott „hat Moses Stab geschlängelt, das heißt, aus einem „dürren, leblosen und unbiegsamen Stabe ein so munteres „und lebhaftes, schönes und bewegliches Thier gebildet,

„als die Schlange ist: Moses spricht (5 B. 32, 18.) „dei„nes Felsens, der dich geschlängelt hat, vergißt du, „das heißt, du vergißt des Gottes, der dich zu einem so „grossen, schönen und ansehnlichen Volk gemacht hat. „Werden wir endlich an des Satans List zweifeln, daß er „sich zum Fall unsrer ersten Eltern einer Schlange be„dient?„ u. s. w. Sollte man nicht auf die Gedanken kommen, der V. gehe drauf aus, den Teufel selbst nach hogarthschen Grundsätzen zum schönen wellenförmigen Geist zu machen, weil er auch wieder die alte Schlange genannt wird! — Die vierte Abhandlung enthält eine Vertheydigung des Baco gegen den Bisch. Packer, in der es uns auch sehr anstößig gewesen ist, das *nostras autem vir nobilis* von dem Hrn. Prof. übersetzt zu lesen, „unser „adlicher Landsmann.

Nach der Vorrede besitzt der V. beynahe den ganzen ungedruckten Briefwechsel des Johann Duräus, dessen Ausgabe wir wohl wünschten. —

W.

Erläuterungen der Psalmen Davids, aus ihren Ueberschriften. — Zwölfter und dreyzehnter Theil, vom 90. bis 106ten Psalm. Frankfurt und Leipzig, 1766. — Vierzehnter und funfzehnter Theil, vom 107ten bis 125sten Psalm. Ebendas. 1766. — Sechzehnter und siebenzehnter Theil, vom 126ten bis 150sten Psalm. Ebendas. 1766. 8. in fortlaufenden Seitenzahlen.

Der erste Theil von diesen Erläuterungen kam schon im Jahr 1755. heraus, unter dem vollständigern und dem Erklärungsplan noch mehr angemessenem Titel Er. d. Ps. Dav., aus ihren Eintheilungen in fünf Bücher und ihren Ueberschriften. Die folgenden Theile sind alle vor dem Jahr 1764. doch in verschiedenen Jahren herausgekommen, und nun mit den angezeigten, der Beschluß der ganzen Arbeit gemacht worden.

Die Art, wie der uns unbekannte Gelehrte verfährt, ist diese: Er nimmt an, die Abtheilung der Psalmen in fünf Bücher, sey wahrscheinlicher Weise von einer fünffachen zu verschiedenen Zeiten angestellten Sammlung

gottesdienstlicher Lieder zu versehen; die ersten beyden habe David selbst besorgt; die dritte sey von andern prophetischen Männern nach seinen Zeiten in Ordnung gebracht worden, so, daß sie theils ihre eignen Gesänge, theils ältere des Davids, oder andrer Verfasser, welche sie hin und wieder gefunden, in ein Buch zusammengetragen; hierauf habe Hiskias eine vierte Sammlung angefangen, und durch den Jesaias und andere Propheten seiner Zeit die Lieder Mosis, Davids, u. a. m. aufsuchen lassen, welche sich auf die Umstände seiner Regierung vorzüglich geschickt und bisher noch nicht für den öffentlichen kirchlichen Gebrauch bestimmt gewesen; endlich sey noch ein fünfter Theil durch den Hoseas und Nehemias beygefügt worden, welcher größtentheils die von ihnen selbst, oder dem Haggai, Zacharias und Nehemias verfertigten Gesänge enthalten, nebst einigen, in den vorigen Theilen ausgelassenen Davidischen, deren Inhalt, die aus Babel zurückgekommenen Juden auf sich anwenden können. Nach dieser Voraussetzung hält sich der Verfasser bey seinen Erläuterungen besonders an die Ueberschriften, die im Original, oder wo sie hier fehlen, in der griechischen Uebersetzung jedem Psalm vorgesetzt sind: Er untersucht, in welchen besondern Zeitperioden der Jüdischen Republick, oder des angegebenen Verfassers er muthmaßlich aufgesetzt seyn möchte, und zeigt dann von Vers zu Vers, welches nach der Geschichte der Sinn sey. Auf Erklärungen einzelner Worte oder ganzer Redarten aus dem ebräischen Sprachgebrauch, läßt er sich also nur selten ein, (ob es gleich aufmerksamen Lesern nicht schwer werden wird, aus der Art, wie die Sache selbst erläutert wird, manche gute Worterklärung herauszuziehen;) desto mehr aber macht er sich mit den Chiliasten und Apocastaten zu thun, wider welche er beynahe auf allen Seiten heftig eyfert, und wobey es uns besonders merkwürdig ist, daß er in diesen letzten Theilen sie durch ihr neues, *Studium propheticum* kenntlich macht, welche Auszeichnung wir in den ersten Theilen vor dem Jahr 1760. nicht bemerkt haben, vermuthlich, weil man erst seitdem angefangen, dieses Studium propheticum mehr öffentlich zu empfehlen. Indeß fällt doch auch der Verfasser bey alledem nicht selten in seinen Anwendungen auf das geistliche Reich Jesu ins Gezwungene, welches uns wenigstens so,

wie der allzuharte Ton, in welchen er mit den Chiliasten redet, nicht gefallen hat. Sonst sagt er viel Wahres und Gutes, und dies in einer Sprache, die bey allen Sprachfehlern und Nachläßigkeiten etwas ganz eignes hat, und bey der wir uns einen alten frommen Mann dachten, der alles, was er denkt, kurz von Herzen wegspricht, dem jungen Volk, das um ihn herumschwärmt, brav den Text liest und drauf pocht, daß man ihm wegen seiner mehrern Erfahrung glauben soll. Aus Bescheidenheit wollen wir ihn also auch noch selbst reden lassen.

Ps. 101. v. 8. Frühe (alle Morgen, so oft ich Gericht halte) vertilge ich alle Gottlosen im Lande durch Abstrafung. Der Chiliast sagt, daß David dieses gethan haben sollte, findet man keine Spur in den Geschichtbüchern, es sey auch seine Pflicht nicht gewesen. So frech kann der Schriftverkehrer lästern! hat denn David nicht u.s.w. Der Chiliast macht es eben wie Absalon, der dem David lästerte, 2 Sam. 15, 3. 4. Damit er Davids Reich verstören und sein Reich aufrichten könne, — daß ich alle Uebelthäter ausrotte, aus der Stadt des Herrn. Jerusalem sollte Gottes Stadt seyn, da er wohne. Sie solle daher heilig seyn, wie sie auch genennet ist, Kadischa oder Cadyptis, das ist die Heilige. Da wolle es sich nicht gebühren, will David und Hiskias sagen, daß unheilige oder schändliche Leute geduldet werden, sondern alle unheilige schändliche Uebelthäter müssen da heraus, wie das Unkraut aus dem guten Waitzen. Daß David solches nicht sollte gethan haben, ist kein Zweifel, obgleich der Chiliast es nicht glaubet; der will durch die Stadt Gottes die Jüdische Kirche zur letzten Zeit in dem Sabbatischen Periode verstehen. Da sollen alle Uebelthäter heraus gethan werden. Ist nur Schade, daß es nirgends beschrieben steht, sonsten wollten wirs auch gerne glauben — — dazu darf nicht erst ein neu studium propheticum, das in Schriftverkehren bestehet, erfunden werden. Wo das tausendjährige Reich auch hingehöre, darinnen Gott und Christus seinem Volk in salomonischer Glückseligkeit so zu reden, beygewohnet, das haben die Alten lange gewußt, u. s. w.

Ps. 91. v. 6. Vor der Pestilenz, die im Finstern schleicht. Daß von der Pest geredet werde, giebt das folgende, ob tausend fallen, ꝛc. — — Vor der Seuche, die im Mittag verderbet. Die LXX. haben für דבר

gele-

gelesen רשי und habens daher δαιμονιον übersetzt, denen Hieronymus und die Vulgata gefolgt. Man hat damit auch wohl die Erzählungen von dem Umgehen der bösen Geister im Mittag bestätigen wollen. — — Die heutigen Ausleger verstehen dies von dem Winde Samnael, der aus dem Mittage als Feuer herwehe, und alles verbrenne, was er findet. — — Weil aber dergleichen Verderben, wie es in Egypten und im assyrischen Lager geschah, 2 B. Mos. 12, 23. einem Verderber oder Engel, und Es. 37, 36. gleichfalls einem Engel zugeschrieben wird, so können die LXX. beydes auch wohl miteinander verknüpft haben. Das Nachtschrecken, wenn Hunde heulen, Nachtraben schreyen, allerley Gepolter und dergleichen sich hören läßt, jaget dem Menschen solche Furcht ein. Das nennet man sonst Ungethüm. Für alle solch Ungethüm soll man sich in Gottes Schirm befehlen, und denselben walten lassen, es mag denn seyn, was es ist.

Ps. 97. v. 11. Dem Gerechten muß das Licht immer wieder aufgehen, wenn sie gleich in noch so tiefe Traurigkeit gerathen, wie sie bey Rabsacke Trotzen, auch darein gerathen, so werde doch das Licht der Freude wieder aufgehen, wie nach Sanheribs Niederlage — Und Freude dem frommen Herzen, erkläret das vorige.

Ps. 112. v. 9. Seine Gerechtigkeit bleibet ewiglich. Wenn man denket, er wird arm davon werden, oder sonst zu Grunde gehen, so bleibet er nicht allein ewiglich, sondern hat auch immer genug auszustreuen, bekommt immer mehr.

Ps. 110. v. 7. Er wird trinken vom Bach am Wege. Er werde alle Leiden und Höllenbäche gleichsam austrinken. — Darum wird er das Haupt empor heben. Darum hat ihn Gott erhöhet Phil. 2, 9. Eph. 1, 20:23.

Ps. 135. v. 14. Denn der Herr wird sein Volk richten, oder richtet sein Volk und schaffet ihm Recht und Errettung von dem Drangsal, wie der Egypter, so der Babylonier — und seinen Knechten gnädig seyn: ist er gnädig. u. s. w.

Fr.

Unumstößlicher Beweis der Wahrheit der christlichen Religion: ꝛc. sammt dem Anhange eines kurzen

Wegweisers zu Bekehrung der Juden &c. herausgegeben von M. David Friedrich Megerlin, Pfarrer und Rektor, &c. Laubach, gedruckt bey Franz Maximilian Hildebrand, 1767. 4. 8 Bogen.

Nach einer solchen Aufschrift kann man wohl keinen andern unumstößlichen Beweis vermuthen, als diesen, den wir noch mit den eignen Worten des Verfassers beyfügen wollen: „Wem alle vom Abarbanel angegebene „zehn Kennzeichen des Meßias zukommen: Der ists al„lein. Nun aber sind sie alle in Jesu erfüllet; darum muß „er der Meßias seyn, und ihr (Juden) ohne Anstand „Christen werden.„ Als wenn nun da nicht die Frage seyn würde, ob Abarbanel diese Kennzeichen richtig angegeben, und dies zugegeben, eine zweyte, ob der Verfasser gehörig bewiesen, daß sie an Jesu erfüllt worden? Ueberhaupt haben wir lange nicht ein solches Geschwätz auf solchen Papier und in einer solchen Schreibart gedruckt gesehen.

W.

Jacobi Elsner commentarius critico-philologicus in evangelium Matthæi. Tom. I. eum edidit & notulas quasdam adjecit *F. Stosch*, D. & P. O. Zuollæ 1767. lit. T.

Elsner ist zu Berlin als ein gelehrter Theologe in gerechtem Andenken. Seine 1720. und 1728. herausgegebene observationes sacræ haben damals vielen Beyfall gefunden. Er hat eine stark vermehrte Handschrifft derselben über den Matthäus und Marcus zum Druk bestimmet, welche das Presbyterium der Parochialkirche käuflich an sich gebracht hat. Auf Ersuchen desselben hat sich Hr. D. Stosch der Ausgabe unterzogen. Er saget in der Vorrede selbst, daß verschiedene triviale und jetzt besser bekannte Dinge darinn vorkämen. Indessen ist doch auch manches Gutes darinn. Den Puristen wird es besonders angenehm seyn. Unter den kleinen Noten des Herausgebers sind einige umständlichere der Aufmerksamkeit werth, z. B. S. 95. und 140. Der zweyte Band wird bald erwartet.

Chris.

Christ. Frid. Schmidii philos. prof. observationes super epistola catholica S. Judæ, historicæ, criticæ, theologicæ. Lips. 1768. 6 B.

Der Verf. zeiget eine gute Belesenheit und Kenntnis der theol. Sprachgelehrsamkeit. Des Hrn. D. Stosch symbolæ ad ep. Judæ 1757. und 1758. zu Lingen scheinen ihm unbekannt geblieben zu seyn. Er hätte sie sonst nutzen können.

Rt.

(Guil. Abrah. Telleri) Reliquiae Actorum Seculi III. et IV. de resurrectione carnis. In fortlaufender Seitenzahl mit dem erstern Stück, 18 Bogen in 8.

Es ist ein lehrreiches Schauspiel, die abwechselnden Ausbildungen und Bestimmungen zu sehn, welche solche Lehrsätze, die doch jeder für wahr und ehrwürdig hielt, unter den Händen der Lehrer empfangen haben: und auf die theils moralischen, theils idealischen Ursachen zu merken, welche diese Abwechselung und Verschiedenheit veranlaßt haben. In einer historischen Folge der verschiedenen Vorstellungsarten eines und ebendesselben Lehrsatzes übersieht man es recht klar; wie viel Einfluß die Philosophie des dogmatischen Lehrers, seine Bildung des Geistes, seine angenommene Meynungen, der Widerspruch oder die Liebe zum Widerspruch, Partheygeist und Bestreben sich der herrschenden Rechtgläubigkeit zu nähern oder nicht zu nähern, in die jedesmalige Art der Entwickelung und Erklärung eines Religionssatzes zu haben pflege: und man ist sehr geneigt, den Schluß daraus zu ziehen, daß die Vorstellungsart selbst nach Verschiedenheit dieser Einflüße auch immer verschieden ausfallen werde. Hr. D. Teller giebt nachdenkenden Lesern Anlaß zu solchen Betrachtungen, ob er es gleich nur, als ein blos genauer und critischer Erzähler, in diesem zweyten Stück seiner Untersuchung vorlegt, wie im dritten und vierten Jahrhundert über die Auferstehung des Fleisches gedacht worden ist.

Die Lehrer und die Kirche der Christen theilet sich hierüber in dieser Zeit gleichsam in zwey Partheyen. Ein Theil folgte dem Origenes, welcher wirklich in den Schrif-

ten, wo er nicht dem Volke die Wahrheiten der Religion homiletisch vortrug, sondern für Gelehrte schrieb, einen philosophischen Geist zur Untersuchung mitbrachte, und dem zu Folge auch diesen Lehrsatz der Kirche so vorstellete und erläuterte, wie es dem philosophischen und zum Theil auch richtigen Denken seiner Zeit gemäß war. Er lehrete also zwar, als Philosoph eine Auferstehung des Leibes, suchte aber zu beweisen, daß er von dem irdischen und fleischlichen, das nur zum Behuf dieses zeitl. Lebens bestimmt ist, gereiniget, und zu den höhern, geistlichen Verrichtungen der unsterblichen Seele in einer bessern Welt verändert und geschickt gemacht werden würde. Die unrichtigen Bestimmungen, welche sich in die Ausbildung dieser seiner Vorstellung eingemischt haben, rühren theils von problematischen Sätzen her, welche er aus der Platonischen Philosophie herüber genommen hatte; theils aus seiner Begierde, die damals gangbaren fleischlichen Ideen von einem tausendjährigen Reiche zu widerlegen. Die meisten angesehenen griechischen Kirchenlehrer des 4. Jahrhunderts, als Gregorius, Basilius und Johann Chrysosthomus waren in der Alexandrinischen Schule erzogen worden, und hatten also auch die Origenische Meynung eingesogen; da sie aber mehr gute Prediger als philosophische Dogmatisten waren, so gaben sie derselben auch mehr eine rednerische als bestimmte Ausbildung, und trugen sie mehr oder weniger mit der feinigen übereinstimmend vor, je nachdem sie dieselbe deutlicher gefaßt hatten, oder sie nach der Denkungsart ihrer Zeiten mehr zu bequemen oder ökonomisch vorzutragen, Ursach fanden. S. 356. folg.

Die andere Parthey war aus denjenigen entstanden, welche ganz genau bey dem hebräischartigen Buchstaben der Schrift stehen blieben, unter welchen viele so weit geriethen, daß sie ein tausendjähriges Reich, und in demselben den Genuß irdischer Vergnügungen, nach der Auferstehung erwarteten. Von dieser süssen Hofnung wurden viele so enthusiastisch eingenommen, daß sie die Auferstehung dieses fleischlichen Leibes nach allen seinen Bestandtheilen und Zufälligkeiten behaupteten, und auf manche seltsame Vorstellungsarten verfielen. Andere, welche eine weisere Denkungsart hatten, milderten diese Vorstellungen und verfeinerten sie gleichsam, und mit ihnen zugleich auch die Vorstellung von der Auferstehung des Leibes; doch so, daß

daß sie die sichtbare Eigenschaften dieses Leibes von der Auferstehung nicht ausgeschlossen wissen wollten. Andere nahmen zwar die Meynung vom tausendjährigen Reich nicht an, oder erklärten sich vielmehr gar nicht darüber, oder vertheidigten sich auch wohl gegen die Beschuldigungen, die ihnen deshalb gemacht wurden, weil diese Meynung endlich in keinen guten Geruch gekommen war: aber desto eifriger stritten sie für die Auferstehung dieses Leibes und dieses Fleisches, je mehr sie manche Lehrsätze des Origenes hassten, und je mehr diese ziemlich unverschuldet verrufen worden waren; oder je mehr die bedächtigern unter ihnen besorgten, daß sich mit denselben das Gift gnostischer oder manichäischer Irthümer zugleich in der Kirche verbreiten würde. Dies war besonders der herrschende Ton der lateinischen Kirche dieser Zeit, welche zwar nicht sehr einsichtsvolle und philosophisch denkende Lehrer, aber desto mehr Eiferer für ihre einmal angenommene Lehre, und desto mehr Anhänger des tausendjährigen Reichs hatte: und in dieser fieng man auch im 4. Jahrhundert zuerst an, es mit Vorbedacht in die Bekenntnisformeln der Täuflinge, oder auch der Gemeinen zu setzen: ich glaube eine Auferstehung des Fleisches, dieses Leibes, in welchem wir jezt leben: da man vorher bald eine Auferstehung der Todten, bald des Leibes, bald des Fleisches, bald nur überhaupt eine Auferstehung bekannt hatte. Was bisher eine Untersuchung der Gelehrten gewesen war, wurde nun ein Glaubensarticke. Und so entstand nach und nach eine allgemeine Verbindlichkeit in dieser Kirche, eine Auferstehung des Fleisches oder dieses Leibes zu bekennen. — Auf dieses Urtheil wird, wie uns dünkt, der aufmerksame Leser, durch die Auszüge der eigenen Worte der Schriftsteller dieser beyden Jahrhunderte geleitet, welche der Hr. D. Teller in dieser Schrift mit so mühsamen Fleiß gesammlet, und so sorgfältig vor uns in Ordnung gestellt hat.

Gelegentlich hat er sich auch auf critische Untersuchungen eingelassen, wovon wir nur einige, welche Stellen im N. T. betreffen, auszeichnen wollen. S. 444. hält er es aus der innern Beschaffenheit der Stelle selbst für wahrscheinlich, daß 1 Cor. 5, 5. ἐν τῃ ἡμερᾳ τȣ κυριȣ Ἰησȣ, welches Hieronymus nicht gelesen hat, eine Glosse sey. S. 445. f. zeigt er die verschiedenen und ganz entgegen gesetzten Arten an, wie die Kirchenschriftsteller 1 Cor. 15, 51. gelesen

ha-

haben, und hält es daher für wahrscheinlich, daß dieser Vers von den Worten an: Wir werden nicht alle ꝛc. eine Glosse sey, wie er dann auch dem Sinne unbeschadet wegbleiben könne. S. 453. bemerkt er, daß weder Justinus noch Irenäus sich auf 2 Cor. 5, 10. berufen, die Auferstehung des Leibes daraus zu beweisen; und da die übrigen K. V. diesen Spruch so verschieden anführen, überdem auch der Zusammenhang es nicht erfordert, daß hier des Leibes Erwähnung geschehe, so will er aus diesen Gründen nach einer Muthmaßung so lesen: τις γαρ φανερωθην-δει (i. e. Natur sc. Deus) ἐμπροσθεν τε βηματος τε Χριστε, ἱνα κομισηται ἑκαστος, ἁ ἐπραξεν. Ohne weitere Spur einer solchen Lesart scheinen uns diese Gründe nicht hinlänglich. Ganz natürlich konnte hier der Apostel des Leibes Erwähnung thun. Lasen Justinus und Irenäus τα δια τε σωματος wie Clem. Alex. und unsere Ausgaben, so ist es klar, daß sie hier keinen Beweis für die Auferstehung des Leibes finden konnten; und die verschiedenen Lesearten der übrigen lassen sich sehr leicht aus Schreibfehlern erklären.

F.

Andachten in Betrachtungen, Gebeten und Liedern über Gott, seine Eigenschaften und Werke von Johann Andreas Cramer, Königl. Dänischen Hofprediger. Zweyten Theils, zweytes Stück. Kopenhagen, 1768. bey Johann Gottlob Rothe, 15 Bogen in gr. 8.

Herr Cramer fährt hier fort, durch Betrachtungen über die Eigenschaften und Werke Gottes die Erbauung zu befördern, und den Leser zu denjenigen Empfindungen zu erwecken, welche aus der anschauenden Vorstellung derselben in uns entstehen sollen. Dieses Stück enthält hauptsächlich Betrachtungen über Gottes Allmacht; am Ende sind noch einige über seine Weisheit angehängt. In jenen führt er den Leser auf die Größe, Unermeßlichkeit, Menge, Kräfte, Vollkommenheit u. s. w. der Werke Gottes im Himmel und auf Erden; um daraus die Unermeßlichkeit, Unbegreiflichkeit und Herrlichkeit der Macht

Got-

Gottes erkennen, bewundern und verehren zu lernen. Der Stoff dazu ist häufig aus merkwürdigen Beobachtungen der Naturforscher hergenommen; welche auch unsre Vorstellungen von Gottes Eigenschaften am schicklichsten berichtigen, und zu einer ihm anständigen Höhe erheben. Diese Betrachtungen werden daher den Verstand vieler Leser erhellen, und ihn über die engen Schranken des Nachdenkens hinwegsetzen, in welchen er sich nur gar zu oft zu verweilen pflegt. Unter die vorzüglichsten derselben rechnen wir Num. 41. 42. Gottes Unermeßlichkeit in der Unermeßlichkeit des Sternenhimmels; Num. 46. Gottes Allmacht in den mannigfaltigen Kräften, Eigenschaften und Veränderungen der Elemente; Num. 55. Gott, ein Gott der Wunder thut; Num. 68. und besonders die letzte Num. 80. welche nach unsrer Empfindung in Styl und Ausführung die vortreflichste ist. Die Gebete und Lieder beziehen sich auf die vorhergehende Betrachtungen. Die Gebete Num. 62. 72. und 78. wird niemand ohne besondere Rührung lesen; und die Lieder sind theils Nachahmungen von Psalmen, unter deren Zahl uns auch eines aus des Verf. Sammlung Num. 71. in die Augen gefallen ist, den er glücklich verbessert hat; theils neue Lieder, unter welchen verschiedene den rechten Ton eines Kirchenliedes haben, als Num. 60., zu dessen Vollkommenheit uns nur die letzte Strophe überflüßig zu seyn scheint; Num. 63. 69. 75. 77. und besonders Num. 79. welches uns nebst Num. 60. ganz vorzüglich gefallen hat.

Nun erlaube uns der Verf. auch ein paar Anmerkungen. Sollte es dem Publico nicht angenehmer gewesen seyn, wenn Hr. Cr. einen eingeschränktern Plan erwählet, und über jede besondere Eigenschaft Gottes minder ausführliche Betrachtungen geliefert hätte? So hätte man hoffen können, daß manche schaale oder ins fantastische ausartende Andachtsbücher durch Cramerische Andachten würden verdrängt worden seyn, welches nun kaum zu erwarten steht, da eine Reihe von Bänden, wozu dieses Werk zu erwachsen scheint, schwerlich allerley Art von Lesern, wie es nach seinem Zwecke sollte, in die Hände kommen wird. Ueberdem ist es auch beynahe unvermeidlich, daß man in Betrachtungen, welche sich ziemlich nur mit einer abgezogenen Eigenschaft Gottes beschäftigen, und denselben von allen Seiten anschauen wollen, theils

zu einförmig werde, und die Aufmerksamkeit des Lesers ermüde, folglich die Erbauung, als den vornehmsten Endzweck, nicht hinlänglich befördere; theils auch zu Wiederholungen veranlaßt und gedrungen werde, indem sich die Folgerungen und Nutzanwendungen, welche man daraus zieht, nicht blos auf die eine, sondern auf andere damit verwandte Eigenschaften gründen, die entweder bereits abgehandelt sind, oder noch abgehandelt werden sollen. Herr Cramer scheint selbst hievon etwas empfunden zu haben, indem er am Ende der Vorrede solcher Erinnerung schon zum voraus zu begegnen sucht. Wir ersuchen ihn aber und alle einsichtsvolle Leser zu prüfen, wie oft sich der Mensch wohl z. B. aus der Allmacht Gottes, von seinen übrigen Eigenschaften abgesondert genommen, erbaue; ob nicht auch dann, wann er es thun will, die Vorstellungen der Weisheit und Güte Gottes Einfluß auf seine Empfindungen haben; ja ob nicht die Macht, Weisheit und Güte Gottes nicht fast immer zugleich in seinen Werken sichtbar sind, und zugleich das Gemüth rühren; ob es also der Erbauung nicht nachtheilig sey, in einer anhaltenden Reihe von Betrachtungen, jede allein, philosophisch abgesondert, vor Augen zu stellen; oder ob man sich nicht in die Verlegenheit setze, aus jeder dieser Eigenschaften oft einerley Nutzanwendungen herausziehen zu müssen, um nur den Zweck der Erbauung zu erreichen. Uns dünkt es zweckmäßiger zu seyn, wenn man Betrachtungen, vornemlich über die drey vorerwähnte Eigenschaften Gottes, bald mit einander abwechseln ließe, bald auch wieder, unter verschiedenen Gesichtspunkten miteinander vereinigt, dem Anschauen darstellete, um den daraus entspringenden Empfindungen und Entschließungen mehr Gewicht und Leben und Fülle zu geben.

In der Vorrede beantwortet Hr. Cramer die Erinnerungen seines Recensenten in dieser Bibliothek über die vorigen Stücke dieses Werks.*) Das Publikum kann nun beyde Theile hören, die Gründe von beyden gegen einander abwägen, u. selbst den Werth oder Unwerth derselben bestimmen. Ohne zwischen beyden Männern etwas entscheiden zu wollen, setzen wir nur folgende kurze Anmerkungen her.

Hr.

*) 1 B. 2 St. S. 153. 2 B. 1 St. S. 190.

Hr. Cr. thut wohl seinem Rec. zu viel, wenn er ihn mit denjenigen verwechselt, welche in den Litteraturbriefen mit ihm gestritten haben. Uns wenigstens scheint der Geist, der in der Rec. seiner Andachten herrscht, sehr von dem Geiste der Verf. der Briefe verschieden zu seyn.

Hr. Cr. sagt, daß die Arten zu empfinden, nach den verschiedenen Charakteren der Menschen sehr verschieden seyn können. Das ist sehr wahr; aber würde es nicht für jeden Schriftsteller Entschuldigung seyn, wenn er sagte: dies ist meine Art zu empfinden, mein Geschmack? Es frägt sich noch immer; ist diese Art zu empfinden der Sache angemessen? Schickt sich z. E. die Empfindungsart, welche von der Imagination erzeugt ist, oder oft blos Imagination ist, für Selbstbetrachtungen, in welchen die ruhige Ueberlegung und ein gegen die Wahrheit empfindliches Herz die Sprache zu führen pflegt; welche nicht sowol durch sinnliche Bilder fortreißen, als die Vernunft überzeugen, und das Herz, ohne Schein einiger Absicht auf dasselbe, für die Materie interessiren soll? Diese Frage würde der nähern Untersuchung eines Mannes werth seyn, der es aus eigener Erfahrung weis, daß nicht alle Arten zu empfinden für alle Arten der Composition gemacht sind.

Noch eine allgemeine Anmerkung, die wo nicht ganz doch einiger massen zur Sache gehört. Viele unserer guten Schriftsteller sind Kanzelredner; auf der Kanzel nehmen sie mit Recht einen rhetorischen Schwung, wenn sie ihn aber auch andern Arten des Vortrags mittheilen, so scheint uns die Vollkommenheit des Styls, dazu unsre Sprache fähig, ja besonders geschickt ist, dabey zu verlieren. Der simple Ausdruck und die ungesuchte Art das sagen zu wollen, was man denkt und empfindet, sind unsrer Sprache und unserm Charakter gleich eigenthümlich. Beyde sollten ausser dem Rednerstuhl die Zierde unsrer Prose seyn, welche noch überdem desto vollkommener zu seyn scheint, je mehr sie sich der natürlichen Art zu sprechen im Umgange nähert.

Daß das Lied Num. 25. des ersten Bandes eine Uebersetzung des 148. Psalms sey, wie Hr. Cr. in der Vorrede erinnert, scheint sein Recensent nicht bemerkt zu haben. Vielleicht hält er aber diesen Psalm für einen Chor- und Wettgesang der Israelitischen Kirche, welchen er unter der Form eines Liedes nicht wieder gekannt hat. Sind gleich die

die Materialien aus der Schrift, so konnte dem Rec. doch ihre Zusammensetzung in die Form eines Liedes mißfällig seyn.

R.

Die H. Schrift des N. Testaments gegen den Unglauben, besonders die Dammischen Auslegungen gerettet. — Erster Theil. — Von M. Christian Gottfried Hase, Prediger zu St. Paul in Brandenburg. Züllichau, in der Buchhandlung des Waysenhauses und N. S. Frommanns, 1765. 8. 1 Alph. 10 Bogen.

Dieser erste Theil geht blos das Evangelium Matthäi an. Der Verf. der an der Fortsetzung durch den Tod gehindert worden, setzt jeden Haupttheil der Geschichte in einer veränderten Uebersetzung voraus, und stellt alsdann Betrachtungen über die darinn als Weissagungen angeführten Stellen des A. T. oder die dabey vom Herrn Damm theils verworfenen, theils anders bestimmten Religionswahrheiten an. Es wird also besonders die Gottheit J. C. nebst dem systematischen Begriff von seinem Erlösungsgeschäffte: die Göttlichkeit und Persönlichkeit des H. G. Die Existenz der bösen Engel, als besonderer Substanzen; die Versuchung J. C. als eine wirklich geschehene Begebenheit, und die Gewisheit ehemaliger körperlicher satanischer Besitzungen, gegen ihn vertheydiget. — Aber wie es geht, ein Raisonnement dem andern entgegengesetzt, daß so des Streitens kein Ende ist. Der V. entschuldiget sich zwar damit, daß er alle gelehrte Worterklärungen und Sprachbemerkungen vermieden habe, weil er zum gemeinen Gebrauch schreiben wollen: Allein das ist doch nun einmal in Fragen, was die Schrift lehre oder nicht, die Hauptsache, und warum konnte man das nicht allen verständlich und angenehm vortragen? Auch die Uebersetzung ist zwar, was den Sinn der Worte anlangt, oft richtiger als die Luthersche, aber auch größtentheils undeutsch. Z. E. Matth. 5, 6. Seelig sind, die begierig ausrichten, was wohl ist, denn sie werden befriediget werden: 8. Selig sind, die mit redlichem Her-

Herzen handeln, denn sie werden vor GOtt beste-
hen. — W.

Johann Melchior Goezens ꝛc. Anmerkungen zu ei-
ner in der Hamburgischen kayserl. privil. neuen Zei-
tung N. 7. dieses Jahres befindlichen Recension
der in Berlin herausgekommenen Schrift: vom
falschen Religionseifer, nebst der Erklärung seines
Sinnes, bey dem bisher gegen ihn gerichteten feind-
seligen Angriffen verschiedener Schriftsteller, Ham-
burg 1768. 2 Bogen in 8.

Die Recension, gegen welche diese Schrift gerichtet ist, findet man hier ganz abgedruckt. Es enthält dieselbe eine bloße Anzeige der mit so vielen Beyfall aufgenommenen Schrift; vom falschen Religionseifer: und zwar, wie wir bemerken, fast mit den eigenen Worten der Schrift selbst. Schwerlich werden es daher vernünftige Leser errathen, wie sich der Hr Senior so sehr darüber habe ereifern können. Aber es ist eine verdrießliche Sache mit dem bösen Gewissen: es sagt immer, da meynt man dich mit. Gegen unsre Bibliothek übt er auch seine gewöhnliche Sünden aus: denn wie sollte er irgend eine Gelegenheit dazu vorbeylassen, da er auch so gar, wie man uns versichert, den gemeinen Haufen von der Kanzel damit unterhält, was das für Heyden und Atheisten wären, die an der Bibliothek arbeiteten. Schade, daß der Mann in so hellen Zeiten lebt!

Vertheydigung des Hrn. Past. Schloßers wider einen Angriff, welcher in dem 102 Stück der Hamburgischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit vom vorigen Jahre auf ihn geschehen ist, von Joh. Heinr. Vincent Nölting, Prof. in Hamburg. Zwote und vermehrte Auflage, 1769. 6 B. in 8.

Die fast vor zwey Jahren gedruckte: Vier neue Lustspiele haben den Hrn. P. Schloßer einen verdienten Prediger in dem Hamburgischen Gebiete zum Verf.

Er hat sie zum Theil noch in Jena vor zehn Jahren in der deutschen Gesellschaft vorgelesen, hernach sind sie von seinen Freunden zum Druck befördert worden. Der Herausgeber sagt in der Vorrede, daß wenn man sie auch nicht zu den unstreitigen Meisterstücken zählen könnte, sie doch mehr als das bloße Verdienst der Neuheit haben würden: sie enthielten die lauterste Moral, und nichts was den guten Sitten im geringsten nachtheilig seyn könne; indem der V. nie dem Witze auf Unkosten der Anständigkeit nachlaufe, und überall mehr sittliche Empfindungen, als Lachen habe erwecken wollen. Diese Lustspiele waren schon eine Zeitlang gedruckt und der Verf. blieb unbekannt, bis man ihn in der Klotzischen deutschen Bibliothek der schönen Wissenschaften, der gewöhnlichen Anekdotensucht, der Kl. Sekte gemäß, nännte; wo sich der Rec. zugleich darüber lustig machte, daß das Hamb. Ministerium außer sich gerathen würde, wenn es erführe, daß so gar einer aus seinem Mittel sich damit beschäftiget habe, Lustspiele zu verfertigen. Hierauf erschien in den Ziegraischen Zeitungen ein Aufsatz, in welchem ein Ungenannter nicht etwa überhaupt etwas darüber sagt, ob und wie weit es einem Geistlichen anständig sey Lustspiele zu verfertigen; sondern vielmehr den P. Schlosser persönlich angreift, und ihn mit einer so studierten Bosheit abschildert, daß er Leuten, die ihn nicht besser kennen oder nicht zu urtheilen im Stande sind, den häßlichsten Begriff von ihm erwecken mußte. Allem Ansehen nach hat man von Obrigkeitswegen darüber nachgeforscht, und dies den Verf. bewogen, in eben diese Zeitung eine anderweitige Erklärung einzurücken, welche den Anschein eines Widerrufs hatte, im Grunde aber Hrn. P. Schl. noch hämischer antastete: Der erste Aufsatz war höhnende Bosheit, der andere scheinheilige Tuckmeuserey. Dies hat gegenwärtige Vertheyd. des Hn. Prof. Nöltings veranlaßt; in welcher er das tückische dieses doppelten Angriffs ins Licht setzt, dem Tartüffe die Larve abzieht, und seinen Freund gegen allen Nachtheil, der ihm daraus, bey seiner Gemeine vornemlich, entstehen könnte, zu decken sucht. Daß er seine gute Absicht erreicht habe, wird man aus Vergleichung der Anklagen und ihrer Beantwortung mit Händen greifen können; zumal da, wie wir aus dem Anhange sehen, in den Hamburg. Zeitungen eben so darüber geurtheilet ist, und Hr. Schlossern,

den

den wir übrigens nicht kennen, das öffentliche Zeugniß eines sehr verdienten Predigers erhält. Wir würden diesen Streit, weil er nur persönlich ist, nur beyläufig berührt haben, wenn es nicht überall bekannt wäre, daß der Hamb. Sen. Hr. Göze der Mann sey, gegen welchen eine Vertheydigung dieser Art für nöthig erachtet worden. Dieses Verhalten des Hrn. Sen. gegen einen Amtsbruder, gegen den er doch nach S. 63. keine persönliche Widrigkeit zu haben, heilig versichert, giebt uns den Schlüssel zu der unermüdeten Geschäftigkeit, mit welcher er bey aller Gelegenheit, und auch bey dieser, unsre Biblioth. verächtlich behandelt, sie als höchst gefährlich abbildet, und es als eine Gewissenssache vorstellt, sie als ein tödtendes Gift aller Religion und alles Christenthums zu verschreyen. Gegen seinen Amtsbruder hat er keine persönliche Widrigkeit, und doch ist er auf obige Weise mit ihm umgegangen. Wir aber — ja wir haben von einigen seiner Schriften geurtheilt, daß sie schlecht geschrieben sind, wir haben besonders seine Beweise oft seicht gefunden, wir haben des sel. Abbts Auto da Fe, als eine feine Satyre auf unprotestantische Eyferer gerühmt: was darf man sich wundern, daß wir gottlose Spötter, Religionsverdreher, Verführer, Irrgeister und Bösewichter heissen müssen? Wir wundern uns nun nicht mehr darüber, und wir hoffen, das Publikum wird es auch nicht mehr thun. Noch können wir auch den Hrn. S. versichern, daß wir nach dieser Geschichte bey ähnlichen Begegnungen von ihm noch kühler und gleichgültiger bleiben werden, als wir es bisher gewesen sind.

F.

Heilsame Entschließungen von Ernst August Purdey, Past. zu St. Aegid. und Garnisonprediger in Münden. Lüneburg und Leipzig, bey G. C. Berth, 1767. gr. 8. 167 Seiten.

Fromme Entschließungen. Zweyte Ausgabe. Berlin und Stralsund, bey Gottlieb Aug. Lange, 1768. 8. 124 Seiten. Zweyter Theil, 1769. 252 S.

Beyde Bücher enthalten gemeinnützige praktische Betrachtungen und Selbstermunterungen über einzelne Gegenstände der Religion. Es ist uns erfreulich gewesen,

zu sehen, wie die Verf. ihre Vorstellungen hauptsächlich auf den großen Zweck der evangelischen Wahrheit richten, daß sie nemlich ihre Leser durch eine aufgeklärte Erkenntniß derselben zur Gottseligkeit und Tugend, als der besten Weisheit, welche die Menschen allein glücklich macht, zu führen suchen. Denn von dieser Seite wird in beyden Schriften alles erwogen, und zu was besserem können Männer von Einsicht, Erfahrung und eigenem rechtschaffenen Charakter ihre Gaben wohl nicht anwenden. Da sie jede Materie, worüber sie sich erklären, in ein helles Licht setzen, selbst für die gute Sache der christlichen Glaubens- und Sittenlehre von ganzem Herzen eingenommen und zur treuen Ausübung der erkannten Wahrheit entschlossen sind, so werden sie ohnfehlbar bey bedachsamen Lesern auch gutes damit stiften, und rechtschaffene Gemüther zu ähnlichen guten Entschliessungen erwecken.

Die Betrachtungen des Hrn. Pardey haben zum Inhalt. I. Flüchtigkeit des menschlichen Lebens. II. Wahre Bestimmung des Menschen. III. Eins ist noth. IV. Untersuchung des vorigen Lebens. V. Demüthigung vor Gott. VI. Gesinnung des Begnadigten. VII. Rechte Gesinnung beym Gebet. VIII. Das Gebet, eine Wohlthat. IX. Allgegenwart Gottes. X. Liebe zur Religion. XI. Freundschaft. XII. Am Tage des Herrn. XIII. Wort Gottes. XIV. Am ersten Tage des Jahrs.

In dem ersten Theil der frommen Entschliessungen, welche nicht den Hrn. Probst Spalding, nach der Vermuthung und Angabe einer gelehrten Zeitung, sondern, wie wir gewiß wissen, den Hrn. Doct. und Superint. Gebhardi in Stralsund, zum Verf. haben, werden folgende Materien abgehandelt: I. Der Umgang mit Gott. II. Frage von meinem Zustande. III. Gottes Gunst. IV. Gemüthsruhe. V. Vom Gefallen (den man bey andern Leuten findet.) VI. Zukunft. VII. Demuth. XIII. Bequemer Stand. IX. Selbstliebe. X. Große Thaten. XI. Anwendung der Zeit. XII. Weisheit. XIII. Ordnung. XIV. Tod. XV. Himmel. Und in dem zweyten Theile sind die Rubricken: Das Unsichbare, Glaube an Gott, Christenthum, Gottesdienst, Erbauung, gute Gedanken, Strenge gegen sich selbst, Geduld, Dankbarkeit gegen Gott, Gehorsam des Glaubens, Religion,

pfern, Selbstverleugnung, Gewinn der Gottseligkeit. Alle diese Betrachtungen machen dem Verstande und dem Herzen des Verf. gleich viel Ehre, und sind auch recht gut geschrieben.

W.

Die Religion, die Seele eines Staats, von Carl Friedrich Wegner, Inspectore zu Königswusterhausen. Berlin, bey Fr. Wilh. Birnstiel, Königl. privil. Buchdrucker, 1766. gr. 8. 280 Seiten.

Wenn dieses Thema so gut bearbeitet worden wäre, als es gewählt ist, so hätte diese Schrift interessant und gemeinnützig werden können. Der Verfasser zeiget in dem ersten Hauptstück, was eine Religion, die den Staat glucklich machen soll, für Eigenschaften haben müsse, und macht alsdenn die Anwendung davon auf die christliche Religion, nachdem er zuvor aus den gewöhnlichsten, zum Theil starken, zum Theil schwachen Beweisgründen den göttlichen Ursprung derselben vertheydiget hatte. In dem 2ten Hauptst. wird der moralische Einfluß des Christenthums sowol in die öffentliche Wohlfahrt, als in die Privatvortheile aller Stände der Societät näher bestimmt. Sehr vieles aus dem ersten Hauptstücke, von dem nemlich, was zum Beweise der Wahrheit der christlichen Religion gehöret, hätte füglich wegbleiben und schon als ausgemacht vorausgesetzt werden können. Wenigstens mit der gedehnten Weitläufigkeit und mit so vielen Wiederholungen, als es geschehen ist, hätte der Verf. sich nicht darauf einlassen dürfen, sondern er würde allemal besser gethan haben, wenn er das zweyte Hauptstück, worauf es nach dem Zweck des Buchs eigentlich ankam, mit grösserm Fleiß ausgearbeitet hätte. Wie oft kommen die Ungläubigen nicht mit dem lahmen Einwurf aufgezogen: die christliche Religion habe von je her den Staaten mehr geschadet als genutzet, und unzählig viel Unheil, Verwüstung, Zänkerey, Krieg und Blutvergießen in der Welt angerichtet. Aber darauf wird in diesem Buche nichts von einiger Bedeutung geantwortet, und gerade hier hätte dieser Vorwurf umständlich von der christlichen Religion abgelehnet werden sollen. Von einem Schriftsteller, der die Ehre des Christenthums, zum Besten des

Staats, vertheydigen will, hätte man auch historische Erläuterungen erwarten sollen, aber die vermißt der Leser ebenfalls. Wie viel Stoff würde ihm die Geschichte zur Bestätigung der zu erweisenden Wahrheit haben liefern können. Aber daran scheint er gar nicht gedacht zu haben. Er hat sich blos begnügt, seine philosophischen, theologischen, moralischen und homiletischen Betrachtungen in einigen Zusammenhang zu bringen, damit wenigstens kein Mischmasch daraus werde, und diese sind warlich so alltäglich, daß er auch keine einzige Anmerkung macht, die nicht in Predigten und andern Büchern hundertmal, und von vielen mit weit mehr Gründlichkeit wäre gemacht worden. Indessen giebt er sich doch die Ehre, zu sagen: „Die Bahn, auf welche er sich wage, sey fast unbetreten, „und er habe eine dem menschlichen Geschlecht so nützliche „Wahrheit aus den Vorurtheilen und Irrthümern, un„ter welchen sie bisher begraben gelegen, hervorgezogen, „bis es eine geschicktere Hand als die seinige, mit meh„rerem Glück thun würde.„ Wie bescheiden dennoch bey allem dem Zutrauen, das der Verf. zu sich selbst hat! Seine Schreibart geht auf Stelzen und passet nach dem genauesten Ebenmaas zu dem hochtrabenden Ton, in welchem er vom Anfange bis zu Ende spricht, so schön geblümt, so poetisch, so preciös, aber immer unerträglich für einen denkenden Leser. Mit einer wahren Armuth des Geistes kleidet Hr. W. bisweilen hintereinander eine und eben dieselben Ideen in zehnerley Allegorien ein. Wir könnten unzählige Proben davon anführen, wenn es der Raum verstattete. Ein Beyspiel nur, um zu zeigen, wie bilderreich der Verf. schreibt. S. 76. „Die „christliche Religion windet uns Kronen, an welchen „Herrlichkeit pranget und seelige Zufriedenheit lächelet; (Herr W. hat die beständige Gewohnheit, die wir noch bey niemanden gefunden haben, daß er in viele deutsche Wörter ein e einflickt und dadurch aus den zweysylbigen dreysylbige und aus dreysylbigen viersylbige macht, denn er schreibt nicht eurer, Handlungen, wenigstens, ungekünstelter, schändlichste, geißeln u. s. w. sondern euerer, Handelungen, wenigestens, ungekünsteleter, schändelicheste, geißelen.) „Kronen, die aus dem „Golde der Treue, aus dem Blute des Mittlers, und aus „den Thränen der Buße zusammengewebet sind.„

Das

Das laß mir einer eine künstliche Krone seyn, die aus Gold, Blut und Thränen zusammengeflochten ist! Wenn der König von Preussen aus den Lobrednern was machte, so müßte der Verf. gut dabey fahren, denn lobsüchtiger kann kein Unterthan für seinen Landesherrn seyn, als Hr. W.. Und was das sonderbarste ist, die Welt weis bekanntermaßen, daß die Religionsmeynungen dieses ausserordentlichen Königes sich ziemlich weit von dem gewöhnlichen Lehrbegriff der christlichen Kirche entfernen, und aus einigen Lobsprüchen des V. sollte man schliessen, er müsse von ganzen Herzen an die Orthodoxie glauben. — Bey Beantwortung der beyden Fragen im Anhange: Ob ein Religionsspötter ein ehrlicher Mann seyn und ein öffentliches Amt verwalten könne? Die, bey vernünftigen Leuten schon lange entschieden sind, hätte der V. wieder nicht nöthig gehabt, einen so großsprecherischen Ton anzunehmen. Wer wird doch solche Rodomontaden machen, wenn man weiter nichts, als die bekanntesten Sachen zu sagen hat.

Will jemand die Vortheile, welche ein Staat durch die Aufrechthaltung der Religion gewinnet und den unvermeidlichen Verfall aller Moralität und guten Sitten, den die Geringschätzung derselben nach sich zieht, kürzer und treffender vorgestellt lesen, als es von dem weitschweifigen V. des angezeigten Buchs in einer an vielen Stellen aufgeblasenen und unerträglichen Schreibart geschehen ist: so empfehlen wir ihm dafür eine kleine Schrift des würdigen Vernets, welche kürzlich aus der Schweiz unter folgendem Titel zu uns gekommen ist.

Herrn Johann Jacob Vernets, Pfarrers und Prof. der Theol. zu Genf, Betrachtungen über die Sitten, die Religion und den öffentlichen Gottesdienst. Zürch, bey Orell, Geßner und Comp. 1769. 8. 147 Seiten.

Sie schienen dem V. geschickt, die weisen Maasregeln zu unterstützen, welche gegenwärtig sowol von den Häuptern des Staats, als der Kirche zu Genf, ergriffen werden, um dem Fortgange des Lasters und der Ruchlosigkeit, den die Irreligion befördert hat, vorzubeugen. Leute von Ueberlegung und religioser Gemüthsart werden diese Bogen,

gen, wie sehr, mit innigem Vergnügen lesen und dem V. dafür danken. Der ehrliche Mann, der patriotische Bürger und der Christ, spricht da aus vollem Herzen, wie es die itzige Lage der Religion dort, wie anderswo, mit sich bringt. Die Sätze, deren Wahrheit und unzertrennliche Verbindung gleich offenbar ist, welche von dem V. auf eine sehr überzeugende und rührende Art ausgeführt werden, sind diese: I. Auf den guten Sitten beruhet die Ordnung und Glückseligkeit des menschlichen Lebens und der bürgerlichen Gesellschaft. II. Die Religion ist die wahre Quelle der guten Sitten. III. Der öffentliche Gottesdienst ist die Schule und Stütze der Religion. — Diejenigen, welche bey ihrem erklärten oder noch im wanken begriffenen Unglauben nur einige Achtung für die guten Sitten hegen, und mit den meisten Vorsprechern oder Nachbetern unter den Predigern des Unglaubens auf Verstand, Einsichten, reife Beurtheilung aller Sachen, Wahrheit und Tugendliebe Ansprüche machen, sollten billig diese Schrift lesen, und sie, wofern sie es können, entweder widerlegen oder ihr beypflichten. Es müßte viel seyn, wenn sie nicht jeden verständigen und prüfenden Leser zu einem entscheidenden Urtheil darüber verhelfen sollte: Ob die Welt glücklicher seyn wird, wenn die Grundsätze des gereinigten Christenthums, samt dem öffentlichen Gottesdienste in einer allgemeinen Achtung bleiben, oder wenn die freyen Meynungen unserer Afterphilosophen, an deren Aufrichtung ihre ganze Zunft seit den letzten zwanzig Jahren gearbeitet hat, überall von jedermann werden angenommen und befolgt seyn. O.

---

2. Rechtsgelahrheit.

Vorläufige Einleitung zu der ganzen in Deutschland üblichen Rechtsgelehrsamkeit, entworfen von Heinrich Christian Freyherrn von Senkenberg. Kays. Maj. würkl. Reichshofrath. Zweyter, vermehrter und verbesserter Druck. Nördlingen, zu finden im Beckischen Buchladen, 1764. 19 Bogen. 8.

Zur Empfehlung dieses Buches dienet ein vier Bogen langer Vorbericht, auf welchen wir diejenigen von unsern Lesern verweisen müssen, denen das Buch selbst und die Schreibart des V. noch unbekannt ist. Pm.

C. *A. Klotzii* auctarium jurisprudentiae numismaticae a *Carolo Ferdinando Hommelio* editae, Lipsiae, apud Ioannem Wendlerum, 1765, 6 Bogen.

Der erste Theil dieser Bogen enthält sechs Abhandlungen von dem Porzischen Gesetze, von der alten Wasserprobe einer vestalischen Jungfrau, von der Adoption, von der Consecreation, von dem Servilischen Gesetz, und von Wegebesserungen; und werden alle diese Materien durch Münzen erläutert.

Der zweyte besteht aus eigentlichen Anmerkungen zu dem Hommelschen Werke, die ohne selbiges vor sich zu haben, nicht verstanden werden können.

S.

De Helvetiorum juribus circa sacra, das ist kurzer historischer Entwurf der Freyheiten und der Gerichtsbarkeiten der Eydsgenossen, in sogenannten geistlichen Dingen. Zürich bey Orell, Geßner und Comp. 1768.

Bisher hatten die R. Catholischen Eydsgenossen sich wenig um die Untersuchung der Rechte bekümmert, welche dem Staate über die Kirche zukommen, ob sie gleich dieselben mehr als einmal mit großem Muthe ausgeübet haben. Ein geschickter Mann, vielleicht durch das Beyspiel eines muthigen Febronius und eines nicht minder herzhaften Pilati, vielleicht durch die von allen Orten her wider die Hierarchie sich erhebenden Stimmen, oder durch die besondern Bedürfnisse seines Vaterlandes aufgemuntert; hat neulich diese Bahn betreten. Sein Werkgen wird unstreitig seinem Vaterlande nützlich seyn, und seinen Mitbürgern über viele wichtige Gegenstände die Augen öffnen. Es wird auch andern als Eydsgenossen, angenehm seyn, die Fälle kennen zu lernen, in welchen die Eydsgenossen, die doch bey den Päbsten den Titel bey Beschützern der Kirche erhalten haben, gegen solche ihre Freyheit behauptet haben. Uebrigens zeiget diese Schrift, daß der römische Hof die Schweitz immer sehr wohl gekennet habe, wenn wahr ist, was der Verfasser als eine gemeine Sage anführet: Rom habe vormals seinen, an die

Eydsgenossenschaft abgeordneten Legaten immer zum voraus empfohlen: *Bisogna lasciari gli Svizzeri negli loro usi ed abusi;* das ist: Man muß in Gottes Namen die Schweitzer bey ihren Gebräuchen und Mißbräuchen verbleiben lassen. Daß diese Maxime in des Pabstes Namen sehr gut sey, begreifen wir sehr wohl; warum aber der Verf. in der Uebersetzung beygefüget habe, in Gottes Namen, das können wir nicht erklären. Wir glauben, daß in Gottes Namen noch mancher Mißbrauch in diesen und in andern Ländern verbessert werden könne.

K.

Collatio Iuris Communis cum Iure Saxonico, Lubecensi et Meklenburgico, speciatim Pomeranico qua Classificationem Creditorum in Concursu. In tabellis delineata ab *August. de Balthasar*, S.R. Tribunalis Assessore. Editio priori multum auctior. Greifswald, bey Rösen, 1767. 1 Alph. 15½ B. in 4.

Dieses Werk des Hrn. von Balthasar, (der seit einigen Jahren die Stelle eines Assessors an dem Königl. Tribunale in Wismar bekleidet, und diesem hohen Gerichte ein zweyter Mevius ist,) brauchen wir nicht weitläuftig zu empfehlen. Sein unermüdeter Fleiß, und seine sehr seltne Gelehrsamkeit zeigen sich auch bey dieser Arbeit, die in der gegenwärtigen Auflage viele Zusätze und Vermehrungen erhalten hat. Und welche Materie kann wohl in unsern Zeiten mehr solcher Aufklärungen bedürfen, als diese? In unsern Zeiten, wo ein Bankerott so gewöhnlich ist, als irgend eine andre alltägliche Begebenheit, so häufig, daß die sonst damit verknüpfte Schande endlich ganz zu verschwinden scheint. — Der erste Theil des Werks, welcher Generalia de Concursu Creditorum ejusque processu enthält, ist neu hinzu gekommen. Der zweyte Theil, der nun eigentlich den Hauptinnhalt, nemlich die Stellung der Gläubiger in einem Concurse abhandelt, hat auch, in Vergleichung mit der vorigen Ausgabe, nicht unbeträchtliche Zusätze erhalten. Der Verf. hat viele Anmerkungen hinzugesetzt, die Verordnungen des Iuris Communis mit noch mehrern ausländischen Rechten verglichen, und

eines

einer durch das andre erläutert, endlich auch außer den beyden Arten von Gläubigern, extra concursum suum petentibus, und in concursu concurrentibus, noch eine dritte in dieser Ausgabe hinzugefügt, nemlich ex sola causa Lucrativae vel quasi agentes; welches denn eben so viel Abschnitte giebt. Endlich sind 45 Beylagen in deutscher Sprache angehängt worden, welche einige pommersche Landesordnungen, und eine ziemliche Anzahl von Rescripten der schwedischen Regierung, und von Urtheln des wismarschen Tribunals enthalten. — Was die Methode der Tabellen betrift, so hat sie ihre Unbequemlichkeiten und ihre Vortheile; ohnedies wird ein Leser, der sich irgend eine solche Materie in das Gedächtniß prägen will, wenn in dem Buche auch weder Abtheilungen, noch Nummern sind, doch eben so gut aus einer zusammenhängenden Abhandlung, gleichsam eine Tabelle im Kopfe machen. Inzwischen können wir auch nicht sagen, daß die gewählte Behandlung in dem gegenwärtigen Falle geschadet habe.

Einem jeden Rechtsgelehrten wird diese Arbeit nützlich seyn können; allein für den Richter, der ein Prioritätsurthel sprechen soll, und den Advokaten, der etwann einen oder den andern Punkt in derselben anfechten will, in dem Lande, für welches der Verf. hauptsächlich geschrieben hat, ist es ohne Zweifel ein ganz unentbehrliches Werk.

Ganz von ungefähr stoßen wir in einem Bande Hallischer Zeitungen (2ter Theil, S. 756.) auf eine Anzeige des eben von uns beurtheilten Werks, und erstaunen nicht wenig, als wir folgendes lesen. Der Recensent will blos die Vermehrungen der neuen Ausgabe anzeigen, und versichert, „das vorzüglichste derselben wären zwey ganz „neue Theile, von denen der erste die allgemeinen Anmerkungen, und der zweyte die drey Abschnitte von den „Gläubigern enthielte.„ — Wie? wenn diese beyden Theile, (die doch das ganze Werk ausmachen,) völlig neu sind, so möchte ich wissen, was in der alten Ausgabe hätte stehen können? Der Anhang von Beylagen ist dort auch nicht befindlich, und gleichwohl kann ich diesen Beurtheiler versichern, daß ich sie eben vor mir habe, und daß sie sechs Bogen stark, schwarz auf weiß gedruckt ist. Aber nach der Hallischen Zeitung müßte sie schlechterdings weiß Papier, und nichts weiter seyn. — Doch nein! ich besinne mich, es bleiben noch die Axiomata und Corollaria

übrig

übrig — (man bedenke einmal, Axiomata ohne abgehandelte Materie, und Corollaria ohne Buch!) — und auch diese nicht einmal alle; denn, um das Maaß der Ungereimtheit voll zu machen, sollen die beyden Theile nicht blos ganz neue Zusätze seyn, sondern das vorzüglichste von den ganz neuen Zusätzen. — In der That, ein so lächerlicher Fehler bleibt uns unbegreiflich, und kann für das Publikum ein Beweis seyn, wie diese Recensenten manchmal in den Tag hinein schreiben. Und doch sind es eben diese großen Kämpfer, die die allgemeine Bibliothek, insbesondere die juristischen Artickel, unaufhörlich, und auf eine Art, die ihren eyfrigsten Anhängern eckelhaft wird — uns aber gewiß zu weiter nichts, als zum lächeln bewegen kann — anzugreifen, sich die schlecht belohnte Mühe geben.

P.

Institutiones juris civilis duce Illustr. Domino *Io. Gottl. Heineccio*, ICto, reg. Bor. a consil. secret. jur. et philos. in academia Frider. Profess. publ. ordinario, contractae et insertis VIII. tabulis synopticis in vsum Gymnasii Revaliensis adornatae a *Nicol. Ioan. Nottbeck*, civit. Reval. Senat. et Gymnasiarcha. Revaliae, impens. Io. Iac. Illigii, 1768. 15½ B. 8.

Von dem allgemeinen Beyfall, mit welchem das Heineccische Handbuch, seiner guten und zu akademischen Vorlesungen bequemen Einrichtung wegen, von denen Gelehrten aufgenommen worden, zeugen wenigstens achtzehn neue Auflagen, welche davon in etlich vierzig Jahren in verschiedenen Ländern sind gemachet worden. Demohnerachtet sind Fehler mit untergelauffen, deren Abstellung zu wünschen wäre. So hat z. E. Heineccius aus denen vorangesetzten Grundbegriffen oft an sich richtige Sätze als Folgerungen hergeleitet, die doch keine Folgen sind, daher kann es bey Anfängern, welche die Gesetze nicht genau zu Rath ziehen, leicht geschehen, daß sie an der Wahrheit der Sache selbst zweifeln, da doch die Unrichtigkeit in dem erzwungenen Schlusse liegt. Doch wir wenden uns zu des Hrn. Senator Nottbecks Arbeit. In der Vorrede erkläret

er

er sich dahin, daß, weil bey dem dasigen Gymnasio der Gebrauch eingeführet, die Institutionen innerhalb Jahres Frist, wöchentlich zwey Stunden, zu endigen, das Heineccische Handbuch hierzu zu weitläuftig und schwehr wäre. Er zeiget also von ihm minder wichtig scheinenden Titeln blos die Rubrik an, zeichnet aus denen übrigen die Grundbegriffe nebst denen bekanntesten Folgerungen aus, und übergeht mit gutem Grunde die vielen Ausnahmen von den Regeln, wie auch den heutigen Gebrauch, weil die Jugend dadurch leicht irre gemacht wird. Die Einrichtung des prooemii, in welchem mit der Historie des ältern römischen Rechts der Anfang gemacht wird, würde, der Ordnung wegen, den Vorzug vor dem Heinecc. verdienen, aber es ist gar zu sehr obenhin geschrieben. Der Hr. Verf. behält sonst den Sinn und die Worte des Heinecc. aufs genaueste, selbst bey den Fehlern, bey, und das ist dennoch ein Glück, denn wenn er diesen Leitfaden verliehret, so vermisset man oft die so nöthige Genauigkeit im Ausdruck und in der Sache selbst. Wir wollen einige Abweichungen auszeichnen. §. 5. heißt es: Constitutiones Impp. *ab Augusto* usque ad Constantinum M. promulgatas Gregorius et Hermogenes — collegerunt. So viel Ungewißheit auch in Ansehung dieser Codicum übrig ist, so unwahrscheinlich ist es doch auch, daß ältere Verordnungen als von Hadrian darinn sollten eingetragen worden seyn, (welches der Hr. Verf. selbst im folgenden 6ten §. zu erkennen giebt.) Eben daselbst stehet ferner: deinde doctissimus Princeps Theodosius *Minor* A. C. 401. constitutiones *praecipue* christianorum Impp. a Constantino M. ad suam usque aetatem uno volumine complexus &c. er heisset ja Theodosius Iunior, und sein Codex ist vom Jahr 438. Die 50. decisiones sollen in dem einigen Jahre 530. herausgekommen seyn §. 6. und die Novellen nach dem Justinian §. 7., welches doch bekanntermaßen blos von ihrer Zusammentragung gesagt werden kann. Wie mag der Hr. Verf. die Worte des §. 9. verstehen: facile patet, hoc *ius* (scil. Romanum) omnes imperio Rom. Germanico subjectos, *et eos, qui illi antea subjecti fuerint et statuta germanica servaverint:* hodie obligare? So viel von dem prooemio. Das erste Buch ist sehr zusammengezogen, und beträgt nur einen Bogen und eilf Seiten. Die Materien von dem jure Civitatis, dem L. Aelia Sentia,

Fusia

Fusia Caninia; von der computatione graduum &c. sind ganz vorbey gegangen, es muß der Leser auch schon eine Erkenntniß der Rechte haben, um allemal unterscheiden zu können, ob etwas zu dem römischen oder heutigen Recht gehöret. Die folgenden drey Bücher sind vollständiger. Einige Veränderungen sind dem Entzweck des Hrn. Verf. gemäß und ohne Fehler, andere wären besser weggeblieben. Wir wollen einige Beyspiele, die uns eben einfallen, anführen. So stehet §. 254. daß zu einem Legato fünf Zeugen blos probationis nicht aber solennitatis caussa erfordert würden. Hat sich der Hr. Verf. vielleicht dadurch irre machen lassen, daß das Legatum von einigen beschrieben wird, als ein ultima voluntas *minus solennis*? Dieses ist aber nur im Gegensatz von Testamenten zu verstehen. Nach den 341. und 342. §§. ist die stipulation ein contractus accessorius, die Benennung aber kommt her von dem Worte Stipula. Es hätten nemlich die Contrahenten ein Rohr zerbrochen, und wenn nachmals ein Streit über die Gewißheit der stipulation entstanden, so hätten diese Rohrstäbe den Streit entschieden. Erstlich hätte der Hr. Verf. mit dem Heinecc. den Streit, ob die stipul. ein contractus access. sey oder nicht, immer unentschieden lassen sollen, (es möchte ihm ohnehin die Widerlegung der gegenseitigen Meynung sehr schwer werden,) und zweytens, so ist, uns wenigstens, die Historie von dem Rohrbrechen unbekannt und undeutlich, der Inhalt der Stipulation kann doch gewiß aus den abgebrochenen Stücken nicht erwiesen werden. Es leitet zwar Scipio Gentilis dieses Wort eben daher, allein in einer ganz anderen Bedeutung, weil nemlich die Bauren mit zusammengedreheten Strohhalmen (stipulis) zu binden pflegten, so sollte dadurch angezeiget werden, daß aus dergleichen Verabredungen gleichfalls eine Verbindlichkeit entstände. Wir vermiden mehreres anzuführen, und glauben unser Urtheil hinlänglich gerechtfertiget zu haben. Die acht Tafeln legen die Ordnung der abgehandelten Materien dar, und sind, so viel den Innhalt des Buchs anbetrift, vollständig. Wenn beym Anfange dieses Werkchens mehr Fleiß angewendet wäre, so würde es allerdings geschickt seyn der Schuljugend die Hauptbegriffe beyzubringen, und die akademischen Arbeiten zu erleichtern; zu Vorlesungen auf Universitäten aber ist es um so weniger zu gebrauchen, da

Hr.

He. Rettbeck, wir begreiffen nicht aus welchem Grun durchaus keine Gesetze angeführet hat, deren Nachsch gen dennoch für Anfänger so höchst nöthig ist, und oh welches der Zuhörer sich niemals von der Wahrheit d vorgetragenen Materien völlig versichert halten kann. U berhaupt aber wünschten wir, daß auf Schulen der Te der Institutionen erkläret werden möchte, sollte auch di Erklärung nicht immer die gelehrteste seyn, so würde do ein grosser Nutzen dadurch gestiftet werden, daß der Sch ler sich die Worte der Gesetze selbst einprägete, und a der besten Quelle zu schöpfen angewöhnete, besonders auf Universitäten dergleichen Vorlesungen so wenig Be fall zu finden pflegen, welches vermuthlich daher komm daß der Akademicus in den, der Gelehrsamkeit so nachth ligen Gedanken stehet, als hätte er alsdenn nur etwas g lernet, wenn er von dem heutigen (sehr selten allgem nen) Gebrauch dieser oder jener Materie zu reden wüß

Pm.

David Georg Struben, Potent. M. Brit. Regis Vic Cancellarii Observationum juris et histori germanicae decas. Editio secunda auctior emendatior. Hannoverae, sumtibus Io. Gu Schmid, 1769. 300 Seiten, in 4.

Die erste Edition war der zweyten Ausgabe der Cor mentationis de jure villicorum, welche 1735. schien, als ein Anhang beygefügt, und betrug damals n 280 Seiten. Als dies berühmte Buch aber 1768. zum d tenmal vermehrter heraus kam, blieben diese Observati nes weg, welche der V., wie er sich in der sehr kurzen V rede hierüber erklärt, um deswillen besonders herauszu ben, für gut befunden hat, weil sonst mancher Practicus der seinen Willen genöthigt gewesen seyn möchte, diesel mit zu kaufen, da er sie doch, weil sie nur zur Erläuter der deutschen Rechtsalterthümer und des besondern Sta rechts gehören, weniger, als jenes Buch, gebrauchen k Der Werth dieser Observationum ist bey denen, we mehr lesen, als was sie unmittelbar in Libellen und S schriften durch blosses Abschreiben anwenden können ihr festgesetzt, als daß es nöthig wäre, ihre Vortreffli anzupreisen. Wer sie noch nicht kennet, den wird auch

der Inhalt, welchen der Titel anzeigt, reitzen, sie zu lesen. Wegen der bey dieser Ausgabe hinzugekommenen Vermehrungen wird die kurze Anzeige der Stellen, wo die Zusätze zu finden sind, die der V. in der Vorrede gemacht hat, vermuthlich manchen Recensenten zu der Bequemlichkeit verleiten, hierauf nur Bezug zu nehmen. Da wir aber diese Stellen alle sorgfältig nachgeschlagen und mit der ersten Ausgabe verglichen haben, so müssen wir unsern Lesern sagen, daß die mehrsten nur sehr wenige Zeilen ausmachen, in welchen einige Anführungen und Excerpten zum mehreren Beweise dessen, was vorher schon gesagt worden, zuweilen auch ganz kurze Bemerkungen, welche nen eingeschaltet worden, enthalten sind. Sollte es aber wohl nöthig seyn, bey dem S. 9. eingeschalteten Capitulare Francorum, wo es heißt: Comites et reliquos nobiles viros legem suam pleniter discere debere, anzunehmen, daß das Wort nobiles in einem weitläuftigen Verstande genommen werde? Giebt nicht die kurz vorhergehende sehr artige Bemerkung schon eine hinlängliche Erklärungsart an die Hand? Einige Zusätze betragen etwas mehr. Nemlich die, welche sich S. 27. und 28. S. 246. — 248. und S. 280. — 283. befinden. In dem ersten dieser Zusätze wird bemerkt, daß im 14ten Jahrhundert Adeliche und Unadeliche auch in obern Gerichten als Beysitzere gebraucht worden. Gegen Schöpflin behauptet, daß der Geschlechtsname eben kein Vorzug des Adels gewesen, sondern daß selbiger blos darum eingeführt worden, um zu wissen, aus welchem Stamme jemand entsprossen; als woran auch dem bürgerlichen Stande, wegen der mit Ausschließung des niedrigsten Standes von ihm bekleideten Stadtämter gelegen war. Dies wird mit Beyspielen von Adelichen und Bürgerlichen aus dem 12ten Jahrhundert bewiesen, welche mit und ohne Gschlechtsnamen vorkommen. Aus der Unterschrift der Zeugen in einer Urkunde von 1347. woselbst der oberste Schreiber, vor einem adelichen Hofrichter, und andern Adelichen stehet, schließt der V., daß damals die Notarii oder Secretarii vor den Edelleuten, selbst denen, welche ansehnliche Bedienungen bekleidet, den Rang gehabt hätten. Allein sollte der Zusatz: Oberster Schreiber, wohl nicht eben so sehr in Betracht kommen, als bey uns der Zusatz: Geheimer Secretair. Und ist die Ordnung, in welcher sich die Zeugen unterschreiben, wohl ein so ganz sicherer Grund, um ihren

Rang

Rang darnach zu bestimmen? — An der zweyten von uns eben bemerkten Stelle, ist der zu Anfang des zweyten §. in der sechsten Observ. befindliche Satz: Saepius questi Germani, inique trahi laicos ad fora ecclesiastica durch beträchtliche Beyspiele und Excerpte weiter ausgeführt. Und an der letzten genannten Stelle ist der zweyte §. in der 9ten Obs. so sehr erweitert, daß er nun beynahe 4 Seiten füllt, da er vorher nicht völlig eine einnahm. Die Zusätze bestehen in Beyspielen, durch welche erwiesen wird, daß die Worte Ambacht, Amtmann zuweilen vornehme Bedienten bedeuten, und daß die zu Ende des §. 2. angeführte Bedeutung des Worts Amt in Lehnbriefen ihre Richtigkeit habe. Endlich müssen wir noch anführen, daß die in der Vorrede angezeigte Seitenzahlen für die Stellen, wo die Vermehrungen zu finden sind, sonst alle, von der neuen Ausgabe zu verstehen sind, ausser den Zahlen: 41, 97, 99, 100, welche von der ersten Ausgabe zu verstehen sind. In dieser neuen finden sich die hiedurch bemerkte Stellen S. 43, 100, 103, 105.

Wr.

Io. Aug. Bachii Opuscula ad historiam et iurisprudentiam spectantia. Collegit et praefatus est *Christ. Adolph. Klotzius*. Halae, impensis et typis Io. Iac. Curtii, 1767. 1 Alphab. 8 Bogen, in 8.

Die hier gesammlete zwölf Bachische kleine akademische Abhandlungen sind gewiß allen Kennern der römischen Rechtsgelahrheit zu sehr bekannt, als daß es nöthig wäre, unsre Leser und uns mit der Anzeige der Titel und magern Auszügen zu beschweren. Jene können sie in dem Buche zweymal finden. Einmal nach der Platnerschen Lebensbeschreibung des seeligen Bach, unter der Aufschrift: Indiculus eorum, quae Bachius edidit, und am Ende des Buchs unter dem Titel: Index libellorum, qui hoc volumine continentur. Zur Geschichte gehöriges darf man hier sonst nichts suchen, als die einzige unvollkommen gebliebene Abhandlung de edicto perpetuo provinciali, welche freylich zur Geschichte des römischen Rechts gerechnet werden muß. Die Vorrede — diese enthält weniger, als man wohl erwarten sollte; und gleichwol ist

doch mehr darinn, als viele darinn suchen werden. Wer würde nicht von einem Manne, der selbst von sich sagt, daß nomen suum in bicipiti Parnasso non plane obscurum ignotumque sey, eine gelehrte Vorrede erwartet haben, wenn er auf dem Titel des von ihm herausgegebenen Buchs derselben ausdrücklich erwähnt? Wer sollte sie nicht vermuthen, wenn er im Anfange der Vorrede die Ursache liest, weswegen der Verf. nicht gerne daran gegangen wäre, dieselbe zu schreiben? Er hat gewiß dies selbst gefühlt, desfalls sagt er beym Schluß: Er habe alles nöthige gesagt, und niemanden geheissen, mehr zu erwarten. Das Unerwartete in der Vorrede. — Fast wollten wir es den Leser lieber selbst suchen lassen. Es sind nicht volle 3 Blätter, in denen er es bald finden kann. Aber doch zur Probe etwas! Hr. Klotz hat beym seel. Bach die Geschichte des römischen Rechts gehört. — Bach hat schon damals sein Genie bewundert, und seine Gedichte haben ihm eine nicht geringe Erwartung gemacht. — Der Ruf nach Warschau. — Vermehrte Ehrentitel und vergrössertes Gehalt, nur Mangel an — Musse. — Genug zur Probe! — Doch noch Eins! Hr. Klotz lobt den Hrn. Prof. Schott als seinen besonders guten Freund. — Sollte dies wohl zur Erläuterung des Tons dienen, den dieser in seiner unpartheyischen Kritik 7 Stück. S. 505. annimmt, wenn er sich recht andringt mit schimpflichen Ausdrücken von der allgem. deutschen Bibliothek zu urtheilen? die Hr. Klotz denn auch in den Hallischen Zeitungen, wie es sich für ihn gehört, wörtlich wiederholt, um zu zeigen, daß auch andere Gelehrten von der A. d. B. verächtlich urtheilen. So lange endlich dies blos von Hrn. Klotzens besonders guten Freunden geschiehet, hat es nicht viel zu bedeuten.

Die hier mit abgedruckte Lebensbeschreibung des seel. Bach, hatte der Hr. Prof. Platner schon 1758. als eine Glückwünschungsschrift an einige seiner Freunde, welche die höchste Würde in der Rechtsgelahrtheit erhielten, herausgegeben. Sie ist in der bekannten Feder ihres Verfassers eigenen schönen Schreibart abgefaßt, und zu diesem neuen Abdruck von demselben aufs neue übersehen und ausgebessert. Diese ist hier nicht übel angebracht, obgleich sonst auch das Leben des seel. Bach in dem letzten Bande seiner unpartheyischen Kritick sehr ausführlich beschrieben ist.

ist. Uns hat es gewundert, daß dieses vortrefliche Buch in dem indiculo, dessen wir vorher gedacht haben, ganz übergangen worden ist.

Wr.

D. Joh. Gottfried Schaumburgs Einleitung zum Sächsischen Rechte, durch Anführung derer neuern zeithero, und bis jetzo erlassenen allerhöchsten und höchsten Mandate, Rescripte und Patente vermehret, und bis auf gegenwärtige Zeit fortgesetzet. Neue Auflage. Dresden und Leipzig in Verlag Johann Nicolaus Gerlachs Wittwe und Sohn, 1768. 8. 4 Alphabet, 2 Bogen.

Es giebt keine Art von Schriften, welche von Richtern und Advokaten nützlicher gebrauchet werden könnten, als dergleichen kurze Lehrgebäude, worinn man die Gesetze des Vaterlandes mit einem Blicke übersehen kann; und ein solches Buch ist für sie ein ganzes Fuder antiquarischer Untersuchungen und gelehrter Streitigkeiten werth. Einzelne Landesordnungen gehen oft fast gänzlich verlohren, oder werden wenigstens so unbekannt, daß nur einigermaßen vollständige Sammlungen davon unter die Seltenheiten gehören. Und wer kann dergleichen große Sammlungen seinem Gedächtnisse einprägen?

Man ist daher dem neuen Herausgeber dieses Buchs gewiß dafür vorzüglichen Dank schuldig, daß er es mit den Auszügen der neuesten Verordnungen bereichert hat. Nur ist es Schade, daß er nicht von höhern Orten durch nähere Hülfsmittel unterstützet worden, und daß er also da, wo der Verfasser seine Unwissenheit gesteht, z. E. bey der innern Einrichtung der Collegien, bey ihrem Verhältnisse gegen einander, bey ihren neuern Streitigkeiten u. s. w. auch das Stillschweigen beobachten muß.

Der Verfasser selbst legt ungeachtet seiner in der Vorrede bezeugten und wohl gar zu weit getriebenen Abneigung gegen die fremden Rechte die römischen Erklärungen und Nebenabtheilungen zum Grunde, und bemerkt alsdann nur den Unterscheid oder die Einschränkungen, welche das sächsische Recht an die Hand giebt.

Nur selten erwähnt und beurtheilet er die verschiedenen Meynungen anderer Rechtslehrer. Wo es aber geschieht, entdeckt man fast immer, zwey bis drey Stellen ausgenommen, eine Fertigkeit, selbst zu denken, und einen Muth, der sich nicht von Ansehen und Vorurtheilen hinreissen läßt, Eigenschaften, die unter den Gelehrten so selten, und vielleicht unter dem Gefolge der Themis am seltensten sind!

Bey der Abtheilung von Bergwerkssachen werden zwar einige, aber doch lange nicht alle unbekannte Worte gehörig erläutert; und dieser ganze Abschnitt wird denen, welche die Sprache der Bergleute nicht verstehen, noch allemal unverständlich bleiben.

Wie der Verfasser in der Abhandlung von den Nebenkontrakten S. 1013. das Wort: Warlich, für den höchsten und religieusesten Eydschwur halten könne, ist nicht wohl zu begreifen, zumal da er noch auf eben der Seite einige Zeilen weiter einen Eydschwur ganz recht also erkläret: „Ein Eyd ist nichts anders, als eine gegebene Versicherung von der wahren Beschaffenheit einer Sache, „da man dasjenige, was man heilig hält, zum Zeugen, „und, wenn man falsch schwöre, zum Rächer anruft.„

Uebrigens würde man das ganze Werk mit mehrerem Vergnügen lesen, wenn es entweder deutsch oder lateinisch wäre. Denn so kann man weder das eine, noch das andere behaupten. Alle lateinische Worte lassen sich in einem juristischen Lehrbuche nicht ohne Zwang vermeiden. Allein eine Schreibart, wobey sie so ohne die geringste Ursache gehäufet, und oft mit ganz unrecht angebrachten französischen Worten abgewechselt sind, ist weder recht für Gelehrte, noch Ungelehrte, und wird schon auf der dritten Seite höchst unangenehm.

S.

Io. Ludov. Schmidii — commentatio de fideiussore principaliter obligato. Ienae, sumtibus Croeckeri viduae. 1768. 1 Alph. 6 Bog. in 4.

Der Hr. V. hat diese Abhandlung in zwey Abschnitte getheilt. In dem erstern stellt er eine allgemeine Betrachtung über gegenwärtige Lehre an, und erläutert nicht nur die nöthigen allgemeinen Begriffe, sondern bringt auch

zugleich einige vorläufige Erinnerungen von dieser Materie bey. Der zweyte Abschnitt ist wiederum in drey Capitel abgetheilt worden. In dem ersten Capitel zeigt der Hr. V. wie ein Bürge in Rücksicht auf sich selbst dem Gläubiger sofort hauptsächlich verbunden sey. Diese hauptsächliche Verbindlichkeit des Bürgen fließet einmal daher, daß derselbige sich der Wohlthat der Ordnung nicht bedienen will, indem er auf selbige Verzicht geleistet hat, und für das zweyte daher, daß er eine solche unerlaubte Handlung begangen hat, welche ihn der Rechtswohlthat der Vorausklagung unwürdig macht. In dem zweyten Capitel lehret der Hr. V. wie weit ein Bürge in Rücksicht auf den Hauptschuldner sofort, vor desselbigen Ausklagung, dem Gläubiger haffte. Die erste Hauptursache hievon bestehet darinn, daß der Hauptschuldner selbst nicht zu bezahlen im Stande ist, weil er entweder gar keine, oder wenigstens keine solche Güter hat, welche dem Gläubiger etwas helfen. Die zweyte Hauptursache hievon liegt in der Schwürigkeit, den Hauptschuldner zu belangen. Das dritte Capitel stellt den in Rücksicht auf den Gläubiger hauptsächlich verbundenen Bürgen dar. Hievon ist der Grund lediglich in der besondern Verordnung eines geschriebenen oder ungeschriebenen Gesetzes zu suchen, welches entweder zum Besten aller Gläubiger, oder nur einer gewissen Art derselben, dem Bürgen die Rechtswohlthat der Ordnung entziehet. Zum Schlusse ist die von dem seel. Reinhold Sommer im Jahr 1715. zu Königsberg gehaltene Streitschrift de fidejussoribus beneficio ordinis non gaudentibus, wie auch ein sehr vollständiges Register angehängt worden.

Tractatio juridica, qua disquiritur, an et quatenus usurae ex mora a quantitatis donatore exigi possint secundum ius romanum et hodiernum in Germania? Auctore *D. Gottl. Eusebio Oeltze*, Ienae 1768. 7 Bogen, in 4.

Man findet zwar bey dem Carpzov, daß einem donatario Zinsen des Verzugs zuerkannt sind, es hat aber diese Meynung vielen Widerspruch gefunden, und nicht wenig angesehene Rechtsgelehrte behaupten, daß solche der Billigkeit und den Gesetzen zuwider seyn. Nachdem der Hr. D. von den Zinsen und deren Quellen nach den natürlichen

Römischen und heutigen Rechten in Deutschland gehandelt; so erörtert er in dem zwoten Abschnitte diese strittige Rechtsfrage nach dem Römischen Rechte. Hier wird die Schenkung auf den Todesfall, von der Schenkung unter den lebendigen unterschieden. Von jenen muß der Erbe, wie von den Vermächtnißen, Zinsen entrichten. Von diesen aber giebt der Schenkende keine, wenn er gleich die Zahlung der versprochenen Summe verzögert hat. Jedoch sind von dieser Regel einige Fälle, so angeführet werden, auszunehmen. In Deutschland aber ist, nach dem dritten Abschnitte, dieses nicht anzuwenden, weil der Grundsatz, worauf diese Entscheidung beruhet, daß nemlich nur in b. f. contractibus die Verzögerung der Zahlung die Verbindlichkeit, Zinsen zu geben, wirke, in unsern Gerichten unbekannt ist. Man muß vielmehr heut zu Tage nach den Reichsgesetzen und nach den Grundsätzen des natürlichen Rechts, einen jeden, welcher die Zahlung einer schuldigen Summe verzögert, mithin auch den Schenkenden in landübliche Zinsen vertheilen. Der Hr. V. hat sich sowol durch die Wahl der Materie, als auch durch deren gelehrte Ausführung, als einen helldenkenden und belesenen Rechtsgelehrten gezeiget, von welchem die gelehrte Welt vieles zu erwarten hat.

Er.

Alte und neue civilistische Bibliothek von Jos. Anton Riegger, Ritter, der Rechte-Doktor und Professorn. Augspurg und Freyburg in Breisgau, bey den Brüdern Ignatz und Wagner, 1765. Erstes Stück. 16 Bogen, 8.

Damit man sehn kann, was sich der Verfasser für einen Plan gemacht, so wollen wir eine Stelle aus seiner Vorrede hersetzen. „Der Gegenstand dieser Sammlung „ist das eigentliche jus civile. Ich verstehe dadurch, so„wol das einheimische, als fremde bürgerliche Recht. Ich „gieb (gebe) allerhand Recensionen von den dazu gehöri„gen Büchern. Ich ertheile kurze Auszüge daraus. Ei„nige kleine Abhandlungen rücke ich ganz ein. Ich suche „beynebst (vielleicht so viel, als beyher) allerley andre, „sowol ergetzende, als nützliche Nachrichten und Anmer„kungen beyzusetzen.„

In

In dem ersten Stücke befinden sich fünf ausführliche Nachrichten, als: 1) Nachricht von einer alten Handschrift der Institutionen des Kaysers Justinians, welche Handschrift Herr Riegger in dem Cisterzienserkloster zu Seissenstein an der Donau gefunden, und von welcher er glaubt, daß sie aus dem zehnten Jahrhundert sey. Sie hat viele Randglossen, die aber von einer stärkern Hand dazu gekommen; hernach sind bey jedem Tittel der Institutionen verschiedne leges concordantes aus den Pandekten und dem Codex angeführt. Herr R. hat dieses Manuscript mit der Amsterdamer Ausgabe des corpus juris civilis von Jahre 1700, 8. verglichen und einige Proben beygebracht, davon aber die meisten sehr unbeträchtlich sind. Und wir wollten wohl Herrn R. bitten, wenn er diese Vergleichungen besonders herausgäbe, wie er es Willens ist, eine nützliche Wahl darinn zu treffen; denn sonst wird er dem Tadel nicht entgehn, den er sich aus dem Hagedorn selbst macht. 2) Pet. de Ickstatt dissertatio de irrationabili consuetudine — qua functiones in civitate necessaria levis notae macula adsperguntur. Ingolst. 1764. Hr. R. legt dieser Abhandlung sehr viel Lob bey; und macht zwey große Digreßionen von der sogenannten mathematischen Lehrart und der Vertheydigung der Komödianten, daß sie nicht die maculam levis notae verdienten. 3) Leben und Schriften des Rein. Bachovius. Diese ganze Beschreibung ist aus den otiis Gundlingianis genommen. 4) Civilistische Anekdoten, an der Anzahl funfzehn, worunter gute und schlechte sind. 5) Vermischte Nachrichten oder kurze Anzeigen. Es ist wahr, diese kurzen Anzeigen sind unter den Journalisten sehr beliebt worden; ob sie aber für die Leser eben so nützlich sind, ist eine andre Frage.

Hr. Riegger hat einen lobenswürdigen Vorsatz, und wir zweifeln gar nicht, daß er mit diesem Werke, vornemlich unter seinen Zuhörern, Nutzen stiften wird. Da er aber die gewöhnliche Bahn der Civilisten verlassen, und sich eines reinen deutschen Stils und eines angenehmen Wortrags bedienen will; so möchten wir ihn ersuchen, seine Wortschniederey wenigstens sehr einzuschränken. Er thut sich zwar sehr viel auf die neuen Wörter Entmakelung, Anrüchtigkeit, Burleskanten u. s. w. zu Gute; aber kein Mensch wird ihn deshalb beneiden. Auch der Wort-

spiele, wenigstens solcher, verbessern, verbößern, muß er sich enthalten. Er vergleicht sie mit den Gewürzen an den Speisen; allein nach verdorbenen Gewürzen wird niemanden gelüsten.

M.

---

3. Arzneygelahrheit.

D. Alexander Monro's des Aeltern; Nachricht von der Einpfropfung der Kinderblattern in Schottland. Aus dem Engl. übersetzt. Altenburg bey Richter 1766. 4 Bogen in 8.

Es ist eigentlich eine Antwort auf die 5 Fragen, so an verschiedne Gelehrte und unter andern auch an Hrn. Monro von den Deputirten der medicinischen Facultät zu Paris abgelassen wurden, die die Frage vom Nutzen oder Schaden der Inoculation untersuchen sollten. Unsers Verf. Antwort ward erst nach gefälltem Urtheil fertig. Maitland, der durch die ersten Einpfropfungen berühmt gewordene schottische Wundarzt, inoculirte 1726 zuerst: aber ein unglücklicher Erfolg an einem Kinde, so einen Wasserkopf hatte, hemmte den Fortgang bis 1733, da man wieder anhub. Seit 1754. aber ist das Belzen erst recht in Gang gekommen. Die niedern Stände bleiben ihm aber, wie an den meisten Orten, abhold, weil sie einen Eingriff in die Vorsehung darinn entdecken. Die Aerzte selbst und der Mittelstand lassen es noch am häufigsten an ihren Kindern zu. Hr. M. wiegt bey verschiedenen Zweifeln das Pro und Contra ab: doch merkt man ziemlich deutlich, daß sein Herz mit der Inoculation ist. Wir merken nur daraus folgendes an. An Orten, wohin die Ansteckung nur selten kommt, wie in Shetland, sind die Blatterepidemien sehr hart und tödlich. In Edinburg stirbt, wie fast durchgehends im Grossen, jeder Zehnte an den Pocken. Das Inoculiren hat das Blattersterben zu Edinburg und Leith nicht vermehrt: aber auch nicht verringert. Das letzte konnte es auch nicht, da es noch zu sparsam geschicht. Alle übrigen Beschreibungen und Anmerkungen sind die gewöhnlichen. Beyläufig erzählt H. Monro, daß eine Familie

durch

durch Räuchern mit Wachholder die nahe Epidemie von sich abgewandt und Gegenden, wo der Wachholder häufig wächst, von der Pest befreyt geblieben. Er empfiehlt ihn daher zu weitern Versuchen. Von 5554., so in Schottland inoculirt worden, sind 72. und also 1. von 71. gestorben. Von 9. aber erweißt er eine schlechte Leibesbeschaffenheit oder eine unrechte Zeit; von 6. ein unordentliches Verhalten; von 12., daß sie vorher natürlich angesteckt gewesen; von 13., daß sie an andern dazu gekommenen Krankheiten gestorben. Keiner, der wirklich durch die Kunst die Pocken bekommen, hat sie wieder gehabt. Keinem ist eine andre Krankheit mit beygebracht worden. Was für Zufälle sich nach den Pocken hie und da ereignet, erzählt Hr. Monro aufrichtig. Sie sind der Art, wie sie bey natürlichen Pocken vorkommen, nur sind sie seltner. In der Vorrede wünscht Hr. Monro noch die Beantwortung verschiedner Fragen, die das Alter der Blatternden; die Convulsionen und den frieselhaften Ausschlag (Rash); wie auch den Gebrauch der warmen Bäder betreffen. Hr. D. Wichmann zu Hannover ist der Uebersetzer dieser Schrift, die eine unpartheyische Wahrheitsliebe schätzbar macht. In dem Vorberichte des Hrn. Uebersetzers, der selbst eine Zeitlang in London gewesen ist, sehen wir etwas, was wir seit einiger Zeit gemuthmaßet haben, daß den Londner Sterbelisten der Glaube nicht so sicher beyzumessen sey, den sie fast durchgängig erhalten haben: und daß Wundärzte eigne Häuser zur Einpfropfung halten, wo sie ziemlich ohne Vorsicht und Kenntniß diesen Handgriff treiben, dem dadurch manches zu Schulden kommt, das von der Unkunde der Ausübenden herrühret.

Kl*

Briefe über verschiedne Gegenstände aus dem Reiche der Arzneywissenschaft, von D. Leon Elias Hirschel. Zweyter Theil. Berlin, bey August Mylius, 1769. 8. 102 Seiten.

Dieser Theil enthält zween Briefe. Der erste davon handelt von der plica polonica, einer Krankheit, die gemeiniglich nur in Pohlen, Ungarn und der kleinen Tartarey bemerket wird. In den zwey letztgenannten Ländern bemerkt man sie nicht selten, sogar an Pferden. Oft

 gehen

gehen vor der Entstehung dieser Krankheit ein schleichendes Fieber, Schmerzen in Gliedern, Auswachsungen der Knochen, und andre Zufälle her, welche sich nach und nach verliehren, sobald diese wunderbare Verwickelung der Haare entsteht. Der Verf. glaubt, daß diese Krankheit zuweilen ihr eignes Gift hat, welches ihm viele Aehnlichkeit mit dem venerischen Gifte zu haben scheint. Ja er glaubt, daß bey derselben oft würklich ein venerisches Gift zugleich vorhanden ist. Oft ist sie mit dem Schaarbock verbunden. Sie ist auf einige Art ansteckend. Sehr oft aber entsteht diese Krankheit ganz allein durch die Nachläßigkeit der Pohlen, die Haare auszukämmen, und die Gewohnheit derselben, den Kopf mit allerhand Pelzwerk zu bedecken, wodurch die Unreinigkeiten nach den Kopf gezogen werden, die sich, da die Schweißlöcher verstopft sind, in die Röhren der Haare ziehen, und sie nach und nach zusammenkleben. Ja der Verfasser glaubt, daß diese Verwirrung der Haare nach hitzigen Krankheiten zuweilen kritisch ist. Wenn man die Haare abschneidet, können die Unreinigkeiten nicht mehr in dieselben eindringen und ausfliessen, sie bleiben daher alsdann im Körper, und verursachen schlimme Zufälle. Zuweilen bemerket man, daß die Haare, wenn man sie abschneidet, bluten, so sehr sind die Röhren derselben, durch den beständigen starken Einfluß der Feuchtigkeiten erweitert. Auf diese Weise kann also die plica zuweilen ohne ein eignes Gift zu haben, entstehen. Diese gutartige Gattung aber ist mit schlimmen Zufällen nicht verbunden. Ja die Pohlen bringen sich diese Verwirrung der Haare aus verschiednen Absichten durch die Kunst zuwege. Der Verf. theilt diese Krankheit ein in eine Idiopatische und symtomatische; letztere gesellt sich zur venerischen Seuche oder zu dem Scorbut. Sie ist entweder eine wahre, welche die Natur, oder eine falsche plica, welche die Kunst hervor bringt. Ist ein scorbutisches oder venerisches Gift mit der plica verbunden, so vergeht dieselbe oft mit allen ihren Zufällen von sich selbst, indem man jenes tilgt. Ist die Krankheit mit diesem Gift nicht vereiniget, welches man erkennet, wenn die übeln Zufälle, die vor der Entstehung des Weichselzopfs da sind, sich, sobald dieser entsteht, nach und nach verliehren, so giebt der V. öfters gelinde abführende Mittelsalze, den Spiesglasschwefel, und Queksilber. Dieser Mittel be-

dient

pfleget er sich auch noch ehe die plica entstanden ist, so bald sich die Zufälle zeigen, die sich vor der Entstehung dessel- ben zu zeigen pflegen, wobey er zugleich die Haare völ- lig abschneiden, und den Kopf mit kaltem Wasser waschen läßt. Wenn die Zufälle stärker werden; läßt er gekün- stelte Geschwüre, als Haarseile oder Fontanellen legen, um den Zufluß der Säfte nach den Kopf zu hindern. Bey Frauenzimmern, welche zugleich gemeiniglich den heftig- sten hysterischen Anfällen unterworfen sind, gebraucht er nebst den bemeldeten Mittel zugleich antihysterica. Läuhe Fußbäder lindern mehrentheils den Schmerz, welcher den Frauenzimmern unter der Herzgrube oft heftig zusetzt. Unter dem Gebrauch dieser Mittel kann man die Haare nach und nach abschneiden lassen, doch ist es immer ge- fährlich, sie auf einmal alle abzuschneiden, weil der Zu- fluß der Unreinigkeiten nach den Haaren, dadurch auf ein- mal unterdruckt wird. Die Pohlen haben einige Specifica wider diese Krankheit, als z. E. das Lycopodium &c. wo- von sie ein Decoct machen, womit sie sich den Kopf wa- schen. Es hat aber keinen andern Nutzen, als daß es den Kopf reinigt, und die Schweislöcher, welche gemeiniglich von Unreinigkeiten verstopft sind, öfnet. Andre waschen sich den Kopf mit Brandtwein, welcher zwar reinigt und stärket, oft aber auch üble Zufälle verursacht. Wenn die plica schon sehr lange gedauert hat, kan man die Haare ohne Schaden abschneiden. Doch ist es auch hier rathsam, sie nur nach und nach abzuschneiden, und zu gleicher Zeit die Haarseil oder Fontanellen zu legen.

Der zweete Brief handelt von einer epidemischen bran- digen Bräune, die der V. im Winter des 1766sten Jah- res zu Lissa in Grospohlen beobachtet hat. Die Krank- heit ist würklich merkwürdig, und wird wohl beschrieben: Sie wurde nur bey Kindern und Knaben, selten bey Er- wachsenen bemerkt. Sie erschien zuerst unter den Juden, die in großer Menge in besondern engen Gassen, und elen- den Häusern, in welche die frische Luft keinen freyen Zu- gang hat, wohnen. Brechmittel, die peruvianische Rinde, und die Vitriol Säure ins gewöhnliche Getränk gemischt, thaten die beste Wirkung. Um den Husten, und Durch- fall; welcher zuweilen die Krankheit begleitete, zu stillen, gab der V. das sydenhamische Laudanum, den Auswurf beförderte er durch Hülfe des Meerzwiebelsyrops. Kampfer

im

in starken Dosen that gute Dienste, wenn der Puls anfing zu sinken. Zugleich liefert der V. ein Verzeichniß der Schriftsteller, die diese Krankheit beschrieben haben.

Joseph Jacob Plenk, der Wundarzney und der Geburtshülfe Meisters, neue und leichte Art dem mit der Lustseuche angesteckten Kranken das Quecksilber zu geben. Nebst einem Versuche die Würkung dieses Metalls in die Speichelwege zu erklären. Zweyte, verbesserte, und vermehrte Auflage. Wien, in der Gräfferischen Buchhandlung, 1769. 8. 10 B.

Dieses Buch, welches wegen seines nützlichen Inhalts in die französische und englische Sprache übersetzt worden ist, erscheint hier ziemlich vermehrt. Die wichtigsten Vermehrungen bestehen vornemlich in einigen lehrreichen Wahrnehmungen und Briefen, die von verschiednen Arzneykundigen an den V. geschrieben worden sind, und die gute Wirkung seiner Mittel bestätigen. Auch die Schlüsse, welche der V. aus seinen Versuchen und Wahrnehmungen zieht, sind vermehrt; so ist z. E. der Abschnitt neu, worinnen gezeigt wird, wie man bey verschiednen Leibesbeschaffenheiten das Quecksilber auf verschiedne Art geben muß. Die Versuche, welche die Vermischung des Quecksilbers betreffen, sind nicht vermehrt.

Johann Astrucs, ehemaligen Kön. französ. Professors und Leibarztes rc. theoretisch-praktische Abhandlung von den Frauenzimmer-Krankheiten. Aus dem Französ. übersetzt und mit einer Vorrede und Anmerkungen begleitet von Christian Friedrich Otto, der Arzneygelahrheit Doktor, und des Churfürstl. Sächs. Sanitätscollegii Sekretär. Erster und zweyter Theil. Mit Kupfern. Dresden, 1768. In der Waltherischen Hofbuchhandlung. 8. 1 Alphab. 12 Bogen.

Dieser erste Band der Uebersetzung enthält die zwey ersten Theile des französischen Originals, und liefert die Krankheiten, welche ihren Grund in der monathlichen

Rei-

Reinigung haben. In der Vorrede lobt der Uebers. die Hypothese des Hrn. Astrucs, von der Entstehung der monathlichen Reinigung, und verwirft die Theorie des Hrn. le Cat über diese Materie. Da das Buch an sich schon groß ist, so hat der Uebers. nur sehr wenige Anmerkungen gemacht. Er hoft aber mit der Zeit dem Publiko eine eigene Sammlung von nützlichen Beobachtungen und Erfahrungen über die Frauenzimmer Krankheiten liefern zu können. Wir haben einige Seiten der Uebersetzung mit dem Original verglichen, und finden, daß die Uebersetzung gut ist. Das Werk ist mit dem Bildniß des V. gezieret.

Joseph Jacob Plenk, der Wundarzney und Geburtshülfe Meisters, Anfangsgründe der Geburtshülfe. Erster und zweyter Theil. Wien, in der Gräfferischen Buchhandlung, 1768. 8. 454 Seiten.

Dieses Buch ist, wie der Verf. selbst sagt, in Luzinens Tempel geschrieben: Theorien und Muthmaßungen, werden hier ganz übergangen, oder doch nur ganz kurz vorgetragen; da hingegen die praktischen Lehren dieser Wissenschaft desto vollständiger abgehandelt werden. Der Leser empfindet, daß der Verf. aus Erfahrung spricht. Im ersten Theil ist die Lehre der natürlichen Geburten enthalten, der zweyte Theil, welches der stärkste ist, handelt von den harten und widernatürlichen Geburten. Lesern, die sich mit der würklichen Ausübung der Geburtshülfe beschäftigen, wird dieses Buch vornemlich auch deswegen gefallen, weil in demselben alle und jede Fälle schwerer oder widernatürlicher Geburten viel genauer und vollständiger bestimmt und beschrieben werden, als in andern Büchern von dieser Art gemeiniglich geschicht. Auf zwoen Kupfertafeln wird ein Geburtsstuhl, ein Geburtsbette, der Roonhuysische Hebel, ein stumpfer Haaken, die levretische Zange, das levretische Perforatorium, eine breite Beinzange, und Bindenschleife, und ein Troiquart zur Abzapfung des Wassers aus dem Bauche des Kindes vorgestellet. Da ein Auszug aus diesem Buche unvollständig seyn würde, müssen wir unsre Leser auf das Buch selbst verweisen. Nur einige wenige Meynungen und Beobachtungen des Verf. wollen wir ihnen zur Probe liefern. Eine schwere Geburt entsteht, wenn sich die Mutter

terscheide während der Geburt krampfhaft zusammenzieht. Der Verf. hat diesen Fall einmal wahrgenommen; das Kind blieb unbeweglich stehen, krampfstillende Mittel hoben dieses Hinderniß. Die Beckenknorpel dehnen sich während der Geburt aus, und erweitern das Becken, ja zuweilen geben sie sich ganz auseinander. Der Verf. zählt daher unter die Ursachen schwerer Geburten, die Härte der Beckenknorpel. Alle Steißgeburten sind schwer, und können auf mancherley Art gefährlich werden, der Verf. rathet daher sie jederzeit, so bald als möglich, in Fußgeburten zu verwandeln. In einer Bauchgeburt, kann sich der Bauch des Kindes vornemlich im Fall einer Wassersucht des Unterleibes, würklich eintheilen, so, daß die Wendung unmöglich wird, und die Abzapfung des Wassers das einzige Hülfsmittel ist. Wenn der Arm des Kindes so tief in den Muttermund vorgefallen ist, daß ein Theil der Brust mit eingedrungen ist, rathet der Verf. den andern Arm auch herauszuziehen, die Brust tritt alsdann gemeiniglich zurück, und der Geburtshelfer kann zu den Füssen gelangen. Ist der vorgefallene Arm stark angeschwollen, und der Muttermund von demselben völlig verschlossen, so kann man durch Einschnitte in den Arm die Geschwulst desselben vermindern, und alsdann mit der Hand in die Gebährmutter dringen. Hilft dieses nicht, und ist das Kind tod, so drehet man den Arm ab, und ist alsdann die Achsel noch eingekeilt, so muß man die Brustausleerung vornehmen. Die Zerschneidung des Kindes, in der Mutter, von welcher Möderer nach des Verf. Meynung übel geschrieben hat, ist ganz unnöthig. Einen abgerißnen und in der Gebährmutter zurückgebliebenen Kopf zieht der Verf. mit der Hand, oder den stumpfen Haaken aus. Ist er zu groß, so hirnt er ihn aus. Alle Kopfzieher, sogar auch der levretische (und dieses leugnet Herr Levret selbst nicht) helfen nichts. Der Fall, in welchem man Roonhuysens Hebel braucht, ist eigentlich ein in dem Ein- oder Ausgange der Beckenhöle eingekeilter Kopf. Durch einen geringen Druck des Hebels kann man die stärksten Wehen erwecken, und dieses scheint dem Verf. auch die Hauptwürkung zu seyn, wovon der Werth des Hebels abhängt. Er hat sich deswegen dieses Instruments bey langwierigen Geburten, wo der Kopf nicht sowol wegen seiner Größe, als wegen der Ausbleibung der

Wehen stecken geblieben, oft glücklich bedient. Man kann mit demselben auch einen schiefstehenden Kopf gerade drucken.

St.

Nomenclator Botanicus, zum Gebrauche bey der Flora Danica. Copenhagen, Philibert, 1769. 231 S. gr. 8.

Herr Oeder läßt ein methodisches Verzeichniß der Vegetabilien abdrucken, die in den dänischen Landen wild wachsen. Weil er es möglichst klein haben will und die Namen in den Landessprachen ihm vielen Raum wegnehmen: so sondert er letztere ab und macht eine Art von einem botanischen Lexikon daraus, wenigstens legt er einen Grund und giebt einen Beytrag dazu. Er räth, die Linnäischen Genericottrivialnamen dabey zum tertio comparationis zu machen, worauf die zu sehr schwankenden Begriffe bey den Namen der natürlichen Körper in den lebenden Sprachen zurück geführt werden und endlich eine feste Bedeutung bekommen. Er giebt selbst das Muster dazu. 1) Die gemeinen lateinischen, 2) die pharmacevtischen, 3) die französische; 4) englische, 5) deutschen, 6) dänischen und 7) schwedischen Namen werden mit Linnäischen verglichen. Die drey letzten Verzeichnisse sind, aus leicht zu errathenden Ursachen, viel reicher, als die englischen und französischen. Herr Oeder gesteht es selbst, der erste Versuch sey unvollständig: aber der Anfang müsse gemacht seyn, nach dem er fortarbeiten will und andre fortzuarbeiten ermuntert. Es ist bekannt, welch ein Mangel in allem, was die Naturhistorie betrifft, in allen Wörterbüchern herrsche, und wie nöthig es doch sey, aus guten Provinzialbenennungen allgemeine Namen zu machen und sie der Sprache einzuverleiben, die aus einem Dialekt Sprache der Nation geworden ist; damit die Naturkenntnisse erleichtert und auf mehrere Stände, als blos Gelehrte von Beruf, verbreitet werden mögen. Herr Oeder will aber hiebey wirkliche Landesnamen haben, nicht buchstäbliche Uebersetzungen lateinischer Namen. Bey den dänischen und schwedischen Verzeichnissen hat er die Provinzen bemerkt, worinn diese oder jene Benennung üblich ist. Wir wünschten, eben dies wäre auch bey den deutschen geschehen,

ben, wo die Verschiedenheit der Provinzialbenennungen vielleicht noch grösser ist. Sollte aber auch nicht ein Mann, der in diesem Stücke die Bahn bricht, sich die Freyheit nehmen, unter diesen verschiedenen Provinzialbenennungen Einem — dem gemeinsten oder dem bequemsten und natürlichsten — den Vorzug zu geben und zur allgemeinen Aufnahme in die Sprache ihn gleichsam in Vorschlag zu bringen? Uns dünkt ja! Es dürfte ihn auch etwa nur ein andrer Druck unterscheiden.

Y.

D. Johann Andreas Deisch, eines löbl. Collegii Medici in Augspurg dermaligen Decans, und der Kayserlich Leopoldinischen Akademie der Naturforscher Mitglieds, vermehrte und in der Erfahrung gegründete Abhandlung, daß weder die Wendung noch englische Zange in allen Geburtsfällen vor Mutter und Kind sicher gebrauchet, und dadurch die scharfe Instrumente gänzlich vermieden werden können. Mit Kupfern. 8. Frankfurt und Leipzig, auf Kosten des Verfassers, 1766. 17½ Bogen.

Gegenwärtiges Buch ist eigentlich schon 1754 herausgekommen. Jetzt erscheint es mit mehrern Geburtsfällen vermehrt in einer andern Gestalt. Der Verf. hat sonst noch zwey lateinische Werkgen über den Gebrauch der Instrumente in der Geburtshülfe herausgegeben. Er fand an den D. Gutermann einen Gegner. Wir haben des letztern Schrift nicht gesehen, und wissen also nicht, ob D. G. ein Feind aller Instrumente und ein grober und unbescheidener Gegner unsers Verf. gescholten werden könne. Wider die Gutermännischen Vorwürfe, verthreidigt sich Hr. Deisch mit der Versicherung, daß er die Instrumente niemals als in der äussersten Noth, wo alle Handgriffe und Wendungen nicht zureichen, gebrauche. So ist es auch recht. Wir sind oft sehr erstaunt, wenn wir manche Geburtshelfer nie anders als mit einem ganzen Kasten voll Instrumente herumziehen gesehen haben. Bey dem geringsten widernatürlichen Vorfalle bringen sie die Mutter auf die entsetzlichste Tortur, tödten das Kind grausamer Weise, und bringen oft, indem sie Mutter oder Kind retten wol-

wollen, beyde uns leben. Allerdings giebt es wenige Fäl- le, wo man der chirurgischen Werkzeuge in der Geburtshül- fe nöthig hat, und ein gewissenhafter und geschickter Ge- burtshelfer läßt sich gleichsam erst mit Haaren dazu ziehen Stahl und Eisen anzuwenden. Erst wendet er seine ganz[e] Kunst an. Er überlegt alles reiflich. Das ganze Deischi- sche Buch besteht aus einer Menge von widernatürlicher Geburtsfällen mancherley Art. Viele darunter sind wich- tig und selten, viele aber nicht so gar ungewöhnlich. Di[e] letztern hätten weggelassen werden können, weil sie häufi[g] genug in der Praxis vorkommen. Wie wir eine besser[e] Wahl gewünscht hätten, so wäre uns auch angenehme[r] gewesen, wenn wir die Zeit nicht mit Lesung ganz bekannte[r] Erklärungen, die jeder Anfänger weis, und häufiger Stelle[n] aus den Autoren hätten verderben dürfen. Wer Krank- heitsfälle entwirft, der schreibt für Meister der Kunst, un[d] nicht für Schüler. Der Lehrton muß da wegfallen, und e[s] ist genug, die Gewährsmänner anzuzeigen, ohne sie auszu- schreiben. Auf den vier Kupfertafeln sind einige Zangen Hacken und Messer abgezeichnet.

Abhandlung von der medicinischen Erziehung der Kin- der und den Krankheiten derselben, aus dem französ[ischen] des Herrn Brouzet, Königl. französ. ordentlicher Leibarztes, Correspondenten der Königl. Akademi[e] der Wissenschaften u. s. w. übersetzt von Johan[n] Samuel Friedrich Bitten. 8. Altenburg in de[r] Richterschen Buchhandlung, 1764. 2 Bände.

Die Anzeige dieses Buchs müssen wir noch nachhole[n]. Es hat seinen grossen Werth. Der erste Band ha[n]delt lediglich von der diätetischen Erziehung, die hier na[ch] sehr vernünftigen Grundsätzen bestimmt wird. Nur [ist] diese Abhandlung blos für Aerzte, und nicht, wie die Z[ü]ckerschen Bücher für die Unstudirten. Im zweyten Ban[de] werden die Kinderkrankheiten umständlich betrachtet. [Die] Curarten sind gelinde, kurz, und gründlich. Dieser pr[ak]tische Theil kann neben einem Rosensteinischen Werke [al]len Aerzten vortreflichen Nutzen leisten, und uns Storch vergessen lehren. Die Uebersetzung ist sehr gut gerath[en].

Briefe eines Arztes an verheyrathete Frauenzimm[er]. Aus dem Englischen übersetzt. 8. Leipzig, bey W[eid]manns Erben und Reich, 1768. 15 Bogen.

Es wäre Schade gewesen, wenn man diese vortrefliche Briefe unsern deutschen Frauen nicht durch eine gute Uebersetzung bekannt gemacht hätte. Sie empfehlen sich sowol durch den muntern und hinreißenden Styl, als auch durch die Wichtigkeit der Materien. Die Vorurtheile und die falschen Begriffe, die die Schwangern, Sechswöchnerinnen und Säugenden noch unaufhörlich martern, oder sie um ihre eigene Gesundheit bringen, oder ihnen ihr kostbares Pfand der ehelichen Liebe rauben, werden hier bestritten. Mit der gefälligsten Mine und mit dem zärtlichsten Tone eines redlichen Freundes zeigt der Verfasser dem schönen Geschlechte die leichten und bequemen Wege, ihre und ihrer Kinder Gesundheit zu erhalten. Man liest ja jetzt so viele witzige Schriften. Die gegenwärtige ist nicht weniger witzig und aufmunternd, aber auch ungemein lehrreich und nützlich. Was kann den treuen Müttern und den redlichen Gattinnen angelegentlicher seyn, als über ihr Verfahren bey gewissen sie betreffenden Leibesumständen und über die Erziehung der Kinder vernünftig und nach richtigen Einsichten denken zu lernen? Aber auch junge Aerzte werden diese Briefe mit Nutzen lesen. So sehr es uns gefallen hat, daß der Verfasser gleichsam gar nicht Arzt ist, sondern die sonst zu trockenen Wahrheiten in den angenehmsten Vortrag umzuformen gewußt hat; so sehr wünschten wir auch, daß er die entgegengesetzten Materien mit gleich starker Beredsamkeit abgehandelt hätte. Wenn er z. E. das Gemüth seiner Leserinnen für die Pflicht des Selbststillens und wider die vielen Aderlässe mit lebhafter Ueberzeugung einnimmt; so gedenkt er zwar, daß es Fälle gebe, wo die Mutter nicht selbst stillen darf, und wo Aderlässe nothwendig sind: Aber er gedenkt dieser Fälle nur im Vorbeygehen, mit dürren Worten, ohne sie zu bestimmen, mit Gründen zu unterstützen, und dadurch zu verhindern, daß man nicht, wenn diese Fälle da sind, allen Hindernissen der Natur und den Vorstellungen des Arztes vergebens Trotz bietet.

De thermis Ribariensibus in Hungaria Liber singularis Auctore *David Wipachero*, Phil. et Med. Doct. Lips. Acad. Reg. Scient. Paris et Londin. ac Societ. Erudit. Harlemensi Commercio

mercio litterario Adjuncto. 8. Lipsiae. Ex officina Langenhemia. 1768. 6 Bogen.

Die warmen Bäder bey dem Dorfe Ribary liegen zwischen den Städten Neusol und Altsol, in einem Thale, das sonst mit Sauerbrunnen sehr angefüllet ist. Experimente sind bis zum höchsten Ueberflusse angestellt worden. Das Wasser hat gar geringe Eisentheile, einen Mineralgeist, eine alcalische Erde, und etwas weniges Selenit.

Abhandlung über die Natur, den Nutzen und Gebrauch des Gesundbrunnen zu Lauchstädt, kürzlich entworfen von Christian Gotthülf Barth, M. D. 4. Leipzig, 1768. 4 Bogen.

Dieses Buch enthält zwar nichts neues. Es bestätiget die Hofmannische, und Henkelsche Untersuchungen. Da aber dieser Männer Schriften von gedachtem Brunnen rar werden, so müssen wir es wegen seiner Kürze und Bündigkeit empfehlen. Curgeschichten sind hier nicht.

Johann Bernhard Gladbach, gewesenen Medicinæ Doctoris, Churfürstl. Maynzischen Hofraths und Leibmedici, Comitis Palatini Cæsarei, wie auch Physici ordinarii zu Frankfurt am Mayn, neue Untersuchung des vor 300 Jahren Kayserlich- herrlich- privilegirten, von vielen Jahren verdeckten nun wieder aufgesuchten Soder warmen Gesundbrunnen u. s. w. von neuem herausgegeben und mit einer Vorrede begleitet von Georg Jacob Gladbach, Medicinæ Doctore und Practico ordinari zu Frankfurt am Mayn. Zweyte Auflage. Franfurt am Mayn, bey Christian Friedrich Kochendörfer. 12. 1767. 2 Bogen.

Es war schon recht gut, daß der Herausgeber sein Großvaters Schrift wieder hat auflegen lassen; ab er hätte sich das nicht sollen zu gute halten, was man vor 66 Jahren so hingehen ließ. Das altväterische Büchlein wäre uns freylich angenehm gewesen, wenn er

mit der gründlichen chymischen Untersuchung des Wassers und seines Gehalts ergänzet hätte. Zu einer Brunnenbeschreibung fodert man jetzt mehr, als blos dieses, daß das Wasser wider diese oder jene Krankheit gut sey. Soden ist ein Dorf eine Meile von Frankfurt am Mayn. Das Gesundwasser ist milchwarm, fett anzufühlen, schmeckt salzigt, und riecht schwefelicht. Es hat eine alcalische Erde, und ein Mittelsalz in sich, dessen Natur und Art gar nicht ist angezeiget worden. In neuern Zeiten hat man sich dessen wieder zu bedienen angefangen.

H.

Einleitung zu der Kräuterkenntniß, von Georg Christian Oeder, Doctor der Arzneykunst, Königl. Professor der Botanick. Kopenhagen, verlegts Franz Christian Mummens Wittwe, und gedruckt bey Nicolaus Möller. Erster Theil, 1764. zweyter Theil mit Kupfern, 1766. zusammen 1 Alph. 5 Bogen in gr. 8.

Nur mit zweyen Worten zeigten wir, zu Ende der Recension *) der lateinischen Ausgabe dieses Werks, an, daß Hr. Oed. selbst eine Deutsch abgefassete besorgt hätte. Auch diese ist zu wichtig, als daß wir sie nicht auf eine mehr in die Augenfallende Weise bezeichnen sollten. In der Sache selbst kommt sie völlig mit der erstern überein, sogar, daß auch die Paragraphen und Absätze nicht verschieden sind, so wie sie auch in eben dem Jahr erschienen ist. Hier hat aber der Hr. Verf. die nützliche Mühe übernommen, alle Kunstwörter in der Muttersprache zu geben; und mit einem solchen Erfolg, wie man es von einem Manne, der ein philosophisches Genie, eine vollkommene Kenntniß der Sache und der Sprache besitzet, und kein Sclave seiner Vorgänger ist, erwarten kann. Leser, welche bey dem Gebrauch der deutschen Ausgabe den Werth einiger Wörter nicht völlig verstehen möchten, werden durch den Vergleich mit der lateinischen sogleich Licht erhalten. Doch dieses ist nicht einmal nöthig, da auch hier dieselben sich auf angehängte Kupfer beziehen.

D.

*) Allgem. deutsche Bibl. 7ter Band. 2tes St. S. 29.

D. [illegible] Bernhard [illegible], Adjunctus der medicinischen Facultät auf der hohen Schule zu Greifswalde, und Aufsehers über den botanischen Garten daselbst, Abhandlung von verhärteten Drüsen der weiblichen Brüste, aus neuen Versuchen und Wahrnehmungen beschrieben. Mit Kupferstichen erläutert. Berlin und Stralsund, bey Gottlieb August Lange, 1767. 5 Bogen in 8.

Das Original ist schon ehedem †) von uns bekannt gemacht worden. Zu welchem Ende es aber verdeutschet worden, wissen wir nicht, da die Wundärzte doch Latein verstehen, und solche, die dies nicht können, das Wichtige in Herrn Kölpins Entdeckung auch nicht einsehen werden. Allerdings aber hätte der Herr Uebersetzer ein Verdienst um einige seiner Landsleute, wofern er nach dem Geschmack, wie seine Note, worinn er Herrn Kölpins Zweifel wider das Anschwellen der Drüsengänge widerlegt, geschrieben wäre. Wie viele Herrgen würden es sodann nicht kaufen, und dem Herrn Uebersetzer für die Veranlassung mancher niedlichen Versuche in diesem Fache danken! — Sein Einwurf wider die Nervenschlingen kommt etwas zu spät, da der Hr. v. Haller selbst schon zu wiederholtenmalen dieselben widerrufen hat.

D. Hermanni Friderici Teichmeieri Institutiones botanicae seu brevis in rem herbariam introductio conscripta in usum auditorii sui. Francof. et Lipsiae, 1764. 6 Bogen in 8.

Es ist dies, obgleich der Herausgeber es verschweigt, ein Nachdruck eines schon 1738 unter dem Namen Fundamenta botanices herausgekommenen Buchs. Da es nach der Zeit unverändert geblieben, so kann man schon daraus schließen, daß es sehr mangelhaft seyn muß. Und man brauche nur das dazu angedruckte Verzeichniß der nachgelesenen Schriften anzusehen, um [illegible] hievon zu [illegible] werden, in welchem der Name eines von Linné, eines von Haller ganz fehlet. Der Titel zeigt genugsam an, was man in diesem Buche zu suchen hat. Sind aber die

Or-

†) Allgem. deutsche Bibl. 7ter Band. 1tes St. S. 270.

Ordnung, eine körnichte Schreibart und die Erschöpfung der Hauptvorwürfe, wesentliche Eigenschaften eines guten Lesebuchs: so wird man, ohne ungerecht zu seyn, die Linnäische, Ludwigsche und Oederische Anleitung zur Botanik der Leichtleyerschen bey weitem vorziehen.

Matthaei Collin in inclyta ac antiquissima Universitate Viennensi Medicinae Doctoris ad perillustrem ac doctissimum Dominum *Ernestum Godofredum Baldinger*, Philosophiae ac Medicinae Doctorem — Epistola, qua demonstratur, pustulas miliares male a quibusdam medicis factitias et symptomativas dici. Vindobonae, typis Io. Th. Trattner, 1764. 88 Seiten in 8.

Wir brauchen es nicht zu sagen, daß Herr C. es hier mit dem Herrn de Haen zu thun habe, der in dem sechsten Theil der Ratio medendi seine Gradualschrift vom Friesel so sehr mitgenommen, und ihm den Namen eines Tyros beygelegt hat. Er vertheydigt zugleich die seinem Bruder und andern Wienerärzten gemachten Vorwürfe, da er bey ihrem ganzen Heilungsverfahren nichts, was eine Erhitzung zuwege bringen können, entdeckt. Noch ferner bestätiget er die Aehnlichkeit zwischen den Schwämmgen auf der Zunge und dem weißen Friesel. Der Bruder Bertrand, der dem Herrn de Haen hinterbracht hatte, daß im Hospital der Brüder der Barmherzigkeit der Friesel abgenommen, nachdem man die hitzige Curart unterlassen, wird abgefertigt, und ihm ein ganz gegenseitiges Zeugniß von Hr. Quarin vorgehalten. Zudem wird versichert, daß diese Brüder das Journal niemals daselbst geführt haben, noch daß das Krankenhaus jemals wegen der Curart in üblem Ruf gestanden. Das Aderlassen verwirft er nicht gänzlich. Von den Blasenpflastern aber hat er offenbar eine Erhitzung und Wallung im Geblüt bemerkt. Beyläufig sucht Herr C., namentlich aus dem Munde des Hn. Hasenöhrl, zu erweisen, daß auch die Petechien kritisch seyn können.

Caroli a Linné Equ. aur. acad. Reg. Paris. membr. Clavis medicinae duplex, exterior et interior. Universum luctâ discordium aequilibratur. Ite-

xata editio foras dedit, et praefatus est *Ern. Godofr. Baldinger*, Phil. et Med. Doctor, praefecturae Langosalissensis Physicus — Langosalissae, apud Jo. Chr. Martini, 1767. 4 B. in 8.

Dies ist ein Nachdruck von der Stockholmer Ausgabe 1766. Herr von Linne hat seine eigenen Gedanken von dem Nervensystem und der Wirkung der Arzneyen. Beydes Gegenstände, deren innere Natur den Aerzten noch so unbekannt ist. Wo die Sinne stehen bleiben müssen, da ist es der Hypothese erlaubt weiter zu gehen; aber nur derjenigen eines tiefdenkenden Gelehrten; wie eines v. Linné. Und in so ferne ist diese kleine Schrift einer weitern Ausbreitung sehr würdig; wofern wir auch nicht auf die vielen nüzlichen Beobachtungen von dem Geruch, dem Geschmack und der Farbe der Arzneyen, welche vielfältige Aufmerksamkeit ausser Zweifel gesetzt hat, sehen wollen. Manches würde doch weniger streitig scheinen, wofern der Hr. B. sich etwas weitläuftiger ausgedrukt hätte. Der Herr v. L. hat schon einen Anfang gemacht, diese Kürze durch eigene Erklärungen zu ersetzen, und zwar in einer zu Ende des Jahr 1766 herausgegebenen Streitschrift: *De effectu et cura vitiorum diaeteticorum generali, resp. Joh. Gabr. Bergmann*, welche Hr. D. B. ohne Zweifel ebenfalls würde haben nachdrucken lassen, wofern sie ihm zu Gesichte gekommen wäre.

Flora Francica aucta, oder vollständiges Kräuter-Lexicon, worinnen aller bekannten aus- und inländischen Kräuter, Bäume, Stauden, Blumen, Wurzeln u. s. w. verschiedene lateinisch- und deutsche Namen, Temperamente, Kräfte, Nutzen, Wirkungen und Präparata gründlich beschrieben werden, vormals von Herrn Georg Frank von Frankenau lateinisch herausgegeben, nachgehends ins deutsche übersetzet, und um die Helfte mit mehr als zehen tausend Worten vermehrt, auch sonsten verbessert. Sechste Auflage. Leipzig und Züllichau, in der Waysenhaus- und Frommannischen Buchhandlung, 1766. 2 Alph. 8 Bogen in 8. mit dem Bildniß des V.

Es ist eine Kühnheit ein Buch zu tadeln, dessen schon so oft wiederholte Auflagen ihm einen allgemeinen Beyfall zu versprechen scheinen. Wir können es aber dennoch nicht bergen, daß wir uns sehr über die Entschließung des Verlegers wundern, zu einer Zeit, da die Kräuterkunde und die Kenntniß der Heilkräfte der Kräuter so sehr geläutert und vollkommener gemacht worden, die gegenwärtige heraus zu geben. Die botanischen Einsichten des Hrn. v. Frankenau sind bey allen seinen Titeln und andern Verdiensten, die er mag gehabt haben, doch wohl nicht sehr groß gewesen, und selbst in dem J. 1683., da die erste Ausgabe erschien, haben unstreitig manche Kräuterkenner und Aerzte anders gedacht, als er. Es ist dies Buch ein ungeheures Namenverzeichniß von Kräutern, bisweilen mit, mehrentheils aber ohne, Benennung der Schriftsteller. Wegen ihres Werths ist man daher in den mehresten Fällen ungewiß. Unzähligemal wird man bey dem Nachschlagen auf ein anderes Synonymon verwiesen; und wenn man auf dieses gekommen ist, findet man doch nichts weiter, als ein oder mehrere eben so ungültige deutsche Namen und lateinische Synonymen, und allenfalls eine Beschreibung aus dem Stegereif, und öfters danebst einen Wust von medicinischen Wirkungen. Noch immer wird nach dem ehemaligen Geschmack die Temperatur angezeigt. So ist der poetische Wermuth hitzig im ersten und trocken im dritten Grad; der gemeine Knoblauch ist warm und trocken im vierten Grad. Viele unkräftige Pflanzen werden fast als Universalmittel erhoben, wie man an dem, im dritten Grad trockenen rothen Steinbrech (Filipendula) sehen kann, der in der Gicht, der Venusseuche, dem Krebs, Fisteln, in empfangenen Giften, der Pest selbst u. s. w. vortreflich seyn soll. Eben so giebt es hier auch kräftige Mittel wider die Zaubereyen, denen der Herausgeber hier so lange einen Raum (m. s. die Vorrede) einräumen will, bis die Zaubereyprincipia dermaleinst bey einigen Landleuten in sich selbst verfallen. Daß er die Zahl der Wörter hier nach dem einmal gefaßten Plan ungemein vor den vorigen Ausgaben zu vermehren beflissen gewesen; ist bey einem Werk, das voller Fehler und Mängel ist, eher zu tadeln, als lobenswürdig, denn dies heißt Mängel mit Mängeln häufen. Wie die Herren Professores Botanices, da das Werk ans Licht

[illegible], nach des [illegible] Zeugniß, auf drey [illegible] Universitäten publicas et privatas lectiones [illegible] halten können, ist uns völlig unbegreiflich.

Herrn Albrecht von Hallers Anfangsgründe der Physiologie des menschlichen Körpers. Aus dem Lateinischen übersetzt von Joh. Sam. Hallen, Professoren an dem Königl. Preuß. Corps des Cadets in Berlin. Dritter Band, das Athemholen, die Stimme. Berlin, bey Christian Friedrich Voß. 1766. 2 Alphab. 3 Bogen. Vierter Band, das Gehirn, die Nerven und Muskeln. 1768. 2 Alphabet in gr. 8.

Wir sagen das von dieser Uebersetzung, was wir von vielen andern sagen, daß sie, so gut sie auch gerathen seyn mögen, doch vieles von ihrem Werth verliehren, wenn ihr Original wahren Gelehrten bestimmt, und in solcher Sprache geschrieben ist, daß sie es verstehen können. Warum will man die Trägheit oder Versäumniß einiger Afterärzte begünstigen, die durch Flüsse aufgeschwollene gelehrte [illegible] die Stimme tiefdenkender Gelehrten annehmen. [illegible] ist zu weit von dem Pedanten entfernt, als [illegible], daß auf die lateinische Sprache ein besonderer [illegible] ruhete; noch ist er so unempfindlich, daß er einen [illegible], der sie verstehen und darinn schreiben kann, schon [illegible] Lateiner hielte. Dennoch ist er überzeugt, daß diejenigen Aerzte, denen auch diese geringe Fertigkeit fehlet, [illegible] Schätze in ihrer Wissenschaft vermissen, und daß diejenigen, die in ihrer Jugend hierinn sich zu üben unterlassen, auch viele andere Kenntnisse, die sie zu tüchtigen Aerzten machen, entbehren müssen. Und daher sehen wir nicht gerne, daß die lateinischen Vorlesungen bey den Aerzten auf Akademien abkommen, die doch nicht ohne Grund von unsern Vorfahren, da andre Lehrer Deutsch lasen, eingeführt sind. Manche rohe und doch aufgeblasene Wundärzte, und, auf welche diese stolz herabblicken, manche unwissende Mitglieder der löblichen Baderzunft und ähnliche Subjecte (denn dies ist das Lieblingswort dieser Helden), deren höchstes Verdienst ist, bey einem Feldhospital gedient zu haben, würden sich niemals einfallen lassen, Doctores zu werden, wenn sie in dem Jahr, da sie sich Schande hal-

her auf der Akademie aufhalten, nichts als eine Sprache in den Hörsälen hörten, worinn sie Fremdlinge wären. Sollte aber das Publikum wohl durch den Mangel solcher medicinischen Recruten etwas verliehren? — Doch, es läßt sich wohl ein andrer Verlust gedenken.

L.

D. Pet. Jon. Bergius Lehr. der Naturlehre und Apothecerkunst, Abhandlung von kalten Bädern überhaupt und von dem Baden in Loka, s. w. übersetzt von J. G. Georgi und mit Anmerkungen und einer Vorrede versehen von D. Joach. Jac. Rhades, Lehr. d. Arzney- und Zergliederungskunst an dem akad. Gymnasio zu Altenstettin s. w. Stettin Drevenstedt, 1766.

Herr Bergius liefert die Geschichte des kalten Bades von Moses Zeit bis auf die unsere und Hr. Rhades ergänzt sie in beträchtlichen Anmerkungen. Nachher geht Hr. B. zum kalten Baden in Loka über, wo ein sehr reines etwas seifenhaftes Wasser quillt, wodurch der jetzige König von einer hartnäckigen Migräne befreyet worden. In dem weitläuftigen, aber wichtigen Vorberichte erweist Hr. R. den Nutzen der Bäder, besonders der kalten aus den Gewohnheiten entfernter Völkerschaften, aus Gründen der Theorie und in einer Nachlese von wichtigen Zeugnissen; da ihm selbst, wiewohl den meisten heutigen Aerzten, eigne Erfahrungen mangeln. Wirklich verdient das fast durchgängige Abkommen der kalten Bäder von Aerzten beherzigt zu werden. Wir sind mit denselben einer wichtigen Stütze für die Gesundheit und eines grossen Mittels in Krankheiten beraubt. Immer sind wir in der Apothek und Baden so wohl, als viel andre heroische Mittel des Alterthums für unsere weichliche zarte Generation zu rauh, und für die feine Kunst vielleicht zu einfach sind.

Y.

Beobachtungen über die Natur, Ursachen und Heilung der Krankheiten, die man gemeiniglich Nerven- hypochondrische und hysterische Zufälle nennet.

Mit

[illegible] Anmerkungen über die [illegible] Nerven, durch Robert Whytt, d. A. D. Mitgl. der K. Engl. Ges. d. W. Königl. Leibarzt, Präsid. des Kön. Collegiums der Aerzte und öffentl. Lehrer der Arz. in Edinburg. Συμπαθεα παντα Hipp. aus dem englischen nach der zweyten verbesserten Ausgabe übersetzt. Leipzig. Casp. Fritsch 1766. 1 Alph. 3 Bogen in 8.

Zwischen dem Auge des Arztes und dem gesunden sowol, als kranken Zustande der Nerven, schwebt eine dichte dicke Wolke. Jener liegt fast außer der Sphäre der Beobachtung, und dieser ist vielförmiger, als jedes andere Geschlecht von Krankheiten, so vielförmig sie auch immer sind. Völlige Klarheit über den dunkeln Weg des Arztes wird uns wohl schwerlich angedeyhen: aber es ist schon viel, wenn man seine tappende Hand in die Hand eines gewandsen Führers legen kann. Und das ist hier der Fall. Ein Mann der viel Kranke gesehen, viel gelesen und viel gedacht hat; ein Mann, der sein Leben durch mit Nervenzufällen behaftet gewesen, an denen er auch gestorben ist — Kurz, ein Whytt beut einige Handleitung dar; man verspricht sich viel davon, und man irrt nicht. Wir können das Werk nur allgemein anpreißen, weil ein genauer Auszug zu weitläuftig werden würde, und es auch eigentlich keine Frucht deutschen Bodens ist. Die Deutlichkeit und Präcision im Bezeichnen der Gedanken fehlt bisweilen. Man sehe nur die Art an, wie Hr. W. den Unterschied zwischen Nerven-hysterischen und hypochondrischen Zufällen ausdruckt, ob wohl viel wahres und recht wesentliches darinn ist. Das Werk ist sonst aus der Fülle von Beobachtung, Versuchen und Erfahrung in guter Ordnung aufgezeichnet und Hr. W. macht wichtige Zweifel gegen viele Hypothesen, die in der Praxis irre führen können. Von seinem eigenen, dem feinen Stahlianismus, sagt er doch nicht ab, wiewohl man ihm die Gerechtigkeit wiederfahren lassen muß, daß er auf den practischen Theil nicht den geringsten Einfluß hat. Hr. W. greift seine Krankheit, in ihren Ursachen sowol, als in ihren Symptomen, so richtig an, als je ein mechanischer Arzt nur vermag. Die Uebersetzung scheint gut zu seyn. Sie ist nicht nur deutsch; sondern auch fließend und verständlich und mit

ein

entsinnen uns nicht, daß wir auf Stellen gestoßen sind, wo der Uebersetzer über sein Original gestolpert wäre.

V.

Joannis Friderici Zückert, M. D. Acad. Caesar. Leopold. Carolin. Nat. Curios. et Academiae elector. Moguntin. scient. util. Sodal. Materia alimentaria in genera, Classes, et Species disposita. Berolini apud Aug. Mylium 1769. 427 Seiten in 8.

Schon lange haben wir uns gewundert, daß man nicht eben so wohl von den Nahrungsmitteln, als den Arzneyen, ein Verzeichniß nach Art eines Systems, worinn die Gattungen gehörig bestimmt, die Geschichte von jeder derselben kurz beschrieben und deren Gebrauch nach dem Zeugniß bewährter Aerzte angezeigt würde, herausgegeben. Die Sache ist doch gleich wichtig, zudem da keine wahre Gränzen zwischen einem Nahrungsmittel und einem Heilmittel gesetzt werden können, und jenes diesem die Hand bieten muß. Die gemeinen diätetischen Schrifften leisten uns bey weitem hierinn kein Genüge. Denn diese lassen es mehrentheils bey dem Allgemeinen bewenden, und ihren Verfassern fehlt, was doch der Grund zu aller übrigen Kenntniß ist, die historische und sinnliche, welche ohne Naturgeschichte nicht erlernt werden kann. Und wie viele Belesenheit wird nicht zu einem solchem Unternehmen erfordert, in medicinischen Schrifften aller Nationen und in Reisebeschreibungen. Wir loben des Hrn. V. Vorsatz, eine in diesem Stücke bisher gewesene Lücke auszufüllen, ob er uns gleich noch lange nicht befriedigt. Denn seine Eintheilung bezieht sich auf die Bestandtheile der Nahrungsmittel, die nicht so leicht kenntlich sind als diejenigen Eigenschaften, welche ohne Zergliederung auf die Sinne wirken; und bey der Bestimmung der einzelnen Gattungen, legt er bald diesen, bald jenen Schriftsteller zum Grunde, da es doch am besten gewesen, nur einen und zwar authorisirten, der dabey ein allgemeines System geschrieben, anzuführen, worinn die Wahl sogleich bey dem Hrn. von Linné stehen bleibt. Oft läßt der Hr. V. ganz und gar die Beschreibung aus, und macht daher die ganze Abhandlung von dieser Gattung weniger brauchbar. Noch zeigt der

der Hr. V. bey dem Gebrauch überall die Quellen an, woher er geschöpfet, ob es Originalschriftsteller seyn, oder Abschreiber. In diesem Fall ist das Citiren unumgänglich.

Im ersten, kurzen, Theil handelt der Hr. V. von den Nahrungsmitteln überhaupt, nemlich von der Ernährung, den Verschiedenheiten der Nahrungsmittel, ihrer nöthigen Zubereitung, als Backen und Brauen, ihrer heilsamen Wahl, dem Maas u. s. w.

Sodann ordnet er sie im zweyten Theil in ihre Classen und Unterabtheilungen an. Die Hauptabtheilung ist in Speisen, (esculenta) Getränke (potulenta) und Gewürze (condimenta). Die erste Classe enthält solche, die viel (polychyla), die wenig (oligochyla) und die ungesunde Nahrung (cacochyma) geben. Diese insgesamt werden schleimigt, oder galerartig, fett, scharf oder erdhaft ausgegeben. Noch genauer theilt er sie darauf nach der Empfindung auf der Zunge, da sie dann süß, sauer, herb, salzig u. s. w. sind. Die Getränke sind wässerig oder geistig. Und die Gewürze süß, sauer, öhlicht, salzicht, balsamisch.

Uns gefällt, daß der Herr V. nicht blos bey den Europäischen Nahrungsmitteln stehen geblieben, sondern auch zu denjenigen, die an den entfernten Welttheilen im Gebrauch gewesen sind, übergegangen. So sehen wir, daß er den Rumph und Sloane gelesen hat. Wie viel läßt sich aber nicht hierinn zusetzen! Auf der andern Seite hätte wohl eine Menge Dinge ausgeschlossen werden können, wie z. E. die Menge Vögel S. 112. Von allen diesen beurtheilet der Hr. V. den Nutzen in der Diät. Bey einigen ausländischen ist er uns fast zu weitläuftig, zudem, da wir sie nicht einmal nach den neuen Schriftstellern bestimmen können. Und bey verschiedenen einheimischen kömmt er uns zu kurz vor, wie z. E. bey den Linsen und Vizbohnen. So schlimm sind doch die Bauerbohnen nicht, wie unser V. sie beschreibt, die er nur dem Vieh überlassen haben will. Nebst den deutschen Namen sind auch die französischen angegeben worden.

Henrici Ioannis Nepom. Crantz S. C. A. Majestatis Consiliarii, institutionum med. et Mater. med. Vindobon. Prof. Publ. ord. Acad. Imper. nat. Curios. et Soc. botanic. Florent.

Litt.

Litt. Roboret. Sodalis de duobus Draconis arboribus botanicorum, cum figuris aeneis partium fructificationis, duorumque novorum generum constitutione. Viennae, impensis Joannis Pauli Kraus, Bibliopolae Viennensis. 1768. 4 Bogen in Imperialquart mit einem Kupfer.

Diese Schrift ist als ein Brief an den Freyherrn van Swieten eingerichtet, der dem Hrn. Verf. die Untersuchung der einen hier beschriebenen Pflanze aufgetragen. Er ist wichtig, denn man lernt daraus den wahren Drachenbaum des Clusius, worüber so viele verschiedene Meynungen bisher gehegt worden, kennen. Hr. Cr. zählt sechs Gewächse, denen man das sogenannte Drachenblut zugeschrieben, die er hier mit eigenen Namen benennet, aber danebst durch ihre Synonymen kenntlich macht. Es sind deren: 1. Draco Clusii *Cranzii* oder der vermeyntlich ächte Drachenbaum des Clusius; 2. Draco Dragonalis *Cr.* oder Palma prunifera foliis Yuccae fructu racemoso cerasiformi ossiculo duro cinereo pisi magnitudine Kaempferi; 3. Draco Dracunculus *Cr.* oder Draco arbor indica siliquosa populi folio Angsana v. Angsana Iaunnensibus *Commel.*, den v. Linné Pterocarpus Draco nennt; 4. Draco Rhaa *Cr.* oder Rhaa Afris des Flacour und Dapper; 5. Draco Santalum *Cr.* oder Lignum calecturicum des Jägers bey Valentin; 6. Draco Rotang *Cr.* oder Arundo farcta seu palma conifera spinosa Rottang D. Sjerenang *Kaempf.* Wegen der noch grössern Ungewißheit, als bey diesen, übergeht Hr. Cr. einige andere Gewächse, die einen blutähnlichen Saft von sich geben sollen. Denn von allen diesen ist er nicht im Stande ein botanisches Geschlecht, sondern, wie er selbst sagt, nur ein genus officinale zu bestimmen. Der Apotheckername Draco ist also Genus. Wie ist es aber möglich, eine differentiam specificam mit einem paar Worten zu geben, wenn man noch die wahren verwandten Gattungen nicht kennt. Umständliche Beschreibungen über alle Theile kann man geben: doch die kann man nicht mit Recht von dem Hrn. Verf. fordern, da er, die erste Gattung ausgenommen, die Pflanzen selbst nicht gesehen hat. Sowol bey

der

der ersten als zweyten Gattung citirt Hr. Cr. den Asparagus Draco Linn., wodurch eine Irrung entstehet.

Wir kommen auf den Drachenbaum des Clusius zurück, den dieser zu seiner Zeit so berühmte Kräuterkenner im J. 1564., so wie er ihn in Lissabon gesehen, beschrieben und abgebildet hat. Löfling kam der Wahrheit am nächsten, da er ihn anfänglich für eine Gattung des Asparagus hielte; er verdarb es aber hernach, da er eine andere Pflanze, die er Pterocarpus nannte und zu den Papilionaceis gehöret, darunter verstand.

Hr. Cr. wundert sich, daß man so lange den wahren Drachenbaum verkannt hat, da er doch sogar selten nicht blühet; so wie dies in dem Garten Belvedere des Prinzen Eugen zu dessen Lebzeit, und nicht vor langer Zeit in dem Haruckerschen Garten, zu Wien geschehen ist. Mit der Frucht aus dem letztern Garten sind viele andere in Oesterreich, Deutschland und Holland versehen worden.

Der von Hrn. Cr. hier beschriebene ist von Porto Bello im Jahr 1748. nach Holland gebracht worden; jetzt hat er aber in dem Kayserl. Lustgarten im Julius geblüht und im August Früchte angesetzt. Der Hrn. V. Beschreibung des Baums, die sich auf alle Theile erstreckt, ist offenbar die erste vollständige, die wir haben. Doch liessen sich noch einige Umstände, wie z. E. die innere Beschaffenheit des Stammes und der Wurzel aus des Hrn. Prof. Gleditschs vermischten Bemerkungen, dem 1 Theil S. 180, ersetzen. Er ist am meisten mit dem Spargel verwandt, daher auch v. Linnés Asparagus Draco citirt wird, geht aber doch dadurch von diesem Geschlechte ab, daß die 3. innere Läppgen der sechstheiligen Blumenkrone nicht mehr als die andern zurückgebogen, daß die Staubfäden nicht fadenförmig noch die Staubbehältnisse rundlich sind, so wie auch der Staubweg nicht so klein ist, noch von dessen Narbe ein hervorragender Punkt sich befindet; welches alles nach v. Linnés Aussage den Charakter des Spargels ausmacht. Die unreife Frucht hat zwar auch 3. Fächer, in deren jedweden aber nicht 2. Saamen befindlich sind, sondern sie hat nur einen, der dabey nicht eckigt, sondern rund ist. Hr. Cr. ist über v. Linné unwillig, daß er diesen Unterschied an dem Drachenbaum nicht erkannt. Daraus läßt sich aber nur schließen, daß er die 12te Edition des Natursystems, die doch 1767. schon

her-

heraus war, nicht gesehen hat, worinn der Ritter ein neues Geschlecht Dracaena mit 5. Gattungen (m. s. S. 246.) festgesetzt, unter denen der Drachenbaum Dracaena Draco heist. Indessen macht Hr. Cr. aus ihm ein neues Geschlecht, das er Störkia mit dem Beynamen Draco nennt. Die verjüngte Beschreibung der Pflanze ist: Störkia arborescens foliis ensiformibus subcarnosis imbricatis patenti — pendulis. Denkmäler, Medaillen, Ritterorden sind Belohnungen, die wir Männern von Hrn. Störks Verdiensten gönnen. Wenn Hr. Cr. aber eine Pflanze nach ihm nennt, dünkt uns, daß es eben so ist, als einen General mit dem Bischoffsstab beschenken.

Weniger leistet Hr. Cr. uns in Ansehung der folgenden Pflanze Genüge, die er dem Hrn. Professor Oeder zum Andenken Oedera dragonalis nennt, und vorher unter N. 2. bezeichnet hatte. So viel wir nach Hrn. Cr. abgekürzten Schreibart abnehmen können, so ist sie die Yucca Draconis des Hrn. v. Linné. Auch diese Schrift ist voll von Bitterkeit gegen diesen Gelehrten, der ihn doch so sehr übersieht, und von dem Herr Cr. doch so viel gutes geborget hat. Wir kennen nicht die Leute, *qui a Deo sexus nomen mutuati semideos se reputant*, noch den *imperiosum Linnaeum, qui crudelis calami tractu innocentes fortunas caustico liquore abradit*. Die Freyheit, die Hr. Cr. sich ausnimmt, muß er andern, insonderheit Vätern in der Wissenschaft, ebenfalls einräumen. Meynt er etwa durch diese und ähnliche Floskeln den Hrn. v. L. aus seiner Stille zu bringen? Freylich ist diese manchen empfindlicher, als die tiefesten Stiche. Denn sie zeigt eine Größe des Geistes an, die nicht einem jeden gegeben ist, und die man doch gern besitzen möchte. Der gute Adanson bekömmt auch eins ab.

***

Florae Danicae Iconum Fasciculus IV. 1765. Fascicul. V. 1766. Fasc. VI. 1767. Fascicul. VII. 1768. Fascicul. VIII. 1769. Hafniae, typis Philibert, in Folio.

Herr Prof. Oeder setzt die Ausgabe seiner Abbildungen zur dänischen Flora ungesäumt fort; und uns vergnügt es neue Hefte wiederum anzeigen zu können. Die Einrichtung

kung haben wir schon oben (Allg. deutsche Bibl. I. B. 2 St.) angezeiget. Es ist daher nur nöthig zu versichern, daß die Güte der Abbildungen hier eben dieselbe ist. Um kurz zu seyn, wollen wir nur ein paar Worte von den beyden neuesten Fasciculn sagen.

Das 7te Heft geht von 361. bis 420. In der Vorrede darzu giebt er die angenehme Nachricht, daß der Preis jedes ausgemahlten Heftes auf 8 Reichsthaler, jedes unausgemahlten aber auf 2½ dänischen Geldes, durch die Freygebigkeit des Königs niedergesetzt worden, welches ungemein wohlfeil ist, wenn man die Kostbarkeit des Zeichnens, des Stichs, das Illuminiren, das Papier, den Abdruck, das Porto berechnet. Und nicht weniger gern vernimmt man, daß hinkünftig jährlich 2 Hefte erscheinen werden. Man trift in diesen Heften viele Gräser und Gewächse mit unkenntlichen Blüthen an, und unter andern solche, die Hr. König aus Island mitgebracht hat. Dahin gehörten eine Saxifraga, ein paar Fuci, ein Sisymbrium, und eine Pflanze die nach ihrem Erfinder Königia heisset. — Einige Gräser scheint Hr. von Linné ausgelassen zu haben, denen Hr. O. doch andere Namen beysetzen kann. Die Tulipa sylvestris scheint doch nicht recht einheimisch zu seyn. Unser V. trennt auch das Phleum nodosum von dem pratensi. Der Fucus digitatus alueorum Löselii wird hier doch wieder authorisiret.

Wir nehmen das 8te Heft sogleich mit, das bis auf die 480ste Platte geht. Hr. O. erklärt in der Vorrede, daß zur Beschleunigung des Werks der Botanices Professor in Göttingen, Hr. Murray, die Aufsicht über diejenigen Abbildungen, welche der dortige Mahler Kattenhover von Pflanzen verfertigt, welche Dännemark mit Göttingen gemein hat, übernommen habe. Er verspricht zugleich, daß die Blüthenlosen Gewächse hinkünftig reichlicher vorkommen, zur Ersparung der Kosten aber deren mehrere auf einer Platten vorgestellt werden sollen, wovon man auch hier Beyspiele hat. Einige Carices und Blüthenlosen Gewächse sind neu, um die sich auch zum Theil Hr. König verdient gemacht hat. Bey der Alsine media finden sich 10 Staubfäden. Hr. Zöga, des Hrn. Prof. Gehülfe, hat die Peziza polymorpha, in ihrem Wachsthum, wie ihm gewöhnlich ist, scharfsichtig verfolgt. Der Lichen grönlandicus ist rar, und wird am Geburts-

ort gegessen und nützlich wider das Blutspeyen gebraucht. Man findet auch einige Schimmelarten abgebildet.

L.

Henrici Ioan. Nepom. Cranz, S. C. A. Majest. Consiliarii, institutionum med. et Mater. med. Vindobonens. Prof. publ. ord. Acad. imp. nat. Curios. et Societ. botanic. Florent. litter. Roboretan. Sodalis, Classis cruciformium emendata, cum figuris aeneis in necessarium instit. rei herbariae Supplementum. Lipsiae, impensis Ioannis Pauli Kraus, Bibliopolae Viennensis 1769. 9 Bogen in 8.

Vor diesem Werk ist eine 3 Bogen starke Abhandlung *de adstringendis firmandisque stirpium generibus discursus* vorgedruckt. Der Hr. V. klagt darinn, daß man die Charaktere der Pflanzengeschlechter noch nicht recht bestimmt hat. Als Ursachen davon sieht er die große Verehrung, die man gegen die Geschlechter der Alten gehabt hat, die Liebe zu den einmal gewohnten Systemen, die Vervielfältigung der Geschlechter, die Hr. von Linné durch die Benennung neuer Pflanzen, nach seinen Lieblingen soll eingeführt haben (ein schwarzer und Hrn. Cr. verunzierender Gedanke) die verkehrten Begriffe, die man von einem Pflanzengeschlecht hat, als wären Blüthe und Frucht hinlänglich. Hr. Adenson, über dessen Orthographie und geographische Kenntnisse er sich überflüßig lustig macht, ist doch in diesem Stücke so gefährlich nicht. Eine Hauptregel bey ihm ist, die Geschlechter so viel als sich thun läßt, zusammenzuziehen; und beruft sich auf seine Fächer von Pflanzen mit einem Sonnenschirm, und den Schotentragenden (cruciformes) als Exempel. Hr. Cr hat genug geschärfte Waffen, durch die er sich sichern kann, und die wir ihm gönnten, wofern er sie nur nicht zu Angriffen mißbrauchte. Wie ist das zu verstehen, wenn er von einem jungen Gelehrten, der eben mit seiner Gradualdisputation (*Giseke diss. inaugur. botanico-medica sistens systemata plantarum recentia, Gottingae.*) fertig worden ist, und den er selbst Neo-Candidatum humanissimum nennt, sagt? ill. Linnaeum in arena saucium deseruisse; denn so legt er dessen wohlmeynende Vertheydigung des Ritters aus.

Hr.

Hr. Cr. sieht die Schwierigkeit in Unterscheidung der Geschlechter in der Klasse der kreutzähnlichen Blüthen ein, und beschwert sich darüber, daß die Beschaffenheit der Drüsen in den Blumen nicht beständig genug wäre. Beyspiele von Abweichungen in Gattungen einerley Geschlechts führt er in einem besondern Verzeichniß an. Alle diese Pflanzen theilt er in 3 Ordnungen, siliculosas, siliquatas und silignosas. Siliquatae werden solche genannt, deren Schoten gleichsam von mittler Natur, nemlich dicker und fester sind, wie bey dem Senf, dem Rettich. Bey allen den Vorwürfen, die er dem Hrn. von Linné macht, behält er doch mehrentheils seine Geschlechter, seine Beschreibungen, seine Synonymen. Seinen Namen läßt er aber aus, er mag sich seiner Beschreibungen bedienen oder nicht. Als Proben der Abweichungen des Hrn. Cr. merken wir verschiedenes an. Den Leindotter (Myagrum satiuum) nennt er Thlaspi camelina. Aus vielen Arten des Lepidium macht er ein Nasturtium. Die Anmerkung bey dem Lepidio bonariensi, daß es nicht 2 sondern 6 Staubfäden hat, ist völlig richtig. Der Coronopus Ruellii ist bey ihm ein Myagrum, so wie auch die Rose von Jericho. Die letztere soll sich im Oesterreichischen an den Wegen befinden. Die Brassica Eruca, der gemeine Senf, der Kohl sind bey ihm ein Rapharus — Wenn werden die Neuerungen in der Botanick aufhören! und sollen diese besser heißen, als diejenigen, die Hr. Cr. verwirft?

L.

Versuch einer pragmatischen Geschichte des Schlafes, von Corbinianus Garrey, d. W. M. Cölln, bey P. Hammer, 1768. 7 Bogen in 8.

Wenn irgend jemanden etwas daran gelegen seyn solte, einige weithergeholte Beweisgründe, daß der Schlaf blos eine Folge des Sündenfalls, und der Seelenschlaf nach dem Tode eine Chimäre sey, in einer weitschweifigen und affektirt muntern Schreibart zu lesen, so können wir ihm dieses Buch empfehlen. Wenn der V. S. 12 erwähnt, daß einige den Schlaf mit Tobakrauchen vertreiben, so läßt er seinen Witz dabey kund werden, wie folget: „Es ist „wahr, daß ein Wotton und ein Boxhorn unter diesen „Waffen, wie viele andre, sehr elendiglich crepiren müs„sen. Allein was schadet dieses? Die Gelehrten werden

„immer noch mit ziemlichen Gründen, diese Art, wider
„den Schlaf zu fechten, zu vertheydigen wissen; ohne sich
„im geringsten auf das Phlogiston der heydnischen Moral,
„welches Raison de guerre heißt, berufen zu dürfen. Ha-
„ben jene große Genies also den Schlaf gleichsam für einen
„Schinken gehalten, den man ewiglich räuchern müsse; so
„giebt es eine andere Gattung, die ihn zu der harten Strafe
„der Ersäuffung verurtheilt haben,

„et deducendum corio bovis in mare, cum
„quo clauditur adversis innoxia simia fatis.

„Wenigstens waren Casaubons Mittel wider den Schlaf
„flüßig. Ancillon versichert von ihm, daß er sich Wein-
„eßig in die Augen gegossen. — Auch dieses Beyspiel
„ist nicht ohne Nachahmung blieben. Spritzt man gleich
„in denen Creutzzügen wider den Schlaf nicht mehr mit
„Weineßig um sich herum; so weis man doch in etwas
„feinerm Geschmack alle Schleusen im Lande der Wachsam-
„keit also mit Caffee anzufüllen, daß der so verfolgte Schlaf
„eher hundert Cammerherrn als einen großen Gelehrten
„zu überwältigen im Stande ist." Nach dieser Probe
wird man eine Vorrede von 20 Seiten zu diesem Werke,
die eben so witzig ist, wol ungelesen lassen.

Bericht von den heilsamen Wirkungen der Kinkina oder peruvianischen Rinde, und von der Nichtigkeit der Vorurtheile, welche das Publikum gegen diese Rinde noch hat, mit einem Anhange von dem innerlichen Gebrauche des Schierlings, Bilsenkrautes, und Münchskappen Extractes, von Joh. G. Schenckbecher, der W. W. Baccalaureus, der A. D. Feldstabsarzt bey der Armee Ihrer Kais. M. aller Reussen. Riga und Mietau, verlegts J. F. Hartknoch 1769. 11 Bogen gr. 8.

Die Wirkungen, welche der Herr V. in Fiebern, im Brande, in der Knochenfäule, u. s. w. von der Fieberrinde beschreibt, sind freylich den Aerzten schon zur Genüge bekannt. Man muß aber seine Absicht in Erwägung ziehn, die Vorurtheile wider dieses große Arzneymittel, welche noch, vielleicht besonders in dem Lande, wo er lebt, vielen Aerzten und Kranken anhängen, hinweg zu räumen;

sie

so verdient diese kleine Schrift denen recht ernstlich empfohlen zu werden, die Wahrheit und Ueberzeugung suchen. Ueberhaupt zeuget die Art, wie Herr S. seine Kranken behandelt, von seiner Geschicklichkeit und reifen Beurtheilungskraft, so wie seine ganze Absicht bey diesem Werke, von eifriger Menschenliebe. Der Anhang enthält einige glückliche Versuche mit den giftigen Kräutern, welche Herr Störk durch seine Schrifften berühmt gemacht hat, woraus erhellet, daß es allerdings der Mühe werth bleibe, sie in vorkommenden Fällen zu versuchen.

De Vermibus in lepra obviis, iuncta leprosi historia, et de lumbricorum setis Observationes Reg. Soc. Goetting. praelectae, cum figuris aeneis, Auctore *Jo. Andr. Murray*, Ph. et M. D. Med. Prof. Goetting. et reg. Ac. Sc. Suec. Membro. Goettingae Imp. J. Ch. Dieterich, 1769. 6 Bogen in 8.

Eine kleine, aber in vielen Absichten merkwürdige Schrift. Der gelehrte Hr. V. setzt darinn die bisher unbestimmtere Sache in ein neues Licht, ob bey den Aussätzigen sich Würmer in der Haut einfinden, ob sie die Ursache des Aussatzes, oder nur eine zufällige Folge davon sind, und zu welcher Art von Würmern sie gehören. Die in gegenwärtigen Falle, und wahrscheinlicher Weise in den andern auch, sind die Maden gewöhnlicher Fliegen, und werden vermuthlich blos von der Fäulniß herbeygelockt. Durch diese Erörterungen thut Herr M. einigermassen einer von den Aufgaben ein Genüge, welche der Herr Hofrath Michaelis der Kön. dänischen nach Asien bestimmten Reisegesellschaft, in Absicht der Würmer beym Aussatze, vorlegte. Ausserdem ist die, von dem Aussätzigen, welchen Herr M. gesehen, beschriebene Krankengeschichte, ein wichtiges Stück für praktische Aerzte, und einige Anmerkungen, von den verschiedenen Arten des Aussatzes, vom Gebrauche der Vipern, der Essenz von spanischen Fliegen, der Quecksilberarzneyen, bey dieser Krankheit, u. m. müssen ihnen besonders lieb und wichtig seyn. Den Liebhaber der Naturgeschichte wird der zweyte Aufsatz interessiren, worinn Herr M. die Hacken oder Spitzen, welche Reihenweise den Leib der Regenwürmer besetzen, und ihnen einigermassen zum Behelf

statt der Füsse dienen, nach eigner genauer Beobachtung beschreibt, und die bisherigen Begriffe der Naturalisten hiervon berichtiget. Die beygefügten Kupfertabellen stellen die Figur der Würmer des Aussätzigen und die daraus entstehende Fliege, wie auch die oberwähnten Zacken des Regenwurms vor.

Medicinische Abhandlungen, von den Vorbauungsmitteln nach den Tissotischen Grundsätzen; entworfen von Christoph Jakob Mellin, der A. D. der Herzogl. lateinischen Gesellschaft zu Jena Ehrenmitglied und ausübenden Arzt zu Langensalze. Langensalze, bey Joh. Chr. Martini, 1769. 9 Bog. in 8.

Die Einleitung von dreyen Bogen enthält einen kurzen Entwurf der ganzen Diäterick; das übrige sind die aus Tissots Avis au peuple gezogenen Regeln zur Verhütung der Krankheiten. Bey der itzigen Mode, die Lehren der Arzneykunst unter Leuten, die die Gründe derselben nicht verstehn, auszubreiten, wird es Aerzten, die gern Schriftsteller seyn wollten, ungemein leicht, zu ihrem Zwecke zu gelangen. Man hat davon ein Beyspiel an dieser Compilation, worinn selbst der Vortrag zu sehr vernachläßigt ist, um dem Verfasser ein anderes Verdienst dabey zueignen zu können, als den guten Willen, dem gemeinen Wesen einen Dienst zu thun, welchen wir gern für die Triebfeder halten wollen, die ihn bewogen hat, dieses Werkgen abdrucken zu lassen, obgleich das Tissotische Werk in jedermanns Händen ist. C.

4. Schöne Wissenschaften.

Neue Lieder, von dem Verfasser der Lieder nach dem Anakreon. Berlin, im Verlage der typographischen Gesellschaft, 1767. 4 Bogen in 8.

Wir haben schon bey Gelegenheit der Lieder nach dem Anakreon (in des V. B. I. St. S. 74.) zu verstehen gegeben, daß die neuesten Früchte der Gleimischen Muse, nicht von gleichem Werthe sind. Mit aller Nachsicht für einen berühmten Namen kann man sich bey so manchen mittelmäßigen Stücken, die itzt unter diesem Namen erscheinen, doch den Beyfall nicht abzwingen.

Wir wünschten, daß Herr Gleim, auf seinen Ruhm etwas eifersüchtiger wäre, und nicht zugäbe, daß seine Freunde alle Verse, die er etwa vor langen Jahren mag gemacht haben, nun heraus geben. Denn wir glauben gern, daß Hr. Gleim so wenig an der Herausgabe mancher von seinen Gedichten Theil hat, als er an den ausschweifenden Lobeserhebungen Gefallen finden kann, die so mancher seichte Kopf itzt zum Lobe seines Gleims mit vollem Munde ertönen lässet.

Wir sagen es ungern, daß in dieser Sammlung manche sehr matte Stücke sind, so, daß wenn dergleichen Versgen ohne Andeutung des Namens erschienen, sie wenig Aufmerksamkeit erregen würden, aber dies ist leider wahr. Man sehe nur z. B. S. 35.

Brod hat mir Gott, und Wein dazu gegeben!
Wenn er mir nun noch Liebe giebt,
So fehlt mir nichts! Was hat man von dem Leben,
Wenn man nicht liebt!

wodurch hat wohl diese Betrachtung verdient gedruckt zu werden? Man kann kaum etwas kälters und mittelmäßigers sehen. Man sehe auch S. 8.

Der Wille

Helden, die nach Ehre schmachten
Wollen alle Menschen schlachten!
Dieser Will ist nicht für mich
Leben lassen will ich!

Reiche, Güter zu erwerben,
Wollen hungern, reich zu sterben!
Dieser Will ist nicht für mich
Satt mich essen will ich!

Klopstock will sein junges Leben,
Für Homerus Lorbeern geben!
Dieser Will ist nicht für mich
Lange leben will ich.

Wie matt sind die beyden ersten Strophen, und in der letztern ist der Gedanke falsch, denn Hr. G. verschmäht doch gewiß nicht die Unsterblichkeit, die Klopstock sucht.

Man sehe ferner S. 21. 25. 31. 40. 47. 59. (welches Lied ohnedem eine matte Nachahmung eines bekannten französischen Liedes) S. 63. u. a. m. Herr Gleim sollte sich mit Herausgabe neuer Lieder mehr als ein anderer in acht nehmen. Alle kleine Liedergensänger, schwärmen, tän-

statt der Füsse dienen, nach eigner genauer Beobachtung beschreibt, und die bisherigen Begriffe der Naturalisten hiervon berichtiget. Die beygefügten Kupfertabellen stellen die Figur der Würmer des Aussätzigen und die daraus entstehende Fliege, wie auch die oberwähnten Zacken des Regenwurms vor.

Medicinische Abhandlungen, von den Vorbauungsmitteln nach den Tissotischen Grundsätzen; entworfen von Christoph Jakob Mellin, der A. D. der Herzogl. lateinischen Gesellschaft zu Jena Ehrenmitglied und ausübenden Arzt zu Langensalze. Langensalze, bey Joh. Chr. Martini, 1769. 9 Bog. in 8.

Die Einleitung von dreyen Bogen enthält einen kurzen Entwurf der ganzen Diäterick; das übrige sind die aus Tissots Avis au peuple gezogenen Regeln zur Verhütung der Krankheiten. Bey der itzigen Mode, die Lehren der Arzneykunst unter Leuten, die die Gründe derselben nicht verstehn, auszubreiten, wird es Aerzten, die gern Schriftsteller seyn wollten, ungemein leicht, zu ihrem Zwecke zu gelangen. Man hat davon ein Beyspiel an dieser Compilation, worinn selbst der Vortrag zu sehr vernachläßigt ist, um dem Verfasser ein anderes Verdienst dabey zueignen zu können, als den guten Willen, dem gemeinen Wesen einen Dienst zu thun, welchen wir gern für die Triebfeder halten wollen, die ihn bewogen hat, dieses Werkgen abdrucken zu lassen, obgleich das Tissotische Werk in jedermanns Händen ist. C.

4. Schöne Wissenschaften.

Neue Lieder, von dem Verfasser der Lieder nach dem Anakreon. Berlin, im Verlage der typographischen Gesellschaft, 1767. 4 Bogen in 8.

Wir haben schon bey Gelegenheit der Lieder nach dem Anakreon (in des V. B. I. St. S. 74.) zu verstehen gegeben, daß die neuesten Früchte der Gleimischen Muse, nicht von gleichem Werthe sind. Mit aller Nachsicht für einen berühmten Namen kann man sich bey so manchen mittelmäßigen Stücken, die itzt unter diesem Namen erscheinen, doch den Beyfall nicht abzwingen.

Wir wünschten, daß Herr Gleim, auf seinen Ruhm etwas eifersüchtiger wäre, und nicht zugäbe, daß seine Freunde alle Verse, die er etwa vor langen Jahren mag gemacht haben, nun heraus geben. Denn wir glauben gern, daß Hr. Gleim so wenig an der Herausgabe mancher von seinen Gedichten Theil hat, als er an den ausschweifenden Lobeserhebungen Gefallen finden kann, die so mancher seichte Kopf itzt zum Lobe seines Gleims mit vollem Munde ertönen lässet.

Wir sagen es ungern, daß in dieser Sammlung manche sehr matte Stücke sind, so, daß wenn dergleichen Versgen ohne Andeutung des Namens erschienen, sie wenig Aufmerksamkeit erregen würden, aber dies ist leider wahr. Man sehe nur z. B. S. 35.

Brod hat mir Gott, und Wein dazu gegeben!
Wenn er mir nun noch Liebe giebt,
So fehlt mir nichts! Was hat man von dem Leben,
Wenn man nicht liebt!

wodurch hat wohl diese Betrachtung verdient gedruckt zu werden? Man kann kaum etwas kälters und mittelmäßigers sehen. Man sehe auch S. 8.

Der Wille

Helden, die nach Ehre schmachten
Wollen alle Menschen schlachten!
Dieser Will ist nicht für mich
Leben lassen will ich!

Reiche, Güter zu erwerben,
Wollen hungern, reich zu sterben!
Dieser Will ist nicht für mich
Satt mich essen will ich!

Klopstock will sein junges Leben,
Für Homerus Lorbeern geben!
Dieser Will ist nicht für mich
Lange leben will ich.

Wie matt sind die beyden ersten Strophen, und in der letztern ist der Gedanke falsch, denn Hr. G. verschmäht doch gewiß nicht die Unsterblichkeit, die Klopstock sucht.

Man sehe ferner S. 21. 25. 31. 40. 47. 59. (welches Lied ohnedem eine matte Nachahmung eines bekannten französischen Liedes) S. 63. u. a. m. Herr Gleim sollte sich mit Herausgabe neuer Lieder mehr als ein anderer in acht nehmen. Alle kleine Liedergensänger, schwärmen, tän-

 deln,

deln, küssen, scherzen auf die Rechnung ihres Gleims, wenn sie nun ihre kleine Geburten gegen die verschiedne Gedichte ihres Meisters halten, und die er noch dazu in reifern Jahren herausgegeben hat, und ihre Geburten nicht viel schlechter, als die Gedichte ihres Meisters finden, so glauben sie, sie wären schon rechte Kerlchen.

Inzwischen haben wir in dieser Sammlung auch verschiedene ziemlich artige Liedergen gefunden. Wir wollen ein paar anführen: Z. B. S. 16.

Damoet.

Der liebenswürdige Damoet
Fand neulich mich allein,
Und klagte, bis des Abends spät
Mir seine Liebespein!
Mein höchster Wunsch, sprach er, bist du!
Es ließ ihm gar zu schön!
Kam mein Mamachen nicht dazu,
So wars um mich geschehn!

Ich wolt' entfliehen, er stand still,
Nachseufzen hört ich ihn!
Ich blieb, wen Amor halten will,
Kann der denn wohl entfliehn?
Mein höchster Wunsch, sprach er, bist du!
Es ließ ihm gar zu schön!
Kam mein Mamachen nicht dazu,
So wars um mich geschehn!

Desgleichen S. 64.

Der erste Kuß.

Um meinen ersten Kuß kam ich,
Gewiß, ich weis nicht wie?
Amint hat ihn, das tröstet mich,
Allein in seinen Wald gieng ich,
Ein wenig doch zu früh.

Daß er darinn gewesen ist,
Das kam von ohngefehr!
Sein Herz ist ohne Trug und List,
Und dann — kein Mensch auf Erden ist,
Verschwiegener, als er, S.

Lustspiele von Gotthold Ephraim Lessing. Erster Theil, 352 Seiten. Zweyter Theil, 442 Seiten. Berlin, bey Voß, 1767. in kl. 8. Die-

Diese bereits vor mehr als drittehalb Jahren von dem Verfasser besorgte Ausgabe seiner sämtlichen Lustspiele bedarf um so weniger einer weitläuftigen Anzeige von uns, da, die einzige Minna ausgenommen, alle übrigen Stücke schon lange vorher gelesen, aufgeführt, und zu den besten Werken unsrer schönen Litteratur gezählt worden sind. Und auch das letzte Stück ist, seitdem es heraus kam, so oft beurtheilt, gelobt, und auf die Bühne gebracht worden, daß wir keinem unsrer Leser eine Neuigkeit damit anzeigen werden. — Der Plan ist besonders in allen Comödien des Verfassers sehr anziehend, und mit vieler Einsicht angelegt. Die Charaktere sind wirkliche Individua, ich meyne, mit so viel Natur, mit so viel Wahrheit geschildert, daß auch der geringste, wie im gemeinen Leben, seine Eigenthümlichkeiten behält. Z. E. Die Bedienten sind mit so contrastirenden Farben, wenigstens mit so unterscheidenden angegeben, daß man einen jeden bey dem andern nicht verkennen würde, den spitzbübischen Johann bey dem groben Christoph, und beyde bey dem brutalen, aber ehrlichen Just. In dem Dialog herrscht eine so besondere Leichtigkeit, eine solche Anmuth des Styls, und, nachdem es nun der Inhalt erfodert, ein solcher Adel des Ausdrucks, oder eine solche ungezwungene Lustigkeit, daß der Verfasser darinn längst ein Muster geworden ist. — Der erste Theil enthält den jungen Gelehrten, (in welchem Stücke der Dichter einige kleine Zusätze, besonders in den Reden des Chrysanders gemacht hat,) die Juden und den Misogyn. Warum das letzte Stück einen griechischen, und also dem größten Theile der Logen und des Paterrs unverständlichen Titel habe, wissen wir nicht, besonders da Weiberfeind eben so kurz und bündig klingen würde. Uebrigens hat diese Comödie, die in der vorigen Ausgabe nur ein Nachspiel war, in dieser drey Aufzüge erhalten. In dem zweyten Theile stehen der Freygeist, der Schatz, und Minna von Barnhelm. Der große Beyfall, mit dem das letzte Lustspiel so wohl von den Lesern, als auf so viel deutschen Theatern aufgenommen worden, ist bekannt. Wir wollen nichts von allen Vorzügen dieses Stücks, die man schon längst angemerkt hat, erwähnen, wir müssen aber doch hinzufügen, daß es auch sehr rührende Stellen hat, und sich also dadurch von den vorhergehenden unterscheidet. In

deln, küssen, scherzen auf die Rechnung ihres Gleims, wenn sie nun ihre kleine Geburten gegen die verschiedne Gedichte ihres Meisters halten, und die er noch dazu in reifern Jahren herausgegeben hat, und ihre Geburten nicht viel schlechter, als die Gedichte ihres Meisters finden, so glauben sie, sie wären schon rechte Kerlchen.

Inzwischen haben wir in dieser Sammlung auch verschiedene ziemlich artige Liedergen gefunden. Wir wollen ein paar anführen: Z. B. S. 16.

Damoet.

Der liebenswürdige Damoet
Fand neulich mich allein,
Und klagte, bis des Abends spät
Mir seine Liebespein!
Mein höchster Wunsch, sprach er, bist du!
Es ließ ihm gar zu schön!
Kam mein Mamachen nicht dazu,
So wars um mich geschehn!

Ich wolt' entfliehen, er stand still,
Nachseufzen hört ich ihn!
Ich blieb, wen Amor halten will,
Kann der denn wohl entfliehn?
Mein höchster Wunsch, sprach er, bist du!
Es ließ ihm gar zu schön!
Kam mein Mamachen nicht dazu,
So wars um mich geschehn!

Desgleichen S. 64.

Der erste Kuß.

Um meinen ersten Kuß kam ich,
Gewiß, ich weis nicht wie?
Amint hat ihn, das tröstet mich,
Allein in seinen Wald gieng ich,
Ein wenig doch zu früh.

Daß er darinn gewesen ist,
Das kam von ohngefehr!
Sein Herz ist ohne Trug und List,
Und dann — kein Mensch auf Erden ist,
Verschwiegener, als er.

S.

Lustspiele von Gotthold Ephraim Lessing. Erster Theil, 352 Seiten. Zweyter Theil, 442 Seiten. Berlin, bey Voß, 1767. in kl. 8. Die-

Diese bereits vor mehr als drittehalb Jahren von dem Verfasser besorgte Ausgabe seiner sämtlichen Lustspiele bedarf um so weniger einer weitläuftigen Anzeige von uns, da, die einzige Minna ausgenommen, alle übrigen Stücke schon lange vorher gelesen, aufgeführt, und zu den besten Werken unsrer schönen Litteratur gezählt worden sind. Und auch das letzte Stück ist, seitdem es heraus kam, so oft beurtheilt, gelobt, und auf die Bühne gebracht worden, daß wir keinem unsrer Leser eine Neuigkeit damit anzeigen werden. — Der Plan ist besonders in allen Comödien des Verfassers sehr anziehend, und mit vieler Einsicht angelegt. Die Charaktere sind wirkliche Individua, ich meyne, mit so viel Natur, mit so viel Wahrheit geschildert, daß auch der geringste, wie im gemeinen Leben, seine Eigenthümlichkeiten behält. Z. E. Die Bedienten sind mit so contrastirenden Farben, wenigstens mit so unterscheidenden angegeben, daß man einen jeden bey dem andern nicht verkennen würde, den spitzbübischen Johann bey dem groben Christoph, und beyde bey dem brutalen, aber ehrlichen Just. In dem Dialog herrscht eine so besondere Leichtigkeit, eine solche Anmuth des Styls, und, nachdem es nun der Inhalt erfodert, ein solcher Adel des Ausdrucks, oder eine solche ungezwungene Lustigkeit, daß der Verfasser darinn längst ein Muster geworden ist. — Der erste Theil enthält den jungen Gelehrten, (in welchem Stücke der Dichter einige kleine Zusätze, besonders in den Reden des Chrysanders gemacht hat,) die Juden und den Misogyn. Warum das letzte Stück einen griechischen, und also dem größten Theile der Logen und des Paterrs unverständlichen Titel habe, wissen wir nicht, besonders da Weiberfeind eben so kurz und bündig klingen würde. Uebrigens hat diese Comödie, die in der vorigen Ausgabe nur ein Nachspiel war, in dieser drey Aufzüge erhalten. In dem zweyten Theile stehen der Freygeist, der Schatz, und Minna von Barnhelm. Der große Beyfall, mit dem das letzte Lustspiel so wohl von den Lesern, als auf so viel deutschen Theatern aufgenommen worden, ist bekannt. Wir wollen nichts von allen Vorzügen dieses Stücks, die man schon längst angemerkt hat, erwähnen, wir müssen aber doch hinzufügen, daß es auch sehr rührende Stellen hat, und sich also dadurch von den vorhergehenden unterscheidet. In

der That, die recht schmelzende Gutherzigkeit, die gewissermaßen den Hauptcharakter des Stücks ausmacht, ist vortreflich in mehr als einer Person angebracht. Riccaut scheint uns gar nicht am unrechten Orte zu seyn; denn auch das Drama kann seine Episoden haben. — Wir wünschen nichts so sehr, als daß dieser Liebling der tragischen sowol als komischen Muse uns, sobald als möglich, noch mehrere Stücke liefern möge.

D.

Oden nach dem Horaz. Berlin 1769. 6 Bogen in 8.

Verschiedene an Anekdoten reiche periodische Schrifften versichern uns, daß Herr Gleim der Verfasser dieser Bogen sey, dis wird durch die Ode: Den Mädgen ein geliebter Knabe, welche schon in einer andern Sammlung befindlich ist, bestätigt. Der Titel kommt eigentlich nur der kleinsten Hälfte zu, die genauer oder freyer dem Horaz nachgeahmt ist, die meisten in dieser Sammlung befindliche Oden, oder Stanzen, wenn man sie lieber so nennen will, haben mit dem Horaz gar nichts zu thun.

Der Verf. sagt in der Vorrede: „Man sieht es diesen „sogenannten Oden an, daß sie Klopstocken, Utzen und „Ramlern den Vorzug nicht streitig machen wollen.„ Aus diesem Augpunkte haben wir diese Gedichte betrachtet, wir haben von dem Verf. nicht mehr gefodert, als er selbst verspricht, und als Gedichte des zweyten oder dritten Rangs betrachtet, möchten denn einige gut seyn, manche möchten noch hingehen, aber wahrhaftig manche verdienen, man mag sie mit noch so vieler Nachsicht betrachten, auch diesen Rang nicht. Sonderlich sind unter den Horazischen Nachahmungen verschiedne so kalt, so prosaisch, daß man gar nicht weis, wie Gleims Namen zu solchen Reimen kommt. Dergleichen ist z. B. (S. 15.)

IV. An die Deutschen.

Ihr schärft schon wieder eure Schwerdter,
Ihr, meine Brüder? Euer Muth,
Des schlimmern andern Namens werther,
Was darf ichs hehlen, Eure Wuth,

Hat

Hat sie nicht ihren Durst gelöschet;
Wie mancher ward von euch verführt;
Der noch an seiner Wunde wäschet,
Und sie so bald nicht heilen wird.

Nicht euren schlimmsten Feind zu dämpfen
Gewöhnt anstatt mit tapfrer Hand,
Mit Listen Punisch zu bekämpfen,
Zu scherzen euer Vaterland;

Nicht seinen Raub ihm abzunehmen,
Den er in seine Tempel stellt;
Nicht ihn zu zwingen sich zu schämen,
Daß er euch für Barbaren hält,

Nicht euer Kaysertbum zu mehren
Mit Lacedämon und Athen;
Nicht euer Troja zu zerstören,
Nicht Räubern auf die Haut zu gehn.

Nicht Unterdrückten Recht zu schaffen,
Mit deutschem Geld, und deutschen Blut;
Nicht darum habt ihr eure Waffen
So scharf geschliffen, euren Muth

So stark gestälet! O ihr Brüder,
Welch eine Schande solch ein Sieg.
Der Körper wider seine Glieder;
O welch ein Jammer, welch ein Krieg!

Ist ein Geschlecht, das sich als Krieger
Die Hälse selbst einander bricht!
Dem Wolf, dem Bären und dem Tieger,
Ist warlich diese Sitte nicht.

Was wars, daß ihr auf Brüder schluget;
Die Herzen hart, die Schwerdter scharf;
Daß ihr das fremde Joch ertruget,
Das Trug und List euch überwarf?

Was war es für ein toller Eifer,
Der euch zu großen Thaten riß,
Euch eisern machte, seinen Geifer
Auf Väter und auf Brüder schmiß.

Habt ihr nur euren Wahn vertheidigt,
Den Bosheit über euch ergoß,
Wie? oder war ein Gott beleidigt,
Der euren Untergang beschloß?

In

In euer eignes Eingeweide,
Habt ihr gewütet. Hohngelacht,
Hat euer Feind, in seiner Freude,
Der aufgeriebnen deutschen Macht!

Mit Blindheit waret ihr geschlagen,
Ihr sahet eure Schande nicht,
Die Schande, dieses Joch zu tragen,
Das Einigkeit so leicht zerbricht!

Was könnte Deutschland, wenn es wollte,
Was könnt es? Ehrlich Hand in Hand,
Könnt es gebieten, den es sollte,
Dem der mit List es überwandt.

O wollt' es seine Kräfte fühlen
Und Herrscher in Europa seyn!
Mit allen Feinden könnt es spielen,
Und keinen Osman dürft es scheun!

und vollends S. 24.

VI. An Phidilis.

Hat dich die Sonne gewecket, so trete
Vor dem Schöpfer und bete,
Deiner Erhörung gewiß,
Ländliche Phidilis:

Wenn du den Schöpfer nicht bittest zu schonen
So verbrennen die Bohnen,
Weitzen und Gersten gewiß
Ländliche Phidilis!

Deine Geländer von Reben verderben
Böse Winde, dir sterben
Rinder und Ziegen gewiß,
Ländliche Phidilis!

Aber dein Herze muß reiner erscheinen,
Als von Edelgesteinen
Theures Geschmeide der Hand
Gegen den Tag gewandt!

Ist es so hell und so reine, so bete
Vor den Schöpfer und bete,
Deiner Erhörung gewiß,
Ländliche Phidilis!

kann man kältere gereimte Prose finden?

Wir

Wir begreiffen nicht, wie man so etwas unter d
Werke eines berühmten Mannes setzen kann. Seit ein
ger Zeit machen sich gewisse Leute ein Geschäft darau
Hrn. Gleim bey allen Gelegenheiten recht hoch zu lobe
Wir unterschreiben dies Lob von Herzen, in so fern er
durch sehr gute Gedichte wirklich verdienet. Welchen sel
samen Contrast aber macht gegen dies geflissentliche Lo
eine Menge mittelmäßiger und sogar schlechter Gedicht
die zu gleicher Zeit, unter Gleims Namen erscheine
Ein großer Dichter sollte billig von seinen Werken nich
bekannt werden lassen, was seines Ruhms nicht würdi
ist, und wir möchten daher fast glauben, daß Hrn. Glei
dergleichen Gedichte auf eben die Art von jemand entwe
det worden, wie ihm seine Briefe an Jacobi von eine
dienstfertigen Herausgeber entwendet worden sind. Den
wir können uns gar nicht vorstellen, daß er dergleich
Gedichte, die er vielleicht in der Jugend als Uebung
stücke gemacht hat, nicht seinen guten Werken beyzähle
die auf die Nachwelt kommen sollen.

Karl Wilhelm Ramlers Oden aus dem Horaz
Berlin, bey Voss, 1769. 5 Bogen, 8.

Dies wird den Kennern des Horaz ein angenehmes G
schenk seyn, von einem Dichter, dessen Vertraulichke
mit dem Römer bekannt ist, der ihn in seinen eignen vo
treflichen Gedichten oft so glücklich nachahmte, und v
dem man überhaupt mehr, als eine Probe hat, daß er si
in die Denkungsart, und, wenn ich so sagen soll, in d
Form des Genies andrer Schriftsteller zu schmiegen wei
eine Eigenschaft, die dem Uebersetzer unentbehrlich i
Diese kleine Sammlung enthält funfzehn Oden des Hor
und Catulls Gedicht auf einen Sperling, von dem r
am Ende reden wollen. Der Verf. hat durchgehends rei
lose horazische Silbenmaße, und zwar bey jeder Ode d
nemliche, das im Original ist, gewählt. Wir wollen h
gleich eine Probe hersetzen; unsre Leser mögen selbst
theilen:

An Melpomenen.

Wem dein Auge, Melpomene!
Einmal bey der Geburt gütig gelächelt hat,
Der erringet den Isthmischen
Sauren Ehrenkranz nicht; keine wetteifernden

Rosse reissen den Sieger mit . .
Elis Wagen ums Ziel; weder Sturm, weder Schlacht
Führt in Delischem Laube den
Feldherrn, weil er den Stolz drohender Könige
Beugte, glorreich zum Kapitol.
Aber, Quellen im Thal, aber ihr dämmernden
Haine Tiburs, ihr flößet ihm
Die Lesboische Kunst göttlicher Hymnen ein!
Rom, der Städte Beherscherinn,
Nimmt mich unter den Chor seiner geweyheten
Musenpriester willfährig auf,
Und kaum naget des Neids giftiger Zahn mich noch.
Göttinn, die du der goldenen
Leyer süßen Gesang ihr in die Saite gabst,
Göttinn, die du den Schwanenton
Stummen Fischen sogar mächtig verleyhen kannst,
Dieses alles ist dein Geschenk,
Daß der Finger des Volks mich als den Sänger zeigt,
Der die römische Laute zwang,
Daß der Römer mich liebt, (wenn er mich liebt,) ist dein!

Wenn man diese vortreflich übersetzte Ode, mit Ramlers Ode an Licidas vergleichet, so wird man finden, daß die Alten nachahmen, und sich ihre Schönheiten zu eigen machen, ganz etwas anders ist, als sie plündern und ihr Sclave seyn: Selbst in der Uebersetzung ist Ramler nicht Sclave seines Autors. Ohnerachtet er wörtlich übersetzt, klebt er doch nicht an den Worten, er sucht den Geist des Horaz in unsere Sprache zu übertragen, dies wird jeder Kenner des Horaz empfinden, wenn er eine Ode im Ganzen überlieset. Einzelne Wortkriticken sind leicht zu machen, aber hier sind sie gewiß am unrechten Orte angebracht. Daß Hr. Ramler den Horaz, und zwar in allen seinen kleinsten Theilen versteht, ist aus seinen andern Werken allzusichtbar, ein Kunstrichter macht also eine schlechte Figur, wenn er ihm den Horaz vorexponiren will. Wenn ein Poet wieder poetisch und noch dazu in eben dem fremden Sylbenmaaß und mit ähnlichem Wohlklange übersetzt wird, so ist es unmöglich, daß nicht über einzele Wörter etwas sollte erinnert werden können. Man muß aber alle Schwierigkeiten wohl überlegen; und man wird finden, daß sie Hr. Ramler hier so weit überwunden, als es unsere Sprache nur immer erlaubt. Ja diese Oden beweisen, daß unsere Sprache in weit höhern Grade

fähig

fähig ist, sich an die Gedanken der Alten anzuschmiegen, als man bisher hätte glauben können. In Absicht auf die Richtigkeit der alten Sylbenmaße hat Hr. R. durch diese Uebersetzungen gezeigt, wie mannichfaltigen Wohllauts unsere Sprache fähig ist. Obgleich die Länge und Kürze unserer Sylben, nicht so bestimmt ist, als bey den Alten; ob wir gleich in Absicht auf die Quantität viel zweydeutige Sylben haben, die dem Poeten oft viel Ungelegenheit machen, so siehet man doch, daß unter den Händen eines Meisters alle alte Sylbenmaße mit großer Präcision können angegeben werden. Hr. Ramler hat von jedem Sylbenmaß, das Horaz gebraucht hat, eine Ode übersetzt, und dadurch gezeigt, daß alle Sylbenmaße in unserer Sprache richtig angegeben werden können. Freylich siehet man, daß, so wie im lateinischen, also auch im deutschen einige Sylbenmaße mehr eigenthümlichen Wohlklang haben, als andere. Das chorijambische steht oben an. Man sehe nur z. B. folgende Strophe (S. 17.)

Durch ihn trabet der Stier sicher die Fluren durch:
Ceres segnet die Flur, Ueberfluß krönt das Jahr;
Friedlich flieget im Meer Segel bey Segel hin:
Unverbrüchliche Treue gilt.

Diese Ode, so wie die vortrefliche Ode von Klopstock: Unberufen zum Scherz ꝛc. sind Muster in dieser Art, und verdienen von jungen Dichtern, die dies und ähnliche Sylbenmaße gebrauchen wollen, studiert zu werden.

Das angehängte Gedicht aus dem Catull ist recht mit der Naivität dieses liebenswürdigen Dichters und in seine tändelnde Sprache übersetzt worden:

Welch ein Jammer! O Sperling! armer Sperling!
Hast gemacht, daß mein trautes Mädgen ihre
Lieben Aeugelchen sich ganz roth geweint hat.

D. H.

Dr. Brown's Betrachtungen über die Poesie und Musick, nach ihrem Ursprunge, ihrer Vereinigung, Gewalt, Wachsthum, Trennung und Verderbniß, aus dem Engl. übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Johann Joachim Eschenburg. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich, 1769. 494 S. 8.

„Die Absicht des folgenden Werks, sagt der Verf., geht „dahin, den Ursprung, die Verbindung und den Fort„gang der Poesie und Musick so vorzustellen, wie man sie „nach ihren verschiedenen und stufenweisen Abänderungen „unter den Menschen wahrnimmt. Das wird uns auf „die Betrachtung der Ursachen leiten, welche an der Tren„nung Schuld sind, worinn sie sich unter gesitteten Völ„kern jetzt befinden, und oft befunden haben. Zuletzt wer„den wir noch die Umstände auseinander setzen, in welchen, „und die Mittel, durch welche sie vielleicht noch wieder „können vereinigt werden.„ Anfänglich ist Poesie, Musick und Tanzkunst bey den Menschen vereinigt. Man sieht dieses aus den Beschreibungen, die Lafiteau von den Festen der Wilden macht. Es ist zu vermuthen, daß es bey den Griechen, wo wir diese Künste zuerst antreffen, auch so gewesen. Der Inhalt solcher rohen Gesänge, sind Nationalbegebenheiten, Ruhm verdienter Landsleute, Aufmunterungen zur Frölichkeit, auch wohl Verspottung irgend jemandes aus den Zuschauern. Diese vereinigten Künste hatten also einen sehr guten moralischen Nutzen. Auch waren die ersten Gesetzgeber Griechenlandes zugleich die Barden der Nation. Nach und nach entstanden die verschiedenen Gattungen der Poesie und Musick, die lyrische, die epische, die dramatische. So lange diese verschwisterten Künste, die unter dem allgemeinen Namen der Musick begriffen wurden, noch von ihrer ersten Bestimmung nicht abwichen, waren sie der Erhaltung und Beförderung der guten Sitten, ungemein zuträglich, und wurden mit dem besten Erfolge bey der Erziehung der Jugend gebraucht. Alles dieses hat nun überhaupt seine Richtigkeit. Wenn aber der Dr. Brown auf das besondere kömt, so geht er aus Liebe zu seinem System, Muthmassungen nach, die noch manchem Einwurf unterworfen sind, und gebraucht Beweise, die oft weit weniger gegründet sind, als der Satz, den er erhärten will. Dies giebt zwar mehrentheils Gelegenheit zu sehr unterhaltenden Digressionen, wobey man sich immer an dem ungemeinen Scharfsinn, und der grossen Belesenheit des Drs. ergetzen kann, wenn man auch nicht seiner Meynung ist. Indeß hat er dadurch Blößen gegeben, die ihm in England manche scharfe und nicht allemal billige Critick zugezogen haben. Der Uebersetzer hat aus den gegen den Dr. B. in England erschienenen Observations und von ihm dagegen heraus-

gege-

gegebenen Remarks das wesentliche theils in den Anmerkungen, theils in einem besondern Anhange beygebracht. Es kömmt darinn mehrentheils auf Nebendinge an, ob die Götter der Griechen ehemals ihre Gesetzgeber gewesen, von dem Ursprunge des delphischen Orakels, über die Wirkung der griechischen Sylbenmaaße, u. d. g. Wobey sich freylich noch immer genug erinnern läßt, allein die Hauptsache bleibt doch immer stehen: Die Musick hat der Gesetzgebung gedient, die Dichter sind die wichtigsten Personen des Staats gewesen, bis endlich die Sitten nach und nach verderbt, oder wenn man lieber will, verfeinert wurden, daß die Musick ihre Würde und Unschuld verlohr, und hernach wiederum auf eine schädliche Weise in die Sitten zurück wirkte. Die beyden Künste wurden nunmehr getrennt, die Dichter und Tonkünstler verlohren ihre Achtung und wurden Diener der Ueppigkeit. Die Römer haben nie eine Musick gehabt, die nur einige Aufmerksamkeit verdiente. Als aber die Barbaren das römische Reich überschwemmten, so fanden sie dieselbe vollends in einem solchen Verfall, daß sie aus ihr nichts gutes annehmen konnten. Anfangs bediente man sich dieser üppigen Musick, nicht ohne Aergerniß einiger Gutgesinnten, bey dem christlichen Gottesdienste. Allein man fand endlich, daß man entweder alle Musick aus den Kirchen verbannen, oder eine anständigere einführen mußte. Dieser neue Kirchengesang, den man einführte, war vielleicht ein wenig gar zu einfältig, bis Guido, der den Contrapunkt erfand, ihn durch die Harmonie aufstutzte. Dies ist wohl die Ursach, um es beyläufig zu sagen, warum uns die neuere Musick aus Italien kömmt. Rom, die Gesetzgeberin in den Ceremonien des christlichen Gottesdienstes, bearbeitete unter andern auch diesen Theil derselben, der das Ohr beschäftigen sollte. Indem man die Musick zu diesem heiligen Gepränge immer vollkommner machte, so wurde ihre Verfeinerung überhaupt allgemeiner. Als die Spanier in Italien Fuß faßten, und ihre Lust an Trauerspielen mitbrachten, so erfanden die Virtuosen, um dem Geschmack des tragischen Spaniers und des gesangreichen Italieners ein gleiches Genüge zu leisten, das reitzende Ungeheuer, die Oper. Dieser Ursprung der Oper scheint uns wahrscheinlicher, als derjenige, den der Verf. seinem System gemäß angiebt, da er sie für das wiederhergestellte alte Trauerspiel hält, dem sie sehr wenig ähnlich sieht, und

das auch zu lange vergessen war, als daß man an seine Wiedereinführung hätte denken können. Ueber den Werth der Oper, das Natürliche ihrer Zeichen, die Wirkung, die sie hervorbringen soll, ist man übrigens einig, und alle Vorwürfe, die der Dr. ihrem Ausdrucke durch Gesang macht, sind unerheblich. Seine Vorschläge, wie man Musick und Dichtkunst wieder verbinden und wieder zu ihrem edelsten Endzweck geschickt machen solle, sind gut, und verdienen erwogen zu werden. Er will die Musick eben nicht wieder zu ihrer Einfalt zurück führen, welches ohnedem unserm nun einmal zu üppigen Ohr unerträglich seyn würde. Er erkennt auch sehr richtig, daß der Vorzug der alten Musick in dem Rhythmus bestanden, wobey wir nur bemerken müssen, daß er von der Beschaffenheit der drey Klanggeschlechter nicht vollkommen unterrichtet ist. Du Bos, der auch davon gehandelt hat, verstund gar nichts davon. Aber auch der Dr. B. scheint sie mehr aus den Lehrbüchern der alten Musick, als aus der Ausübung der Neuern zu kennen. In der Ausübung der neuern Musick wird das enharmonische Klanggeschlecht gebraucht, wenn ein Ton in einem andern System ein etwas kleiners oder größers Verhältniß zu den übrigen Tönen erhält, es sey nun, um einen Viertheil Ton, oder noch um etwas geringeres. Dies geschieht der Temperatur wegen, und wird durch eine Art von Instinkt vom Sänger und Violinspieler unvermerkt beobachtet. Dies ist alles, was der ausübende Tonkünstler leisten kann, und was auch vermuthlich die Alten geleistet haben, der theoretische mochte übrigens so subtil rechnen als er wollte. Die Uebersetzung ist sehr gut, und die Anmerkungen der Uebers. zeugen von Gelehrsamkeit.

II.

Eloge du Prince Henry de Prusse lu dans l'Assemblée extraordinaire de l'Academie Royale des Sciences le 30 Decembre 1767. à Berlin, 1768. chez C. F. Voss. in gr. 8.

Lobrede auf den Prinzen Heinrich von Preußen. Aus dem französischen übersetzt. Berlin, 1768. bey C. F. Voß. in gr. 8.

Der

Der Name des erhabenen Verfassers allein ist Lob genug für diese Schrift. Ein Held, gross durch Siege, gross durch Regierung seiner Länder, gegen Unglücksfälle abgehärtet, aber nicht gegen Empfindungen der Menschlichkeit, theilet uns hier seine wehmüthige Empfindungen bey dem Grabe eines hofnungsvollen Prinzen mit, dessen Tod für die preußischen Länder, ein harter unerwarteter Schlag war. Alle Umstände verursachen, daß diese Schrift auf den Leser einen tiefen Eindruck machen muß. Wir wollen keinen Lobspruch hinzusetzen, der verdächtig scheinen könnte. Selbst unsere Empfindung bey Durchlesung dieser Schrift wollen wir verschweigen. S.

5. Schöne Künste.

a) Mahlerey und Kupferstecherey.

Wir haben von dem Herrn Hofkupferstecher Schmid zu Berlin, noch verschiedene vortrefliche radirte Kupferblätter im Rembrandischen Geschmacke anzuzeigen, aus welchen man siehet, daß der Geist dieses grossen Künstlers mit den Jahren eher zu- als abnimmt.

1) Ein Mannskopf mit einem Barett, mit einer Feder gezieret, nach Govaert Flink, 1765. geätzt, in Quartformat.

2) Das Gesellschaftsbild dazu 1766. Das Brustbild eines Mädgens, auch nach Govaert Flink, sehr meisterhaft gehalten. Die Mahlerey in dem Cabinette des Hn. Cäsar zu Berlin.

3) Das Bildniß einer Matrone nach Rembrand 1767 geätzt; das Haupt ist mit Perlen geschmückt, und von der Seite hängt ein durchsichtiger Schleyer. Dis Blatt ist in etwas grösserm Quartformat.

4) Ein ganz kleines Blatt 1767, worauf fünf Stellungen von Kinderköpfen radirt sind.

5) Ein Octavblatt. Ein Mannskopf mit goldner Kette um den Hals nach Rembrand 1768 geätzt. Die Mahlerey ist in dem Cabinette des Hn. Hofrath Tribble zu Berlin. Das Gesicht hat viel Aehnlichkeit mit einem andern Kopfe nach Rembrand, den Herr Schmid schon 1754 geätzet hat. Hier aber ist das Licht mehr zusammen gehalten.

6) Ein ganz vortrefliches Blat in Querfolio nach Rembrand 1767 geätzt mit der Aufschrift: Christus gaet met Jairo om syn Dochterken te geneesen. Opgedragen an den Heer Cesar, Oud-Secretaris van zyne K. Hoogheid, Prins Hendrik van Pruyssen, 's Konings Broeder, als Mede-Director van de konigl. Bank tot Berlin, door zyn Vriend Schmidt. Dieses Blatt ist ohnstreitig Schmids Meisterstück in dieser Art zu radiren. Eine so weise Behandlung auch der kleinsten Hülfsmittel seiner Kunst, um das so schön angegebene Rembrandische Helldunkle zu erreichen, wird man selten finden. Rembrand selbst hat in dieser Art nichts vollkommeners gemacht.

7) Das Gesellschaftsbild dazu: Die Darstellung Christi im Tempel Luc. II, 29. 1769 geätzt, ist nach Dietrich u. auch diesem grossen Mahler zugeeignet. Das Gemählde ist in der Sammlung des Hn. Director Cäsar zu Berlin.

Von Herrn Daniel Chodowiecki zu Berlin sind uns drey neue radirte Blätter in Folio zu Gesicht gekommen.

1) Das Bildniß der Prinzeßin Wilhelmine von Preußen, 1767.

2) Ein Blatt auf die Vermählung dieser Prinzeßin, mit dem Erbstatthalter der vereinigten Provinzen, 1767. Beyde stehen am Brautaltare. Der Hohe Bräutigam hat neben sich die Großmuth, die Gerechtigkeit und die Klugheit. Und die Hohe Braut, die Weisheit, die Tugend und die Grazien.

3) Les Adieux de Calas à sa Famille, 1768. Ein ganz vortrefliches Blatt, welches den Hn. Chodowiecki, als einen Künstler von besondern Talenten zeigt, und dem in Paris gestochenen Blatte weit vorgezogen ist. Die Leidenschaften sind in dieser rührenden Scene ungemein aufgedekt, und dem Charakter jeder Person angemessen. Ein Sohn küßt dem Vater, mit äusserster Wehmuth, die Hand, die er zugleich drükt. Die jüngere Tochter liegt vor ihm auf den Knien und umfasset ihn, die ältere Tochter hinter ihm stehend, hat seinen Hals umschlungen, und ihr für Wehmuth hinfälliges Haupt auf das seinige gelegt. Die Mutter liegt auf einem Lehnstuhle in Ohnmacht, der ein Sohn zu helfen bemühet ist. Das Gesicht des ehrwürdigen Vaters, der zu Vollstreckung des Todesurtheils soll abgeholt werden, zeigt tiefe Empfindung, sonderlich in

den

den Augen, aber dabey eine heitere Ruhe des Gemüths, davon die unter dis Blatt gesetzte Worte:

Je crains Dieu — et n'ai point d'autre crainte

die beste Auslegung sind. Diese hohe Ruhe des Gemüths contrastirt sich in dem Auge eines denkenden Anschauers, sehr mit der Ruhe in dem Gesichte des Kerkermeisters, der ganz unbesorgt, um die ganze Scene, die Fußketten des ehrwürdigen Gefangenen aufschließt. Wir sind sehr überzeugt, daß kein empfindliches Herz, das dis Blatt aufmerksam ansieht, und die Stellungen aller darauf vorgestellten Personen erwägt, sich einer mitleidsvollen Thräne wird enthalten können. Dis wird das höchste Lob seyn, das der Künstler erhalten kann.

Leben der berühmtesten Mahler, nebst einigen Anmerkungen über ihren Charakter, der Anzeige ihrer vornehmsten Werke, und einer Anleitung die Zeichnungen und Gemählde großer Meister zu kennen von Anton Joseph Dezallierd Argenville. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen erläutert. Erster Theil, von den Mahlern der Ital. Schule. Leipzig bey Dyk, 1767. 34 B. in gr. 8. Zweyter Theil, von den Lombardischen, Neapolitanischen, Spanischen und Genuesischen Mahlern, 1767. 33½ Bogen. Dritter Theil, von den Deutschen, Holländischen, Flandrischen und Englischen Mahlern, 1768. 41 Bogen. Vierter Theil, von den Mahlern der französischen Schule, 1768. 40 Bogen in gr. 8.

Es fehlete in Deutschland an einem Handbuche der Leben der Mahler, in welchem Liebhaber der Mahlerey in einer fruchtbaren Kürze nebst den vornehmsten Lebensumständen der Mahler, eine Nachricht von den vornehmsten Werken und dem unterscheidenden Charakter eines jeden finden könnten. Das Werk des Hrn. d'Argenville, war in aller Betrachtung das bequemste dazu, und die Uebersetzung desselben, ist glücklicherweise einem einsichtsvollen Kenner der Künste, dem Hrn. D. Volkmann in Leipzig in die Hände gefallen, der nicht allein eine g

Uebersetzung geliefert, sondern auch das Werk selbst, hin und wieder berichtigt und mit einigen Anmerkungen erläutert hat, so, daß es itzt zu Beförderung der Kenntniß der Mahlerey in Deutschland viel beytragen kann.

Freylich wäre es noch besser gewesen, wenn Hr. D. V. anstatt einer obwol guten Uebersetzung, uns lieber ein Originalwerk von den Leben der Mahler geliefert hätte. In der besten Uebersetzung paßt sich nicht alles auf deutsche Leser. Wenigstens wollten wir doch zu mehrerer Vollkommenheit dieses Werkes wünschen, daß es dem Hrn. D. Volkmann gefallen hätte, im dritten Theile die Nachrichten von deutschen Künstlern zu vermehren. Argenville hat blos einige Künstler angeführt, die er etwan in Sandrart, oder Houbraken gefunden. Uns Deutschen aber hätten in einem solchen Werke, die besten Künstler unsers Vaterlandes, sollen bekannter gemacht, und ihre meistens in deutschen Städten und Schlössern befindliche vornehmste Werke angezeigt werden. In diesem Werke, in dem überhaupt nur 14. deutsche Mahler, davon ausserdem noch einige Ausländer sind, angeführt werden, scheinen wir gar zu arm, und wer wäre wohl geschickter, uns mit unserm Reichthume bekannt zu machen, als eben Hr. D. Volkmann, der auf seinen Reisen gewiß die besten deutschen Gallerien gesehen hat. Wir ersuchen ihn, noch einen besondern Supplementband, von deutschen Künstlern, zu liefern, und auch nach Art des Hrn. d'Argenville, ihre vornehmste Werke anzuzeigen.

Vielleicht würde es denn auch nützlich seyn, ein allgemeines Register über das ganze Werk beyzufügen, woran es demselben bis itzt noch fehlet.

H.*

Ermunterung zur Lektüre, an junge Künstler. Eine Rede bey der ersten feyerl. Austheilung der Preise in der neuerrichteten K. Kl. Kupferstecherakademie gelesen von J. v. Sonnenfels. Wien bey Kurzböck, 1768. 2 Bogen in gr. 8.

Von dem Verdienste eines Portraitmahlers in einer ausserordentlichen Versammlung der K. Kl. Akademie gelesen von J. v. Sonnenfels. Wien bey Kurzböck, 1768. 5 Bogen in gr. 8.

Diese

Diese beyde Reden sind allen jungen Künstlern recht sehr zu empfehlen, sonderlich die erste. Die zweyte kann dienen, einem Bildnißmahler höhere Ideen von seiner Kunst beyzubringen; dies ist um seinen Geist zu erheben, nöthig, da er ohnedem, durch die zu befolgende Aehnlichkeit, und den Eigensinn derer, für die er mahlen muß, fast beständig niedergedrückt wird. Die historiirten Bildnisse sind übrigens freylich der Kunst vortheilhafter, aber ein Bildniß, in der gewöhnlichen Kleidung des Abgebildeten, in ganzer Lebensgröße, nach van Dyks Art schön gestellt, ist doch dem Zwecke eines Bildnisses, unsers Erachtens, am gemäßesten.

Historische Erklaerungen der Gemaehlde, welche *Hr. Gottfried Winkler* in Leipzig gesammlet. Leipzig, gedruckt bey B. C. Breitkopf und Sohn. 1768.

Eine mit vieler Einsicht abgefaßte Beschreibung der Gemählde des vortreflichen Winklerschen Cabinets in Leipzig. Die gut, aber fast ein wenig allzublühend geschriebene Vorrede, giebt von mehrern Kunstwerken die in Leipzig sind, Nachricht. Wer das Cabinet mit dieser Beschreibung in der Hand besiehet, wird sie sehr nützlich finden. Sie macht ihrem Verf., Hrn. Kreuchauf, viele Ehre. Es wäre sehr zu wünschen, daß man von mehrern deutschen Cabinettern Beschreibungen hätte, die dieser gleichten, so würden wir mit unsern Schätzen recht bekannt werden und sehen, daß oft daß vor unsern Füßen lieget, wornach wir weit zu reisen gewohnt.

Vor dem Werke, siehet man das von Bause treflich gestochene Bildniß des Hrn. Winklers, und in dem Werke selbst verschiedne Vignetten, von Oesers Meisterhand.

H.*

b) Musick.

Lieder für Kinder, vermehrte Auflage. Mit neuen Melodien, von J. A. Hiller. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich, 1769. in gr. 8. 18½ B.

Von dem V. ist verlangt worden, diese Lieder, welche man schon in einer größern Gestalt componiret gesehen, in eine kleinere zu bringen. Er hat blos dieser An-

foderung Gnüge zu leisten, nicht aber um sich mit einem andern zu messen, eine neue Composition derselben unternommen. Dieses, und noch einige andere zur Ausführung dieser Lieder nöthige Dinge, sagt er uns im Vorberichte. Auch sehen wir aus diesem Vorberichte, daß diese neue, mit Musick versehene Ausgabe, von dem Dichter, und folglich auch dem Componisten, mit siebzehn neuen Stücken vermehrt worden.

Es ist ein eigenes Vergnügen, wenn man, nach einem so bescheidenen Vorberichte, wie der vorhabende ist, im Buche selbst eine durchgehends so schöne Ausarbeitung findet. Denn diese Melodien sind alle erfindungsvoll, fließend, reizend, und, was das meiste ist, ungemein wahr und ausdrückend. Um den musikalischen Rythmus nicht auf eine gar zu empfindbare Art, an manchen Stellen, wo hier sonst kein musikalisches Mittel mehr übrig war, zu beleidigen, hat der V. seine Arbeit an vielen Stellen gewiß mehr als einmal überdacht und umgeformt; und es ist ihm fast an allen, dieser, für den Tonsetzer so kritischen Stellen, vortreflich gelungen. Eine gewiß nicht leichte Beschäftigung; die aber destomehr Ruhm verdient, je schwerer sie in so kleinen Stücken ist! Das Lied S. 128. ist ein förmlicher Canon in der Octave, aber so fließend und leicht, daß er sowol Kennern, als bloßen Musickliebhabern, gleich stark gefallen muß. Der V. wußte, wie man sieht, auf alle Art, recht damit umzugehen. Auch noch an einer andern Melodie, findet man eine eben so glücklich angebrachte musikalische Künsteley von einer andern Art.

Menuetten und Polonoisen für das Clavier, von Bernhard Theodor Breitkopf. Leipzig, bey B. C. Breitkopf und Sohn, 1769. in kleinem Querfolio, 11 Bogen.

Dies ganze kleine Werk verräth an dem V. einen sehr fertigen Clavierspieler, der an den meisten Stellen seine claviermäßigen Gedanken blos in das Menuetten- und Polonoisen-Zeitmaaß eingekleidet hat. Wir loben ihn deswegen. Denn es ist doch wirklich ein elendes Ding um dergleichen Tänze, wenn sie so gerade weg von dem Tanzsaale aufs Clavier übergetragen, oder doch fürs Clavier nicht anders, als für die Redoute gesetzt werden. Der V. zeigt überdies, wenn auch einige ganz unbeträchtliche

Schwachheiten mit untergelaufen seyn sollten, einen feurigen, erfindungsreichen, und nicht nachäffenden Geist. In dem Menuet S. 8. sind die Abweichungen vom richtigen Rythmus zu groß, als daß sie sollten gefallen können. Wir wissen zwar, daß der V. wahrscheinlicher Weise sein Hauptwerk nicht von der Musick machen wird: wir hoffen aber, daß unsere Leser mit uns einstimmig seyn werden, wenn wir ihm hiemit ihre Einwilligung erklären, daß ein Dilettante wie er ist, noch mehrere, auch größere Clavierstücke, in diesem Geschmacke, ihnen durch den Druck, zum Vergnügen sowol als zur Uebung, bekannt mache.

Das Herr Gott dich loben wir, wie solches bey dem öffentlichen Gottesdienst auf der Orgel mit der Gemeine am übereinstimmigsten gespielet werden kann, mit ausgesetzten Trompeten und Paucken, wie auch Zinken und Posaunen. Berlin, 1765. gedruckt und zu finden bey Georg Ludewig Winter. In Querfolio, 7 Bogen.

Der V. ist Hr. Christian Carl Rolle, Cantor an der Jerusalems und neuen Kirche in Berlin; ein geschickter und fleißiger Mann. Wir loben seine Absicht, die an bey gewissen Gelegenheiten feyerlicher werdenden Kirchengesang, auch ordentlicher und wohlklingender zu machen. Er hat deswegen die Trompeten und Paucken sowol, als die Zinken und Posaunen, welche man gemeiniglich der gemeinschaftlichen Absingung des Herr Gott dich loben wir zugesellet, aber auch meistentheils zumal die Tr. und P. sehr widrig und gar nicht übereinstimmend ausführt, hier in bessere Ordnung zu bringen gesucht; auch manchem Organisten zu gefallen den Grundplan eines Vorspiels dazu vorgezeichnet. Jede Stimme hat im Drucke ihr eigenes Blat. Zinken und Posaunen gehn mit den Singstimmen. Daß er aber nicht die Melodie in ihrer ursprünglichen Richtigkeit beybehalten, sondern sie vielmehr nach den oft ungereimten Abänderungen der christlichen Gemeine, die doch an keinem Orte ein musikalischer Gesetzgeber ist, abgeändert hat, misfällt uns. Der Cantor und Organist sind ja, unter andern, ausdrücklich auch deswegen in jeder christlichen Gemeine, daß sie den Gesang richtig und ordentlich erhalten sollen. Wer sollte denn sonst dafür sor-

gen, daß alles in diesem Stücke ordentlich und anständig beym Gottesdienste zugehe? Lieber hätte er sich bemühen sollen, der Gemeine hierdurch den Gesang richtiger zu lehren. Für diese richtiger gesetzte Melodie, hätten wir dem V. lieber alle Zwischensätze, die dem Organisten zur Anleitung mit beygesetzt sind, geschenket. Denn dies Zwischenspielen ist überhaupt nur bey den wenigsten Gelegenheiten schicklich. Johann Sebastian Bach, der größte Orgelspieler von ganz Europa, hielt nichts davon, sondern sagte vielmehr: Der Organist zeige seine eigentliche Kunst und Fertigkeit, wenn er welche besitzt, im Vorspiele; bey dem Gesange aber, halte er die Gemeine blos durch volle, aber reine, auf richtige Melodie gestützte, Harmonie in Ordnung. Hierinn schon kann er sich als einen geschickten Mann zeigen. Wir finden diesen Ausspruch sehr vernünftig, und preissen ihn zur Nachfolge an.

Der Gesang: Herr Gott dich loben wir. Wie solcher mit Beybehaltung seiner überall bekannten Melodie, unter Trompeten- und Paucken-Schall, bey den gottesdienstlichen Versammlungen aufzuführen, Abgefasset, und herausgegeben von M. Johann Lorenz Albrecht, Cantor und Musickdirector bey der Oberstädtischen Hauptkirche B. M. V. zu Mühlhausen in Thüringen. Berlin, bey Biernstiel, 1768. 4 Bogen in lang Folio.

In Thüringen ist es Mode, daß bey dem feyerlich abgesungenen Ambrosianischen Lobgesange, die Trompeten und Paucken erst ein Vorspiel, hernach ein zehnmal wiederholtes Zwischenspiel, oder von den Trompetern so genannte Intrate, und endlich ein Nachspiel daher schwärmen. Hr. M. Albrecht fand, wie alle vernünftig denkende Leute, diese Mode sehr ungereimt und unschicklich für die Kirche. Weil er aber nicht ganz dem Strohme der Gewohnheit entgegen schwimmen wollte oder konnte; so setzte er zum wenigsten diese Vor- Zwischen- und Nachspiele, mit zugesellten Orgelbasse, in Noten auf, so wie auch die Partitur des ganzen choralischen Lobgesangs, der an den gehörigen Stellen, die Tr. und P. beygefüget sind, und gab sie, um auch hierinn üble Gewohnheiten wenigstens in etwas

zu
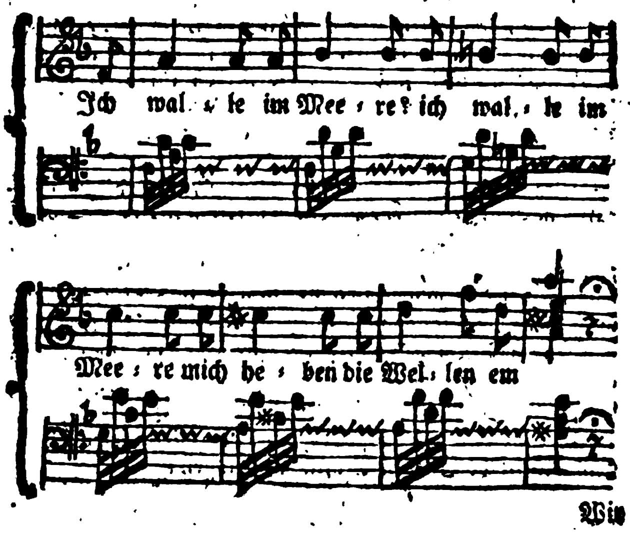
zu verbessern, im Druck heraus. Die Intraten sind als solche gut: und die Melodie ist dem Originale gemäßer, als die im vorigen Artickel: ob sie gleich eben um der Trompeten und Paucken willen, nicht ganz und gar der phrygischen Tonart gemäß hat bleiben können.

INO. eine Cantate von Ramlern und Tübel, Hannover und Braunschweig, 1768. in Folio, 5 Bogen.

Nichts weiter als das Clavier begleitet die Singstimme in dieser Cantate. Dies wäre nun wohl recht gut. Aber —

Der Componist derselben, Hr. Tübel, versteht die Gesetze der Modulation und der geschickten Abänderungen der Tonarten noch nicht: das sieht man durch die ganze Cantate. Es herrscht da eine fast immerwährende Eintönigkeit in den Abschnitten, und fast alle Augenblicke ist man wieder im vorigen Tone: wenn man sich auch etwan einmal davon fast mit Gewalt losgerissen hätte.

Die Harmonie ist dem Hrn. Verfasser, auch in ihren ersten Anfangsgründen, noch sehr wenig bekannt; denn wir sehen daß er, z. E. auf der 9ten Seite seine Harmonie so eingerichtet hat;



Wir

Wir machen nicht Profeßion von der Quinten- und Octavenjagd, und wissen wohl Versehen und Nichtverstehen von einander zu unterscheiden. Aber, gar zu arg muß man es doch auch nicht machen. S. 11. kommt eben dieser Satz noch einmal.

Der Melodie ist Herr Tübel eben sowol noch nicht, wie sichs gehöret, kundig: denn — doch, das kann ein jeder selbst untersuchen, der das Werkgen aufschlagen und durchsingen will. Hier ist der Raum nicht Proben davon herzusetzen.

Das Vermögen einer Singstimme ist ihm nicht weniger unbekannt. Wer wird doch wohl, und zwar in einem gedruckten Werke, welches nicht für diese oder jene besondere, sondern für alle Stimmen einer Gattung eingerichtet seyn sollte, vom ungestrichenen b, wie S. 3. im letzten Tacte des dritten Systems, bis ins zweygestrichene b, wie S. 14. im 3ten Tacte des 4ten Systems für einen Sopran Worte auszusprechen setzen, in welchen noch dazu i vorkommen?

Der gute und richtige Ausdruck gehört auch nicht in sein Fach. Denn er weis nicht einmal eines der kleinsten Stücke desselben, nicht einmal eine Frage in Tönen richtig vorzustellen. Man sehe unter andern S. 5. im dritten Tacte des dritten, und im ersten Tacte des vierten Systems, über dem Worte verbrochene Beweise davon. Man sehe S. 10. die Arie: O wehe mein Sohn ꝛc. wie süß, wie gelassen sind nicht die Noten ihres Anfangs: Ach gieb mir den Sohn, und: stolz ragt er hervor, ist darinne auf einerley Weise ausgedrückt. Anderer Stellen zu geschweigen.

Die Erfindung zeigt sich, wenigstens in dieser Cantate, auch nicht auf der vortheilhaftesten Seite. Müssen, z. B. nicht die so oft und immer auf einerley Art bald in zweygeschwänzten, bald in dreygeschwänzten Noten vorkommenden allergemeinsten Brechungen in der linken Hand auch dem geduldigsten Menschen endlich zum Eckel werden?

Das beständige Geleyer mit lauter Arioso, ohne irgend ein Recitativ in der ganzen Cantate, verräth endlich große Schwäche in der Einrichtungskunst.

Und doch wagte es Hr. Tübel bey allen diesen Mängeln Ramlers Ino in Musick zu bringen?

M.

M. Jakob Adlungs, u. s. w. musikalisches Siebengestirn, das ist: sieben zu der edlen Tonkunst gehörige Fragen, welche derselbe auf Befehl der Churfürstl. Maynzischen Akademie nützlicher Wissenschaften in Erfurt beantwortet hat, u. s. w. mit einer Vorrede ans Licht gestellet von M. Johann Lorenz Albrecht u. s. w. Nebst einer Noten-Tabelle. Berlin, bey Birnstiel, 1768. in 4. 4½ B.

Der Verf. hat zur Auflösung dieser 7. Fragen, welche eben so viel musikalische Zweifelsknoten sind, viel gutes und richtiges gesagt. Ob er sie aber alle, absonderlich die von der verbotenen Octaven- und Quintenfolge, oder, wie sie in der Schrift eigentlich heißt: Warum die unmittelbare Folge der vollkommenen Consonantien verboten sey, hinlänglich aufgelöset habe, daran zweifeln wir. Wenigstens hat er hierinn denen, die noch weiter hierüber nachdenken wollen, den Weg noch um etwas mehr, als er bisher gewesen, gebähnet.

X.

---

6. Weltweisheit.

Soliloquium h. e. Quo Consilio genitus sit homo, Deliberatio. Ex germanico latine versa. MDCCLXV. 63 Seiten in 8.

Eine lateinische Uebersetzung der Schrift des Hn. Spaldings über die Bestimmung des Menschen. Sie ist zierlich und richtig. Der Uebersetzer hat dadurch seine Hochachtung gegen den berühmten Verfasser an den Tag legen wollen; das ist auch aber aller Nutzen, den eine solche Uebersetzung haben kann, denn daß sie zum besten der Ausländer und der Nachwelt dienen sollte, wird wohl der Verf. nicht im Ernste meynen. Er sagt, wenn Sleidan und Erasmus in ihrer Muttersprache geschrieben hätten, so würde man sie itzt nicht mehr lesen können. Aber lesen etwa die Italiäner ihren Ariost, Dante, Petrarch und Boccacio, die Franzosen ihren Montagne, und die Engländer ihren Spencer und Shakespeare nicht mehr?

S.

Die

Die Nichtigkeit der Hexerey und Zauberkunst in zween Büchern entworfen von *Ardoino Ubbidente dell' Osa.* Zwote Auflage, 1766. 8. 600 Seiten.

Man könnte fragen: Warum so ernsthafte Anstalten wider den Glauben an die Hexerey und Zauberkunst? Wozu nützet eine so weitläuftige, mühsame und gelehrte Widerlegung eines lächerlichen Aberglaubens? Der Pöbel wird durch gelehrte und philosophische Schrifften von seinen Vorurtheilen nicht bekehret, und gelehrte und verständige Leser bedürfen derselben nicht. Allein wenn man bedenkt, daß der Verf. ein Papist ist, daß er in Gegenden lebt, wo man noch Hexen verbrennt, wo Gelehrte selbst noch so denken, wie das protestantische Deutschland vor Thomasius dachte, und wo man so gar den Glauben an die Zauberey für orthodox und den Unglauben für heterodox zu halten gewohnt ist; so verdient der V. Lob, daß er es wagt, seine finstern Gegenden zu erleuchten. Sein Werk, worinn zwo Schriften des berühmten Maffei über diese Materie, nemlich ein Sendschreiben, die aufgelösete Zauberey, und ein Tractat, die vernichtete Zauberey betitelt, zum Grunde gelegt werden, bestehet aus zween Theilen. In dem ersten wird erstlich aus Zeugnissen der H. Schrift und der Kirchenväter bewiesen, daß die heutigen Bündnisse mit dem Satan eitel sind, weil derselbe heut zu Tage keine Gewalt mehr habe. Ausserdem aber wird aus dem A. und N. Testament, aus griechischen und lateinischen Kirchenvätern, aus den Concilien, Kirchengebräuchen und canonischen Verordnungen, und endlich aus heydnischen Dichtern, Geschichtschreibern und Weltweisen die Nichtigkeit der Zauberey, die der Verf. mit Recht für einerley mit der verächtlichen Hexerey hält, mit vieler und mühsamer Gelehrsamkeit erwiesen. In der zwoten Abtheilung werden die Gründe widerlegt, die man für die Wirklichkeit der Zauberey aus einigen Stellen der Schrift, der Kirchenväter, der Concilien u. d. gl. hernehmen könnte. Wir glauben in der That, daß dieses Buch, worinn nicht nur Gelehrsamkeit, sondern auch gesunde Vernunft ist, den Lesern, für die es eigentlich geschrieben ist, nützlich seyn könne. Diesen Lesern wird auch die undeutsche und etwas barbarische Schreibart, worinn es abgefaßt ist, weniger anstößig seyn. Nur ist zu besorgen, daß einige Meynungen der römischen Kirche, die der V. als ein ächter Sohn derselben annimmt,

und die dem bestrittenen Aberglaube günstig sind, seine
Gegnern Blöße geben werden. Denn wenn der V. zugest
het, daß die Kirche den sogenannten Exorcisten Gewal
gebe, den Satan zu beschwören und aus dem Leibe der Be
sessenen zu verjagen, ferner, daß sie das heilige Wasser segn
und mit demselben die Häuser der Gläubigen besprenge, un
die unreinen Geister daraus zu vertreiben; so wird dadurc
der wider die Wirklichkeit der Zauberey und der heutige
Ohnmacht des Satans hergenommene Beweis größten
theils entkräften.

Dr.

Abhandlung des Daseyns der Gespenster, nebst einen Anhange vom Vampyrismus. in 4. 1768. 25 B

Wir sehen aus dieser so wie aus einigen andern Schri
ten, daß man nun auch darauf bedacht ist, die Ge
spenster von den Gegenden des Donaustroms zu vertrei
ben. Dieses wäre zwar bald geschehen, wenn nur di
Gespenster allein zu bekriegen wären. Aber sie finden da
selbst noch viele Freunde und Beschützer, die sie gern noc
länger beherbergen wollten. Und dieses ist desto widersin
niger, weil, wie jedermann weis, die Gespenster ebe
nicht die freundlichste Gäste sind, sondern gewöhnlich da
wo sie sich einquartieren, tödliche Schrecken einjagen, un
im geringsten nichts an sich haben, das solche Nachsicht un
Duldung verdiente. Der Verfasser gegenwärtiger Ab
handlung gebraucht daher auch ganz andere Waffen al
den sogenannten Exorcismus, welcher höchstens nur diene
würde, eine Einbildung durch eine andere zu vertreibe
Er bemüht sich, denen, die so sehr für die Gespenster ei
genommen sind, richtigere Begriffe davon beyzubringe
und sie von einer leeren Furcht ein für allemale zu b
freyen. Er leitet die ersten Gespenster aus Egypten he
Von da kamen sie in die Pythagorische und Platonisc
Schule, und zu den Dichtern, bey welchen sie, da sie d
Einbildungskraft beschäftigen, immer ein Lieblingsst
waren. In den ersten zwey Jahrhunderten der chris
chen Kirche finden sie sich selten oder gar nicht, in den f
genden aber, wegen der allmähligen Vermengung d
christlichen und platonischen Lehren, desto häufiger, u
so dauerten sie am Donaustrome, und zumal in Baye

wo der Verf. zu Hause ist, bis dermalen. Diese Geschichte verfolgt der Verf. sehr umständlich. Nur scheint er, was die neuern Zeiten betrift, etwas zurücke zu bleiben. Er hätte auch anführen können, was man wenigstens, seitdem Beckers bezauberte Welt herausgekommen ist, gethan hat, um die Gespenster aus vielen Gegenden von Europa dergestalt zu verjagen, daß derselben kaum mehr erwähnt wird. Der Verfasser untersucht hierauf, ob die Gespenster sich aus der Schrift, aus der Kirchengeschichte oder aus der weltlichen Geschichte erweisen lassen, und beweißt, daß Eva in der That nicht von einem Gespenste verführt worden seye, von der verbothenen Frucht zu essen. Bey der Hexe von Endor hätte er anmerken können, daß Saul selbst nichts gesehen, sondern sich alles nur von der Hexe habe weis machen lassen. Den Ausspruch Christi, daß ein Geist weder Fleisch noch Bein habe, gebraucht er sehr gut, hingegen sagt er nichts von der Magd, die Petri Geist gesehen zu haben glaubte. Auch hätte angemerkt zu werden verdient, daß wenn je die Gespenster etwas auf sich hätten, in der Schrift Verhaltungsbefehle in Ansehung derselben vorkommen würden. Das Ceremoniel vom Exorcismus ist von neuerer Erfindung, und hat so wie die meisten Europäischen Ceremonien viel Gothisches. Ferners sucht der Verf. auch aus Gründen der Vernunft die Gespenster zu widerlegen. Daß er aber sagt, die Vernunft könne nicht einmal beweisen, daß die menschliche Seele geistiger Natur und unsterblich seye, und so werde sie noch viel weniger die Fortdauer eines Gespenstes erweisen können, das mag in einem Lande angehen, wo man die Vernunft deswegen als schwach ausgiebt, damit man ihr unbeweisbare Lehren aufbürden könne, ungefähr wie Cartesius das Ablegen der Vorurtheile predigte, damit er seine neue Vorurtheile Mode machen konnte. Allem diesem fügt der Verf. Mittel wider die Gespenster bey, welche sehr gut sind. Wider die Gespenster aus Betrug (die nemlich Fleisch und Bein haben) dient ein beherztes Gemüth und ein guter knorrigter Wegweiser (ein tüchtiger Prügel.) Die Gespenster so von einer kranken Einbildungskraft erzeugt werden, und daher von einem verderbten Magen, von Würmern, Schleim, dickem Geblüte rc. entstehen, müssen durch Arzneymittel vertrieben werden. Endlich giebt es auch Gespenster, die

durch

durch die Ammenmärchen den Kindern dergestalt die Einbildungskraft anfüllen, daß man sie nachgehends schwerlich mehr von nächtlicher Furcht befreyen kann. Daß man bey einer guten Erziehung solche Erzählungen unterlassen solle, versteht sich für sich. Die Frage ist nur, wie man diese Regel jedermann einschärfen könnte? Dieses könnte erstlich in Predigten geschehen. Allein unser Verfasser führt nebst seinem Monsieur Haberecht Morbleu, auch Geistliche und Prälaten aus seinem Lande an, die für die Aufrechthaltung der Gespenster leben und sterben wollen, und die Lehre von den Gespenstern als den allein seligmachenden Glauben ansehen. Und so wäre mit Predigten daselbst nicht viel auszurichten. Das andere Mittel würde sich in Beckers bezauberten Welt finden. Es bestünde nemlich in Erzählung solcher Gespenstergeschichten, wobey das Räthsel sich aufgeklärt hat. Sie dienen, dem gemeinen Mann begreiflich zu machen, daß es bey Gespenstern ganz natürlich zugehe. Und da die Calender in jedermanns Hände kommen, so könnten unter dem Titel von lächerlichen Gespenstern nach und nach ein guter Theil von den Geschichten, so wie sie Becker und andere erzählen, darein gesetzt werden. Solche Geschichte thun mehr Wirkung, als philosophische und theologische Betrachtungen. Der Verf. selbst führt einige an, er hätte aber besser gethan, wenn er damit weniger sparsam gewesen wäre. Daß die Verbesserung und Ausbreitung der Naturlehre die Gespenster, so wie unzählig anderes abergläubiges Zeug, kräftiger als kein Exorcismus verbanne, ist bekannt. Man kann aber nicht hoffen, daß jeder Landmann die Physick studiren werde. Die beygefügte Abhandlung vom Vampyrismus ist eine Uebersetzung derjenigen, die van Swieten 1755. auf Kayserl. Königl. höchsten Befehl nach genauer Untersuchung der Sache, die damals in Mähren wiederum rege wurde, aufgesetzt, und zum Drucke befördert hat. Da übrigens das ganze Werk für die Gegenden des Donaustromes geschrieben zu seyn scheint, so werden wir uns an einigen Provinzialwörtern nicht aufhalten.

E*

Philosophiae rationalis, quae Logica vulgo dicitur, editio auctior et emendatior, auctore *Sam.*

Christ. Hollmanno, Log. Metaph. et Theol. nat. P. P. O. Soc. reg. Lond. membro. Goettingae, sumtib. viduae Abr. Vandenhoek, 1767. 740 S. 8.

Diese Logick hat, wie alle philosophische Lehrbücher dieses Verf., den Vorzug vor vielen andern Schriften dieser Art, daß darinne nicht nur die einseitigen Vorstellungen eines Mannes in einer ihm eigenen, andern verächtlichen, oder wenigstens unverständlichen Sprache vorgetragen, sondern ein durch die Vergleichung der verschiedenen Lehrgebäude und langes Nachdenken entstandenes, von gelehrt-scheinenden schweren und unnützen Künsteleyen, womit noch manche Logicken überladen sind, gereinigtes und doch vollständiges System, und was das vorzüglichste ist, die Geschichte der Lehrsätze und Streitigkeiten nebst der Anzeige der merkwürdigsten Schriften, in derselben enthalten sind. Diese Eigenschaften müssen die Hollmannischen Lehrbücher bey der Nachwelt noch im hohen Werthe erhalten, wenn vielleicht mancher, der jetzt das Haupt einer Secte ist, oder zu seyn glaubt, von niemanden mehr gelesen werden wird. Wenn ein junger Philosoph in Hollmanns Fusstapfen treten und in der Geschichte der Wissenschaften und einzelnen Lehren da fortfahren wollte, wo H. stehen geblieben ist: so könnte dieses der Philosophie sehr vortheilhaft seyn; und der rechtschaffene Wunsch, den H. schon bey der dritten Ausgabe seiner Logick geäussert hat, daß nach oder neben ihm auftretende Philosophen seine Lehrbücher als die ihrigen ansehen und bessern möchten, damit man doch einmal ein erträgliches System der Philosophie (dieß ist sein Ausdruck) bekäme, könnte auf solche Weise am ehesten erfüllt werden. Zwey oder drey also aufeinander folgende und aufeinander sich beziehende Systeme würden ein wichtiges Monument für die Geschichte der Wissenschaft in einem Jahrhunderte seyn, und der Nachkommenschaft das Studium nicht wenig erleichtern. Die Veränderungen in dieser vierten Ausgabe sind nicht beträchtlich.

Elementa Metaphysicae eclecticae &c. Auct. *P. Seb. Schaaff*, O. S. B. in alma univers. adolph. philos. P. P. O. 1768. 501 S. 8.

Der V. macht es immer noch besser als andere seines gleichen. Zwar noch ist hier und da unnütze Weitläuftigkeit bey scholastischen Grillen, und fast durchgängig die Methode, die auf die in den scholastischen Schulen gewöhnliche Art zu disputiren sich bezieht, sophistische Einwürfe mit sophistischen Distinctionen beantwortet. Aber doch kennt der Verf. gute Schriftsteller, Locke, Mallebranche, Leibnitz, Wolf, Hollmann; und sein Ausdruck ist ungleich verständlicher und faßlicher als mancher anderer ihrer, die es sich für die gröste Beleidigung halten würden, wenn man sie mit diesem V. zusammensetzen wollte.

Lo.

System der Wesen, enthaltend die metaphysischen Principien der Natur. 7 Bogen in 12.

Proles sine matre creata.

Man sieht aus dieser Abhandlung überhaupt so viel, daß der Verfasser wünschte, die Ontologie von denen Wissenschaften, die im synthetischen Vortrage erst darauf gebauet werden sollen, unabhängig zu machen. Man soll nemlich, wenn man in der Ontologie arbeitet, nicht immer nach den folgenden Theilen der Metaphysick hinschielen; um zu sehen ob man sich den Weg dahin, so wie es bereits angenommene Lehren fordern, offen behalte. Dieses ist in so weit ganz recht. Allein alsdann müßte man die ontologische Begriffe und Definitionen auch nicht durchs Abstrahiren aufsuchen. Das Abstrahiren setzt nothwendig die speciellern Kenntnisse voraus, und so betrachtet, gleicht die Ontologie einer Gauckeltasche, worein man das, so man herausziehen will, vorläufig gelegt hat. Sie sollte aber eine Quelle seyn, die ihr Wasser rein und von selbst giebt. Bey den abstrackten Begriffen und Sätzen ist der Grad der Allgemeinheit schwehr zu bestimmen, und daher geschieht es auch, daß man sie leicht ausser ihrem eigentlichen Bezirke anwendet, und sie zuweilen da, wo sie wirklich sind, nicht erkennt. Auf diese Art geschahe es, daß Sätze, die man in der Ontologie bewiesen glaubte, in der Theologie wieder umgestossen wurden. So gieng es z. E. dem Satze: Aus nichts wird nichts, der in der Ontologie so viel als ein Grundsatz galt.

Christ. Hollmanno, Log. Metaph. et Theol. nat. P. P. O. Soc. reg. Lond. membro. Goettingae, sumtib. viduae Abr. Vandenhoek, 1767. 740 S. 8.

Diese Logick hat, wie alle philosophische Lehrbücher dieses Verf., den Vorzug vor vielen andern Schriften dieser Art, daß darinne nicht nur die einseitigen Vorstellungen eines Mannes in einer ihm eigenen, andern verächtlichen, oder wenigstens unverständlichen Sprache vorgetragen, sondern ein durch die Vergleichung der verschiedenen Lehrgebäude und langes Nachdenken entstandenes, von gelehrt-scheinenden schweren und unnützen Künsteleyen, womit noch manche Logicken überladen sind, gereinigtes und doch vollständiges System, und was das vorzüglichste ist, die Geschichte der Lehrsätze und Streitigkeiten nebst der Anzeige der merkwürdigsten Schriften, in derselben enthalten sind. Diese Eigenschaften müssen die Hollmannischen Lehrbücher bey der Nachwelt noch im hohen Werthe erhalten, wenn vielleicht mancher, der jetzt das Haupt einer Sekte ist, oder zu seyn glaubt, von niemanden mehr gelesen werden wird. Wenn ein junger Philosoph in Hollmanns Fußstapfen treten und in der Geschichte der Wissenschaften und einzelnen Lehren da fortfahren wollte, wo H. stehen geblieben ist: so könnte dieses der Philosophie sehr vortheilhaft seyn; und der rechtschaffene Wunsch, den H. schon bey der dritten Ausgabe seiner Logick geäussert hat, daß nach oder neben ihm auftretende Philosophen seine Lehrbücher als die ihrigen ansehen und bessern möchten, damit man doch einmal ein erträgliches System der Philosophie (dieß ist sein Ausdruck) bekäme, könnte auf solche Weise am ehesten erfüllt werden. Zwey oder drey also aufeinander folgende und aufeinander sich beziehende Systeme würden ein wichtiges Monument für die Geschichte der Wissenschaft in einem Jahrhunderte seyn, und der Nachkommenschaft das Studium nicht wenig erleichtern. Die Veränderungen in dieser vierten Ausgabe sind nicht beträchtlich.

Elementa Metaphysicae eclecticae &c. Auct. *P. Seb. Schaaff*, O. S. B. in alma univers. adolph. philos. P. P. O. 1768. 501 S. 8.

Der

Der V. macht es immer noch besser als andere seines gleichen. Zwar noch ist hier und da unnütze Weitläuftigkeit bey scholastischen Grillen, und fast durchgängig die Methode, die auf die in den scholastischen Schulen gewöhnliche Art zu disputiren sich bezieht, sophistische Einwürfe mit sophistischen Distinctionen beantwortet. Aber doch kennt der Verf. gute Schriftsteller, Locke, Mallebranche, Leibnitz, Wolf, Hollmann; und sein Ausdruck ist ungleich verständlicher und faßlicher als mancher anderer ihrer, die es sich für die größte Beleidigung halten würden, wenn man sie mit diesem V. zusammensetzen wollte.

Lo.

System der Wesen, enthaltend die metaphysischen Principien der Natur. 7 Bogen in 12.

Proles sine matre creata.

Man sieht aus dieser Abhandlung überhaupt so viel, daß der Verfasser wünschte, die Ontologie von denen Wissenschaften, die im synthetischen Vortrage erst darauf gebauet werden sollen, unabhängig zu machen. Man soll nemlich, wenn man in der Ontologie arbeitet, nicht immer nach den folgenden Theilen der Metaphysick hinschielen, um zu sehen ob man sich den Weg dahin, so wie es bereits angenommene Lehren fordern, offen behalte. Dieses ist in so weit ganz recht. Allein alsdann müßte man die ontologische Begriffe und Definitionen auch nicht durchs Abstrahiren aufsuchen. Das Abstrahiren setzt nothwendig die speciellern Kenntnisse voraus, und so betrachtet, gleicht die Ontologie einer Gauckeltasche, worein man das, so man herausziehen will, vorläufig gelegt hat. Sie sollte aber eine Quelle seyn, die ihr Wasser rein und von selbst giebt. Bey den abstrackten Begriffen und Sätzen ist der Grad der Allgemeinheit schwehr zu bestimmen, und daher geschieht es auch, daß man sie leicht, ausser ihrem eigentlichen Bezirke anwendet, und sie zuweilen da, wo sie wirklich sind, nicht erkennt. Auf diese Art geschahe es, daß Sätze, die man in der Ontologie bewiesen glaubte, in der Theologie wieder umgestossen wurden. So gieng es z. E. dem Satze: Aus nichts wird nichts, der in der Ontologie so viel als ein Grundsatz galt.

Dessen ungeachtet mußte doch in der Theologie aus nichts etwas, und zwar das ganze Weltgebäude werden. Einige neuern Metaphysicker fiengen an, diese Dissonanz zu bemerken, und den Grundsatz so zu ändern, daß sie lieber sagten: Durch nichts wird nichts. Indessen scheint es, man habe in der Ontologie bey dem Satze: aus nichts wird nichts, immer mit verstanden, von selbst oder natürlicher Weise. Dieser Zusatz hätte aber ausgedrückt werden sollen. Unser Verfasser scheint aber den Satz in aller Strenge zu nehmen. Er fängt an zu untersuchen was man eigentlich zufällig (contingens) nennen könne? Und gleich darauf legt er die Frage vor: Ob es Dinge gebe, die ihrem Wesen nach zufällig sind? Der Satz, daß die Wesen der Dinge ewig, unveränderlich ꝛc. sind, macht daß er die Folge zieht, ein seinem Wesen nach zufälliges Ding müsse seinem Wesen nach sowol seyn, als nicht seyn können, demnach müsse es zugleich seyn und nicht seyn. Das will dann sagen, ein solches Ding sey contradictorisch. Denn wenn das seyn können, zu seinem Wesen gehöre, so müsse das nicht seyn können davon wegbleiben. Es scheint aber die Sache auf den Unterschied des non potest esse und des potest non esse anzukommen. Ein Lahmer kan nicht gehen, wegen innerer Unmöglichkeit. Ein Gebundener kan nicht gehen wegen äussern Zwanges der Fesseln: Ein freyer gesunder Mensch kann sowol gehen als nicht — gehen. Beydes ist in seiner Gewalt. Auf eben die Art läßt sich überhaupt ein Ding gedenken, daß sowol seyn, als nicht seyn kann. Und bey solchen Dingen ist die Existenz kein nothwendiges Bestimmungsstück ihres Wesens. Der Verf. betet den Plato fast an, daß er den Begriff und den Namen des Wesens (Essentia ουσια) auf die Bahn gebracht. Er hätte aber besser gethan zu untersuchen, woher wir den Begriff und den Namen haben? Er würde gefunden haben, wie sehr das, so wir das Wesen der Dinge nennen, an ihren Namen gebunden ist, und von der größentheils nach Anleitung der Sprache eingerichteten Classification unserer Begriffe abhängt, und daß man überhaupt nicht mehr als bloße Möglichkeiten darunter verstehen kann. Der Verf. bezieht indessen seine Sätze nur auf die eigentlichen Substanzen, und diese sieht er sämtlich als von Ewigkeit her existirend an. Das heißt nun im engsten

Ver-

Verstande eben so viel als: ex nihilo nihil fit. Dieses wird jeder einräumen, wenn man nur überhaupt daraus folgert, daß immer etwas müsse gewesen seyn; weil nun dermalen etwas ist. Ob aber alle Substanzen immer müssen gewesen seyn, folgt daraus noch nicht. Das Mögliche im engsten Verstande ist das existiren können, und dieses setzt nothwendig wenigstens eine vorexistirende Kraft voraus, und so muß wenigstens eine Kraft von Ewigkeit her existirt haben. Den Umfang und die Größe dieser Kraft, können wir schwerlich durchaus a priori bestimmen, dafern wir sie nicht als unendlich an und für sich gedenkbar setzen. Wollen wir dabey durch Abstraktion gefundene Begriffe gebrauchen, so reichen diese selten weiter, als unsere Erfahrung geht, und bey der Schöpfung aus Nichts, waren wir nicht als Zuschauer zugegen. In der Vorstellung einer solchen Schöpfung scheint uns nichts contradictorisches zu seyn, und die Ehrfurcht gegen das göttliche Wesen sollte uns bewegen, unser Wissen, welches immer nur Stückwerk ist, nicht zum Maaßstabe seiner unendlichen Kraft zu machen, und daher lieber eine eigentliche Schöpfung als eine bloße Bildung und Anordnung bereits vorhandener Substanzen anzunehmen. Wir hatten übrigens bey dem Titel: Metaphysische Principien der Natur eine Sammlung von solchen Grundsätzen erwartet, die in der Naturlehre bey Erklärung natürlicher Phänomenen und künstlicher Experimente anwendbar wären. Eine solche Sammlung würde von großer Wichtigkeit seyn. Sie würde aber ganz anders aussehen, als das, was der Verfasser hier geliefert hat, und was seiner Meynung nach eine Universalphysick seyn solle. Sie ist aber so sehr Universal, daß sich auf die Specialphysick keine Anwendung davon machen läßt.

J. G. H. Feder, Grundriß der philosophischen Wissenschaften, 1769. Coburg bey Findeisen.

Diese zweyte Auflage ist (wie es scheinet, ohne des V. Wissen) nach der ersten, Seite für Seite abgedruckt, so, daß auch nicht einmal S. 345. die inzwischen zu Genf herausgekommene Opera Leibnizii eingeschaltet worden. Nur zu S. 281. und 284. finden sich Zusätze auf einem besonders beygelegten Blatte. Sie bestimmen etwas genauer,

wie

wie als Rebellion von einer Obrigkeit, und das Recht, Verantwortung zu fordern, von dem Rechte zu strafen, verschieden ist.

C. Steinkellner, Institutiones philosophiae moralis in Usum Auditorum, Wien, bey Trattnern, 1768. 8. Vol. I. 21 Bogen. Vol. II. 1 Alph. 5 B.

Der Verf. ist e Soc. Ies. et Phil. mor. Pr. publ. ord. zu Wien. Wenn er auch keine protestantische Naturrechts und Sittenlehrer anführte, so würde man doch leicht einsehen, daß er solche gelesen. Nur ist er darauf böse, daß man den Scholastickern, die vor dem Grotius gelebt haben, nicht mehr Gerechtigkeit in Absicht auf die Kenntniß des Rechts der Natur wiederfahren läßt. Er giebt aber doch zu, daß Grotius den Anfang gemacht, das Natur- und Völkerrecht als eine besondere und auf das bloße Licht der Vernunft gegründete, demnach eigentlich philosophische Wissenschaft anzusehen. Indessen folgt der Verf. den Scholastickern noch ziemlich in der Methode, weil er mehrentheils Anfangs den Satz setzt, seine Argumente vorbringt, die Einwürfe und deren Beantwortung beyfügt. Unter dem Titel der philosophischen Moral begreift er überhaupt alles, was Wolf unter der von ihm sogenannten practischen Weltweisheit begriffen, nur daß er die Sachen anders eintheilt, anordnet und benennt. Seine vier Haupttheile sind: 1. Ethica generalis. Dieses ist ungefehr was Wolfens phil. pr. universalis. 2. Ius naturae et gentium theoreticum enthält Betrachtungen, Prädicate, Speculationen und Fragen über das Recht der Natur überhaupt, seine Wirklichkeit, Stiftung, Gründe 2c. 3. I. N. et G. practicum handelt die Pflichten des Menschen gegen Gott, sich selbst und andere ab, wo zugleich noch die Lehre von Eydschwüren, Verträgen, Erbschaften 2c. und so auch die Lehre von der ehlichen, häuslichen und bürgerlichen Gesellschaft beygefügt werden. 4. Ethica Specialis, von den Affecten, Tugenden und Lastern überhaupt, und sodann besonders von der prudentia, temperantia, iustitia et fortitudine. Hin und wieder kommen Schulfragen vor, die in den Klöstern noch immer Aufsehens machen. Wir wollen sie aber übergehen, und vielmehr sehen, was der Verf. von dem so sehr berüchtigten Probabilismo seiner Gesellschaft

sagt.

sagt: Er thut denselben ausdrücklich Erwähnung, und fügt sodann bey: Quamquam autem praesentem controversiam theologi velut sibi propriam vendicent, ne tamen de re tanta nihil dicamus, summatim sententiae hodie communioris, et vel ideo nostrae, partisque adversae argumenta adferemus, ut philosophiae tirones quandam interea notitiam capiant, donec in foro theologico plenior hauriatur. Die Uebersetzung und Auslegung dieser Stelle wollen wir unsern Lesern überlassen, ohne ihnen zuvorzukommen. Der Verf. trägt hierauf die Frage oder vielmehr folgenden Satz vor: Non licet sequi sententiam minus probabilem minusque tutam, relicta probabiliore et tutiore. Der Satz so vorgetragen, daß die Wahrscheinlichkeit und Sicherheit auf gleiche Seite fällt, hat am wenigsten Anstand, und so konnte es der Verf. auch leichter übernehmen, denselben zu beweisen. Man müßte sich schon voraus den Kopf haben verwirren lassen, wenn man daran Anstand nehmen wollte. Der Verf. trägt hierauf vier Einwürfe vor, und beantwortet sie. Sie sind theils dunkel und verworren, theils unerheblich, theils auch kommen sie auf Spitzfindigkeiten an, die aus dem Unterschiede des probabilis und des tuta herausgegrübelt worden, und zum Theil auf Wortstreite führen.

J. A. Unzers Grundriß eines Lehrgebäudes von der Sinnlichkeit der thierischen Körper. Bey Berth in Lüneburg, 1768. 8. 4 Bogen.

Herr Unzer hat diese 4 Bogen besonders drucken lassen, um theils eine Probe von neuen Aufsätzen zu geben, womit er die bekannte Wochenschrift, der Arzt, bereichern will, theils auch um in dem Vorberichte wegen des Vorschusses noch verschiedenes zu erinnern. Zu diesen beyden Absichten kömmt noch die dritte, daß er gern bald das Urtheil der Gelehrten über den vor uns liegenden Grundriß zu erfahren wünschte, damit er sich dasselbe bey der neuen Auflage bemeldter Wochenschrift behörig oder nach Befinden zu Nutze machen könne. Nun sind 4 Bogen leicht gekauft und bald gelesen, und so werden wir hier an keinen langen Auszug denken. Der Hauptsatz ist mit des Hrn. D. eigenen Worten vorgetragen, folgender — Ich behaupte, sagt er, daß das Gefühl aller äusserlichen Sinne blos eine

Eigenschaft des Sensorii thierischer Körper; daß es keine Vorstellung, keine Empfindung der Seele, und in ihr gar nicht; sondern ausser ihr im Körper vorhanden sey; daß es nicht durch die Seele gewürkt werde, und daß die Empfindung der Seele blos eine Vorstellung von diesem Gefühl sey, welche die Seele eben so wie die Vorstellung vergangener oder künftigen Dinge durch ihre Vorstellungskraft hervorbringt; daß ein Gefühl ohne Vorstellung der Seele schlechterdings betrachtet, statt finden könne, und daß also das Gefühl eine den Nerven eben so eigene anerschaffene thierische Eigenschaft sey, als es der Reiz in den Muskelfäsergen ist — — Wir sehen aus diesem Satze und dessen fernern Ausführung, daß man denselben überhaupt betrachtet, zugeben kann. Die Schwürigkeit liegt an der Allgemeinheit einiger besondern Aussagen, und was am anstößigsten seyn könnte, läuft auf einen Wortstreit hinaus, welchen wir gern vermieden wünschten. So viel wir wissen, hat man das Wort Gefühl immer dergestalt eingeschränkt genommen, daß man nicht nur die in den Gliedmaßen der Sinnen gewirkte Eindrücke und Veränderungen, sondern auch theils das Bewußtseyn derselben, theils das Bewußtseyn der dadurch in der Seele erweckten Bilder in dem Worte Gefühl oder Empfindung mit inbegriffen hat. Wer an diese Bedeutung des Wortes gewöhnt ist, wird leicht wünschen, daß Hr. U. sich überhaupt und besonders da anders ausgedruckt hätte, wo er behauptet, daß ein Gefühl ohne alles Bewußtseyn gar wohl möglich ist, ja selbst durch Erfahrungen bestätigt wird. So z. E. sehen wir auf einmal alle Objecte die in das Aug fallen, wir sind uns aber meistens nur desjenigen klar bewußt, auf welches wir eigentlich sehen. Dieses aber bestimmter ausgedruckt, will überhaupt sagen, daß in den Sinnen Veränderungen vorgehen, deren wir uns aber lange nicht aller bewußt sind, wenn wir uns gleich derselben, wenn wir darauf achten wollten, bewußt seyn könnten. So ist es auch längst bekannt, daß die stärkere Empfindungen das Bewußtseyn der schwächern hemmen. Auf diese Art aber wird wohl das widersinnige, weil es blos in den Ausdrücken liegt, größtentheils wegfallen, und der Hauptsatz des Hrn. U. kann unseres Erachtens ganz füglich umschrieben werden: daß in den Gliedmaßen der Sinne, in dem Nervensystem, oder wie Hr. U. es nennt, in dem Sensorio thierischer Körper blos physische und mecha-

chanische Veränderungen; theils von äussern Gegenständen, theils von andern in dem Körper vorgehenden Bewegungen (so bey jeder Aufhebung des Gleichwichtes der Theile und Kräfte erfolgen) gewirkt werden können, ohne daß solche Veränderungen von der Seele herrühren, daß die Seele unter gewissen Bedingungen ein Bewußseyn davon habe, ungeachtet dieses Bewußseyn sehr oft wegbleiben kann, und sehr ofte wirklich wegbleibe. Wenn aber Hr. U. sagt, daß bey dem Bewußseyn die Seele die dazu gehörigen Bilder und Vorstellungen eben so wie bey dem bloßen Erinnern oder Vorhersehen hervorbringt, so sehen wir daraus noch nicht ein, ob derselbe der vorherbestimmten Harmonie oder dem System gelegentlicher Ursachen das Wort reden will. Indessen scheint er doch nachgehends die Nerven gleichsam als die Zügel anzusehen, wodurch die Seele den Leib lenkt und regiert, so wie sie eben dadurch auch die in dem Leibe erregten mechanischen Veränderungen empfindet. Uebrigens scheint es, daß die Fragen vom Bewußtseyn, mit grosser Behutsamkeit wollen behandlet werden. Wir sind uns einer Empfindung, während dem wir sie haben, nicht immer bewußt. Bringt sie aber die Fiebern des Gehirns beständig in Bewegung, so kann diese Bewegung künftig durch communicirende Fibern nach dem Gesetze der Einbildungskraft rege werden und erst dann ein Bewußtseyn erwecken, von dem wir sodann nicht wissen, woher wir den Begriff oder Gedanken haben. Man sage z. E. einem schlafenden während des Schlafes etwas neues, und allenfalls zu wiederholtenmalen vor. Vielleicht träumt ihm alsdann, oder ein andermal davon, oder es kömmt ihm wachend in Sinn, und zwar als ein Einfall, dessen Ursprung er schwerlich finden wird. Er wird etwan sagen: ich weis nicht, ob mir geträumt oder ob ꝛc. Dies ist eine Redensart, die wir auch bey andern wiederkehrenden Vorstellungen gebrauchen, deren Veranlassung uns nicht klar ist.

E.*

Anton Ashley Cooper Grafens von Shaftesbury Charakteristicks, oder Schilderungen von Menschen, Sitten, Meynungen und Zeiten, aus dem Engländischen übersetzt. Nebst einem Schreiben des Uebersetzers ꝛc. welches die Anmerkungen des Frey-

Freyherrn von Leibnitz enthält. Leipzig, 1768. im Verlage der Heinsiusischen Buchhandlung. 15 B. in 8.

Unter diesem Titel, werden nur des Grafen von Shaftesbury Letter on Enthusiasm und der Aufsatz on Wit aud Humor übersetzt geliefert. Alles böse, was von dieser Uebersetzung zu sagen wäre, haben die Klotzischen Journale bis zum Eckel wiederholet, weil der Uebersetzer Hr. M. Wichmann, Herausgeber des ihnen so verhaßten Antikritikus ist. Gutes können wir weiter auch davon nicht sagen, als daß es eine Uebersetzung von gewöhnlichen Art ist, die die Gedanken des Autors so taliter qualiter ins Deutsche überträgt. Der vorangesetzte Brief, in welchem der Verf. viel von dem Verleger zu erzählen hat, ist ziemlich langweilig zu lesen.

Johannen Charlotten Unzerin, gebohrnen Zieglerin, Grundriß einer Weltweisheit für das Frauenzimmer, mit Anmerkungen und einer Vorrede begleitet von J. G. Krüger. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage, 1767. Halle bey Hemmerde, 8. 59 Bogen, 4 Kupferplatten nebst dem Bildniß der Verfasserin.

Bey dieser Auflage ist nebst Krügers Vorrede noch dessen Zuschrift an die Herzogin von Braunschweig vom 14 April 1751. stehen geblieben, und noch eine von der Verfasserin unterm 1 Sept. 1761. geschriebene Vorrede hinzugekommen, worinn sie erzählt, wie sie die Metaphysick aus Hr. Unzers an sie geschriebenen Briefen, die zusammen vier Quartbände machen, herausgezogen und nach ihrer Art eingekleidet habe; sie glaube gewiß, eine Philosophie für das Frauenzimmer müßte in verschiedenen Stücken anders eingerichtet seyn, wozu sie aber dermalen keine Muße habe; daher sey im ersten Theile wenig geändert, hingegen habe sie sich bemüht, die Naturlehre so zu vermehren, daß sie noch nützlicher seyn werde. Da wir die erste Auflage nicht vor uns haben, so schränken wir uns darauf ein, dieses aus der Vorrede anzuführen, und

es

[illegible] der [illegible] Verfasserin dem Leser zu sagen. Der Beyfall des [illegible] übrigens bereits bey [illegible], und wenn auch die Verfasserin weniger gelehrt thut, als [illegible] Chymisten, so hat sie auch mehr mit eigenen Augen gesehen, und sich die Sachen nicht so schlechthin [illegible] sagen lassen. Daß sie für die Metaphysick sehr [illegible], für die Wissenschaft gar keinen Stoff von den Dichtern [illegible] Dichterin gefunden, wollen wir als ein Problem [illegible].

K. [illegible]

Naturlehre, Chymie, Naturgeschichte und Mineralogie.

Das Neueste aus dem Reiche der Pflanzen, oder mikroskopische Untersuchungen und Beobachtungen der geheimen Zeugungstheile der Pflanzen in ihren Blüthen und der in denselben befindlichen Insecten; nebst einigen Versuchen von dem Keim und einem Anhange vermischter Beobachtungen, beschrieben und mit Farben nach der Natur vorgestellt von W. Fr. Freyherr von Gleichen, herausgegeben, verlegt und mit den nöthigen in Kupfer gestochenen und illuminirten Abbildungen versehen von J. Chr. Keller, Mahler in Nürnberg. Gedruckt bey Launoy Erben, 1764. Fol. 42½ Bogen Text, 51 Kupferplatten.

Wir sehen aus dem vor uns liegenden Exemplare dieses Werkes, daß weder Mühe noch Unkosten gespart worden, es so prächtig zu machen, als es immer möglich war. Das Format ist ansehnlich, das Papier holländisch, der Druck sauber, die Zeichnungen genau, die Illumination in die Augen fallend und nach dem Leben. Das einige, so uns misfallen, ist die Zuschrift an die Natur. Der Verfasser zeigt sich darinn als einen Anbeter der Natur in einem Styl, in welchem er sich schicklicher als einen Anbeter des Schöpfers der Natur würde gezeigt haben.

So

So aber hat seine Zuschrift keinen [illegible]. In der Vorrede, die von Hrn. Schmiedel ist, trägt derselbe einige Zweifel wider die Saamenthierchen vor. Er findet sie den Infusionsthierchen zu ähnlich, als daß er sie nicht zu denselben zählen und demnach weiter nichts daraus machen sollte. Hierauf folgt eine Beschreibung des zu diesem Werke erfundenen Universalmikroscops. Es wird auf sechs schön illuminirten Kupferplatten vorgestellt. Eigentlich sind es zwey. Das erste ist einfach. Es wird an den einen Fuß eines Zirkels angeschraubt, und an den andern Fuß lassen sich verschiedene Stücke anschrauben, so die Objecte darstellen. Beyde Füße des Zirkels können nach Erforderniß mittelst einer Schraube geöffnet werden. Der Zirkel selbst ist oben auf dem pyramidenförmigen Deckel eines Kästgens so angemacht, daß er um sein Gewinde auf- und abwärts gedreht werden kann. Daß im Kästgen Schachteln sind, versteht sich von selbst. Anstatt der einfachen Mikroscope kann auch das zusammengesetzte Marschallsche an den obern Fuß des Zirkels angeschraubt werden. Und dieses macht die zweyte Art aus. Alle übrige Zubehörde ist ebenfalls abgebildet. Der Inhalt des Werkes selbst erhellt bereits aus dem Titel. Die Einleitung enthält einige historische Nachrichten von mikroscopischen Entdeckungen und Streitigkeiten. Darauf folgt eine hinlängliche Beschreibung und die ganze Terminologie des Systems von den Zeugungstheilchen der Pflanzen. Hierauf werden auf 35 Kupferplatten eben so viele Pflanzen, Blüthe, und Zeugungstheilchen vorgestellt, letztere besonders beträchtlich vergrößert, nebst der ebenfalls sehr vergrößerten Abbildung der Saamenstäubchen, sowol in der Luft als im Wasser, betrachtet. Bey einigen, wie z. E. bey der Melone, dem Klee, dem Weitzen, dem Leinkraut, ist es dem Verf. gelungen, die auf den Zeugungstheilchen sich aufhaltenden und kaum mit bloßen Augen sichtbare Raupen und Schmetterlinge zu finden, und in merklicher Vergrößerung nach dem Leben abzubilden. Auf den letzten 10 Kupferplatten stellt er endlich auch einige etwas größere, wiewol noch sehr kleine Raupen, Käfer und Jungfern vor, von deren letztern er eine wegen ihres besondern Schmuckes die Hofdame nennt.

E.*

D. J. Ch. Schäfer, Versuche und Muster ohne alle Lumpen, oder doch mit einem geringen Zusatze derselben, Papier zu machen. Erster Band nebst 4. ausgemahlten Kupfertafeln. 4. 8 Bogen, 15 Muster. Zweyter Band nebst 1 Kupferpl. 5 B. 18 M.

D. J. Ch. Schäfer, neue Versuche und Muster, das Pflanzenreich zum Papiermachen und andern Sachen wirthschaftlich zu gebrauchen. Erster Band nebst zwo ausgemahlten Kupfertafeln. 4. 5½ Bogen 11 Muster. Zweyter Band nebst einer ausgemahlten Kupfertafel 4 B. 14 M. Dritter Band nebst 5 Kupferpl. 4 B. 9 M. Regensburg 1765. - 1767.

Der Verf. hatte seine ersten Versuche, so bald sie gemacht waren, in den öffentlichen Zeitungen bekannt machen lassen, und in so ferne haben wir sie nicht mehr als etwas Neues anzukündigen. Die Papierarten, so Hr. S. zu Stande gebracht, sind von Pappelwolle, Wespennestern, Sägespänen, Hobelspänen, Buchenholz, Weidenholz, Baummoose, Corallenmoose, Espenholze, Hopfenranken, Weinreben, Hanfagen, Maulbeerbaumholze, Aloeblättern, Waldreben, Brennnesseln, Weidenschalen, Rohrkolben, Erdmoße, Strohe, Baumblättern, Blaukohlstrünken, Cyprischem Asbeste, Saamenwolle des Wollengrases, Distelstängel, Klettenstängel, Mayenblumenblättern, Saamenwolle der Disteln, Wassermooße, Torfe, Seidenpflanzen, Gartenpappel, Feldmelde, Fichtenholze, Beyfuß, Türkischen Waitzen, jungen Weinreben, Tannzapfen, Erdäpfeln, Dachschindeln. Die Möglichkeit solcher Papierarten wird durch diese Muster ausser allen Zweifel gesetzt, und zugleich erhellet daraus, daß der bisher gebräuchliche Hanf und Flachs noch immer beträchtliche Vorzüge habe. Aus den meisten Schäferschen Papierarten läßt sich Packpapier (woran an einigen Orten Deutschlandes wirklich Mangel ist) machen, einige geben ordentliches Löschpapier, einige wenigstens Druckpapier zu Maculaturschriften, und einige wenige zu bessern Schriften. Völlig weiß ist keines, und so läßt sichs dabey an schön Schreib- und Postpapier zur Zeit noch nicht gedenken. Der Hanf hat den Vorzug, daß er sich bleichen läßt, und der Papiermacher den Bleicher-

lohn

lohn nicht zu bezahlen hat. Hr. S. schlägt daher auch vor, seine Papiere zu Zuckerhüten, übermahlten Tapeten rc. anzuwenden und giebt gute Muster davon. Sein Papier von cyprischen Asbeste läßt sich etlichemale durchs Feuer ziehen, wird aber zuletzt doch in Kalk verwandelt. Er versuchte einen immerwährenden Dacht zu Lampen aus dem Asbeste zu machen. Nach zwo Stunden aber war schon ein Schnuppen darauf. Wenn es aber auch dauerhafter wäre, so dächten wir dennoch, daß nach und nach das Oel darinn stocken, und rußichte Theile sich oben ansetzen würden. Unter den Mustern kömmt auch Barchent und ein gestricktes Stück von Pappelwolle mit etwas Zusatz von Baumwolle, und gewirkte Spitzen mit den Fäden aus Aloeblättern vor. Den Beschluß macht die Beschreibung der zu den neuen Papierarten verfertigten kleinen Papiermühle, besonders aber der Maschiene das Zeug zu stampfen, welche geschmeidig und sehr artig eingerichtet ist. Die Welle, deren Zapfen die Stampfen heben, wird mit der Hand mittelst einer Handhabe oder Kurbel umgedreht, und zugleich bewegt eine andere Kurbel einen kleinen Ziehbrunnen, welcher Wasser in den Stampftrog ergießt, welches unten wiederum ablaufen kann.

Des Verf. Bemühung verdienet alles Lob, und auch Unterstützung von den Papiermachern, die, was er im kleinen nicht hat vollkommen machen können, zum Theil vielleicht im großen besser zu Stande bringen könnten. Aber diese Leute hängen an ihren Schlendrian, und wollen von keinen Neuigkeiten, auf die sie nicht selbst gekommen sind, etwas wissen. Hrn. S. Versuche, wenn sie gleich nicht vollkommen sind, so sind sie doch nicht so unnütz, als es folgender Tractat: Unterricht eines Papiermachers an seine Söhne, Leipz. bey Breitkopf 1766. in 8. uns weiß machen will. Wenn ein Franzose auf die Versuche des Hrn. S. gerathen wäre, so würden sie an alle Höfe von Europa verschickt, in allen Zeitungen davon geredet, und sie als ein Beyspiel eines erfinderischen Geistes gepriesen worden seyn. Wenn Erfindungen eines fleißigen Deutschen, denn auch, blos weil sie Deutsch sind, eine so allgemeine Anweisung nicht verdienen sollten, so sollte man ihn doch wenigstens nicht abschrecken und seine Versuche und Proben als unnütz ausschreyen.

*Eg.

Phy-

Physikalische Untersuchung, ob auch Patagonische Riesen möglich und die Erzählungen davon wahr sind? von J. C. E. S. Leipzig, bey Christian Gottlob Hilscher, 1769. 8. 56 S.

Der V. den wir aus seiner launischen Schreibart und auch aus den Anfangsbuchstaben des Namens wohl errathen wollten, läugnet die Möglichkeit eines Riesengeschlechtes, das sich fortpflanzen könnte, völlig, und nimmt dabey alle mögliche Beweise, ernsthafte und witzige, zu Hülfe. Sein Hauptsatz ist dieser, daß die Natur in alle organische Geschöpfe gewisse Gesetze der Grösse geleget habe, die man sie noch nie überschreiten gesehen hat.

Im Vorbeygehen müssen wir bey S. 38. wo der V. sagt, daß ein Ochse, der 12 Centner schwer sey, schon als ein Wunder in der Welt herumgeführt werde, erinnern, daß wir Ostfriesische Ochsen von 15 Centner gesehen haben, die nicht als ein Wunder, sondern öffentlich zu feilen Kaufe in die Welt getrieben wurden. Indessen können wir, so viel wenigstens die Patagonischen Riesen betrift, dem V. unsern Beyfall nicht versagen. Die neuern englischen Berichte bringen uns selbst darauf, welche nun diese Riesen so zusammenziehen, daß die erste Nachricht, die wieder davon in einem englischen Blatte mitgetheilet werden möchte, sie gewiß zu uns andern Menschen herabsetzen wird.

Hm. *

Des Freyherrn Daniel Tilas Entwurf einer schwedischen Mineralhistorie — aus dem schwedischen übersetzt von Johann Beckmann. Leipzig, 1767. 8.

Diese Bogen sind denjenigen, welche die Mineralhistorie eines Landes schreiben wollen, als ein vortrefliches Muster zu empfehlen, dem sie aber warlich nicht so leicht, als den magern Verzeichnissen der in einem Lande gesammleten Erdarten, Steinarten, Metalle und Versteinerungen, als denen man auch diesen Namen zu geben pflegt, nachahmen werden. Hr. T. versteht unter einer Mineralhistorie eine umständliche Erzählung, wie die Erd- und Steinarten eines Landes sich von Ort zu Ort abändern, wie weit, wie tief jede sich erstrecket, und er schlägt zugleich mineralogische Charten vor, die denen, welche

Guel-

Guettard in den Schriften der Pariser Akademie zu ent-
werfen gesucht hat, ähnlich sind. Auf solchen sollen die
Richtungen, Längen und Breiten der Berge, Ebenen,
Ströme und Flüsse bemerklich gemacht werden. Von Berg-
werken verlangt er specielle Risse, wo die Richtung alles
dessen, was die Berge enthalten, und alle Arten durch
einen angenommenen Blason, und alle Gänge der Erze
nach einer Skala vorgestellet seyn sollen. Zugleich zeiget
er den großen Nutzen solcher Arbeiten so deutlich, daß man
ihm, zur Erweiterung der Naturkunde und zum Besten der
Länder, recht viele Nachahmer wünschen muß. Die Be-
schreibung der schwedischen Provinzen, die er hier, mei-
stentheils aus eigenen Beobachtungen, zum künftigen Ge-
brauch bey einer solchen Mineralhistorie, mittheilet, ent-
hält Nachrichten und Anmerkungen, die allen Liebhabern
der Naturkunde angenehm seyn müssen. So ist z. B. die
Beschreibung eines Felsens S. 88. allerdings merkwürdig.
Der Profil ist, sagt er, so beschaffen, als wenn man sich
eine Menge Leimklumpen in der Forme von Brod bis zu
einer Höhe von 30. bis 40 Faden übereinander gesetzt, vor-
stellet. Dieser aufgethürmte Haufen wird auf die unter-
sten Leimklumpen drücken, und die mehresten zu flachen
Kuchen machen; dahingegen die, welche höher liegen, ihre
Gestalt merklicher behalten werden, bis endlich die höch-
sten Schichte nur ovale oder länglichrunde Steine seyn wer-
den. Eben so sind die untersten Kiesel dieses Felsens, oder
diese Brode, wenn man sie so nennen darf, so zusammen,
so ineinander und platt gedrückt, daß sie kaum die Dicke
von einem Viertheilzoll haben, aber die höher liegen, ha-
ben eine längliche und runde Figur behalten; und zwischen
allen diesen Kieseln ist überall eine dünne Schicht von Glim-
mer gestreuet, in der sie so fest stecken, daß sie an einem
frischen Bruche, eher vom Schlage zerspringen, als daß
sie sich von der Schicht Glimmer trennen sollten. Ein ar-
tiges Beyspiel, wie nöthig dem Sammler der Alterthü-
mer und Innschriften die Kenntniß der Naturalien sey,
wenn er nicht der Gefahr, in lächerliche Irthümer zu ge-
rathen, ausgesetzt seyn will, treffen wir S. 84. an. Man
zeiget in Jämteland Steine mit unbekannten Charactern,
die man bisher für Innschriften gehalten, und desfalls oft
abgezeichnet und zu erklären gesucht hat. Aber Hr. T. er-
kannte, daß diese, dem Anschein nach eingehauenen Linien
nur

[illegible], die Zeit und Witterung in die Streife und Gänge des Steins, die von weicherer und lockerer Materie sind, eingefressen haben. Die Uebersetzung ist, ungeachtet der vielen Kunstwörter, getreu, und sie konnte es auch seyn, da sie Hr. Pr. Beckmann in Schweden, nachdem er die vornehmsten dortigen Bergwerke besehen hatte, gemacht hat, wo er zudem auch die Gewogenheit und Freundschaft des Hrn. Tilas genoß. Er hat auch eine Erklärung einiger fremden hier vorkommenden Benennungen von Stein- und Erdarten hinzugesetzt.

David Frenzels, Edelgesteininspektors in Chemnitz, Verzeichniß der Edelgesteine, Fossilien, Naturalien, Erdarten und Versteinerungen, welche im Bezirk der Stadt Chemnitz in Meisen gefunden und bemerkt worden, Chemnitz, 1769. 8.

Diese zween Bogen sind blos ein Namenverzeichniß einiger chemnitzischen Mineralien von einem ungelehrten Sammler; der, wie der Vorredner sagt, beym Sammlen und beym grössern Reichthum an Verdiensten, als an Vermögen, grau geworden.

J. G. Leutmann Vulcanus Famulans, oder sonderbare Feuernutzung, welche durch gute Einrichtung der Stubenofen, Camine, Brau- und Salzpfannen Schmelz- Distillir- Treib- und anderer Ofen kann erlangt, und das Rauchen in Stuben verhindert werden. Wittenberg und Zerbst bey Zimmermann. 1764. 8. 11 Bogen und 17½ Bogen Kupfertafeln. 5te Auflage.

Dieses nun bald seit einem halben Jahrhundert bekannte Buch macht nebst Lehmanns Holzsparkunst, noch immer das vollständigste und brauchbarste aus, so wir über diese Sache haben. Es scheinen aber beyde nicht immer denen bekannt gewesen zu seyn, die etwas neues über die Ersparung des Holzes beym Feuern haben aussinden wollen.

Johann van Mußschenbroeck Beschreibung der doppelten und einfachen Luftpumpe, nebst einer Samm-

 lung

lungen von verschiedenen Versuchen. Aus dem Holländischen übersetzt und mit Zusätzen und Kupfern vermehrt, von M. J. Ch. Thenn. Augsburg bey Kletts Wittib. 1765. 8 10 Bogen. 6 Kupfertaf.

Die Vorrede ist vom Uebersetzer und enthält eine kurze Geschichte der Luftpumpen. Der Text ist im Französischen längst herausgekommen und hier ordentlich übersetzt. Hingegen sind die Figuren ins kleine gebracht. Das dritte und vierte Kupferblatt sind neu hinzugekommen, und enthalten zwo Arten von Luftpumpen, wovon Mußschenbroeck keine Erwähnung thut. Sie werden von dem Uebersetzer nebst den beyden Mußschenbroeckischen oder s. Gravesandschen so beschrieben, wie sie von Hrn. Brander in Augsburg verfertigt werden. Auch hat der Uebersetzer zu den Mußschenbroeckschen Versuchen, deren 52. wären, noch etwan 12. andere hinzugethan.

E*

G. Ch. Bischoff Betrachtungen des Weltgebäudes und einiger Merkwürdigkeiten der Natur. Danzig und Leipzig bey Wedel. 1764. 8. 16½ Bogen. 15 Kupfertafeln.

Die Vorrede ist eine Erzählung vom Fortgange der Astronomie, von den Himmels- und Erdkugeln und besonders von denen Maschinen, wodurch die Bewegung der Planeten vorgestellt wird. Der Verf. hat selbst einige dergleichen verfertigt, die er auch in der Abhandlung beschreibt. Vielleicht war es auch die nähere Veranlassung zu der Herausgabe des Werkchens, welches überhaupt eine physisch historisch und theils astronomische Beschreibung des Weltbaues enthält, die von jedermann gelesen werden kann, weil der Verf. sich weder verliert noch die neuern und schwerern Entdeckungen mitnimmt, sondern das ehmals unreife, so unreif es war, beybehält, wie z. E. den nun bald vergessenen Cartesischen Thierkreis der Cometen, die irrige Art aus ihrer scheinbaren Bahn auf ihre Rückkunft zu schliessen, die vorgebliche grosse Erhitzung des Cometen 1680. rc. Die zuletzt mitgenommene Merkwürdigkeiten der Natur sind die Meteoren und die Witterungen, ebenfalls für jedermann.

G.

Mi

[illegible] [illegible] kleine Schriften von den Thermometern und Barometern, zweyte und mit einer neuen Abhandlung von den Barometern vermehrte Auflage, aus dem französischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von M. [illegible] Ch. Th[illegible]. Augsburg bey Kletts Wittib. 1765. 8. 12 Bogen.

Micheli du Crest ist der erste, der bereits vor 30 Jahren anfieng eine Ungleichheit in dem Gange der mit Weingeist, Quecksilber, Leinöhl ꝛc. gefüllten Thermometer zu bemerken und sich bemühte, durch Vergleichung der Scalen sie übereinstimmend zu machen. Bey dem Weingeiste fand er gleich große Grade, bey den übrigen aber machte er die Grade ungleich. Auch suchte er noch andere kleinere Umstände mitzunehmen. Die verschiedene darüber herausgegebene Schriften, welche meistens hier übersetzt erscheinen, machten die du Crestische Thermometer in der Schweitz und umliegenden Gegenden bekannt, und wie wir aus der Vorrede sehen, so hat du Crest seine Regeln zeitlich dem Augsburgischen Mechanicus Hrn. Brander mitgetheilt, um durch dessen Beyhülfe das Publikum mit seinen Universalthermometern zu versehen. Der Anhang der vor uns liegenden Schrift betrift die Verfertigung der Barometer und besonders deren Gebrauch zu Bestimmung der Berghöhen. Sie ist aus der Connoissance du tems 1765. übersetzt, und ein Auszug aus einer von Hrn. du Luc der [illegible] Akademie überreichten Schrift, welche dermalen zu Genf unter der Presse ist, wo nicht dieselbe bereits verlassen hat.

Philosophical Transactions giving some Account of the present Undertakings, Studies and Labours of the Ingenious in many Considerable parts of the world. Reprinted according to the London-Edition. Wittenberg by C. C. Dürr, Printer of the University. gr. 4. Vol. XLVII. for the Years 1751 and 1752. 34½ Bogen und 10 Blätter Kupfer 1768. Vol. XLVIII. P. I. for the Year 1753. 49 Bogen und

zu Blätter Kupfer 1768 Vol. XLVIII. P. II. for the Year 1754. 35 Bogen u. 23 Kupferblätter 1769. in groß 4.

Vier Wittenbergische Gelehrte, Hr. Pr. Langguth, Hr. Pr. Böhmer, Hr. Pr. Titius und Hr. Pr. Zeiher haben den Vorsatz gefaßt, die Transactionen der K. Gesellschaft der Wissenschaften zu London in engländischer Sprache wieder drucken zu lassen, die drey vor uns liegenden Bände sind der Anfang der Erfüllung dieses Vorsatzes. Sie sind sehr sauber und sehr correct, selbst genau nach der Seitenzahl des engländischen Originals gedruckt. Außerdem ist jedem Theil der Innhalt der Abhandlungen in lateinischer Sprache, beygefügt. Diese Ausgabe hat den Vorzug, daß sie wohlfeiler, und in Deutschland leichter zu haben ist, als die Originaledition. Es kann dieses Werk den physikalischen und mathematischen Wissenschaften nützlich seyn, und wir hoffen, es werde in Deutschland genug Liebhaber finden, damit diejenigen, die es unternommen haben, schadlos gehalten werden.

Kr.

II

Allgemeine Historie der Natur nach allen ihren besondern Theilen abgehandelt; nebst einer Beschreibung der Naturalienkammer Sr. Maj. des Königes von Frankreich. Fünften Theils, erster und zweyter Band, Leipzig bey Adam Heinrich Hollens Witwe, 1766. in 4. zusammen 2 Alph. 10 Bogen, 97 Kupfertafeln. Sechsten Theils, erster Band. 1767. 1 Alph. 10 Bogen, 43 Kupfert.

Des fünften Theils erster Band handelt von dem Löwen, von den Thieren der alten und neuen Welt, und von denen, die beyden festen Ländern gemein sind, von dem Tiger, dem Panterthier, der Unze und dem Leopard, dem Jaguar oder der Tigerkatze, dem Cuguar, Luchse, Caracal, der Hyäne, der Zibethkatze und dem Zibeththiere, der Genette, und dem schwarzen Wolfe. In dem zweyten Bande befindet sich der Ondatra und der Desmann, der Pecari oder der Tajacu, die Roussette, die Rougette und der Vampir, der Polatuche, der Petitgris

oder

oder das graue Eichhörnchen, der Palmist, das Barbarische und der Suise oder Schweizer, die Ameisenfresser, der Pangolin und der Phatagin, die Tatus, der Paca, der Garige, die Marmose und der Cayopollin. Der erste Band des sechsten Theils enthält den Elephanten, das Nashorn, das Kamel und den Dromedar, den Büffel, Bonasus, Auerochsen, Bisont und Zebu, den Axis oder Gangeshirsch, Tapir oder Anta. Die deutsche Ausgabe ist in Absicht auf Text und Kupfer mit eben der Sorgfalt, wie die bisherigen Theile veranstaltet.

B.

8. Mathematick.

Schauplatz des Mechanischen Mühlenbaues, darinnen von verschiedenen Hand- Trett- Roß- Gewicht- Wasser- und Windmühlen nebst darzu nützlichen Wasser-Künsten gehandelt wird ꝛc. durch Johann Georg Geopp C. 1ter Th. Frankf. und Leipzig, auf Kosten und Verlag des Autors. (1766) Es folget auf den ersten Theil eine zweyte, dritte und vierte Fortsetzung. Alles zusammen besteht aus 14 Bogen Text, und 48 Kupfern in 4.

Die Absicht dieses Buches ist, Juristen einen Begriff von Mühlen zu geben, damit sie bey vorfallenden Besichtigungen wissen, wie solche beschaffen sind, und wie etwa der bey Mühlen verrückte Grundbaum auszusetzen müsse. Denn wenn man nach dem Zustand unserer Republick einen nennet, von dem es heißt: er habe Jura studiret, so prätendirt man auch, er müsse können zu einem Bau- Krieges- und Domainen-Rath und zu allen Commissionen gebraucht werden u. s. f. Böcklers Beschreibung (fährt der Hr. V. fort) ist sehr dunkel und kurz. Zum gegenwärtigen Werk habe ich auch allerhand Abrisse von Mühlen und Wasserkünsten gesammlet, welche ich sowol theils von andern Abrissen abgesehen, theils auch sehr viele selbst entworfen, dabey aber auch aus dem in Leipzig 1735 herausgekommenen Theatro machin. molar. die ausführlichsten Abhandlungen von den Mühlen und deren Streitigkeiten

tigkeiten mit beygefüget. Wie groß aber diese oder jene Mühle seyn soll, kann man nach dem Abrisse so genau nicht melden u. s. f. Es sind nemlich diese Zeichnungen perspektivisch, oder wofern der Ausdruck zu stark ist, so wollen wir lieber sagen, sie sind nicht geometrisch, und lassen sich also mit keinem Maaßstab vergleichen; noch weniger läßt sich, aus denen darein gemahlten Mühlengästen, Ochsen, Pferden, oder was es seyn mag, etwas zuverläßiges auf ihre Größe schließen. Der Hr. Verf. hat sie selbst in Kupfer gebracht, und aus Höflichkeit möchten wir gerne etwas zu ihrem Lob sagen, z. B. daß wir noch einen ICtum kennen, der zugleich ein vortreflicher Kupferstecher war, den Romanus Hooghe; allein, alles was wir mit gutem Gewissen sagen können, ist, daß die Kupfer, nach dermaliger Einrichtung unsrer Republick, für den Grabstichel eines ICti, noch so ziemlich sind.

Der erste Theil erklärt anfänglich die Mühlen überhaupt, nach ihrer Einrichtung, Austheilung und Berechnung der Räder des Gerinnes u. s. f. und alsdenn vielerley Gattungen Handmühlen.

Die zweyte Fortsetzung handelt vom Recht des Mühlenbaues; und von allerley Trettmühlen.

Die dritte Fortsetzung von den Streitigkeiten wegen übel angelegter Mühlen und deren Verschlimmerung; der allerhand Roßmühlen.

Die vierte Fortsetzung von den Diebswinkeln in den Mühlen. Sie sind zahlreich und doch noch nicht alle entdeckt. Am besten gefällt uns, daß der Müller die Wand gegen das Wasser zu mit Fleiß löcherich werden läßt, damit der Wind durchstreichet und das herumstäubende Mehl der Gäste gegen über an die Wand ansetzt, wo es nachher der Müller zu seinem Nutzen abfeget. Zuletzt werden Roß- und Windmühlen, von verschiedener Einrichtung und zu allerley besondern Gebrauch, abgehandelt.

I.

Beschreibung einer neu erfundenen Handmühle, von Christoph Hoff, Churpfälzischen Stückbohrmeister, 4. 1 Bogen und ½ Bogen Kupferplatte.

Der Verf. ist durch einen im Winter 1767. in der Churpfalz entstandenen Wassermangel zur Erfindung und Verfertigung dieser Handmühle veranlasset worden. Der

Scop

[illegible] Auch die übrigen
[illegible] bekannt. Er
[illegible] aber, daß die Mühlsteine nicht nur schwer zu er-
[illegible], sondern bald abgenutzt sind, und daß [illegible]
[illegible] zu stellen ist, auch daß sie [illegible] recht regulirt zu wer-
den, fast immer einen erfahrnen Müller erfordert. Er
[illegible] auf den Einfall, die Mühlsteine entbehrlich zu
[illegible], und dazu mögen ihm die aller Orten bekannten
[illegible]mühlen die nächste Anleitung gegeben haben, da die
[illegible], wie er das Korn zermahlt, denselben ganz ähnlich
[illegible]. Da er aber die ganze Kraft eines Menschen dazu ge-
brauchen will, so giebt er auch dem Mühlkolben, den er
ganz von Stahl schneidet, eine beträchtliche Größe. Die
[illegible] ist eben die, welche sonst die Mühlsteine haben, und
von da fällt das gemahlene Korn in Beutelkasten, wenn
es fein genug ist, durch den Beutel durchzufallen, das übrige
aber wird in den Kleyenkasten ausgebeutelt. Und in so fern
ist die Einrichtung dieser Handmühle wie bey den gewöhn-
lichen Mühlen. An der Axe des Kolben ist ein Trilling,
welcher durch ein Kammrad bewegt wird. An diesem aber
ist die Kurbel angemacht, wodurch die Maschine von einem
Arbeiter bewegt wird. Um den Gang gleichförmig zu er-
halten, ist unten auf der Axe des Kolbens ein Schwung-
rad angebracht. Die ganze Einrichtung ist sehr ordentlich
beschrieben, und jede einzelne Theile, so wie auch die ganze
Mühle nebst dem Maasstabe in der beygefügten Kupfer-
platte vorgestellt. Sie nimmt den Raum eines mäßigen
Zimmers ein.

E*

J. Chr. Schäfer Abbildung und Beschreibung einer dreyfach nützlichen Sägmaschine, zum Holz und Steinschneiden und zur Leibesbewegung. Regensburg bey Montag, 1769. 4. 3 Bogen, zwey Kupferplatten.

Die Sache beruht auf einem einigen Einfall, der aber
ganz vortheilhaft ist. Hr. S. hat eine Einrichtung
irgend in einem Regenspurgschen Gesandschaftshause ge-
sehen, wo die Maschine selbst, die Stelle eines Gehülfen
beym Holzsägen vertritt. Eine Säge geht bekannter-
maßen hin und her. Das thut ein Pendul auch. Es

wird daher die Säge an ein Stangenpendul angemacht, welches an einer horizontalliegenden Axe beweglich ist. Diese Axe dreht sich in einem Rahme, auf welchem zugleich in gehöriger Entfernung das Holz liegt. Mehr läßt sich ohne Figur nicht wohl davon sagen. Hr. S. suchte die erste ganz einfältige Einrichtung theils zu verschönern, theils auch zum Steinschneiden einzurichten. Es sollte aber die Säge im Oscillationspunkt des Stangenpenduls angemacht seyn, und das Pendul ehender unten ein Gewicht, als oben ein Gegengewicht haben. Doch diese Theorie gehört wohl nicht in Hrn. S. Fach, und so mag sie von andern nachgeholt werden.

P. Mako e S. I. Calculi differentialis et integralis Institutio. 4. 33 Bogen 9 Kupferplatten.

Der Verfasser, welcher in dem Theresianischen Collegio zu Wien die mathematischen und philosophischen Wissenschaften lehrt, fährt in seiner nützlichen Beschäftigung dahin dienende Anfangsgründe herauszugeben fort, und liefert hier die von der Rechnung des Unendlichen. Er fängt bey Betrachtung der Schwürigkeiten an, die bey dem Begriffe des Unendlichen und des unendlich kleinen vorkommen, und ist bemüht zu zeigen, daß dabey dennoch die geometrische Schärfe erhalten werde. Die Sache läuft dahinaus, daß zwo endliche Größen, deren Unterschied unendlich klein ist, deswegen als gleich angesehen werden, weil der Unterschied kleiner als jede angebliche Größe ist, und weil, wenn die beyden Größen wirklich ungleich wären, der Unterschied sich müßte können angeben lassen. Allein man könnte hiebey fragen, warum man sie denn Anfangs unterschieden nennt. Es wird doch immer der geometrischen Schärfe angemessener seyn, wenn man beyde Größen als sich einander nährend betrachtet, und aus dem Gesetze des Nährens zeigt, daß, wo sie zusammentreffen, sie einander gleich werden. Der Einwurf dabey, daß sie einander ohne Zusammenzutreffen, nur immer näheren, ist ungefähr von eben der Art, als wenn in dem Zenonischen Argumente Achilles sich nur immer der Schildkröte nähert, und kann, mit geringer Aenderung in dem Beweise, eben so gehoben werden. Ueberdies läßt sich auch statt des unendlich kleinen sogenannten charakteristischen Triangels der demselben ähnliche Triangel

gebrauchet, der von der Ordinate, der Tangente und Subtangente gebildet wird. Hr. P. M. sucht auch seine Lehrlinge mit den ersten Anfängen wohl bekannt zu machen, und geht daher ziemlich Schritt für Schritt. Bey der Anwendung der Rechnung auf krumme Linien, folgt er sodann fast eben der Ordnung, wie Wolf in seinen Anfangsgründen und lateinischen Elementen, sagt aber auch eben so wie Wolf von dem Gebrauche der trigonometrischen Formeln nichts. Indessen findet es sich, daß viele, die sich nicht mit diesen Formeln gleich bey den Anfangsgründen bekannt gemacht haben, sich nachgehends wie in einem ganz fremden Lande befinden, wenn sie Schriften lesen sollen, worinn sie, und zwar mit großem Vortheile, gebraucht werden. Wolf ist ehender zu entschuldigen, weil das Meiste bey diesen Erfindungen neuer ist. Hr. P. M. mag inzwischen seine Gründe gehabt haben sich mit dem blos Algebraischen zu beschäftigen. Und in dieser Absicht ist es ihm nicht übel gelungen. Sowol bey dem Differential als Integralcalcul hat er zum Beschlusse die Anwendung dieser beyden Rechnungsarten in Auflösung einiger geometrischen und mechanischen Aufgaben gezeigt, so wie Wolf beym Beschluß seiner deutschen Anfangsgründe und Kästner ein gleiches gethan. Man weis, daß die Fälle, wo eine Größe ein größtes oder ein kleinstes hat, theils vortheilhafte, theils schöne und sehr schickliche Eigenschaften erlangt, wenn sie auf ihr Größtes oder Kleinstes gebracht wird. Dies zeigt sich auch in den vielen geometrischen, optischen und mechanischen Beyspielen, die Hr. P. M. vorbringt. Den Gebrauch des Integralcalculs zeigt er bey dem Mittelpunkt der Schwere, des Schwunges, und des Anziehens, so wie auch bey der beschleunigten Bewegung. Ueberhaupt sind die Beyspiele gut gewählt, wiewol ebenfalls noch mehrere und eben so schickliche hätten mitgenommen werden können.

E*.

Elementorum Euclidis Libri XV. ad græci contextus fidem recensiti et ad usum tironum accommodati. Lipsiae sumtu Io. Frider. Gleditschii 1769. 418 Seiten in 8. mit eingedruckten in Holz geschnittenen Figuren.

[illegible] vom Anfange der 1743. von Hn. [illegible] veranstalteten schönen Ausgabe; mit der sie in allen Stücken, in der Seitenzahl, in den Figuren, in der Deutlichkeit des Druckes und Papiers, bis auf die geringste Kleinigkeiten übereinkommt.

Bau-Anschlag, oder richtige Anweisung, in zweyen Beyspielen, als bey einem gemeinen hölzernen und bey einem ansehnlichen steinernen Hause, wie alle Baumaterialien, deren Kosten, ingleichen alle übrige Baukosten ausfindig zu machen, wodurch man eines jeden andern Baues Anschlag zu verfertigen geschickt werden kann, nebst verschiedenen Bau-Anmerkungen, zum Nutzen derer, so mit eigenen Bau-Sachen zu thun haben, oder in Bau-Commißionen gebraucht werden, oder sonst als Liebhaber der bürgerlichen Baukunst darinn weiter zu gehen trachten, entworfen und mit vielen zur Erläuterung gehörigen Figuren versehen von Johann Friedrich Penther, Königl. Grosbrit. Rath, Professore zu Göttingen und Oberbauinspectore.

Dritte Auflage. Augsburg, verlegts Johann Andreas Pfeffel, Kunstverleger. Daselbst gedruckt bey Johann Jacob Lotter, 1765. F. 2 Alph. 5 Bogen Text, 17 Kupfertafeln.

Die Kupferplatten sind wieder aufgestochen und gehen noch mit. Doch bey Büchern, die eben nicht die Bildung des Geschmacks in der Baukunst zur Absicht haben, kommt es nicht darauf an, ob die Kupferstiche Meisterstücke der Kunst sind oder nicht; wenn sie nur die Gegenstände deutlich abbilden und den Text verständlich machen. Die Einrichtung und die Brauchbarkeit dieses Buches sind jedermann bekannt.

Entwurf einer Arithmetik, Geometrie und Trigonometrie, von M. Ludwig Alexander Krebs, des Gies. ill. akad. Päd. Coll. [illegible] Gie-

sen,

[illegible] Johann [illegible] 1768. in 8. [illegible] Kupfertafel.

Bey dem Ueberfluß mathematischer Anweisungen, mangelte doch denen, deren Bildung in schönen und höhern Wissenschaften sich der Hr. B. zur Pflicht gemacht, ein Leitfaden ihre Gedanken zu reiner Unterscheidung ihres [illegible]. Diesen ist also gegenwärtiger Entwurf bestimmt; und wir zweifeln keinesweges, der Hr. B. werde ihre besondern Umstände, Alter und Fähigkeiten dabey zum Maaßstab genommen haben. Eben dieser Umstand, und die Kürze des [illegible] verstattete ihm freylich nicht, aller Orten die strengste Lehrart zu beobachten und allen Beweisen ihre völlige Schärfe zu geben; doch dünket uns, daß es hier und da hätte geschehen können, ohne viel weitläuftiger zu werden. Z. B. der Beweis von der Gleichheit zweyer Dreyecke, aus der Uebereinstimmung ihrer Seiten, kommt uns hier nicht so überzeugend vor, als in andern guten Lehrbüchern; er nimmt das, was zu erweisen war, in der That stillschweigends unter die Beweisgründe auf; es hätte nemlich vorher erwiesen werden sollen, daß zween Zirkel sich höchstens in zween Punkten schneiden. Ferner; wo die völlige Gleichheit der Dreyecke, aus einem Winkel, der gegenüber liegenden und einer daran liegenden Seite, zu erweisen ist, heißt es unter andern: Man setze den einen Fuß des Zirkels in N und sehe zu, ob man die Linie in einem andern Ort als O schneiden kann; es wird nicht möglich seyn u. s. f. So klingen, so viel wir wissen, keine mathematische Beweise, und der Hr. B. wird uns, bey fernerem Nachdenken, gewiß selbst beyfallen. Wir könnten noch einige Kleinigkeiten von dieser Art anmerken; doch der Hr. B. wird sie, bey dem mündlichen Vortrag, ohne unser Erinnern, wahrnehmen und bey einer künftigen Auflage dieses nützlichen und wohleingerichteten Entwurfes schon zu verbessern wissen. Vielleicht gefällt es ihm auch alsdenn, die Sprache etwas weniger pretieus einzurichten, die Fragezeichen zu schonen, und die Beweise lieber durch ein männliches W. Z. E. zu versiegeln, als durch ein unstätes: Was kann uns nun antreiben, an diesem Lehrsatz zu zweifeln? Sollten wir nun nicht? haben wir nun nicht? muß nun nicht? die ganze Sache wieder ungewiß zu machen, und gleichsam erst den H. H. Zuhörern oder Hoffnungsvollen Lesern zur Entscheidung zu unterwerfen. Lie-

der kurz und gut gesagt. Wenn sich ein Punkt beweget, so beschreibt er eine Linie, als: so leicht dieser Punkt für sich hin, so reicht uns der Raum, den er in seiner Bewegung durchlauft, den Begriff einer Linie.

Verzeichniß der Theiler aller natürlichen Zahlen von 1 bis 10000, durch Heinrich Anjema. Leyden, bey Samuel und Johann Luchtmanns Universitäts-Buchdruckern, 1767. 1 Alph. 15 Bogen in 4.

Diese Tabellen haben zwar schon in der gemeinen Rechenkunst, aber doch hauptsächlich in der Algebra ihren großen Nutzen. Der Hr. A. hatte sich vorgenommen, sie bis auf 100000 fortzusetzen, ist aber von dieser mühseligen Arbeit durch den Tod befreyet worden. Der Hr. Verleger, dem wir die Bekanntmachung dieses Verzeichnisses zu danken haben, versichert, daß er alle Mühe angewendet habe, es ohne einen einzigen Fehler zu liefern. Jedes Blat ist verschiedenemale corrigiret und die letzten Probebogen sind nochmals von einem Mann, der die Rechenkunst sehr wohl verstehet, durchgesehen worden.

Anleitung zur Markscheidekunst, oder unterirdischen Geometrie, worinnen die Praxis mit der Theorie verbunden, zum Nutzen und Gebrauche aller Liebhaber dieser Wissenschaft, hauptsächlich aber seiner Zuhörer, verfasset von Johann Stephan Stigler, der Mathematick Professor in dem Churbayerischen löbl. Cadetencorps. München, gedruckt im Jahre 1767. 8 Bogen Text, 4 Kupf. in 8.

Die Materialien und ihre Bearbeitung sind gut; aber die Sprache ist ziemlich undeutsch.

Pantometrum Pacecianum seu instrumentum novum pro elicienda ex una statione distantia loci inaccessa, Com. Raph. Pacecco inventum etc. Praeside *P. Christiano Mayer*, Soc. Iesu, defendet *D. Stephanus de Stengel*. Heidelbergae in aula Academica MDCCLXVII. Manhemii typis Academicis. 7 Bogen in 4. eine Kupfertafel.

Un

Um einen deutlichen Begriff, von der wesentlichen Einrichtung dieses Werkzeuges zu haben, darf man sich nur einen Meßtisch gedenken, auf welchem zwey Fernröhre, ein paar Füße von einander, horizontal und parallel befestigt sind; doch so, daß sich die eine um eine senkrechte Axe drehen und gegen die andere unbewegliche Fernröhre neigen läßt. Diesen Neigungswinkel kann man entweder an einem kleinen abgetheilten Bogen wahrnehmen, oder aus den Umdrehungen derjenigen Stellschraube, die den beweglichen Tubus seitwärts drücket, schliessen. Wenn nun beede Fernröhren auf einerley Gegenstand gerichtet sind; so stellt ihr voriger paralleler Abstand die Grundlinie eines rechtwinkelichen Dreyeckes vor, dessen spitzigen Winkel am Scheitel das Werkzeug angiebt, und dessen Höhe der Abstand des Gegenstandes ist, der alsdenn durch Construction, durch Rechnung oder aus Tabellen gefunden werden kann. Kurz, die Operation geschiehet eigentlich doch nicht aus einer, sondern nach der gewöhnlichen Weise aus zwo Stationen; die aber so nahe bey einander angenommen sind, daß sie beede zugleich auf dem Tisch Platz finden. Der Hr. Verf. gegenwärtiger Schrift, dessen gelehrte und sinnreiche Untersuchungen und Criticken über dieses Werkzeug sehr lesenswürdig sind, hat aus verschiedenen, auf das sorgfältigste damit angestellten, Versuchen den Schluß gemacht: daß man sich dieses Pantometri, bey Entfernungen von 1000. bis 12000 Fußen, sicher und nützlich bedienen könne; von da an, bis auf 40000 Fuße, wächst die Gefahr der Irrthümer schon sehr stark; über 40000 Fuße ist es nicht mehr zu gebrauchen. Der Hr. V. ist bey Gelegenheit dieser Untersuchungen, auf ein Werkzeug zu gleicher Absicht, aber von ganz anderer Einrichtung, verfallen, welches weit einfacher, und, bey Messung grösserer Entfernungen, viel sicherer und zuverläßiger ist; er macht Hoffnung, es künftig einmal zu beschreiben.

Kurzgefaßte Regeln zu perspektivischen Zeichnungen vermittelst eines zu deren Ausübung, so wie auch zu geometrischen Zeichnungen, eingerichteten Proportionalzirkels, durch J. H. Lambert. Augsburg, verlegts Eberhardt Kletts seel. Wittib, 1768. 2 Bogen in 8; 2 Kupfer.

Herr

Herr G. F. Brander, Mechanicus in Augsburg, ist entschlossen, bemeldte Proportionalzirkel dergestalt zu verfertigen, daß Liebhaber sie von ihm accurat werden erhalten können; und dieses gab die nähere Veranlassung zu gegenwärtiger Schrift. Sie zeigt den Gebrauch dieses Werkzeuges an dem Beyspiel einer ebenen, horizontalen Landschaft; aber ohne Beweis. Wer geschickt ist, die Beweise zu verstehen, der findet sie in des Hn. L. 1759 herausgegebener Freyen Perspektive.

Der neue englische Uhrmacher, oder vollständige Anweisung alle Geh- Schlag- und Repetier-Uhren richtig zu berechnen und gehörig zusammen zu setzen, nebst der Beschreibung einer Universal-Sonnen-Uhr, mit nöthigen Kupfern. Frankfurt und Leipzig, 1765. 11 Bogen, 4 Kupfer in 8.

Der ungenannte Hr. V. hat ehmals, da er die Mathematick auf einem Gymnasio lehrte, diesen Unterricht aus verschiedenen der berühmtesten Schriften von dieser Materie, die in der Vorrede nahmhaft gemacht werden, gesammlet. Er ist deutlich und gründlich, beziehet sich aber blos auf die Ausrechnung der Uhrwerke; die ganze Zusammensetzung, oder nur die Verfertigung einer Uhr, wird hier niemand lernen. Von dem Schlagwerk und Repetierwerk sind nicht einmal Zeichnungen gegeben, sondern nur die vornehmsten Theile genennet, oder ganz kurz beschrieben. Sollte dieser Abgang künftig einmal ersetzt werden, so wird dieser Unterricht gewiß noch weit mehreren Liebhabern brauchbar werden.

I.

9. Kriegswissenschaft.

Kurze Anweisung was ein Officier von der Infanterie von Absteckung, Trazierung und Erbauung der im Felde vorkommenden Verschanzungen zu wissen nöthig hat, als da sind Flechen, Redans, Redouten ıc. Leipz. bey Johann Gottlob Rothen, Buch-

Buchhändler in Koppenhagen, 1765. 4 Bogen Text und 3 Bogen Kupfer in 8.

Ein an sich sehr brauchbares praktisches Werkgen, worinnen der V. ungemein viel gutes und nützliches, auf eine leichte und faßliche Art in so wenigen Bogen, zu sammlen gewußt hat, und welches in dieser Absicht allen jungen und wißbegierigen Officiers sicher empfohlen werden kann. Gegenwärtige Ausgabe ist ein bloßer Abdruck, wozu der Verleger nichts als eine Zuschrift, an den königlichen dänischen Feldmarschall Grafen von St. Germain hinzugefüget, oder aus uns unbekannten Ursachen, den Namen des V. verschwiegen hat. Der damalige Königl. Preuß. Ingenieur-Lieutenant Marckard, der nachmalen in dem letztern Kriege als Capitain todtgeschossen worden, hätte es zum Privatunterricht für verschiedene junge Officiers abgefaßt. Es wurden in dieser Absicht eine bestimmte Anzahl Exemplare im Jahr 1756. mit Beysetzung des Namens des Verfassers gedruckt, und an bemerkte Officiers vertheilet. Da die Verfertigung einer so nützlichen Schrift, dem seel. Verfasser allerdings zum Ruhme gereicht, so glauben wir diese Nachricht dem Andenken, eines braven und in seinem Handwerk geschickten Officiers allerdings schuldig zu seyn.

Herrn le Blond ausführlich abgehandelte Artillerie-wissenschaft, worinnen nicht nur vom Schießpulver, vom Kriegsgeschütz, 2c. Nachricht ertheilet wird. Aus dem Französ. übersetzt und mit praktischen Anmerkungen versehen, von Joh. Wilhelm Jäger, Ingen. Capit. Lieuten. und der Stadt Frankfurt Zeugwart. Gedrukt auf Kosten des Uebersetzers. Frfrt. und Leipz. 1766. 32 Bogen mit verschiedenen Kupfertafeln.

Herrn le Blond zweyter Theil der Kriegskunst, worinnen von dem Angriff der Festungen auf das richtigste, nach denen besten Regeln und neuesten Erfahrungen gehandelt, auch alles, was dazu erforderlich, genau beschrieben wird, aus dem Französ. übersetzt, nach der in Paris 1762 herausgekommenen zweyten Auflage, von dem Uebersetzer des bereits herausgegebenen ersten Theils von der Artillerie- und Minier-Wissenschaft. Frfrt. und Leipzig, 1767. 1 Alphab. 2 Bogen, ohne die Vorrede.

Die Verdienste des Hn. le Blond, um die Kriegswissenschaft, sind bekannt, und seine Schrifften haben sich durch ihre Deutlichkeit und Ordnung, den Anfängern in der Kriegskunst, schon längstens empfohlen. Es ist daher ein lobenswürdiges Unternehmen, auch unsere junge Officiers, die nicht alle französisch verstehen, mit diesen ihnen so brauchbaren Werken zu bereichern.

Allein, braucht es wohl unser Erinnern, daß ein Uebersetzer, der sich einer so nützlichen Arbeit unterziehen will, sich auch vorhero wohl prüfen müsse: ob er die darzu erforderlichen Eigenschaften besitze, ob er beyder Sprachen mächtig genung, und mit der Wissenschaft, die in seinem Original abgehandelt wird, hinlänglich bekannt sey? Gleichwol scheint der Verf. der Uebersetzung, die wir hier vor uns haben, gar nicht diese Ueberlegung gemacht zu haben; sonst würde er, wie wir vermuthen, aus billigem Mistrauen gegen sich selbst, sich nie an eine Arbeit gewaget haben, die seine Kräffte übersteigt. Seine Uebersetzung ist so voller offenbarer Sprachfehler, undeutscher Wortfügungen, falscher und schielender Ausdrücke, übelverstandener französischer, und schlechtgewählter deutscher Kunstwörter, daß sie beynahe unter der Critik ist. Einige wenige Beyspiele, die wir aus einem großen Vorrathe wählen, werden hinlänglich seyn, dieses unser Urtheil zu rechtfertigen.

Auf der 18ten Seite zeigt der Uebersetzer schon, wie unbekannt ihm unsere deutsche militairische Kunstwörter sind, er weis nicht, daß das französische Wort Rang bey uns ein Glied, so wie File eine Rotte heisset. Diese Unwissenheit bringet zween ganz unverständliche Perioden zuwege. S. 19. wird la tete und la queue du Bataillon höchst ungeschickt und lächerlich, durch Kopf und Schwanz des Bataillons übersetzt, unsere deutsche Soldaten nennen dieses das erste Glied oder die Fronte, und das hinterste Glied oder den Rücken des Bataillons. Auf der 20sten Seite hätte das französische Wort Capitaine, unserm deutschen Gebrauch nach, bey der Cavallerie durch Rittmeister, und bey der Infanterie durch Hauptmann übersetzet werden sollen. Des embrasures biaises pratiquées à la courtine (S. 18. des Inhalt der Capitel) heissen nicht krumme Einschnitte, sondern schräge Schießscharten, die die Belagerten auf der Courtine anlegen. Les Gaules sind bey unserm Uebers. S. 79. und 80. die Gaulen, der deutsche Name Gallier muß ihm wohl nicht bekannt seyn. Des Flanques concaves, S. 269. sind nicht hohle, sondern ausgerundete Flanken. Das Wort Chevalet, das einen hölzernen Bock bedeutet, dergleichen man unter Gerüsten und Brücken brauchet, erkläret der Uebers. S. 384. durch einen hölzernen Esel. Le savant Commentateur de Polybe ist S. 352. nicht der gelehrte Urheber, sondern Ausleger des Polybs. Auf eben dieser Seite sollte un coté des Lignes negligé nicht durch eine Seite die verwahrloset, sondern deren Befestigung vernachläßigt worden, übersetzt seyn. Noch ein Beyspiel, wie schülerhaft und verworren sich un-

ser

der Uebersetzer sehr oft ausdrückt, findet sich ebendaselbst. Le Blond sagt: Man kann hieraus schliessen, daß es dem Feinde sehr schwer werden wird, sich einer Linie zu bemeistern, wenn man dem Soldaten die Vortheile begreiflich machen kann, die ihm eine gute Verschanzung gewähret, und derselbe daher entschlossen ist, sich wohl darinnen zu vertheydigen, wenn alle Theile der Linien mit gleichen Nachdruck können unterstützet werden, und man die nöthigen Maaßregeln genommen, um nicht überrumpelt zu werden. Nun höre man unsern Uebersetzer: Man kann hieraus schliessen, daß wenn der Soldat alle Vortheile wüßte, welche er von einer guten Linie zu hoffen, daß er sich entschliessen würde, sich wohl zu vertheydigen, wenn alle Theile könnten wohl unterstützet werden, und daß man alle Vorsicht brauchte, nicht überrumpelt zu werden, so sollte es einem Feinde schwer seyn, solche zu übersteigen. Von ähnlicher Beschaffenheit sind ganze Seiten in unserer Uebersetzung. Allein unsere Leser werden es uns hoffentlich vergeben, wenn wir sie mit Anführung mehrerer Proben verschonen. Wir merken nur noch an, daß Papier, Druck und die zum Theil höchst elenden Kupfertafeln, mit der Nettigkeit und Sauberkeit, des französischen Werkes, in eben dem Verhältnisse stehen, als die Uebersetzung selbst mit ihrem Originale.

**

Des Ritter d'Arcy Versuch einer Theorie der Artillerie. 8. 1766. Dreßden, bey Walther, 8 Bogen, 4 Kupferplatten.

und

J. H. Lambert Anmerkungen über die Gewalt des Schießpulvers und den Widerstand der Luft, auf Veranlassung der von den Hrn. Robin und d'Arcy darüber angestellten Versuchen. 1766. Dreßden, bey Walther, 8. 1766. 7½ Bogen 1 Kupferplatt.

Wir zeigen diese beyden Schriften zugleich an, weil sie, wie man schon aus dem Titel sieht, in unmittelbarer Verbindung stehen. Der Ritter d'Arcy geht überhaupt den Weg, den Robins mit gutem Erfolge vorzuzeigen angefangen, um die Artillerie einer ächten wissenschaftlichen Gestalt näher zu bringen, da es allerdings mit blinden Erfahrungen und Zeichnung der Canonen und Mörser nach dem Caliber nicht ausgerichtet ist. Die Artillerie hat einen eigentlich physischen Theil, der etwas schwerer zur mathematischen Erkenntniß empor gehoben wird, und die Mischung des Schießpulvers, so wie auch des Metalls des Geschützes, betrift. Es kömmt zwar auch dabey auf Gewicht und Maaß an, allein die Gesetze dabey müssen erst noch durch methodisch angestellte Versuche bestimmt werden, und da es überdies auf den Erfolg ankömmt,

so muss man auch Mittel haben, sich von dem Grade der Gewalt des Pulvers und der Stärke des Metalls zu versichern. Zu allem diesem trägt der Ritter d'Arcy das seinige mit bey. Er bereitete Pulver mit Sorgfalt und nach verschiedenen Mischungen der Bestandtheile und giebt statt der bisher üblichen Eprouvette eine neue Pulverprobe an; wobey die Theorie der Pendul kann angewandt werden, wobey aber dennoch verschiedene Umstände mit in Betrachtung zu ziehen sind, wenn man durchaus von allen versichert seyn will. Dieses alles, nebst dem, was er über das Metall und die Schwere der Canonen sagt, macht ungefehr die erste Helfte seiner Artillerie aus. Er wendet sich sodann zur Bestimmung der Geschwindigkeit der Kugel, besonders in Absicht auf die Länge des Laufes. Diese zu bestimmen, gebraucht er mit einiger Aenderung das von Robin dazu erfundene Pendul. Der Erfolg der angestellten Versuche kömmt aber so heraus, daß sowol die bis dahin angenommene Theorie von der Federkraft des Pulvers, als die Theorie vom Widerstande der Luft, damit nicht bestehen konnten; welches letztere auch bereits Robins aus seinen Versuchen geschlossen. Robins suchte Gründe dazu und auch Hr. Euler war bemüht zu zeigen, es möchte wohl bey so sehr großen Geschwindigkeiten der Widerstand der Luft außerordentlich verstärkt werden. Indessen fiel es Hrn. Lambert, der die Versuche des Ritter d'Arcy genauer zu untersuchen unternommen, etwas schwer, zwo sonst bewährt gefundene Theorien so gleich umzustossen. Er wendet sich daher in seinen Anmerkungen zu den Versuchen, um sie nebst den dabey von Robin und d'Arcy gemachten Schlüssen zu prüfen und zu sehen, ob dabey alles so ganz ohne Widerrede ist, als es dem ersten Anschein nach zu seyn scheint. Robin und d'Arcy hatten die Geschwindigkeit der Kugel aus dem Stosse gegen das Pendul berechnet, und da die Kugeln von Bley waren, dieselben als nicht elastisch angesehen. Dieses giebt Hr. L. für große Maßen und kleine Geschwindigkeiten zu. Für große Geschwindigkeiten aber, wo die Kugel platt oder gar in Stücke zerschmettert wird, behauptet er, daß da nicht mehr die Kugel in Form einer einigen Maße, sondern jedes Theilchen in Betrachtung komme, und jedes Theilchen als hart und elastisch angesehen werden müsse, und daß demnach eine bleyerne Kugel, je nach dem ihre Geschwindigkeit zunimmt, sich mehr den Gesetzen des Stosses elastischer Körper nähere. Mehrere andere hierüber angeführte Betrachtungen machen die Sache wenigstens in so fern glaublich, daß sie durch besonders dazu auszusinnende Versuche geprüft und auf Zahl und Maaße gebracht zu werden verdient. Hr. L. leitet indessen aus den Versuchen des Ritter d'Arcy her, wie viel für jede Geschwindigkeit der Kugel der Stoß sich denen Gesetzen der elastischen Körper nähert, und indem er das, so er heraus bringt, mit den vorbemeldten Theorien der Federkraft und des Widerstandes vergleicht, so zeigt es sich, daß diese beyde Theorien durch die Versuche nicht nur nicht umgestossen, sondern vielmehr bestätigt werden.

G.

---

10. Phy-

10. Philologie und Kritick.

Anmerkungen über Hrn. Leßings Laokoon, nebst einigen Nachrichten die deutsche Litteratur betreffend, von Christoph Gottlieb von Murr. Erlangen, bey W. Walther, 1769. 5½ Bogen in 8.

Auf diesen wenigen Bogen ist viele Gelehrsamkeit zusammen gedruckt, bunt durch einander, ungedacht und unverdaut. Dennoch hat sie der Sammler gewisser Ursachen wegen unverändert dem Publiko vorlegen wollen, obgleich sein werthester Freund, der Hr. Geh. Rath Kloz in Halle, dem er sie mitgetheilet, in seinen Actis litterariis Vol. III. schon Gebrauch davon gemacht hatte. Was für gewisse Ursachen *) nun es seyn mögen, lassen wir gern dahin gestellt seyn, und verehren mit schuldiger Ehrfurcht den großen Mann, der Collectanea für Hrn. Klozen zusammenträgt, arabisch, griechisch, lateinisch, englisch, französisch, italiänisch, chinesisch und nürnbergisch versteht; und ein Kunstverständiger, Alterthumskundiger, Sprachkenner, Criticus, Arzt, Astronom u. s. w. seyn zu wollen scheinet. Wir wollen doch etwas aus diesen gelehrten Anmerkungen wider Hrn. L. anzeigen.

S. 5 wird die alte Lesart des Plinius, die Hr Leßing ex mero ingenio, wie Hr. von Murr zu sagen beliebt, geändert haben soll, auch von Hrn. v. M. ex mero ingenio gerettet. Nur ist freylich das Ingenium eines Leßings und eines Murr sehr verschieden! Daß es mehr hinkende als den Philoctet gegeben habe, wer läugnet es? daß aber auch Plinius nach der Leßingschen Meynung an den Philoctet habe denken können, wer wird das läugnen?

S. 6. wird Leßing nach einigen unnöthigen unerheblichen Anmerkungen und Verdrehungen eines Widerspruchs beschuldigt, weil er an der 32 Seite seines Laokoons gesagt: der körperliche Schmerz sey des Mitleidens nicht fähig, welches andre Uebel erwecken. Und S. 44 wieder sagt: die geringste Aeusserung des Gefühls der Schmerzen eines verwundeten Gladiators habe Mitleiden erregt. Solche Widersprüche findet der Hr. v. M. Aber wer wird sich die Mühe geben, sie ihm zu heben?

S. 7. Eine Anmerkung, daß weder die gladiatorischen Spiele der Römer eine Hauptursach von der Mittelmäßigkeit ihrer Trauerspiele gewesen, noch die Trauerspiele des Seneca unter dem Mittelmäßigen sind: denn es ist bekannt, daß sie nicht alle einen Verfasser haben. Und, die Medea des Seneca ist gewiß eben so gut, als unsre meisten Trauerspiele. Das

U 2 Q.

*) Hr. Kloz, als er Vol. III. seiner Actorum diese Collectanea brauchte, hat nicht erwähnet, daß sein werther Freund, der Hr. von Murr, sie ihm mitgetheilt habe, sondern hat ganz vornehm gethan, als ob er sie durch eigene Belesenheit gefunden habe. Hr. v. M. will aber die Welt dieses sein kleines Verdienst auch wissen lassen, darum giebt er sie besonders heraus. Sind das nicht ein paar liebe Leutgen!

Q. E. D. das Herr von Murr sonst braucht, hat er hier selbst weislich weggelassen.

Was Leßing von dem wahrscheinlichen Alter des Agesander, Polydor und Athenodor, die den Laokoon verfertigt, mit sehr scheinbaren Gründen aus dem Plinius gegen den Abt Winkelmann S. 261. ꝛc. seines Laokoons gefolgert; das alles sind unserm Kunstrichter S. 9. kritische Kleinigkeiten, d. i. Muthmassungen; und er tritt ohne Bedenken dem Abt Winkelmann bey, der diese Gruppe in eine weit ältere Zeit, in die besten Zeiten des griechischen Styls setzt, ohne das Alter der Künstler selbst hinlänglich gegen den Ligorius und andre erwiesen zu haben. Er hätte die Leßingschen Muthmassungen zum Besten der Winkelmannischen entkräften sollen; denn daß das von Winkelmann angenommene Alter der Gruppe auch nur auf Muthmassungen beruhe, wird Herr v. Murr doch wol nicht in Abrede seyn?

Das Machtwort: *Man muß den Laokoon selbst sehen und ein Kenner seyn, um davon urtheilen zu können*, beweiset nichts, so lange die Unmöglichkeit nicht erwiesen ist, daß neuere Künstler die Grösse, Manier und Vortrefflichkeit der ältern hätten erreichen können. Die übrigen beyden angeblichen Gründe unsers Verfassers für die Hypothese des Abt Winkelmann, sind keiner besondern Aufmerksamkeit, geschweige einer Widerlegung werth. Man höre ihn S. 10. selbst: 1) *Der Laokoon ist hinten noch nicht vollendet, auch überhaupts nur mit dem Meißel geglättet, und 2) stand er in den Zimmern des Titus* — — Nun? Was folget? — — Also kann er, wie Leßing muthmasset, nicht um die Zeiten des Augusts gemacht seyn; also kann er (wie Herr von Murr dem Herrn Leßing andichtet, denn dieser sagt kein Wort, das einen Argwohn der Art erregen könnte) keine Copie seyn; also muß er in die Zeiten des ältern und besten griechischen Styls gesetzt werden. Vortrefliche Schlüsse!

S. 10. lernen wir, daß Herr von Murr einen Essay sur l'histoire des poëtes tragiques Grecs geschrieben habe.

S. 11. Daß Leßing den Borghesischen Fechter mit einer Statue in Florenz verwechselt haben solle, hat die Göttingische Zeitung zuerst gesaget. Kaum hatte dies Hr. Klotz gelesen, so wollte er diese Bemerkung aus eigener Klugheit auch gemacht haben, und nun will sie auch Hr. v. M. gemacht haben. Es wäre überflüßig, Hn. Leßing wegen dieses Vorwurfs zu rechtfertigen, den er in seinen antiquarischen Briefen längst von sich abgewendet hat, und von dem Hr. v. Murr selbst erkennen wird, daß er demselben mit Unrecht gemacht worden — mit Unrecht von dem Verfasser der Göttingischen Zeitung, weil der Florentinische miles veles nach der eignen Bemerkung dieser Zeitung den Schild nicht vor sich, sondern seitwärts hält und in keiner schicklichen Stellung ist, ad impetum hostis excipiendum — mit noch grössern Unrecht aber von dem Herrn v. Murr, weil kein obnixum genu scutum, wie ers doch haben will, daran sichtbar ist, so wenig als an dem bewunderungswürdigen Borghesischen Fechter, von dem bey Leßingen eigentlich die Rede war.

Uebri-

Uebrigens würde die Leßingsche Leseart des Nepos ganz wohl auf den Borghesischen Fechter und folglich auch auf den Chabrias passen, wenn er nur die Stelle des Diodor, welche Hr. v. M. anführet, und eine andere fast gleichlautende im Polyän nicht offenbar entgegen stünde. Herr Leßing hat dies in seinen antiquarischen Briefen 1ten Theile S. 103. selbst merken lassen, und scheint sowol auf diese Stellen der Griechen, als auf die für einen sich vertheydigenden Soldaten unbequeme Stellung der Figur gedacht zu haben, da er daselbst nicht abgeneigt zu seyn versichert, seine ganze Muthmaßung zurück zu nehmen. So wie er in dem zweyten Theile der antiquarischen Briefe wirklich gethan hat.

S. 12. 13. finden wir verschiedne alte Abbildungen der Furien auf Münzen, geschnittenen Steinen, Lampen u. d. gl. zusammengesucht. Um Herrn Leßing zu widerlegen? Bey Leibe nicht — Um zu zeigen daß der Hr. v. M. dergleichen schöne Sächelgen, so gut als Herr Klotz gesehen habe, und daß sie beyde nicht wissen, oder nicht wissen wollen, was L. eigentlich behauptet hat. In der That hat Leßing nirgends gesagt, daß die Alten keine Furien auf geschnittenen Steinen und Münzen gebildet hätten; nirgends gesagt, daß man gar keine Abbildungen derselben habe — wohl aber hat er uns mit Recht gesagt, daß die Alten sie niemals so fürchterlich und schrecklich gebildet hätten, als mancher Dichter sie geschildert hat, und diesen Satz hat weder Klotz noch Murr zu widerlegen gewagt.

Herr von Murr wundert sich S. 13. daß Hr. Leßing den Abt Winkelmanns Gesch. der Kunst nicht kritisiret, weil W. dafür gehalten: die Blattern wären den alten Griechen unbekannt gewesen. Wir wundern uns nicht darüber, denn Leßings Laokoon sollte nur die Gränzen der Mahlerey und Dichtkunst bestimmen, und es sollte davon nicht wie in des Hrn. von Murr Anmerkungen, gleichsam wie auf einen Schiebekarrn, aus allen Theilen der Welt und der Gelehrsamkeit bekannte Dinge zusammengefahren werden, die zur Sache nicht gehören. Von der Art ist unfehlbar die hier bey den Haaren herbeygezogne wunderseltsam gelehrte Digreßion von den Blattern der Alten.

Von dem eigentlichen Style des Verfassers, von seinem sonderbaren Jucken ein gelehrter berühmter Mann zu seyn, mag man sich in dieser Rhapsodie selbst unterrichten, die würklich in unsern Zeiten eine seltne Erscheinung ist, so hochgelahrt ist sie durchwebt mit alten und neuen Sprachen, mit Citationen und Noten ohne Ende, und mit unbeschreiblicher Gelehrsamkeit.

Was dem Hrn. v. Murr in den Kopf kömmt, schreibt er hin. Auf die Anmerkungen wider Hrn. Leßing folgt eine Recension der Winkelmannschen Geschichte der Kunst, ferner ein Ausfall wider eine Recension der Uebersetzung des Hrn. v. M. von dem sogenannten Chinesischen Roman Haoh Kjöh Tschwen in der allg. deutschen Bibliothek, eine patriotische Ermunterung an die Deutschen, Keplers Schriften zum Druck zu befördern, und endlich XXI. Epistolae anecdotae virorum clarissimorum ex autographis Bibliothecae Trewianae. Welches Chaos von Sachen!

Uebrigens versichern wir den Herrn von Murr unserer ganzen Dienstgeflissenheit, mit gehorsamer Bitte, er wolle erkennen, daß wir ihn sehr ungern, und wider Wissen, erzürnet haben, und von Herzen wünschen, daß die Lorbeern, womit ihn Herr Klotz bekrönet hat, von ewiger Dauer seyn mögen.

Damit der Herr von Murr sehet, wie gut wir es mit ihm meynen, so wollen wir ihn von einem Vergehen wider seinen werthesten Freund, den Herrn Geheimen Rath Klotz, Nachricht geben, dessen er sich, vermuthlich wider Wissen und Willen, schuldig gemacht hat, denn wer wird wohl einen werthesten Freund vorsetzlich beleidigen?

Es ist nun einmal bekannt, daß die Verf. der allgem. deutschen Bibliothek, mit dem Herrn Geh. Rath Klotz nicht in dem besten Vernehmen stehen. Der Herr von Murr hat daher vielleicht seinem werthesten Freunde keinen unebnen Dienst zu erzeigen geglaubt, wenn er auf die allgem. deutsche Bibliothek recht derb schmälete. Er thut dis auch aus allen Kräften, S. 37. und folg.: Er will aus der Haut fahren, daß sich sogar Buchhändler unterstehen, unbillige Urtheile über Bücher anderer zu fällen, ihren Verlag zu beneiden, und hämisch zu verkleinern. Der Charakter der Nicolaischen Litteraturbriefe und der allgemeinen deutschen Bibliothek, ist Naseweisheit, Grobheit und Partheylichkeit.“ Er fährt fort: Ich glaube, es sind viele kleine Lichter, oder vielmehr Irrwische, die im Dunkeln fast an jedermann anstossen, die Urheber der meisten Recensionen. *) Ich liebe die Freyheit über alles, und insonderheit die Freyheit der Presse; aber solchen Leuten solte man das Kritisiren verbieten, denn der Affekt des Buchhändlers und des Verlegers kann von ihnen nie verläugnet werden, und sie verrathen ihre Unwissenheit auf die lächerlichste Art. — — Diese Berlinische Thersiten der Gelehrsamkeit, richten mit der einen Hand der Mittelmäßigkeit Statuen von Thon auf, da sie sich mit der andern, zwar vergeblich, aber doch boshafter Weise bemühen, das Gute in den Schriften geschikter Männer zu verstümmeln. In ihren periodischen Blättern, die man ein Archiv von Naseweisheit, Tadelsucht, Partheylichkeit und Grobheit nennen kann, wird fast alles gelobt, nur das nicht, was gelobet werden sollte. Zur Schande unsers Jahrhunderts, wird ihre allgemeine deutsche Bibliothek, Ballenweise, (wie mehrere schlechte Bücher) für die deutschen

Lieb-

*) Diese sinnreiche Muthmassung bestätigt Herr von Murr, mit dem unwiderleglichem Machtspruche seines werthesten Freundes, des theuren KLOTZIUS, der in *Actis litterariis* sagt: „*Berolinenses Critici* non tam formi-„dolosi videntur *viris*, quam *pueris* visi sunt ali-„quamdiu.„ Ist das nicht deutlich?

Liebhaber *) ungezähmter Tadelsucht, unzeitigen Spöttereyen und groben Lästerungen gedruckt u. s. w.

Das hieß doch einmal recht aus Leibeskräfften auf die allgemeine deutsche Bibliothek geschimpft: der Herr von Murr hat sich ohnfehlbar recht gefreuet, daß er seine Galle an den heimtückischen Kunstrichtern, die seinen chinesischen Roman eben für nichts sonderliches haben halten wollen, recht hat auslassen können. Doch er ist damit nicht zufrieden, er will auch ein Beyspiel anführen, wie man in der allgemeinen deutschen Bibliothek „sich boshaft bemühe, das Gute in den Schrifften „geschickter Männer zu verstümmeln.„ Es ist zu vermuthen, er wird ein recht einleuchtendes Beyspiel gewählet haben, in dem man die Naseweisheit, ungezähmte Tadelsucht, Partheylichkeit, unzeitige Spöttereyen und grobe Lästerungen recht mit Händen greifen kann. Ein Beyspiel, in dem man recht deutlich einen Irrwisch erkennet, der im Dunkeln auf jemand stößt, ein Beyspiel, in dem der Affekt des Buchhändlers und Verlegers nicht verläugnet ist, ein Beyspiel, das unserm Jahrhunderte vorzüglich Schande macht. Dis Beyspiel ist nun: des Herrn E. Recension der cyprischen Historie des Herrn Prof. Reinhards. Herr von Murr versichert: Kein rechtschaffener Mann könne diese Beurtheilung ohne gerechten Unwillen und Abscheu lesen. Herr E. zeige, daß er die Sache, die er beurtheile, nicht verstehe.

Dieser E. muß also wohl dem Herr v. Murr zufolge, unter den schlimmen Verf. der allgem. deuts. Bibl. wohl der schlimmste seyn. Und wer ist denn dieser von Herrn von Murr so ausgeschriene Bösewicht. O daß er nicht die Vorrede zu dem 2ten Stücke des 8ten Bandes der allgem. deuts. Bibl. gelesen hatte, ehe er dis schrieb, da hätte er lesen können, daß in den ersten sechs Bänden der A. D. B. der böse E. niemand anders ist, als sein werthester Freund, der Herr Geh. Rath Klotz, in eigener Person. Dis Versehen ist doch ein wenig zu arg, daß Herr v. Murr Herrn Klotz in eben dem Tractätlein, wo er ihn seinen werthesten Freund nennet, zugleich beschuldigt, daß er Sachen schreibe, die kein rechtschaffener Mann, ohne gerechten Unwillen und Abscheu lesen kann, und daß er von Sachen ur-

 thei-

*) S. 48. erzählt der Hr. v. Murr, daß er in seinen Schuljahren eine Chrie, de pecorum Arcadicorum *Noribergensium* sagina verfertigt, und deswegen von seinem Lehrmeister einen derben Filz bekommen habe. Herr v. Murr sagt sehr treuherzig, wenn er damals die Welt gekannt hätte, so hätte er seine Chrie weitläuftiger gemacht, und de *pecorum Arcadicorum Germaniae sagina et fastu* betitelt. Ob das obige unverschämte Compliment an alle Leser der allgemeinen deutschen Bibliothek etwa ein Stückgen aus einer solchen Chrie andeuten soll!

würde, die er nicht verstehe. Dis hieß ja das Herz und den Verstand seines werthesten Freundes zugleich anklagen. Herr von Murr mag zusehen, wie er diesen Widerspruch vereinigt, und bey seinem werthesten Freunde seinen Fehler wieder gut macht. So viel können wir ihn, aus eigener betrübter Erfahrung, versichern, daß sein werthester Freund etwas jähzornig ist, er kann nicht gut Widerspruch vertragen, und er tadelt bald Leute die er vorher gelobt hat, wenn sie es ihm darnach machen: Er hat es Leßingen so gemacht, warum nicht auch dem Herrn von Murr! Geschiehts am grünen Holze, was will am dürren werden!

Ja, was noch mehr ist! der Herr von Murr hat noch eine andere, große Sünde bey Herrn Klotz zu verbeten. In seinem Grimm wider die Verfasser der allgem. deutsch. Bibliothek, dictirt er ihnen zwo Strafen, die beyde gleich hart sind. Entweder soll Ihnen (unsere Leser dürfen nicht etwa glauben, daß wir spaßen, es ist dem Hrn. v. Murr ein rechter Ernst) laut S. 37. Ihr Kopf eine ganze Stunde lang zwischen einem gespaltenem Brete befestigt werden; oder Sie sollen laut S. 41. alle Tage nach dem Morgensegen, den 82sten Brief des Herrn von Bielefeld lesen. Da der Herr von Murr Herrn E. unter allen Verfassern der A. D. Bibliothek auszeichnet, und ihn als den größten Uebelthäter aufstellet, so ist es schon nicht zu ändern, daß ihn nicht eine von diesen Strafen vorzüglich treffen muß. Wir zweifeln zwar nicht, unser gewesener freundlichstgeliebter College, Hr. E. werde lieber das ganze Capital der Strafe auf einmal, als die täglichen Interessen wählen. Aber es kann doch ohne Kopfweh nicht abgehen, und wir befürchten, er werde eine ganze unangenehme Stunde, die ihm verursacht worden, dem Herrn von Murr so ungestraft, ohne Gegenvergeltung, nicht hingehen lassen.

Auf allen Fall waschen wir unsere Hände in Unschuld. Wir erklären dem Herrn von Murr aufs feyerlichste, daß der ihm so anstößige E. nunmehr ferner kein Mitarbeiter an der allg. deutsch. Bibliothek ist, und sollte er sich etwa den Charakter aller Verf. der allgem. deutschen Bibliothek nach dem Charakter des Hn. E. gebildet haben, so wundert uns, daß ein so gelehrter Mann, wie er, die bekannte logikalische Regel, a particulari ad universale non valet consequentia, hat aus der Acht lassen können.

Ph.

Arabische Bibliothek von M. J. F. Froriep rc. Erster Band. — Frankf. und Leipz. bey Dodsley und Compagnie, 1769. 8. 400 Seiten.

Nachrichten von dem Zustande der arabischen Litteratur überhaupt, Lebensbeschreibungen der berühmtesten Schriftsteller unter den Arabern, Abrisse der vornehmsten Schriften, die von ihnen gedruckt worden, nebst ihrer Beurtheilung, Verdienste der Europäischen Gelehrten um dieselbe, Nachricht von großen Männern unter ihnen, die eigentlich keine Gelehrten waren; Etwas von

von der Lebensart der Araber, von dem Zustand der Gelehrsamkeit unter ihnen, von ihren Gebräuchen u. s. w. eigne Abhandlungen von vermischten Gegenständen, theils Schrifterklärungen aus dem Arabischen, theils Erläuterungen der Kirchlichen- und Civilgeschichte aus den Geschichtschreibern der Araber. — Dies alles soll den Inhalt dieser arabischen Bibliotheck ausmachen, und so zeichnet Hr. Fro. seinen Plan S. 349-363. selbst vor. Den Anfang macht er in diesem Bande mit einer den größten Theil desselben einnehmenden Vorstellung der Hindernisse einer ausgebreiteten Kenntniß der arabischen Litteratur, worauf eine kurze Beschreibung der Quellen und Hülfsmittel einer solchen Bibliothek folgt, und endlich mit einer Nachricht von des Rolands Buch de religione Mohammedica beschlossen wird. Die Hindernisse, welche S. 280. f. kurz wiederholt werden, sind, die Gelehrten, welche die arabische Sprache verstanden aber sie entweder gar nicht oder nicht richtig genug auf das Ebräische angewendet; Theologen, welche sie für unerheblich ausgegeben, weil sie sie selbst nicht verstanden; Aerzte, Geschichtschreiber, Philosophen, Philologen, welche bisher in ihren Wissenschaften fast gar keinen Gebrauch davon gemacht; die Kostbarkeit des Studii, welche durch die geringe Anzahl gedruckter arabischer Bücher vermehrt worden; die Gewohnheit das Arabische entweder mit hebräischen Charakteren, oder ohne alle Lautbuchstaben und Distinktionszeichen zu drucken; endlich der Mangel an Unterstützung: Zu den Hülfsmitteln werden Herbelots Bibliothek, Hottingers, Aßemanns orientalische Bibliotheken, die Manuscripten, Verzeichnisse der Leidenschen, Parisischen, Mediceischen, Spanischen, königl. oder akademischen Bibliotheken, des *Lette* notitia auctorum Arabicorum, die seinen animadversionibus in V. Testamentum beygedruckt ist: Des Reland, Enchiridion studiosi, des Celsius historia linguae et eruditionis Arabum u. s. w. gerechnet, und der Hauptinhalt aller dieser Schriften kurz und mit Beyfügung richtiger Urtheile ausgezeichnet. Dieser zweyte Theil der Einleitung, so wie die Nachricht von dem Relandschen Buch, hat uns auch überhaupt sehr gefallen: Diese ist vollständig, richtig und unterhaltend, nur schien uns das Buch selbst nicht wichtig, nicht selten genug, um es in einer solchen Bibliotheck gleich zuerst zu zeigen, und hätten wir lieber gesehen, daß die Wahl auf ein anders gefallen wäre, als das Pococks specimen historiae Arabum, welches Ockley mit Recht clavem ad quoscunque auctores Arabicos intelligendos nennt; Und so haben wir bey der Anzeige der Quellen noch des obengedachten Ockley eigentlich hieher gehörige Einleitung,*) ingleichen, des Hottingers Smegma orientale vermißt.

U 5 Aber

*) Der Titel ist: Simonis Ockleii introductio ad linguas orientales, in qua iis discendis via munitur et earum usus ostenditur: accedit index Auctorum — qui harum rerum studiosis usui esse possunt — Cantabrigiae MDCCVI. &c.

Aber den größten Theil der Einleitung, welcher von den Hindernissen handelt, können wir für unser Theil, was die Ausführung anlangt, nicht billigen. Es ist wahr, die Hindernisse sind richtig angegeben, es ist dabey gelegentlich viel gutes gesagt worden, und das Ehrengedächtniß, das dem s. Heilmann, wegen seiner unbekannten großen arabischen Gelehrsamkeit gestiftet wird, die dem Recensenten selbst von Studierenden aus Göttingen versichert worden; die Lobsprüche, die den Hrn. Prof. Köhler, Schlözer, Hastencamp aus gleicher Ursache ertheilet werden; das rühmliche Urtheil, welches über des Hrn. Büschings Erdbeschreibung von Asien gefällt wird; endlich die unpartheyische Erhebung der so wenig gekannten und geachteten großen Verdienste des Hrn. Reiske um die arabische Litteratur, seine uneigennützige Dienstfertigkeit und Freygebigkeit mit seinen Einsichten, — dergleichen Digreßionen sind Beyfallswürdig und machen dem Character des Hrn. Fr. Ehre: Allein, wenn itztlebende Ausleger, oft auf eine beleidigende Weise, wie Hr. Sonnebertus S. 21. hindurch an Pranger gestellt, durch 40 Seiten hindurch gepeitscht und so wenig verlarvt werden, daß wir uns gleich in unser Exemplar, so bald wir einen haben vorbey paßiren lassen, den Namen beyschreiben könnten, so ist das wenigstens nicht anständig und burlesk, wenn dann gesagt wird: Die Deutung dieser Characktere verbitte ich — sie sind so wenig versteckt, daß man sie leicht treffen wird. Und doch soll man sie nicht deuten! Wenn ferner H. Michaelis in Göttingen, sehr merkliche, eine ausgebreitete Kenntniß des Arabischen abgesprochen, das Plündern Schuld gegeben und selbst sein Charackter angegriffen wird, so ist das, dünkt uns, von dem Schüler, für welchen sich doch Hr. Fr. ausgiebt, nicht eben so dankbar; wenn noch weiter ein Privatschreiben von dem s. Carpzov in Lübeck eingerückt wird, welches dieser Gelehrter in herzlicher Vertraulichkeit mag geschrieben haben, so ist das nicht grosmüthig; und überhaupt der V. viel zu weitläuftig und doch nicht vollständig. Z. E. Ein großes Hinderniß der Ausbreitung arabischer Kenntnisse ist, daß die bereits in Italien, England, Holland gedruckten dahin gehörigen Schriften, wenigstens die kleinen nicht durch neue Abdrücke in Deutschland gemeiner gemacht worden, welches also nicht mit Stillschweigen hätte sollen übergangen werden: Ferner, wird einmal über das andre wiederholt, daß in der historischen Theologie, die arabische Litteratur unentbehrlich sey, auch der Philolog die arabische Sprache verstehen sollte: Hier hätte nun, was jenen Gebrauch anlangt, das Hottingersche Smegma nicht sollen übergangen werden, in welchen ein eignes weitläuftiges Capitel davon vorkommt und den Philologen betreffend, gezeigt werden müssen, worinnen für ihn der Nutzen des arabischen eigentlich zu suchen sey: Nemlich darinnen, daß um das 9. Jahrhundert und drüber viele grichische Autoren in das Arabische übersetzt worden, und man also aus ihnen Lesarten sammlen, auch selbst die Worterklärung zuweilen berichtigen kann. —

So sehr wir also dem Unternehmen des Hrn. Fr. allen Fortgang wünschen, und so werth wir es wegen der versprochnen Einrichtung sowol, als seinen rühmlichen Einsichten der Aufmunterung und Unterstützung halten; so sehr wünschen wir auch, daß

in

in der Folge alle Nachrichten von Büchern der ersten Anzeige des Kelandischen gleichen; eigne Abhandlungen aber kürzer und Sachreicher gerathen mögen: Ein neues großes Verdienst könnte sich der V. noch machen, wenn er von seltenen und wichtigen Schriften europäischer Gelehrten, die in diesen Theil der Litteratur einschlagen, neue Abdrücke besorgte, wozu doch noch in Leipzig die meiste Gelegenheit ist.

Fr.

Histoire de l'Art chez les Anciens par Mr. *Winckelmann.* Ouvrage traduit de l'Allemand. Tom. I. II. Amsterdam 1766. 8.

In der Vorrede zu den Anmerkungen über die Geschichte der Kunst, die der Abt Winkelmann als Zusätze derselben im Jahr 1766. geschrieben und im 1767. drucken lassen, führet er bittre Klagen über eine bey Saillant in Paris in zween Octav-Bänden herausgekommne Uebersetzung derselben. Er nennt sie eine Misgeburt, weil es dem Uebersetzer gefallen, sein Werk durch seine zwischen den Text gerückten Marginalien in tausend unnatürliche Abschnitte und Paragraphen zu theilen; weil er weder die Sache noch Sprache verstanden und endlich es nicht gut gefunden, sich um seine Erlaubnis oder Verbesserungen zu bekümmern, die doch bey einen Werke von dieser Art nöthig gewesen, und die er ihm nicht vorenthalten haben würde; er habe sich desfalls an den Lieutenant der Policey zu Paris gewandt; es sey aber zu spät gewesen u. s. w.

W. hatte sich aber an den unrechten Ort gewendet, denn die Uebersetzung ist eigentlich in Amsterdam gedruckt, und eine Anzahl Exemplarien führen nur den Titel Paris. Der beschämte Uebersetzer hat sich nicht genannt, man könnte ihm mit Recht auf allen Seiten zuruffen.

Friend translate not further
The law tells thee thou shalt not murther!

Wir wollen Winkelmannes Urtheil durch einige Beyspiele rechtfertigen. Hätte sein Werk einer neuen Form bedurft, hätte es dabey in den Augen eines Volkes gewonnen, das so viel auf den Zuschnitt und das äusserliche hält, so hätte man es dem Uebersetzer freylich wohl nicht verdenken können, daß er sie ihm gegeben und es als ein guter französischer Koch in tausend Stücke fricaßiret, um es den Herren Parisern sowol dadurch als eine neue Sauce

wohl-

wohlschmeckender und geniesbarer zu machen. Aber es bedurfte keiner neuen Zurichtung, wodurch es einem deutschen Schul- und Lesebuche ähnlich ward. Es war mit vieler Methode und Ordnung geschrieben, für jeden, der Augen und Ohren hatte, zu hören und zu lesen. Doch Winkelmann schrieb mit so vielen Feuer und Lebhafftigkeit, daß wenn alles übrige nur seine Richtigkeit hätte, ein jeder Paragraph & omnis pars Hippolyti noch Krafft und Leben haben würde.

Doch wir wollen die Uebersetzung näher besehen. Gleich im Vorbericht S. 9. ist der Charakter vom Richardsonschen Werke ganz falsch. Winkelmann sagte, bey vielen Mängeln und Unvollkommenheiten, sey es noch das Beste, aber der Uebersetzer trug kein Belieben es Winkelmannen nachzusagen. S. 25. ist der ganze Absatz J'ai hazardé quelques Idées neuves mit dem Original verglichen sowol falsch übersetzt als ohne Kraft. Im Werke selbst S. 2. sagt Winkelmann: „die ältesten Nachrichten lehren „uns, daß die ersten Figuren vorgestellet was ein Mensch „ist, nicht wie er uns erscheinet, dessen Umkreis nicht dessen Ansicht.„ Im französischen heißt es: „Les memoires les plus anciens nous apprennent que les premieres „figures représentoient l'homme en bloc pour ainsi dire „& non avec sa forme: son volume & non ses traits & „ses membres.„

Winkelmann fährt darauf fort: „Von der Einfalt der „Gestalt gieng man zur Untersuchung der Verhältnisse „welche Richtigkeit lehrte, und diese machte sicher, sich in „das Grosse zu wagen, wodurch die Kunst zur Grosheit „und endlich unter den Griechen zur höchsten Schönheit „gelangte.„ Der Uebersetzer sagt: „De la (*grossiere*) simplicité (*de cette figure*) on passa à *l'ebauche* des proportions; on avancoit vers la *perfection*; on copia la nature „avec Justesse. Le Succès encouragea à entreprendre „le Grand. L'art s'accrut ainsi par degrés & parvint „peu à peu au plus grand beau chez les Grecs. Herrlich wässericht; Das grand beau muß ohnedem einem Franzosen wehe thun. Winkelmann schließt: „Nachdem alle „Theile derselben vereinigt waren und ihre Ausschmückung „gesucht wurde, gerieth man in das Ueberflüßige, wodurch „sich die Grosheit der Kunst verlohr.„ Im französischen heißt es: „Après *le juste assortiment* des parties & leur „*decoration convenable*, on voulut aller au de là du beau

„&

„ & l'on tombé dans le superflu, dans l'excessif. „ Le Sub„lime de l'Art se perdit & cette perte en hâta la ruine. „ Wo ist hier die Kürze des Originals? und die Richtigkeit der französischen Sprache? Decoration ist ein ganz uneigentlicher Ausdruck, wenn wie hier von der Schönheit der Form selbst, nicht von äussern fremden Schmuck die Rede ist. S. 5. Ist von dem Alter der egyptischen Obelisken die Rede, welches Winkelmann Bedingungsweise aus der ungewissen Zeit des Sesostris bestimmt und also vierhundert Jahr vor die Belagerung von Troja setzet. Der Uebersetzer sagt vom Sesostris schlecht weg qui vivoit prés de quatre cent ans avant la guerre de Troye.

Im darauf folgenden § heißt es l'Art y a commencé par les moindres elemens: simplicité qui persuade &c. Paraphrese nicht Uebersetzung, und hievon auf jeder folgenden Seite bis ans Ende des Buches tausend und tausend Beweise; und Verhältnißweise eben so viele Spuren, von des Uebersetzers Unwissenheit in seiner und der deutschen Sprache und in der Kunst, die darinn abgehandelt worden. Aus diesen Ursachen nun wollte der Abt Winkelmann durch einen geschickten Mann in Berlin sein Werk, das er fast ganz neu umgearbeitet, von neuen ins Französische übersetzen lassen; und wir wünschen sowol der Ausländer als unsertwegen, daß sein Tod keine Hinderung daran seyn möge. So viel wissen wir, daß seine schätzbare Handschrift gerettet und in guten Händen ist.

P*.

Thesaurus dissertationum, quibus historia, geographia et antiquitates tam sacrae quam profanae illustrantur, maximam partem rarissimarum, et ex MST. interdum in lucem prolatarum, editore M. *Ioh. Christoph. Martini*, acad. scient. Roberet. et histor. Gotting. ut et ducalis societ. Teuton. quae Helmstadii floret, collega et Altorfinae seniore. Tom. I. Pars I. Editio II. Norimbergae MDCCLXVII. apud Caroli Felseckeri viduam in commissis. gr. 8. 22 Bogen.

- - - Pars II. ib. MDCCLXIIII. 22 Bogen.

- - - Tom.

- - - Tom. II. Pars I. ib. MDCCLXV. 21 Bogen.
- - - - Pars II. ib. MDCCLXVI. 21 Bogen.
- - - Tom. III. Pars I. ib. MDCCLXVII. 20½ B.
- - - - Pars II. ib. MDCCLXVIII. 20 Bogen.

Wem die Kenntniß sowol der ältern als neuern Geschichte mit aller ihrer Zugehör lieb und werth ist, der wird an dem Unternehmen des Herausgebers ein desto grösseres Wohlgefallen haben, je heftiger er manchmal nach einer oder der andern solcher kleinen Abhandlungen, und oft vergebens getrachtet hat. Zu den wirklich selten gewordenen sind auch einige andere, ob sie wohl noch einzeln zu haben waren, um der Ausländer willen, hinzugekommen. Wir wollen nur den Inhalt des letzten Stücks vorlegen: F. G. Freytag. de Merlino britannico, 1737. A. Mollers de Warega, Wargon, 1731. J. P. Millers de adoptione per comam atque barbam, 1766. J. M. Heineccius de ministris caesarum gentilium christianis eorumque in ecclesiam et remp. meritis, 1712. P. Antonius de sacris gentilium processionibus, 1684. D. W. Moller de duabus columnis Sethianis, 1699. J. N. Rhoß de veterum zona pecuniaria, 1681. C. G. Barth de secessibus veterum, 1701. G. N. Kriegk de peregrinationibus Romanorum academicis, 1704.

Am Ende der Vorrede hätte der Herausgeber von typorum et chartae elegantia ac nitore, ganz still schweigen sollen. Denn, ausser ihm, da er sich vermuthlich ein Exemplar auf fein Schreibpapier ausbedungen, wird jeder über schlechtes graues Papier und stumpfe Lettern, vornämlich bey griechischen Stellen, klagen müssen. Auch gehört Julius Lessus in manes Friderici I. Suecor. regis S. 21. bis 38. des I. B. I. St. von Rechtswegen nicht hieher, sondern in ein corpus poetarum minorum recentiorum.

Bl.

---

11. Geschichte, Geographie, Staatsrecht und Diplomatick.

Io. Matth. Gesneri, Biographia academica Goettingensis. Collegit et edidit *Ier. Nic. Eyring.* Prae-

Praefatus est Chr. Adolphus Klotzius. Vol. I. II. Halle, bey J. Jac. Curt, 1768. 642 Seiten in 8. und 24 Seiten Vorrede.

Diese beyden Bände enthalten die Elogia oder Anzeigen der Lebensumstände, der in Göttingen verstorbenen Professoren, oder ihrer Gattinnen, oder einiger dort studierenden, die mit Tode abgegangen waren. Sie sind nicht alle nach einem Schnitt; manche blos erzählend, andre betrachtend; einige mehr eine gelehrte Abhandlung, andre haben eine gelehrte Abhandlung zum Eingang. Im ersten Bande stehen ihrer funfzehen, von denen das vierzehente Elogium, Memoria Io. M. Gesneri aut. Io. Dau. Michaële, und das funfzehente Io. Aug. Ernesti narratio de Io. M. Gesnero ist; im zweyten sind sechs und zwanzig Nummern.

Hr. Rektor Eyring will die sämtlichen kleinen Schriften des seel. Gesners herausgeben, so daß zur Bequemlichkeit der Käufer jede Gattung für sich unter einem besondern Titel soll gesammlet werden. Diese zwey Bände Lebensbeschreibungen machen den Anfang, und es soll ihnen noch ein dritter Band folgen. Die Programmata, die Reden, die Disputationen, die lateinischen Gedichte, und die Anreden vor den Lectionscatalogen unter dem Titel *Paraenetica*, sollen jede besonders gedruckt werden. Diese Einrichtung hatte Hr. Eyring in einer Vorrede zu dieser Biographie angezeigt, und er beklagt sich in den Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen 1768. no. 145. mit grossem Rechte, daß diese Vorrede und eine Zueignungsschrift an des Hrn. von Münchhausen Excell. wider seinen Willen unterdrückt, und dafür eine unverlangte Vorrede des Hrn. G. R. Klotz vorgedruckt worden. Auf diese gerechte Klage, giebt die Hallische gelehrte Zeitung, mit ihrer gewöhnlichen Gerechtigkeit und Bescheidenheit, dem Hrn. Eyring aufs höflichste zu verstehen, er möge es Hrn. Klotz noch Dank wissen, daß er eine schlechte Vorrede und Zueignungsschrift unterdrückt, und dafür eine bessere gemacht hätte. Aber wir dächten, solche Freundschaft müsse man wenigstens niemand aufdringen. Die unpartheyische Leser, können Hr. E. Vorrede nun nicht lesen, und also nicht urtheilen, ob sie schlecht oder gut gewesen, aber wenigstens die obengemeldete genaue Anzeige seines Plans der Herausgabe der Geßnerischen Schriften, wäre doch nützlich gewesen. In Hrn. Klo-

Klotzens seynsollender besseren Vorrede, finden wir nichts als eine sehr schwatzhafte Anpreisung des sel. Gesners und seiner Schriften. Ganz Deutschland ist von dieses berühmten Mannes Verdiensten, so sehr überzeugt, daß eine Bogenlange, Wortreiche Anpreisung derselben, eben keine besondere Sache ist. Das merkwürdigste in dieser Vorrede, ist eine Anekdote, die Hr. Klotz S. V. von sich selbst erzählet: Daß er nach Göttingen berufen worden, eine Zeitlang des sel. Gesners Stelle zu ersetzen, bis man ein tüchtigeres Subject fände.

Ueberhaupt scheint Hr. Klotz aus dem Vorredenschreiben, itzt ordentlich ein Handwerk machen zu wollen. Seine Satiren sind erschöpft, seine Gedichte schon alle gedruckt, seine griechische Manuscriptgen und Anthologien schon alle herausgegeben, und wo es nur hat geschehen können, eingeflickt worden, seine Collektaneen sind alle verbraucht, und er hat nicht Zeit neue zu machen, nun gehts ans Vorreden schreiben. Was hat der Mann nicht seit weniger Zeit für Vorreden geschrieben! Zu *Crusii Opuscula*, zu *Bachii Opuscula*, zu *Jani Opuscula*, zu *Crichtoni Lexicon*, zu Caylus Abhandlungen, zur Italiänischen Biographie, zu l'Epicin Gemähldecatalogus, und wer weis welche sonst noch mehr! Freylich solche Vorreden, zu anderer Werke zu schreiben, kostet keine sonderliche Mühe, man bleibt doch der gelehrten Welt immer in geneigtem Andenken, ohne daß es viel Mühe kostet, und es giebt solch vornehmes Ansehen, als ob man ein sehr berühmter Mann wäre, dessen Anpreisung schon das Glück eines Buchs machen könne. Wenn denn gleich hier und da jemand über die vornehme Miene das man sich giebt, ein wenig lächelt, so thut man als ob mans nicht merkte; die Zeitungsschreiber wissen doch ihre Schuldigkeit, die Vorrede des berühmten Vorredners, herauszustreichen. Diese Mode mit wenig Kosten, durch Vorredenmachen berühmt zu werden, ist also immer ganz gut, aber man sollte doch, dächten wir, niemals eine Vorrede dem, der sie nicht verlangt, mit Gewalt aufdringen, und ihm, wenn er sich beklagt, noch dazu öffentlich unhöflich begegnen. Das Publikum könnte sonst zu genau in die Karte gucken, und das hat für Leute, die mit weniger Bemühung einen berühmten Namen erzwingen wollen, immer gewisse Unbequemlichkeiten. AG.

Neues

Neues Lehrgebäude der Diplomatick, welches in Frankreich von einigen (zween) Benedictinern von der Congregation des heil. Mauri ausgefertiget worden. Aus dem französischen übersetzt, Erfurt, bey Joh. Friedrich Webern, privilegirten Universitäts-Buchhändlern. Vierter Theil, 1766. Mit der Vorrede und dem Register 3 Alph. weniger 3 Bogen, und 27. große Kupfertafeln, von Num. 34. bis Num. 60. Fünfter Theil 1767. mit der Vorrede und dem Register, 3 Alph. weniger $7\frac{1}{2}$ Bog. und 11. große Kupfertafeln, von Num. 61. bis Num. 71., desgleichen vier mit A. B. C. D. marquirte Kupfertafeln mit 116 Siegeln. Sechster Theil 1768. mit der Vorrede und dem Register, 3 Alph. weniger 1 Bogen, und 2 Kupfertafeln, nemlich Num. 72. und 73. nebst noch 2. besondern Tafeln mit Siegeln, durch C. und F. bezeichnet. Siebenter Theil, 1769. mit der Vorrede und dem Register, 3 Alphab. und 2 Bogen, und 15 Kupfertafeln, von Num. 74-88. und eine durch G. bezeichnete Tafel mit Siegeln. Achter Theil, 1769. Mit der Vorrede (denn dieser Theil hat kein Register) 2 Alphab. und 8 Bogen, nebst 8 Kupfertafeln, von Num. 89-96. in gr. 4.

Das Original dieses großen und höchstwichtigen Werkes, das unter dem Titel Nouveau Traité de Diplomatique zu Paris in 6. sauber gedruckten Bänden in groß Quart von 1750. bis 1765. herausgekommen ist, ist in Deutschland so ziemlich bekannt, auch ist der Inhalt desselben in verschiednen Journalen und gelehrten Zeitungen zum Theil schon sehr umständlich angezeigt worden. Da es überdieses keine Arbeit deutscher Köpfe ist, so wird man in dieser allgemeinen Bibliothek, die nur der deutschen Litteratur gewidmet ist, um so viel weniger einen weitläuftigen Auszug daraus erwarten. Nur die beyden Fragen: Ob das Werk übersetzt werden sollte, und wie gut es übersetzt worden? verdienen hier einige Erörterung.

Wenn alles Gute und Schöne, das in Frankreich gedruckt wird, ins Deutsche übersetzt werden soll: so ist wohl kein Werk dessen würdiger, als der Nouveau Traité de Diplomatique: ein Werk, das bey allen Mängeln, die sich dem Kenner darbieten, doch vor jetzt das Hauptbuch in der Diplomatick ist. Aber der Rezensent glaubt berechtiget zu seyn, hier noch zu erinnern, daß Werke von der Art, wie das gegenwärtige ist, nicht übersezt, sondern nur zu wohlfeilern und leichteren Kaufe nachgedruckt werden sollten: man müßte denn die Absicht haben, durch verbessernde und ergänzende Anmerkungen oder durch erhebliche Zusätze ihnen den Werth eines deutschen Originals zu geben.

Dies ist wirklich der Fall bey gegenwärtiger Uebersetzung: denn sie sollte nach dem ersten Entwurf mit Anmerkungen und Zusätzen bereichert werden, auch findet man in der That dergleichen bey den drey ersten Bänden, die Herr Adelung übersezt hat. Aber bey den obenangezeigten beyden Bänden, deren Uebersetzung von einem andern Manne, und, wie man uns versichern will, von einem Prediger in der Gegend von Leipzig herrührt, ist man von den ursprünglichen Plan abgegangen: vielleicht deswegen, um den Abdruck desto mehr zu beschleunigen, und die Ergänzungen und Verbesserungen für 2. oder 3. Supplementbände aufzubehalten. Wenigstens ist das Original ihrer auf alle Weise bedürftig. Die ganze Diplomatick der Deutschen ist überaus mager abgehandelt. Die Monogrammen, Recognitionszeichen und viel andere Hauptmaterien erfordern eine ganz neue Ausführung im Großen. Nichts von der Methode, das Alter der Handschriften diplomatisch zu bestimmen, von der praktischen Archivkunde, ja von der Anwendung der Urkunden überhaupt zu gedenken, welches doch lauter wichtige Theile der Diplomatick sind.

Jezt haben wir noch zu untersuchen, wie die Uebersezung gerathen ist? Voraus ist zu erinnern, welches jeden sogleich selbst bey dem ersten dem besten eignen Versuche in die Augen fallen wird, daß der Nouveau Traité de Diplomatique wegen der überaus grossen Menge neuer Kunstwörter, die noch nicht im Deutschen gewöhnlich sind, und noch mehr wegen der Feinheit vieler einzelner Untersuchungen, dem besten Uebersetzer sehr oft überaus grosse

Schwie-

Schwierigkeiten verursachen kann. Viele dieser Schwierigkeiten hat, wie Hr. Adelung, also auch der neue Uebersetzer glücklich vermieden, so daß sich der Recensent bey Vergleichung der Uebersetzung mit dem Original öfters über die Geschicklichkeit, womit sie den schwersten französischen Ausdrücken die bequemsten Deutschen anpassen, verwundern mußte. Weitschweifig aber sind sie beyde nicht selten, absonderlich wenn sie Participial-Constructionen ins Deutsche übertragen wollten. Doch da diese Weitschweifigkeit nur dem Nachdrucke und der Rundung der Perioden schadet, nicht die Verständlichkeit hindert, so wollen wir ihnen diese Fehler nicht hoch anrechnen. Allein sie übersetzten auch bisweilen unrichtig, und dies ist, wie wir bemerkt haben, meistens in den Fällen geschehen, wo, um die Verfasser völlig zu verstehen, eine mehr als gewöhnliche Einsicht in die Diplomatick erfordert wird. Beyspiele hievon anzuführen, würde uns nicht schwer fallen, aber dies dürfte vielleicht den wenigsten unserer Leser angenehm seyn. Wir fügen daher nur den Wunsch bey, daß, nach Endigung des ganzen Werks manche schwere Hauptstücke von den Uebersetzern noch einmal genau nach dem Original geprüft und verbessert, und diese Verbesserungen den Supplementbänden, deren Nothwendigkeit und Nutzen wir oben gezeigt haben, beygefügt werden möchten. Geschieht dies, (wie wir es denn nicht ohne Grund von einem Verleger erwarten, der Muth genug gehabt hat, ein so kostbares und weitläuftiges Werk übersetzen zu lassen,) alsdann erst wird das Original durch die Uebersetzung in Deutschland entbehrlich gemacht. Nach dem Versprechen, das wir in der Vorrede zum 8ten Theile lesen, wird das ganze Werk mit dem 9ten Bande beschlossen werden, und auf der Leipziger Michaelis-Messe 1769. vollständig zu haben seyn.

Dl.

D. Johann Hermann Benners nothwendige Warnung vor dem Geist der Religion in der pragmatischen Geschichte der Protestanten rc. aus der Vernunft, Schrift, und Kirchengeschichte zu Abwendung des Aergernisses. Wer übertritt, und bleibet nicht in der Lehre Christi, der hat keinen Gott, 2 Joh. v. 9. Giessen, bey Joh. Philipp Krieger, 1769. 8.

Erinnerungen an Hrn. Carl Renatus Hausen, über seine pragmatische Geschichte der Protestanten in Deutschland und deren ersten Theil, von D. G. B. Frankfurt und Leipzig 1768. 8.

Wir haben noch nicht Ursach gehabt, unser in dem 2 St. des 6 Th. dieser Bibl. über Hn. Hausens pragmat. Geschichte gefälltes Urtheil im geringsten zu ändern. Man hat selten mit grösserer Einstimmigkeit sich über ein Buch erklärt, als über dieses. Von allen Seiten her hat man in periodischen und besondern Schriften, das Seichte und Falsche in demselben und die ungemeine Unwissenheit seines Verf. gezeigt. Hier sind zwey kleine Schriften, wovon eine jede sich ein besonders Stück der Hausenschen Geschichte zum Gegenstande ihrer Critick erwählt. Beyde Verf. empfehlen sich durch ihre Gründlichkeit und gute Einsicht in die Sache, wovon sie handeln, wenn man ihnen auch das Verdienst einer angenehmen Schreibart absprechen muß. Der D. Benner hat seine Schrift in vier Kap. eingetheilt. In dem 1sten handelt er eben nicht mit der kernhaftesten Kürze, von den Pflichten eines pragmatischen Geschichtschreibers. Das 2te beschreibt Hrn. Hausens Religionsgesinnungen. Das 3te handelt von Julian, und das 4te vertheydigt einige Lehrer und Beschützer der christlichen Religion. Bey dem dritten wollen wir nur anmerken: daß Hr. Hausen noch weit weniger, als andre leichtsinnige Lobredner dieses Kaysers, weis, worauf es bey dieser Sache ankömmt. Es erhellet aus der Geschichte unwidersprechlich, daß bey Julians Religionsveränderung nicht Ueberzeugung, sondern ein geheimer Groll gegen die Familie Constantins seine Wahl entschieden. Man darf nur seine Schriften lesen, um sich zu überzeugen, mit wie weniger Ernsthaftigkeit und Aufrichtigkeit er bey der ganzen Sache zu Werke gegangen. Anstatt mit Gründen zu streiten, bedient er sich eines zügellosen üppigen Witzes, welches noch die liebste Rüstung seiner neuern Freunde ist. Die Uneinigkeiten der Christen in Religionssachen heißen bey ihm Streitigkeiten über die rechte Melodie, die man zu dem Todengesange ihres Gekreuzigten heulen müsse. Das Edickt, welches den Christen den Unterricht in heidnischen Schriftstellern versagt, und worinn eine, öffentlichen Gesetzen angemeßene ernsthafte Sprache herschen

soll

sollte, ist eigentlich ganz auf eine elende Spötterey gebaut. Und was er an die Stelle des Christenthums setzte, ist nichts anders als die ganze grobe Abgötterey des Heidenthums, mit allem Aberglauben der theurgischen Magie. Seine Duldung, die er gegen die Christen soll bewiesen haben, ist auch weder so verdienstvoll, noch ausser allem Zweifel gesetzt. Die Parthey der Christen war schon zu zahlreich, als daß eine offenbare gesetzmäßige Verfolgung wäre sicher oder thunlich gewesen. Aber unter der Hand ihnen weh zu thun, oder den Gewaltthätigkeiten gegen die Christen durch die Finger zu sehen, das wurde nicht von ihm unterlassen, wie dieses aus dem Beyspiel des Bisch. Titus, der Stadt Edessa und dem Weyhrauch, den er unter das Geld mischte, welches er den christlichen Soldaten geben ließ, erhellet. Doch von allem diesen weis Hr. Hausen nichts, darum ist es ihm auch erlaubt zu schreiben: Julian könnte sich von der Wahrheit der christlichen Religion nicht überzeugen, und wie kann man doch einen Augenblick seine Bewunderung darüber bezeigen, wenn man weis, daß seine Lehrmeister theils Heiden theils Christen gewesen sind, und wenn man die Thorheiten der christlichen Religion (die christliche Religion ist nirgends als in der h. Schrift, und die hatte Julian) in den damaligen Zeiten kennt. ... Julian dachte als ein weiser und gelehrter Mann vernünftig: und das System der Christen (wie es in der Schrift enthalten ist?) widersprach offenbar der Vernunft.

Die andere Schrift, welche sich eigentlich mit dem historischen Theile der Hausenschen Geschichte beschäftigt, ist mit vieler Gründlichkeit und Bescheidenheit geschrieben. Wir haben nicht ohne Vergnügen unsere Urtheile in derselbigen bestätigt gefunden. Die furchtsame Gelehrsamkeit des Hrn. S. sticht recht artig mit der prachtvollen Unwissenheit des Hrn. H. ab. Nur eines wollen wir bey diesen Gelegenheiten hinzusetzen, welches wir in diesen Erinnerungen nicht gefunden, dieses nemlich: Die Ratzebergerische Handschrift ist bisher weder unbekannt noch ungebraucht gewesen. Insonderheit hat sie der D. Cyprian gar wohl gekannt und gebraucht. Denn ausser, daß er sie dem Widerleger des Gottfr. Arnold mitgetheilt, hat er sie auch selbst angeführt, in der Vorrede zu Friderici Myconii Historia reformationis vom Jahr Christi 1517. bis 1542. Ed. 2. S. 25. wo es heißt: De proditione Electoris

multa habentur in Bavari Tom. II. actor. MS. p. 171. Mu-
zenbergeri epistolis MS. ad Io. Fridericum &c. Nos jam
ex codice MS. quo Hortlederus & Seckendorfius frequen-
tera usi sunt, sequentia adscribimus; und nun folgt die Er-
zählung der ganzen Verrätherey der sächsischen Geh. Rä-
the gegen den Churfürsten. Ratzebergens Nachricht fin-
det sich auch schon in den Observ. Halensibus Tom. II.
Obs. 12. unter dem Titel: Historiae arcanae mit Zeidlers
Anmerkungen, und in Arnolds Ketzerhistorie stehe sie T. 4.
p. 88-96. Man sehe auch Fabricii Centifolium Luth.
S. 23 u. 883. x. Das alles muß man erst wissen, wenn
man eine Reformationsgeschichte schreiben will.

U.

Johann Heinrich David Göbels, Beyträge zur Staatsgeschichte von Europa, unter Kayser Karl dem Fünften, aus theils gedruckten, theils ungedruckten Nachrichten, mit einer Vorrede Christian Heinrichs Freyherrn von Senkenberg, wirklichen Kayserl. Reichshofrath. Lemgo, in der Meyerschen Buchhandlung, 1767. 4. 400 S.

Solche Beyträge zu unserer deutschen Geschichte fehlen uns noch, wenn wir an ihrer Vollkommenheit arbeiten wollen. Der seel. Freyherr von Senkenberg hat uns einen Schatz in seiner Büchersammlung hinterlassen, der nur diesem V. oder seines gleichen in die Hände gerathen sollte, um ihn der historisch gelehrten Welt auf die Art, wie er es hier thut, nach und nach mittheilen zu können. Dann komme Schröckh und bilde uns Carl den Fünften und ein würdiges Mitglied des Göttingischen Instituts mahle uns nach dem Plane dieser Gesellschaft die deutsche Geschichte. Der V. oder Herausgeber giebt uns zwar von dem Seinigen nichts darzu; aber um so viel uneigennütziger, um so viel aufrichtiger sind uns seine Arbeiten; und so getreu er der Wahrheit ist, so wird er doch dardurch in den Uebersetzungen seiner Sprache nicht ungetreu. In Guicciardins Geschichte von der Plünderung der Stadt Rom unter Carl dem Fünften, läßt er den Herzog von Bourbon, der die Belagerung commandirte, sein unentschlossenes Heer in unserer Sprache, rührend genug auf-

wundern. Wenn ich euch, sagt er einmal S. 232. meine Herren und Brüder anschaue, so erkenne ich offenbar, es würde euch sehr angenehm seyn, daß ein Theil von den Kaysern jezt in Rom wäre, welche mit ihren auserlesenen Legionen, wodurch sie sich hochmüthiger Weise den Namen Germanicus zueigneten — das Blut eurer unschuldigen Vorfahren vergossen haben. Ohne Zweifel ein grosmüthiger Wunsch, der eurer Hoheit und eurem Adel gemäs ist. Allein weil die Natur seitdem die menschliche Sachen sehr verändert hat; so findet man gegenwärtig in der Stadt eine so schlechte Erziehung eingeführet, daß es kein Wunder ist, wenn in Rom weder gerechte noch tapfere Leute vorhanden sind, die dem Feinde die Stirn und den Degen zu bieten geschickt wären — — deswegen, da ihr, meine Herren und Brüder, die vergangenen Unbilligkeiten gegenwärtig nicht rächen, noch diese Herzhaftigkeit und Vollkommenheit in der Kriegskunst, wie die alten Römer, einigermaßen zeigen könnet, so sollet ihr jezt die Rache ausüben, welche euch möglich ist, damit unser Kayser, wenn er hören wird, daß der Pabst und Rom in euren Händen ist, sich eilig an diesen Ort begebe, nicht allein um eure Tapferkeit zu belohnen, sondern auch um euch, nach eroberten Italien und Frankreich wider die Unglaubigen anzuführen und sodann ganz Asien und Afrika siegreich durchzustreiten. Dort werdet ihr alsdenn Gelegenheit haben, der ganzen Welt zu zeigen, daß ihr den Ruhm und die Reichthümer der unüberwindlichen Heere des Bayus, Alexanders des Grossen, und eines jeden andern berühmten Monarchen übertroffen habt. Und gewiß, wenn ich daran gedenke, so dünkt mir, ich sehe euch alle schon mit goldenen Waffen gezieret, ich sehe euch als Herren und Fürsten von den eroberten Landschaften, welche ihr von unseren freygebigem Kayser zum Geschenke empfangen habt. Die gegenwärtige Eroberung Roms und aller anderer Landschaften hat euch euer Martin Luther vielmals vorher gesagt —

Ist da der Uebersetzer nicht deutsch genug, wenigstens natürlicher als der Redner?

Wir müssen aber doch den Lesern mit wenigen sagen, was sie für Sachen in diesen 30 Bogen finden. Erstlich eine lesenswürdige Vorrede des Freyh. von Senkenberg, die lauter neue Sachen, welche Kayser Karl den Fünften betreffen, und auch zugleich die Beweise davon liefert. Hernach

nach den Grundriß der Stadt Wienn, zur Zeit der Belagerung vom Jahr 1529. Antons Doria kurzer Inbegriff der merkwürdigen Begebenheiten, welche sich zur Zeit Kayser Karls des Fünften zugetragen haben. Beschreibung des Bauernkrieges von 1525. durch H. Peter Haarern. Guicciardins Geschichte von Plünderung der Stadt Rom, nebst dem Vergleiche zwischen Pabst Clemens VII. und Kayser Karl V. Paul Pessels, Kayser Ferdinands des Ersten gewesenen Herolds, bisher noch ungedruckte und in der kayserlichen Bibliothek vorhandene Beschreibung der ersten türkischen Belagerung der Stadt Wienn, welche Soliman der Zweyte im 1529 Jahr unternommen hatte. Die türkische Belagerung der Stadt und Schloß Güns von Nicolaus Jurischiz 1532. Beschreibung des andern Zugs in Oesterreich wider den Türken, gemeiner Christenheit Erbfeind, 1532. Augustins Maskardi Beschreibung der Zusammenverschwörung des Grafen Ludwigs von Elisky, aus dem Italienischen.

C.

Wenceslai Hagek a Liboczan Annales Bohemorum e Bohemica editione latine redditi et notis illustrati a *P. Victorino a S. Cruce* e Scholis piis. Nunc plurimis animadversionibus historico-chronologico-criticis, nec non Diplomatibus, Literis publicis, re Genealogica, Numaria, variique generis antiquis aeri incisis monumentis aucti a *P. Gelasio a S. Catharina*, ejusdem instituti Sacerdote. Pragae, 4.

Pars I, seu Prodromus, quo Hayecli proemium de origine gentis Bohemicae pertractatur, 1761. S. 192. Die Censuren, Zuschrift und Vorrede mitgerechnet.

Pars II, quae Bohemiae historiam ab anno 644. usque ad annum 852. complectitur. 1763. S. 587. Ohne die Zuschrift von 12 S., die doppelte Vorrede von 26., und ein Register von 19 Seiten.

Pars

Pars III. quae Bohemiae historiam ab anno [illegible] usque ad annum 936. complectitur. 1765. S. 659. Ohne die Zuschrift von 12., die Vorrede von 10., und das Register von 20 Seiten.

Wenzeslav Hajek von Libotschan starb als Domprobst in Prag A. 1553. Er schrieb zu allererst ein System der böhmischen Geschichte in seiner Landessprache, und ward dadurch der Abgott seiner Nation bis auf den heutigen Tag. Sein Buch kam im Jahr 1541. aus der Presse; die Veranlassung dazu gab Martin Kutten, ein Hussite, der zwey Jahre vorher ein ähnliches Werk geschrieben, mit dem aber ein ehrlicher Katholick nicht zufrieden seyn konnte. Hajek hatte das Unglück, daß bald nach dem Abdruck ein Brand die meisten Exemplare seiner Geschichte verzehrte. Auch die übergebliebenen Exemplare wollte ihm der Buchdrucker nicht ausliefern, bis er ihn auf dem Reichstag verklagte, der den Proceß zu Hajeks Vortheil entschied. Dies ist die einzige Ausgabe des böhmischen Hajeks, und zugleich die Ursache seiner Seltenheit. A. 1596. ward er ins Deutsche übersetzt, und nachher zweymal in Nürnberg nachgedruckt.

Ein gewisser böhmischer Graf, der hier Franciscus Antonius Berka, S. R. I. Comes Hovorae Dubaeus ab Lippa genannt wird, und dem es leid that, daß der große Hajek den Ausländern nicht so bekannt wie in Böhmen war, vermochte den Piaristen Victorin, ihn ins Latein zu übersetzen, und erbot sich, die Verlagskosten zu tragen. Dabey verlangte er ausdrücklich, daß nichts hinzugesetzt, und nichts weggelassen werden sollte, weil seine Hochachtung gegen den Hajek so groß oder vielmehr so blind und einfältig war, daß er diesen elenden Schriftsteller für untrüglich hielt. Der P. Victorin machte sich also an die Uebersetzung, konnte sich aber nicht überwinden, ein bloßer Uebersetzer zu seyn, sondern machte so viel Noten dazu, daß das Werk zu 3. geschriebenen Folianten anwuchs. Allein aus Furcht, seinen Patron oder vielmehr das von ihm versprochne Geld zum Verlag zu verlieren, wagte sich der Niederträchtige nie, seinen Verfasser zu kritisiren: er deckte vielmehr dessen Fehler sorgfältig zu, brauchte gar keine neuere Geschichtbücher, die Hajeks Blöße offenbar gemacht hätten, und warf ein Gewand über ihn, wie

er selbst sagt, so oft er den guten Alten in einer ungebühr-
lichen Lage fand." Indessen starb der Graf, und hinter-
ließ in seinem Vermächtniße die zum Abdruck dieses Werks
benöthigte Summe: allein die Erben zögerten mit der
Auszahlung. Zwanzig Jahre verstrichen abermals, und
Hajek und Victorin lagen ungedruckt.

Endlich machte der Suffraganeus des Erzbischoffs von
Prag, Anton Wokaun, die Sache aufs neue rege. Dem
Hrn. P. Gelasius Dobner ward die Handschrift seines
Mitbruders Victorins ausgeliefert, und ihm aufgetragen,
die Ausgabe zu veranstalten. Den Hajek selbst zu ver-
werfen, durfte er nicht wagen: sonst würde vielleicht
die ganze Arbeit unterblieben seyn. Allein Victorins An-
merkungen, welcher vernünftiger Mensch sollte die wohl
drucken lassen! Er verwarf sie also, machte neue Anmer-
kungen zur Verbesserung, Berichtigung, Widerlegung und
Ergänzungs des Hajeks, und schrieb einen brauchbaren
weitläuftigen Commentar über einen elenden kurzen Text.

Hajek mag ein ganz erträglicher Mann in der Ge-
schichte seines und der nächstvorhergehenden Jahrhun-
derte seyn: aber in älteren Zeiten trägt jede Zeile von ihm
die Brandmale der historischen Barbarey seines Zeitalters
an sich. Ohne Geschmack und ohne Belesenheit, raison-
nirt er, wo ihn die Urkunden verlassen, und raisonnirt
immer ungereimt. Und diesen elenden Verfasser mußte
der P. Gelasius, entweder jussu superiorum, oder doch
aus Gefälligkeit gegen seine Nation, bey Verfassung einer
böhmischen Geschichte noch im Jahr 1761. zum Grunde
legen! Wir bedauren ihn vielmehr, als daß wir ihm Vor-
würfe darüber machen sollten. Aber welchem Deutschen,
welchem Franzosen, welchem Engländer wird es einfallen,
noch in unsern Tagen bey seiner Landesgeschichte ein vor
200. Jahren geschriebenes System zum Grunde legen zu
wollen? Wozu dienet die unnütze und saure Mühe, ganze
Reihen von Irrthümern, die ein schlechter Schriftsteller
sorglos und halbschlafend hingeschrieben, mit einem er-
staunlichen Aufwand von Belesenheit und Beurtheilungs-
kraft, Schritt für Schritt zu widerlegen?

Der Hr. P. Gelasius Dobner zeigt sich durchgängig
als einen überaus fleißigen, und seiner Landesgeschichte
völlig kundigen, dabey auch in andern Theilen der Ge-
schichtswissenschaft belesenen, und daher seiner Arbeit
ziem-

ziemlich gewachsenen Mann. Aus der Vorrede zum ersten Theil lernen wir seinen historischen Charakter kennen. Er spricht von Wahrheitsliebe, er beweißt daß Hajek, wie alle Menschen Lügner seyen, er meldet daß seit Hajeks Zeiten sich die Geschichtswissenschaft sehr verbessert habe, und man folglich nun eine bessere böhmische Historie schreiben könne, als der seel. Domprobst x. Lauter unstreitige Wahrheiten, die man anderswo nicht zur historischen Kunst rechnet, sondern für Maximen hält, die der Bonsens und die gesunde Vernunft einen jeden lehrt. Allein es giebt Länder, wo Menschen Verstand haben ein Verdienst ist: es giebt Conjuncturen, wo man ein starker Geist seyn muß, um nicht unvernünftig zu handeln.

Sein Buch ist keine Böhmische Geschichte, dazu fehlt ihm Methode, Ordnung und Licht, auch kein Böhmisches Jahrbuch, ungeacht es auf dem Titel so heißt, denn Hajek, der junge Hajek, ist kein Annalist, sondern ein ungelehrter Compilator: es ist ein Chaos ohne Form, ein Magazin von den vornehmsten Materialien, aus denen mit der Zeit eine schöpferische Hand eine Böhmische Geschichte bilden kann. Hr. Dobner hätte dieses selbst thun können; noch mehr, er hätte dabey die Helfte Zeit und Mühe erspart: allein der böse Hajek, diese unglückliche Grundlage, hat alles verdorben. Nun müssen wir ihm blos für seinen Fleiß und seine Collektanea danken.

Es scheint ein eignes Schicksal der Slavenischen Geschichte, dieser beynahe noch wüste liegenden ganzen Hälfte unsrer Europäischen Staatenhistorie zu seyn, daß es die allermeisten, die etwas darinnen schreiben, gleich im Zuschnitte versehen, und dadurch auch den geschäftigsten Fleiß zur Hälfte unbrauchbar machen. Es giebt nur einen Weg, die Geschichte eines Landes vernünftig zu verfassen: Dieser Weg ist der natürlichste; allein leyder trift es hier auch ein, „daß das natürliche zu treffen immer am schwersten sey.„ Ein Böhme entschließt sich, seine vaterländische Geschichte zu beschreiben: der erste Gedanke, der ihm hiebey aufstößt, ist dieser: aus welchen Denkmälern und Quellen beschreib ich sie? Sind diese Quellen noch unbekannt oder doch selten: so ist das erste, solche gemein zu machen. Er schickt daher eine Ausgabe der Annalen in chronologischer Ordnung voran. Dies hatten wir von Hr. Dobner erwartet. Er hätte die schon vorhandenen

nen Annalen vom Christannus an in ununterbrochener Folge bis auf den Hajek zusammen drucken, und aus noch nicht verglichenen Handschriften berichtigen lassen sollen; er hätte die vielen noch ungedruckten, z. E. den Marignola, von dem sich eine Handschrift in der Waldsteinischen Bibliothek findet (S. 45.) publiciren sollen; am liebsten hätten wir den Hajek, den Dalemil, die alten Urkunden (S. 46.) in ihrer Grundsprache, doch mit einer lateinischen Uebersetzung an der Seite, gelesen; wie viel hätte die Slavonische Sprachkunde, ausser der Geschichte, dabey gewonnen! wie leicht würde es ihm in der Folge geworden seyn, sich auf diese schon chronologisch geordnete und beysammen befindliche Quellen zu beziehen und zu welch hohem Grad der Ueberzeugung hätten nicht seine Leser ohne viele Mühe kommen können, wenn er es ihnen durch dieses Mittel möglich gemacht hätte, überall mit eignen Augen zu sehen, und nichts zu glauben?

Doch wir wollen immer mit dem zufrieden seyn, was uns der fleißige Pater liefert. Vom 8ten Jahrhundert an ist er sehr brauchbar; allein die ältere Geschichte, die zu der griechischen, römischen, und byzantischen Philologie gehört, ist nicht sein Feld. Den Ursprung der Böhmen oder Tschechen holt er sehr unnatürlich vom schwarzen Meer her, und glaubt gut Rudbeckisch, die Zichen der Byzantiner seyen die Stammväter seiner Vorfahren. Kein einziger historischer Beweis unterstützet diese pur etymologische Grille. Zwar findet der Verf. die Slavonische Sprache zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meer, in den Wohnsitzen der Zichen: allein er weis nicht, daß diese Sprache erst in neueren Zeiten durch die Bekehrungen und Eroberungen der Russen dahin gekommen. Was er von den Markomannen und andern ältern Bewohnern der böhmischen Lande hat, ist gleichfals schon bey andern besser und ordentlicher zu finden.

Die allzunachläßige Art im Citiren (und das ist doch bey kritischen historischen Untersuchungen keine Kleinigkeit) war uns sehr anstößig. Der Verf. nennt seine angeführte Bücher blos am Rande, und setzt unzähligemal nicht einmal die Seitenzahlen bey. Bewahre der Himmel, daß diese wunderbare Art zu citiren, in der Geschichte nicht allgemein werde! Möchte er sich doch z. E. den Mascou zum Muster nehmen, seine Ausgaben aufs genauste bestimmen, die Stellen selbst wörtlich in die Anmerkungen unter

den

[illegible] und den Inhalt derselben [illegible] gedrungen einweben. Dadurch würde [illegible]: Buch für den künftigen Verfasser einer [illegible]schen Geschichte noch einmal so leicht [illegible]

Neue Europäische Staats- und Reisegeographie. Eilfter bis funfzehender Band, 1764-1768. Dresden und Leipzig. 8.

Die innere Einrichtung dieses Werks, der Werth und Unwerth, die Vorzüge und Mängel desselben, sind unsern Lesern schon längstens bekannt. Vollständiger ist es unstreitig, als andre ähnliche Werke, ordentlich auch im ganzen Plan, aber im Detail viel zu collektaneenmäßig, und was das schlimmste ist, gar zu oft aus untreuen Quellen compilirt. Doch wir wollen blos den Inhalt der neusten Theile anführen.

Eilfter Band: von Portugall und Spanien, nebst den der Kronen Besitzthümern in Afrika, Asien und Amerika, 1764. S. 909. Von Portugall S. 1-272. von Spanien S. 273-909. Eine unfreundliche Vorrede gegen Hrn. Büsching steht vor diesem Bande.

Zwölfter Band: von Frankreich, nebst den Besitzthümern dieser Krone in Afrika, Asien und Amerika, 1765. S. 840. Hätte wenigstens die Geschichte dieses Reichs S. 369. folg. nicht angenehmer, lebhafter und für das Gedächtniß periodischer beschrieben werden können und sollen? Wozu die gelehrten Noten, die Widerlegungen, die affecktirte Kritick? für kritische Geschichtleser ist ja wohl die Staats- und Reise-Geographie nicht.

Dreyzehnter Band: von den sämtlichen Staaten und Besitzungen der Krone Großbritannien in Afrika, Asien und Amerika, 1766. S. 912.

Vierzehnter Band: von denen Staaten und Königreiche Dännemark, Norwegen Schweden und Preußen, Dreßden und Leipzig, im Verlag des dreßdnischen privilegirten Addreß Comtoirs gr. 8. 1767.

Funfzehnter Band: von dem Rußischen Kayserthum, samt den weitläuftigen Besitzungen dieser Krone in Asien, ebendaselbst 1768. S. 670. Bey diesem Theile sind wir erschrocken. Gleich das beygefügte Kärtchen machte uns stutzig, von dem wir sicher geglaubt hätten, es sey aus einem Reisebeschreiber des vorigen Jahrhunderts abkopirt,

wenn

[illegible] den Namen Petersburg, das einzige [illegible] darauf gefunden hätten. Das siehet man wohl, an Fleiß und Arbeit haben es die Verf. nicht fehlen lassen: aber warum mußten sie unglücklicher Weise fast über lauter unbrauchbare Bücher gerathen, und da Dinge herausschreiben, wovon $\frac{1}{10}$ vielleicht vor 40 Jahren wahr, $\frac{9}{10}$ aber niemals wahr gewesen? Wer wird noch im Jahr 1768. aus Stralenberg, Perry, Olearius u.d.gl. theils verlogenen, theils alten Büchern eine neue Geographie schreiben, die 7 Bände Sammlung Ruß. Gesch. aber, die schon 1764. heraus waren, die Nachrichten von Orenburg in den Götting. gel. Anz. die Büschingische Geographie von Rußland (die einzige glaubwürdige, die bisher existirt, aus der die V. wenigstens die allgemeine Abtheilung Rußlands in Gouvernements, denn diese wissen sie nicht einmal, hätten nehmen sollen,) die neue Ausgabe von Havens Reise nach Rußland (die alte, der die V. folgen, hat Haven selbst verruffen) u. d. gl. schon vorhandene bessere Quellen, ungebraucht lassen?

Man schlage jeden Artickel auf, welchen man will; so wird man fast durchgängig so viel Fehler als Zeilen finden; der Auslassungs-Sünden nicht einmal zu gedenken. Man vergleiche z. E. die Nachricht unsrer Verf. von der Petersburger Akademie der Wissenschaften S. 256. folg. mit der Büschingischen: wie erbärmlich ist jene dagegen! Warum nennen sie S. 259. Dörpt eine Universität, das sie seit langer Zeit nicht mehr ist: Wo liegt Ruskow ebendas. mit seinem akademischen Gymnasio? — Doch dergleichen Namen von Oertern und Landschaften, die nirgends existiren, trift man hier in Menge an: die wirklichen aber muß man erst durch diplomatische und kritische Künste entziefern, so grausam sind sie durchgängig in der Orthographie mishandelt.

Daß der Käufer auf die Art für sein Geld ein unbrauchbares Buch bekommt, ist eine Kleinigkeit, und kaum einer Ahndung werth. Aber daß unsre ganze deutsche Litteratur durch ein solches Buch unendlich viel von ihrem Ansehen bey dem Ausländer verliehrt, auf dessen Kosten es abgeschmacktes Zeug und grobe Irrthümer in die deutsche Welt hinein verbreitet, ist wichtiger, und verdient eine patriotische Beherzigung. Z.*

Des Alten und Neuen Berlin vierte Abtheilung, herausgegeben von G. G. Küster, Rectore des Friedrichs-

drichswerderischen Gymnasii, und Mitgliede der königl. Akademie der Wissenschaften. Berlin, zu finden bey dem Auctore, 1769. 3 Alph. 6 Bogen, und sechs Kupfertafeln in Folio.

Die ersten Bände dieses Werks sind den Einwohnern von Berlin bekannt, aber auswärtigen möchten sie, so wie auch dieser Theil weniger interessant vorkommen. Sie sind nach Art der gewöhnlichen deutschen Städte Chroniken verfasset, wo wichtiges und unwichtiges, nöthiges und unnöthiges zusammen getragen wird. Zum Nachschlagen haben dergleichen Sammlungen ihren ganz guten Nutzen, aber sie hintereinander durch zu lesen, etwas schwerer. Der Verf. verspricht auch noch den fünften und letzten Theil dieses Werkes zu liefern.

Christian Wilhelm Hakens Fortsetzung seiner diplomatischen Geschichte der Stadt Cößlin, bey ihrer 1766. eingefallenen Jubelfeyer ans Licht gestellet. Stettin und Leipzig, bey G. M. Drevenstedt, 1767. 24 Bogen in 4.

Der erste Theil dieses Werks ist in dieser Bibl. 2 Bandes 2 St. angezeiget worden. Was wir daselbst von der Unrichtigkeit der Fortsetzung vermuthet haben; ist nur allzusehr eingetroffen. Diplomata, die nicht viel erweisen, Namenregister, die niemand sehr interessiren. Eine elende Jubelode, ein Bogenlanger Auszug aus der Jubelpredigt, und andere solche Sächelchen mehr werden hier geliefert.

Kr.

12. Gelehrte Geschichte.

Catalogus Librorum a Commissione Aulica prohibitorum. Vindobonae apud I. Th. de Trattnern, 1765. 11½. Bogen in gr. 8.

Oesterreich ist unsers Wissens itzt das einzige Deutsche Land, wo ein Index librorum prohibitorum gehalten wird. Er verdient daher die Aufmerksamkeit jedes Gelehrten, der nichts vorbeyläßt, was die Sitten und den Zustand der Gelehrsamkeit jeder deutschen Provinz betrifft, um sich von dem Zustande derselben im Ganzen, einen richtigen Begriff zu machen.

Das gegenwärtige Verzeichniß enthält die Titel einer Menge unnützer und schädlicher Bücher, bey denen der, dem sie zu lesen verboten sind, gewiß sehr wenig verlieret.

Aber

Aber es enthält auch Leßings Schriften 3 Theile. Die *Epitres diverses*, den 3ten Theil der *Memoires de Brandebourg*, Hume philosophische Versuche, Philippi vergrößerten Staat, und andere Bücher, denen man, mit aller Ehrfurcht, die man einer obrigkeitlichen Verordnung allemal schuldig ist, ein besseres Schiksal in Oesterreich wünschen möchte. Kürzlich ist noch die Anzahl der verbotenen Bücher durch Moses Phädon und durch Schröckhs Biographie vermehret worden.

Die Betrachtungen, die dem, der die Freyheit zu denken liebt, hierbey einfallen müssen, wollen wir zurück halten. Ihr schmeichelt uns der Ruf aus Wien mit wichtigen und sehr glücklichen Veränderungen für die deutsche Litteratur. Wir zweifeln nicht, daß wenn diese Hofnungen erfüllet werden sollen, man auch daselbst die Nothwendigkeit einer vernünftigen Freyheit im Lesen der Bücher einsehen werde.

S.

Des Magdeburgischen Clerí, oder der Lebensbeschreibungen derjenigen evangel. Prediger in Magdeburg, welche seit desselben ersten Ausgabe von seel. Herrn M. Fried. Gottl. Kettner, das Amt des Herrn in den hiesigen sämtl. Lutherischen Kirchen verwaltet. Erste Fortsetzung, mit allen Fleiß gesammelt und verfertiget, von D. Otto Nathan. Nicolai, Pastor zu St. Ulrich und Levin. Magdeburg, im Verlag der Seidel- und Scheidhauerschen Buchhandlung. 1765. in 4. 108 Seiten.

Imgleichen:

Adrian Reershemii, Past. comprimarii der Stadt Norden Ostfrieslandisches Prediger Denkmahl, oder Verzeichniß der Prediger, &c. &c. Von Peter Friedrich Reershemius, Prediger zu Ripe in Ostfriesland. Aurich, 1765. bey Johann Gottlob Luschky, 8. 634 Seiten.

Es sind keine Lebensbeschreibungen, sondern bloße trockene Verzeichnisse von Predigern, von denen nach dem gewöhnlichen Schlendrian gesagt wird, wer ihr Herr Vater und ihre Frau Mutter gewesen, wo und in welchem Jahr sie gebohren, ins Amt gekommen, verheyrathet worden und gestorben sind, und was für Schriften von ihnen hinterblieben. Da man die wenigen wirklich gelehrten Männer, die etwa darunter sind, anders woher kennt, so ist nicht abzusehen, wem in der gelehrten Welt mit solchen Namenverzeichnissen und geringfügigen Anekdoten eigentlich gedienet

seyn

seyn soll. Das einzige wäre, daß sich etwa ein Nachkömmling aus der Familie darüber freute, wenn er den Namen seines sonst ganz unbekannten Stammvaters doch irgendwo gedrukt lesen kann.

W.

Beyträge zur politischen Hamburgischen Historie, von M. Chr. Ziegra, Canon. Min. herausgegeben. II. Stück, bestehend aus einem nöthigen Vorberichte, 25 vermuthlich ungedruckten Urkunden und einer Nachlese zu D. Joh. Paul Langermanns Verzeichnis gedrukter Hamburgischen Urkunden. Hamburg, bey Ch. S. Schröder, 1767. 8 Bog. in 8.

Nun hat Herr Z. gefunden, daß im Th. I. gelieferte Urkunden, die er zuerst ans Licht zu stellen glaubte, schon wirklich gedruckt sind. Aber zum Glücke, schreibt er, habe ich nur Bedingungsweise (id est in conjunctivo) gesetzet: "sie würden bisher noch nicht gedrukt seyn." Diese 25 vermuthlich noch nicht gedrukte Urkunden sind so beschaffen, daß vermuthlich noch wol niemand jemals Lust bekommen hat, sie drucken zu lassen. Das meiste sind Grenzbeziehungen: und wenn nun jeder Ort seine alte Protocolle von Grenzschnitten wolte drucken lassen, so würde der ganze Hamburgische Dom die Sammlungen deutscher Urkunden nicht fassen können. Aber auch die Registraturen einiger Zünfte und Aemter haben dem Herrn Canonico gedienet. Insonderheit hat das löbliche Schneideramt ihm mit vieler Leichtigkeit sein Archiv eröfnet: daher hat er die wichtige Urkunde wegen Jagung der Böhnhasen liefern können: (ein Glück für unsre Zeit, daß —
der Schneider leichtes Volk —
sie noch nicht zu Maassen zerstücket hatte.) Wegen derer Urkunden, welche die ehemaligen unruhigen Zeiten in H. betreffen, widerlegt er den Zweifel, ob nicht ein redlicher Hamburger sie lieber unterdrücken müsse, wenn etwa ein neues Feuer dadurch könne angezündet werden. Aber von dieser Absicht sprechen wir unsern lieben Herrn Z. völlig frey, und er wird den Namen eines redlichen Hamburgerkindes bis an sein Ende wohl behaupten.

Tr.

---

13. Romanen.

Das von der Vorsicht bestimmte Glück für Tugendhafte, oder merkwürdige Begebenheiten verschiedener Personen, deren Schiksale gelesen zu werden verdienen, in zween Theilen. Frankf. und Leipzig, bey G. P. Monath, 1769.

Dieser neue Titel ist um zwey Alphabeth und fünf Bogen ganz feinen Nürnbergischen Löschpapiers geschlagen worden, das dieses neuen Titels ohnerachtet, noch ferner zu Maculatur recht brauchbar bleibt.

Leben und wunderbare Begebenheiten der Frau von Barneveldt, aus dem Französischen übersetzt. Zweyte Auflage, Leipzig bey Hilschern, 1769.

Es ist keine zweyte Auflage, sondern bloß ein neuer Titel um einen verlegnen Ladenhüter geschlagen.

Begebenheiten des Peregrine Pickels, worinn zugleich die Geschichte eines vornehmen Frauenzimmers enthalten ist. Aus dem Englischen übersetzt. Vier Theile, 8 Kopenhagen, bey Heineck und Faber, 1769. 4½. Alphabet.

Dieser Roman, dessen Verf. der bekannte D. Smollet ist, ist schon vor mehr als 12 Jahren ins Deutsche übersetzt worden. Wir empfehlen ihn für alle verschleimte Magen, verschleimte Milzen, verschleimte Gehirne, kurz, für alle Krankheiten, die durchs Lachen können geheilet werden, denn wer sonderlich bey den beyden ersten Theilen nicht öfters lacht, der muß noch sauertöpfischer seyn, als D. Smollet selbst (wie man aus seinen Reysen siehet,) in seinem Alter geworden ist.

Was uns am meisten wundert, ist, daß man die Uebersetzung von Wort zu Wort hat abdrucken lassen, ohne sie von den vielen Fehlern zu reinigen, von denen sie wimmelt. Der Uebersetzer schreibt zwar ziemlich leicht und fliessend, aber man sieht, daß er in der größten Eil übersetzt hat, und was er nicht verstand, hat er wörtlich übersetzt, ohne sich zu bekümmern, was die deutsche Worte für einen Sinn geben. Daher wird eine große Anzahl Stellen nicht eher verständlich, als bis man sich besinnet, was im engländischen könne gestanden haben.

Wir wollen, um ein abermaliges Beyspiel zu geben, wie schlecht viele deutsche Uebersetzungen beschaffen sind, nur einige der gröbsten Stellen anführen, die nicht verständlich seyn würden, wenn wir den engländischen Ausdruck nicht (da wir das Original nicht bey der Hand hatten) errathen hätten, oder wo dieser nicht zu errathen war, blieb alles unverständlich.

Z. B. Th. 1. S. 203. steckt das Fräulein Sophie den taciturnen Matrosen, Thomas Pipes, einen Geldbeutel in die Hand, "um eine Perücke zu kauffen." Was soll Thomas Pipes mit der Perücke machen? Soll, ist nicht abzusehen; ohnfehlbar steht im engl. ein Wort, das den Verf. verführt hat. S. 306. wird gedacht, daß Gottfried Gauntlet die deutsche Flöte spielte.

Wer

Wer nicht weis, daß german Flute eine Querflöte heißt, möchte denken, was für ein Instrument gemeint sey. S. 5. wird von der Majorwürde geredet, wo offenbar die Burgemeisterwürde gemeinet ist. S. 9. wird gesagt, dieser schwatzhafte Zöllner, wo nicht von einem Zöllner, sondern von einem Gastwirthe die Rede ist, daß dieser aber auf englisch auch *Publican* heißt, muß der Uebers. nicht gewußt haben, denn dieser Fehler kommt durchs ganze Buch vor, z. B. S. 325. und Th. 2. S. 40. und 168. wo allenthalben der Zusammenhang zeigt, daß an keinen Zoll gedacht worden. S. 11. Hangende Schifspritsche anstatt Hangematte, und S. 20. Fahnen statt Flaggen, ist höchst elend übersetzt, und wenn ebendas. der Uebers. den Admiral sagen läßt, "er habe vier "Stunden lang einem französischen Kriegsmanne über den Hals "gelegen," so wird der, der nicht weis, daß auf englisch a Man of War ein Kriegsschiff heißt, gar nicht wissen, wo hier der Kriegsmann herkommt. S. 25. Hundspuppe; *puppies* heissen die Jungen. Etwa Hundsgesicht hätte der Uebersetzer setzen können. S. 47. "Westindische Tannäpfel, die durch garsti- "gen Dünger getrieben werden." Daß man Tannäpfel esse, oder durch Dünger treibe, haben wir niemals gehört; vermuthlich stehen im Original Ananas und daraus macht der Uebersetzer Tannäpfel. Th. 2. S. 107. wird von jemand, der aus einer Gesellschaft eilen muß, gesagt: "daß, als man ihm auf Verlangen "einen Stuhl an die Thüre gebracht, er sich mehr tod als leben- "dig in denselben hinein geworfen habe." Daß man sich in einem Stuhl aus einer Gesellschaft wegbegiebt, ist wohl etwas unerhörtes, vermuthlich hat im englischen Chaise gestanden. Th. 3. S. 5. ermahnt der Admiral seinen Neffen, "sich zu hüten, in "seinem Lauf nicht falsch an Huren zu rennen." Wird das der deutsche Leser wohl verstehen können? Der Admiral redet die Schiffssprache, und in derselben heißt run foul, wenn ein Schiff dem andern im Lauf zu nahe kommt, und dadurch beschädigt wird. S. 28. findet man verschiedenes von der Stadt, das man nicht verstehen kann, wenn man nicht weis, daß ein Theil von London the City heißt. S. 30. Baurentänze anstatt Countrydances Contertänze. S. 34. Scheine auf 2000 Pf. anstatt Banknoten. S. 37. wird von einem gewissen Bade geredet. Der Ueb. mußte nicht wissen, daß Bagnio nicht ein Bad, sondern ein H* Haus bedeutet. S. 145. Indianische gemahlte Leinwand heißt mit einem Worte Zitz, oder auch, wenn wie hier von Tapeten die Rede ist, Peking. S. 370. wird von einem Landpriester geredet, der einen großen Reifenrok an hatte. Riding-coat heißt ein Ueberrock. S. 347. wird von einem listigen Mann geredet. Es ist aber von einem Wahrsager die Rede, den das englische gemeine Volk Cunning-man nennt.

Solche Stellen trifft man in großer Menge an, denn wir haben nur die gröbsten ausgelesen. Was muß aber ein Leser dabey denken!

S.

Dieser neue Titel ist um zwey Alphabeth und fünf Bogen ganz feinen Nürnbergischen Löschpapiers geschlagen worden, das dieses neuen Titels ohnerachtet, noch ferner zu Maculatur recht brauchbar bleibt.

Leben und wunderbare Begebenheiten der Frau von Barneveldt, aus dem Französischen übersetzt. Zweyte Auflage, Leipzig bey Hilschern, 1769.

Es ist keine zweyte Auflage, sondern bloß ein neuer Titel um einen verlegnen Ladenhüter geschlagen.

Begebenheiten des Peregrine Pickels, worinn zugleich die Geschichte eines vornehmen Frauenzimmers enthalten ist. Aus dem Englischen übersetzt. Vier Theile, 8 Kopenhagen, bey Heineck und Faber, 1769. 4½. Alphabet.

Dieser Roman, dessen Verf. der bekannte D. Smollet ist, ist schon vor mehr als 12 Jahren ins Deutsche übersetzt worden. Wir empfehlen ihn für alle verschleimte Magen, verschleimte Milzen, verschleimte Gehirne, kurz, für alle Krankheiten, die durchs Lachen können geheilet werden, denn wer sonderlich bey den beyden ersten Theilen nicht öfters lacht, der muß noch sauertöpfischer seyn, als D. Smollet selbst (wie man aus seinen Reysen siehet,) in seinem Alter geworden ist.

Was uns am meisten wundert, ist, daß man die Uebersetzung von Wort zu Wort hat abdrucken lassen, ohne sie von den vielen Fehlern zu reinigen, von denen sie wimmelt. Der Uebersetzer schreibt zwar ziemlich leicht und fliessend, aber man sieht, daß er in der größten Eil übersetzt hat, und was er nicht verstand, hat er wörtlich übersetzt, ohne sich zu bekümmern, was die deutsche Worte für einen Sinn geben. Daher wird eine große Anzahl Stellen nicht eher verständlich, als bis man sich besinnet, was im engländischen könne gestanden haben.

Wir wollen, um ein abermaliges Beyspiel zu geben, wie schlecht viele deutsche Uebersetzungen beschaffen sind, nur einige der gröbsten Stellen anführen, die nicht verständlich seyn würden, wenn wir den engländischen Ausdruck nicht (da wir das Original nicht bey der Hand hatten) errathen hätten, oder wo dieser nicht zu errathen war, blieb alles unverständlich.

Z. B. Th. 1. S. 203. steckt das Fräulein Sophie den taciturnen Matrosen, Thomas Pipes, einen Geldbeutel in die Hand, "um eine Perücke zu kauffen." Was soll Thomas Pipes mit der Perücke machen? Soll, ist nicht abzusehen; ohnfehlbar steht im engl. ein Wort, das den Verf. verführt hat. S. 306. wird gedacht, daß Gottfried Gaundlet die deutsche Flöte spielte.

Wer

Wer nicht weis, daß german Flute eine Querflöte heißt, möchte denken, was für ein Instrument gemeint sey. S. 5. wird von der Majorwürde geredet, wo offenbar die Burgemeisterwürde gemeinet ist. S. 9. wird gesagt, dieser schwazhafte Zöllner, wo nicht von einem Zöllner, sondern von einem Gastwirthe die Rede ist, daß dieser aber auf englisch auch *Publican* heißt, muß der Uebers. nicht gewußt haben, denn dieser Fehler kommt durchs ganze Buch vor, z. B. S. 325. und Th. 2. S. 40. und 168. wo allenthalben der Zusammenhang zeigt, daß an keinen Zoll gedacht worden. S. 11. Hangende Schifspritsche anstatt Hangematte, und S. 20. Fahnen statt Flaggen, ist höchst elend übersezt, und wenn ebendas. der Uebers. den Admiral sagen läßt, "er habe vier "Stunden lang einem französischen Kriegsmanne über den Hals "gelegen," so wird der, der nicht weis, daß auf englisch a Man of War ein Kriegsschiff heißt, gar nicht wissen, wo hier der Kriegsmann herkomme. S. 25. Hundspuppe; *puppies* heissen die Jungen. Etwa Hundsgesicht hätte der Uebersetzer sezen können. S. 47. "Westindische Tannäpfel, die durch garsti- "gen Dünger getrieben werden." Daß man Tannäpfel esse, oder durch Dünger treibe, haben wir niemals gehört; vermuthlich stehen im Original Ananas und daraus macht der Uebersetzer Tannäpfel. Th. 2. S. 107. wird von jemand, der aus einer Gesellschaft eilen muß, gesagt: "daß, als man ihm auf Verlangen "einen Stuhl an die Thüre gebracht, er sich mehr tod als leben- "dig in denselben hinein geworfen habe." Daß man sich in einem Stuhl aus einer Gesellschaft wegbegiebt, ist wohl etwas unerhörtes, vermuthlich hat im englischen Chaise gestanden. Th. 3. S. 5. ermahnt der Admiral seinen Neffen, " sich zu hüten, im "seinem Lauf nicht falsch an Huren zu rennen." Wird das der deutsche Leser wohl verstehen können? Der Admiral redet die Schiffssprache, und in derselben heißt run foul, wenn ein Schiff dem andern im Lauf zu nahe kommt, und dadurch beschädigt wird. S. 28. findet man verschiedenes von der Stadt, das man nicht verstehen kann, wenn man nicht weis, daß ein Theil von London the City heißt. S. 30. Baurentänze anstatt Countrydances Contertänze. S. 34. Scheine auf 2000 Pf. anstatt Banknoten. S. 37. wird von einem gewissen Bade geredet. Der Ueb. muste nicht wissen, daß Bagnio nicht ein Bad, sondern ein H** Haus bedeutet. S. 145. Indianische gemahlte Leinwand heißt mit einem Worte Zitz, oder auch, wenn wie hier von Tapeten die Rede ist, Peking. S. 370. wird von einem Landpriester geredet, der einen großen Reifenrok an hatte. Riding-coat heißt ein Ueberrock. S. 347. wird von einem listigen Mann geredet. Es ist aber von einem Wahrsager die Rede, den das englische gemeine Volk Cunning-man nennt.

Solche Stellen trifft man in großer Menge an, denn wir haben nur die gröbsten ausgelesen. Was muß aber ein Leser dabey denken!

Die schöne Russin, oder wunderbare Geschichte der Azema. Braunschweig, 1766. 1 Alph.

Die schöne Russin soll die Gemahlinn des Mazeppa Hettmanns der Kosacken gewesen seyn, dessen Lebensbeschreibung den ganzen ersten Theil der Geschichte einnimmt. Seine Witbe wird auf eine wunderbare Art in der Welt herumgetrieben, und der V. führt sie durch alle die gewöhnlichen Schicksale der Roman-Heldinnen hindurch. Welchen Winkel der Erde durchkriechen die Romanschreiber nicht um ihre Helden daselbst aufzusuchen!

H.

Unterhaltungen in Erzählungen nach der Mode. Frankf. und Leipz. 1767. 14 Bog. 8.

Wenn Modeerzählungen so viel als verliebte Tändeleyen, Seufzer, seichter Witz in einen schlechten Roman gehüllt seyn sollen, so sind diese Erzählungen vollkommen nach der Mode.

Wl.

14. Haushaltungskunst und Gärtnerey.

Grundsätze der deutschen Landwirthschaft, von Johann Beckmann, ausserordentlichen Lehrer der Weltweisheit in Göttingen, 8. Göttingen und Gotha, bey J. C. Dietrich, 1769. 1 Alphab. 1 Bogen.

Wir ergreifen mit Vergnügen die Feder, um dem Publikum ein wichtiges Buch von der Landwirthschaft anzuzeigen, welches seit kurzem die Presse verlassen. Je seltener Schriften dieser Art sind, je mehr muß es allen denkenden Oekonomen höchst angenehm seyn, zu sehen, daß man die Landwirthschaft nicht mehr den Händen des ehrlichen Landmanns allein überlässet, um sie nach dem einmal gewohnten Leisten zu behandeln, sondern, daß man sie zu der hohen Ehrenstufe einer Wissenschaft erhebet, so, daß Gelehrte von Profeßion ihre Kräfte und Zeit darauf verwenden, sie in eine systematische Form zu bringen, und sie in diesem neuen Ehrenkleide mit in der Reihe akademischer Vorlesungen, auftreten lassen.

Der Hr. Prof. Beckmann hat sich durch gegenwärtiges Werk, den, unserm Urtheil nach, wirklich großen

Ruhm

Ruhm erworben, zuerst ein vollständiges System der Landwirthschaft im strengsten Verstande geschrieben zu haben. Denn die wenigen Versuche dieser Art, welche wir bis jetzt haben, sind so weit von der Vollkommenheit, die dieses Buch in aller Absicht voraus hat, entfernet, daß ihre Herren Verfasser selbst eingestehen werden, daß Hr. B. der Erste zu nennen ist, der das geleistet hat, woran es uns bisher noch immer gefehlet.

Die Vorrede zeiget bereits, daß der Verf. der unternommenen Arbeit hinlänglich gewachsen sey, und man siehet nicht ohne Vergnügen, wie er das Ganze, als ein Chaos, umfasset, die zu seinem Zweck dienlichen Materien von denen absondert, welche es nicht sind, und also sein System regelmäßig aufbauet. Da er sich genau an den Begriff der deutschen Landwirthschaft hält, so übergehet er Produkte, die nicht in den meisten Gegenden unsers Vaterlandes vortheilhaft gebauet werden können, z. E. den Weinbau; ferner lässet er billig alles aus, was nicht die eigentliche Gewinnung der Naturalien, sondern vielmehr ihre Verarbeitung und Verädelung angehet, wenn es auch gleich Geschäfte betrift, die auf dem Lande üblich sind, als Bierbrauen, Stärke machen, Ziegelstreichen u. s. w., weil dieses eigentlich zur Handwerkswissenschaft gehöret.

Der Verf. erkläret §. 1: die Landwirthschaft also, daß sie die Mittel lehret, wodurch die nützlichen Naturalien auf die vortheilhafteste Art gewonnen werden. Diese Mittel sind theils allgemein, die zur Gewinnung aller Naturalien überhaupt nöthig sind, theils besondere, die jede Gattung derselben angehen. Hiernach theilet sich die Landwirthschaft selbst und der Inhalt dieses Buchs.

Der besondere Theil der Landwirthschaft wird hier zuerst abgehandelt, und begreift 1) den Pflanzenbau, 2) die Viehzucht, 3) Gewinnung der Mineralien. Der zweyte oder allgemeine Theil enthält 1) die Landgüter, 2) landwirthschaftliche Personen.

Die Schreibart ist dem Zweck eines Buchs, daß zu akademischen Vorlesungen bestimmt wird, vollkommen angemessen. Die innere Einrichtung selbst aber macht es auch andern Lesern, und sonderlich den Liebhabern Oekon. Schriften angenehm und brauchbar, denn da bey jeder besondern Materie die besten Oekon. Bücher und Abhandlungen zum Nachschlagen angezeiget sind, so kann ein jeder in solcher bequemen systematischen Ordnung selbige nicht nur leicht auffin-

 den,

ben, sondern auch nach Belieben die Anzahl derselben vermehren und die künftig herauskommende Sachen selbst nachtragen.

Aus der Einleitung zu diesem Buch müssen wir noch anmerken, daß der Verf. sich daselbst die Mühe gegeben, die Schriften von der Landwirthschaft sehr genau zu classificiren, welches die nothwendige Kenntniß der zahlreichen ökon. Bücher ungemein erleichtert.

Es geschiehet ungern, daß wir hier schon aufhören müssen, von diesem vortreflichen Werke ein mehreres zu sagen, weil uns der enge Raum unserer Bibliothek dazu nöthiget.

T.

Gedanken von Verbesserung des Flachsbaues, vornämlich im Mecklenburgischen, 1769. 6 Bog. in 8.

Der Titel, die Zueignungsschrift und der ganze Inhalt zeigen es, daß diese kleine Schrift in Mecklenburg erschienen sey. Sie zeugt von einer gründlich ökonomischen Einsicht und einem recht lebhaften Patriotismus des unbekannten Verfassers, der auch wegen seiner gedrungenen Kürze, Stärke des Ausdrucks und aufgeweckten Schreibart gefällt, nur daß einige Provincialwörter, und zu viele französische in unsrer Sprache noch nicht naturalisirte eingeflossen sind. Man findet hier das Empfehlende des Flachsbaues, und eine recht genaue Beschreibung desselben, wie er denselben in seinem Vaterlande zu seyn wünscht. Er will ihn ganz nach dem Muster gebildet wissen, wie der Flachsbau im Hannöverschen getrieben wird, obgleich er dies Land nicht ausdrücklich nennet.

F*.

Carl Christoph Oettelt, Abschilderung eines redlichen und geschickten Försters zum allgemeinen Besten, als ein zweyter Theil seines practischen Beweises, daß die Mathesis bey dem Forstwesen unentbehrliche Dienste thue, herausgegeben, 8. Eisenach, bey Michael Gottlieb Grießbachs seel. Söhnen, 1768. 1 Alph. 1 Bogen, 1 Bogen Vorrede und 4 Bogen Tabelle.

Herr

Herr Oettelt ist ein neuer Schriftsteller vom Forstwesen, dessen Geschicklichkeit den Kennern durch diese beyden nützlichen Schriften gar nicht zweifelhaft bleibt. Ob man es zwar für eine ausgemachte Sache halten kann, daß die jetzige vortheilhafte neue Einrichtung, da anstatt des schädlichen Auslichtens der Wälder, dieselben in gleiche Theile oder Schläge nach der Natur und Beschaffenheit des Holzes eingetheilet werden, schlechterdings eine Kenntniß der Geometrie sowol, als auch anderen Theile der Mathematick erfordert, so hatte es dem Verf. dennoch nöthig geschienen, in seinem practischen Beweise die Fälle zu bestimmen, wo die Mathesis wesentliche Dienste in der pfleglichen Behandlung eines Waldes thue. Dieser zweyte Theil enthält nun eine nähere Anwendung seiner Sätze, welche größtentheils von vieler Erfahrung im Forstwesen zeugen. Der Leser findet allenthalben eine reife Beurtheilung und deutliche Auseinandersetzung der verschiedenen Materien, welche die gesammte Forstwissenschaft in sich begreift, und wenn wir jemanden die guten Schriftsteller vom Forstwesen nach der Ordnung ihres innern Werths nennen sollten, so würden wir sagen es sind selbige, von Brocke, Büchting, Oettelt, Käpler, Beckmann, und einige von den Verf. des allgemeinen Forstmagazins. Einen Druckfehler müssen wir anmerken, der viel Verwirrung anrichten kann: nemlich, es wird in dem practischen Beweise S. 39., die Größe eines Ackers zu 140 □ Ruthen von 16 Fuß, und S. 52. zu 160 □ Ruthen, die Ruthe zu 16 Fuß angegeben. Welches ist das rechte Maas? —

T.

Königl. Preußisches Reglement wegen Vermehrung und Verbesserung der Leinen-Garn-Spinnerey auf dem Lande, in Schlesien und der Grafschaft Glatz durch anzulegende Spinn-Schulen. De dato Potsdam, den 7ten Julii 1765. Glogau, gedruckt bey Christian Friedrich Günther.

Da dergleichen Reglement nicht anders als gut und nützlich seyn kann, so mag die bloße Anzeige desselben vor diesmal genug seyn.

P.

Fried. Wilh. Haffners Goldgrube in Verbesserung der Schaafszucht, nebst einem Rath gegen die Schaafspocken; auch einigen Anmerkungen des Linnäus hierüber. gr. 8. Bern, im Verlage der neuen Buchhandlung, 1767. 4½ Bogen, und einer Kupferplatte.

Erstes Kapitel. Der Wohlstand der Unterthanen ist die Quelle woraus der Landesherr seinen Reichthum schöpfen soll, daher müssen alle seine Unterthanen mit Arbeit und Nahrungsmitteln versehen werden §. 1. Aus diesem Grund sind unter andern die Fabricken und Manufackturen errichtet §. 2. Diese tragen zugleich zur Bevölkerung und folglich zur Stärke des Staats bey §. 3. auch zum Reichthum eines Landes dadurch, daß das einheimische Geld für Waaren im Lande bleibet §. 4. und fremdes Geld durch die Ausfuhr dieser Waaren hereingebracht wird §. 5. Hiezu ist nöthig, daß die rohen Materialien und der erste Stoff zu Fabricken im Lande erzeuget werden §. 6. Die Wollfabricken haben in vieler Absicht vor andern Fabricken den Vorzug in einem Lande, denn sie verschaffen überflüßige Arbeit, ernähren das meiste Volk, und gewähren eine Nothwendigkeit des Lebens; daher die größte Nationalsparsamkeit und ein dergleichen Vortheil erhalten wird. Ihre Stärke wird durch die Schaafzucht empor gebracht, daher diese auf das äusserste verbessert werden muß §. 7. Spanien und England haben diesen Vortheil vorlängst eingesehen, und sind deshalb eben so eifersüchtig auf ihre vortrefliche Schaafzucht §. 8. welche vorzeiten so schlecht wie in andern Ländern von Europa war, daher es ein Vorurtheil ist, als wenn die Güte der Wolle, vom Boden und Clima abhange §. 9. Der bekannte Streit zwischen den Engländern und Spaniern wer zuerst fein wollichte Schaafe gehabt habe, beweiset den Satz, daß diese nicht von Anbeginn der Welt in den beyden Ländern gewesen sind §. 10. Uebelgelungene Versuche in andern Ländern die Schaafzucht zu verbessern, sind der Grund, warum diese Verbesserung nicht schon allgemein ist §. 11. Schweden hat nur erst vor dreyßig Jahren angefangen die alten Vorurtheile abzuschütteln, und ist nunmehro durch den Vorschub der Reichsstände, und durch eine besonders errichtete Schäferschule schon

so

[illegible], daß selbst die [illegible] Schaafe [illegible] und so feine Wolle als wie in England zeugen §. 12. Dieses hat aber anfänglich viel Mühe und Geld gekostet, weil man Leute heimlich nach Spanien und England schicken müssen, welche mit Lebensgefahr, die an sich leichte aber von den Einwohnern sehr geheim gehaltene Kunst, die Schaafzucht zu verbessern, erlernet haben §. 13. Die Theorie dieser Wissenschaft wird §. 14. beschrieben.

Zweytes Kapitel. Die grobwollichten Schaafe in eine bessere Art zu verwandeln, heisset in der Schäfersprache in Schweden, die Schaafe aufbringen §. 1. Schon die alten Syrer, Griechen und Lateiner haben dieses verstanden, desgleichen die Persianer und Egyptier §. 2., von welchen es nach dem Verfall jener Völker die Europäer gelernet haben §. 3. Die spanischen und englischen Schaafe geben die beste Art der Verwandelung §. 4. Diese Verwandelung oder das sogenannte Aufbringen geschiehet folgendergestalt: Zu der einländischen Art gemeiner grober Schaafe, stellet man englische oder spanische Böcke, und giebt jedem Bock nicht mehr, als höchstens funfzehn Mutterschaafe zu. Die hievon gefallenen Lämmer heissen die erste Zeugung, oder halbe Blendlinge, weil ihre Wolle halb des Vaters und halb der Mutterwolle ähnlich ist §. 5. Alle junge Böcke werden weggethan, und nur die jungen Mutterlämmer wieder zu ausländischen Widdern gebracht, da denn deren neue Lämmer die zweyte Zeugung oder ganze Blendlinge heissen, weil die Wolle schon ganz dem Vater gleich ist §. 6., ja diese Wolle ist so fein, daß sie mit Nutzen in Fabriquen gebraucht wird, nur hält sie nicht bestand, daher annoch die dritte Zeugung, auf vorbeschriebene Art muß vorgenommen werden, welche Lämmer man sodann die völlige gute Art nennet §. 7. Der Hauptumstand bestehet also darinn, daß man zu diesen drey Zeugungen allemal frische ausländische Widder oder Böcke nehme. Von der dritten Zeugung an sind die jungen Böcke zum bespringen zu gebrauchen, nur müssen sie in eine andere Heerde gebracht werden, damit sie nicht ihre eigene Mütter oder Schwestern bespringen, weil sonst die Fortpflanzung ausartet §. 8. Dies ist die einfältige und leichte Art die Schaafzucht in Schweden zu verbessern, welche man jedoch nicht von den Spaniern und Engländern gelernet, sondern was man ihnen zu danken hat, ist die Methode

Y 5 dem

dem Ausarten der Schaafe vorzubeugen §. 9., welches Ausarten aus folgenden Ursachen entstehet: I. wenn man in einer aufgebrachten Heerde seine Widder länger als 5. Jahre gebrauchet. Man muß sie nach dieser Zeit in eine andere Heerde vertauschen oder verkaufen, wo sie noch gute Dienste thun können, nur in einer und eben derselben Heerde dörfen sie nicht länger als drey Jahr verbleiben § 10. II. Wenn die aufgebrachten Schaafe von Widdern aus älteren Zeugungen bedeckt werden. (Hier ist S. 24. durch einen groben Druckfehler, jüngere Zeugungen anstatt ältere Zeugungen gesetzt worden.) Es ist eine herrliche Sache, wenn man beständig Widder aus den letzteren Zeugungen mit Schaafmüttern aus vorhergehenden Zeugungen paaret §. 11. III. Durch nachläßige Wartung der Schaafe. Vor allen Dingen müssen sie des Winters in den Ställen vor einer warmen, dumpfigten und dicken Luft in acht genommen werden §. 12. Das schwerste ist die Pflege der ausländischen Widder, welche gern allerley Krankheiten bekommen, daher ausser dieser Theorie, ein geübter Schäfer im Anfang des Aufbringens nothwendig ist §. 13. Die Wartung der aufgebrachten Schaafe und alle andere Umstände, sind nicht anders als bey den gemeinen Schaafen §. 14. Die Kälte ist ihnen mehr zuträglich als schädlich §. 15.

Im dritten Kapitel handelt der Verfasser von dem richtigen Verhältniß der Schäfereyen gegen den übrigen Viehstand, und widerräth die zu starke Anzahl derselben §. 1 - §. 5. Hernach bringt er die verschiedenen Vortheile bey, welche diese aufgebrachte Schaafe dem Lande gewähren §. 6 - §. 8., und will, daß die Obrigkeit Hand anlegen soll, dieses gute Werk in einem Lande zu befördern §. 9. Den Beschluß dieses Kapitels macht die Beschreibung der Schäfer-Schule zu Höhentorp, und das Amt eines solchen Schäfer-Studenten §. 10. 11.

Das vierte Kapitel handelt von den Schaafpocken, darwider der Verfasser eine besondere Art des Aderlassens und eine gute Diät, als die besten Mittel, vorschlägt. Das Aderlassen wird mit einem eigentlich dazu verfertigten Instrument verrichtet, womit man nach hier angegebener Anleitung die zwey Hauptadern über der Nase des Schaafs durchsticht §. 13 - §. 16., und enthält viel merkwürdige Umstände, welche jeder Landwirth durch selbst

[illegible] angestellte Erfahrungen am besten zu bestätigen wis[sen] wird.

Als ein Anhang sind dieser Schrift einige Anmerkungen von der Schaafszucht beygefügt, welche aus einer Abhandlung des berühmten Linnaeus, die im Jahr 1754 zu Upsal unter dem Titel: Oves heraus kam, genommen sind, deren Werth durch den bloßen Namen des Verfassers schon bestimmt wird.

L.

Carl August Geutebrücks, Sr. letzt verstorbenen Churfürstl. Gnaden zu Maynz bey dero zu Erfurt errichtet gehabten Mercantil-Collegio bestallt gewesenen Commercien-Raths, gesammleter Unterricht von Schaafen und Schäfereyen zum Behuf der dabey vorkommenden ökonomischen, Policey- und Cameral-Geschäffte. Erster Theil, 8. Leipzig verlegts Christian Gottlob Hilscher, 1 Alphab. 4 Bogen. Zweyter Theil, 1767. 1 Alphab. 12 Bogen.

Der Oekonom und Cameralist werden dies Buch mit Nutzen und Vergnügen lesen, denn noch nie ist die Lehre von den Schaafen auch in den besten ökonomischen Büchern, so gründlich in ihrem ganzen Umfange abgehandelt worden. Die bloße Anzeige des Inhalts wird bereits unser Urtheil rechtfertigen.

Im ersten Theil handelt das erste Buch: Von der Grund-Einrichtung der Schäfereyen. Hier wird unter andern im vierten Cap. S. 44. die wichtige Frage entschieden: wie stark die Schäfereyen nach dem Verhältniß der übrigen Wirthschaftstheile seyn können und dürfen. Da bey der Landwirthschaft vornemlich alles auf den allergenausten Ueberschlag ankommt, wenn selbige einträglich seyn soll, so berechnet der Hr. Verf. nach ökonomischen Grundsätzen, die Kosten, den Weideplatz, das Stallfutter u. dgl. und findet, daß z. E. jemand, der nicht mehr als 800 Schaafe halten kann, besser thue, diese Anzahl auf 5. bis 600 Stücken herunterzusetzen, weil er zu 800 Schaafen unter andern eben so viel Gesinde braucht, als er zu 1500. bis 2000 Stück nöthig haben würde; dahingegen er bey 5. bis 600 Stück mit der Hälfte zulangen und

und die andere Hälfte der Kosten in diesem Stück erspa-
ren könne. Das zweyte Buch: Von denen zur Schäfe-
rey gehörigen Personen; woselbst von Pacht- Lohn- und
Deputat- Satz- und Gemenge-Schäfern sehr wichtige An-
merkungen vorkommen, und die Vorzüge und Mängel bey
jeder Art dieser verschiedenen Einrichtungen deutlich ge-
zeigt werden. Im siebenten Capitel dieses Buchs S. 176
thut der Hr. Verf. einen Vorschlag von einer neuen Art
die Schäfereyen einzurichten, und scheinet er das System
angenommen zu haben, welches itzt in Schweden zur gros-
sen Aufnahme der dortigen Schaafzucht eingeführet ist.
Drittes Buch: Von Wart und Fütterung der Schaafe,
welche in 4 Capiteln die Sommerweide, Winterfütte-
rung, Schaaftränke und Salzlecken nach den besten Re-
geln in sich begreift. Viertes Buch: Von den Krank-
heiten der Schaafe, und den diesfalls anzuwendenden
Präservativ- und Curativ-Mitteln. Aus des D. Zü-
ckels bekannten Tracktat und andern guten Schriften, sind
hier verschiedene zuverläßige Hülfsmittel aufgezeichnet.
Das fünfte Buch handelt endlich von den Nutzungen der
Schäfereyen, und macht den Beschluß dieses ersten Theils.

Im zweyten Theil, fähret der Hr. Verf. fort, alles,
was zu diesem Gegenstand gehöret, in 32 Capiteln mit glei-
cher Deutlichkeit und Ordnung vorzutragen. Er führet
den Leser nach Spanien, Frankreich, England, Schwe-
den, und Ungarn, und zeigt ihm die Behandlung der
Schaafe in diesen Ländern, welche Erzählung sehr unter-
haltend und unterrichtend ist. Wir finden hier S. 63. z. E.
in einem aus dem Gentlemanns Magazin genommenen
Aufsatz von der Schaafzucht in Spanien, daß in diesem
Lande fünf Milionen fein wollichte Schaafe sind, und je-
des Schaaf 24 spanische Realen (1 Rthlr. 16 ggl.) jährlich
einbringe, davon dem Eigenthümer jedoch nach Abzug al-
ler Abgaben und Kosten nicht mehr als drey gute Gro-
schen vier Pfennige übrig bleiben, indem der König allein
von jedem Schaaf jährlich zehn gute Groschen bekömmt.
Vormals haben blos die Könige in Spanien, Schaafe
gehalten, und ist ein besonderes Collegium von Schaafs-
Räthen angeordnet worden, welche ein Gesetzbuch für die
Schäfereyen von 500. Folio Seiten gemacht haben. In
England wird nach S. 108. die Behutsamkeit mit den
Schaafen umzugehen so weit getrieben, daß um der natür-
lichen Furchtsamkeit der Schaafe willen, angerathen wird,

einen weissen Schaafhund bey der Hoerde zu halten; und den Schäfer sich weiß kleiden zu lassen, damit die Schaafe nicht erschröcken mögen. Das 29te Capitel berechnet den Nutzen, welchen eine blos der Melkerey halber an einem schicklichen Ort gehaltene kleine Privat-Schäferey einbringen könne; und man erstaunet, wenn man nach Abzug aller Kosten, das Schaaf jährlich zu einem Dukaten an Nutzung gerechnet, und diese Rechnung bewiesen findet.

Zum Beschluß wird im 31. und 32ten Capitel ein Vorschlag gethan, wie und auf was Art in Deutschland Futterschäfereyen zu errichten sind. Es ist bekannt, daß die Huth- und Trift-Gerechtigkeit, den größesten Verbesserungen in der Landwirthschaft entgegenstehet, und die aufgehobenen Gemeinheiten, bey dem Ackerbau und Viehzucht die glücklichsten Folgen haben würden. Der Hr. Verf. wendet dieses nach seinen Endzweck auf die Schäfereyen an, und beweisset, daß wenn ein Landwirth Gelegenheit habe zum Unterhalt seiner Schaafe, dienliche Futterkräuter zu säen und künstliche Weiden anzulegen, er die vortheilhaftesten Veränderungen zur Aufnahme des Schaafviehstandes machen könne. Wir haben diese beyden letztern Capitel mit vorzüglicher Aufmerksamkeit gelesen, und finden die darinn enthaltenen Sätze überhaupt sehr gegründet, als welche, sonderlich der Plan des Hn. Meergraaf S. 449. mit den engländischen Einrichtungen vieles gemein haben. Nur vermissen wir ungern einen Hauptumstand in Absicht dieser Schäfereyen, nemlich die Futter- und Weide-Ordnung der Schaafe, ferner die anzuwendende Behutsamkeit um selbige bey diesem zu nahrhaften Futter vor Krankheiten zu bewahren, und überhaupt das eigentliche detail dieser neuen Futterschäfereyen, woran doch dem nachahmenden Landwirth alles gelegen ist.

Pl.

Johann Heinrich Gottlobs von Justi, ökonomische Schriften über die wichtigsten Gegenstände der Stadt- und Landwirthschaft. Zweyte Auflage. 8. Erster Band, 1 Alphab. 10 Bogen. Zweyter und letzter Band, 1 Alphab. 13 Bogen. Berlin und Leipzig, 1767.

Im

Im Jahr 1760. kam die erste Auflage heraus. Die gegenwärtige ist genau eben dieselbe, welches die Besitzer der vorigen Ausgabe sich zu merken haben. Uebrigens kennet jedermann den Herrn von Justi als einen scharfsinnigen Gelehrten, und seine Bemühungen um die Landwirthschaft sind schon aus andern Schriften bekannt. Der Inhalt dieses Buchs bestehet aus lauter einzelnen Aufsätzen über verschiedene Materien der Stadt- und Landwirthschaft, und sind mit der dem Herrn Verfasser eigenen Geschicklichkeit ausgearbeitet.

Leipziger Sammlungen von Wirthschaftlichen, Policey- Finanz- und Cammerwesen dienlichen Nachrichten, Anmerkungen, Begebenheiten, Versuchen rc. Sechzehender Band, nebst General-Register über die vier letzten Bände, 8. Leipzig, bey Christ. Gottlob Hilscher, 1767. 10 Bogen, und 5 Bogen Register.

Von diesem bekannten gemeinnützigen Buch, brauchen wir hier nur so viel zu sagen, daß es annoch seinen Werth behält, und die gute Aufnahme des Publikums auch durch diesen 16ten Band vollkommen verdienet.

L.

Mit Erfahrungen und richtigen Grundsätzen bestärkte Anweisung, wie die Wirkung des Feuers in den Stubenöfen und Küchen zu verstärken und zu vermehren, daß durch vortheilhafte Einrichtung derselben eine beträchtliche Menge Holzes ersparet werden könne, mit nöthigen Kupfern zum allgemeinen Nutzen abgefasset und mitgetheilet, von Fried. Wilh. Dieterichs, Königl. Preuß. Krieges- und Domainenrathe und Oberbaudirektor, auch auf Befehl eines Hochpreißl. General- Ober- Finanz- Krieges- und Domainendirektorii, wegen erhaltenem Beyfall der hiesigen Königl. Akad. der Wissenschaften zum Druck übergeben, 8. Berlin, 1766. bey Joachim Pauli, Buchhändler, 4 Bogen und 7 Kupferplatten.

Da der Herr Verfasser bekanntermassen ein großer Baumeister ist, und das Generaldirektorium, nebst der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, diese Schrift ihres Beyfalls gewürdiget haben, so wollen wir ihr auch den unsrigen nicht versagen, zumal wir Stubenöfen gesehen, die nach der Angabe des Herrn D. verfertiget sind, und mit wenig Holz viel Wärme verschaffen.

P.

Calendarium perpetuum, oder immerwährender Land- und Garten-Calender rc. von Johann August Grotjan, Herzogl. Sächß. Secretario. 8. Gotha, verlegts Christian Mevius, 1765. Erster Theil, 1 Alph. 1. Bogen; Zweyter Theil, 1766. 16 Bogen, dritter, vierter, fünfter Theil, 1767. 2 Alph. 3 Bogen.

Unter allen Garten-Calendern ist dieses unstreitig der vollständigste. Der Hr. Verf. der ein Gelehrter ist, und seit vielen Jahren den Gartenbau zu seiner Lieblingsbeschäftigung gemacht hat, theilet seine nicht gemeine Kenntnisse dem Publikum mit, und Kenner finden dies Werk brauchbar. Die Monate sind in den erstern Theilen der Leitfaden, wornach er seine Verrichtungen eintheilet. Der fünfte Theil machet eigentlich keine Nachlese aus, und beschreibt unter andern die nutzbarsten Kleearten und Futterkräuter, die Vertilgung schädlicher Thiere und des Ungeziefers, auch etwas von der Baumzucht. Seine im Jahr 1758. herausgekommene Abhandlung vom Bau der Levcoyen, Nelken und Aurikuln; desgleichen seine Sommerbelustigungen sind mit vielem Beyfall aufgenommen worden, und geben einen Grund mehr ab, den Liebhabern solcher Schriften auch die gegenwärtige als brauchbar zu empfehlen.

Der kluge Hausvater beym wirthschaftlichen Geschäfte der Aufbehaltung verschiedener wirthschaftlicher Producte, und einiger anderer Dinge, 8. Leipzig bey Christ. Gottlob Hilscher, 1767. 10 Bogen.

Da in der Haus- und Landwirthschaft ein wichtiges Stück des Fleißes und der Sorgfalt darinn bestehet, den Vorrath wirthschaftlicher Producte vor dem Verder-

ben

hen zu bewahren, so hat der Hr. Verf. allen Oekonomen einen angenehmen Dienst geleistet, zu diesem Geschäfte eine Anleitung zu geben. Die hier vorgeschriebenen Regeln sind sicher und in der Erfahrung gegründet; sonderlich werden die Hauswirthinnen manches finden, daß ihnen gefallen, und bey Ausübung dieser Vorschriften die wenige Groschen reichlich ersetzen wird, die sie etwan zur Anschaffung dieses Tracktats anwenden dürften. Zur Nachricht müssen wir hier noch melden, daß, wer die Leipziger Sammlungen besitzt, diesen Aufsatz im 16ten Bande eingerückt findet, allwo derselbe das 184 Stück gedachter Sammlungen ausmacht.

Z.

Anhang zu dem Versuche einen Haushofmeister zu bilden, in fünf Abtheilungen, als der zweyte Theil nach einer etliche dreyßigjährigen Erfahrung zusammen geschrieben von einem Hauswirthschafter. Frankf. und Leipz. bey Joh. Paul Kraus, Buchhändlern 1766, 8. 306 S. ohne die Vorerrinnerung und Register.

Den 1. Theil haben wir schon in dem II. St. des II. B. angezeigt. Dieser Anhang gefällt uns fast besser, als der erste Theil. Der V. zeigt sich hier in seinem Elemente von der reellen ökonomischen Seite. Er giebt von allen Wirthschaftsgeschäften eine überaus deutliche und aufrichtige Nachricht. Doch billigen wir seinen eigenen Wunsch, daß sich jemand finden möge, der aus beyden eine Art von System heraus zöge und das entbehrliche absonderte.

Der V. giebt sich überall als ein grundehrlicher Mann zu erkennen, der aber durch viele Erfahrungen klug geworden.

E.

15. Cameralwissenschaft.

Von dem Bevölkerungsstand in Churpfalz, vorzüglich in Mannheim. Frankfurt und Leipzig, 1769. 152 S. 8.

Diese

Diese Schrift zeigen wir mit einem wahren Vergnügen an, weil sie wenigstens so viel beweißt, daß, wenn auch die Gebrechen des Staats, über welche dieser V. klagt, nicht so geschwinde, als er wünscht, geheilet werden sollten, doch erlaubt sey, davon öffentlich zu reden und die Heilmittel vorzuschlagen, welches der Denkungsart des Hofes, besonders des Ministers, dem diese Abhandlung zugeeignet ist, Ehre macht.

Die Tabellen, welche der Verf. hier liefert, sind aus den Abhandlungen der Churpfälzischen Societät der Wissenschaften genommen. Aber schade, daß die Schrift eher geschrieben war, als die Tabellen alle ausgezogen waren; der Verf. hätte sich alsdenn die Mühe gespart, über die Tabellen besondere Commentarien zu machen, um das, was in der Schrift gesagt und als Resultat der Tabellen vorausgesezt ist, theils zu widerrufen, theils zu retten.

Alle Staatsgebrechen der Churpfalz, die der Verf. Anfangs aus den Tabellen gefunden zu haben glaubte, nachher aber irrig fand, vereinigt er zulezt, besonders was Mannheim betrifft, alleine noch darinn, daß die Zahl der Ehen nicht stark genug sey, da in den jüngsten 9. Jahren nur immer die 76ste Person heyrathe, welche nach Süßmilchs Rechnung die 55ste seyn sollte. Sonst ist er mit dem Zustand seiner Stadt und auch des Landes sehr zufrieden; jedermann lebt da gemächlich, gesund und im Ueberfluß; aber eben dieses ist ihm das größte Gebrechen; es giebt nicht Arme genug, die nöthige Arbeiten zu verrichten und die Fabricken zu besetzen, um den eigenen Bedürfnissen des Landes genug zu thun, und die Einfuhr entbehren zu können.

Diesem abzuhelfen schlägt er, nebst der Toleranz und Abschaffung der Feyertäge, vor, die Soldaten ohne Unterschied heyrathen und die Zünfte, ohne Einschränkung und große Kosten des Bürgerrechts, sich vermehren zu lassen. Mannheim soll nach Paris sich bilden, und so wie diese Stadt die Werkstätte des Luxus für auswärtige Provinzen und Reiche sey, so sollte es Mannheim für die benachbarte Reichsstädte und kleine Höfe werden; und auf dem Lande sollen die Beamten mehrere Dörfer anlegen, um die weitläufigen Gemarkungen kleiner und zur Bearbeitung bequemer zu machen, und die Waldungen sollen gegen Morgen und Mittag ausgerottet werden.

Wir loben den Eyfer des Verf., wünschen ihm aber noch einen Mann darzu, der das wahre Nothwendige, das Nützliche und Thunliche von dem blos Schönen und Möglichen unterscheiden, und dann erst diesen Klagen ihren rechten Ton und den Vorschlägen die Biegsamkeit geben könne, welches immer nur ein Werk solcher Männer ist, die an dem Detail des Gubernements selbst mit arbeiten und die Collisionen der Anstalten kennen, worüber der beste Plan zerfällt, wenn für ihre Uebereinstimmung nicht am ersten gesorgt, oder, wenn dieses unmöglich ist, der Bau demohngeachtet auf einen solchen unzuverläßigen Grund angeleget wird.

Der Verf. nimmt an, daß wegen der benachbarten Handelsstädte die Handlung in der Churpfalz nie aufkommen werde; aber uns dünkt, wenn er recht hat, welches wir dahin gestellet seyn lassen, daß er sich diesen Umstand doch zu wenig anfechten lasse.

Ein Land voll Manufakturiers ohne Handlung, ohne grosse Handelsleute, ist wie eine Universität ohne Lehrer. So lange der Landesherr die Fabricken nicht auf seine Rechnung anordnet, und das pflegen doch wohl die wenigsten zu thun, thun auch recht daran; so sind alle bloße Bevölkerungsanstalten, um Leute und Künstler genug anzunehmen, vergebliche Anstalten. Man mache erst, daß durch strenge Justitz, gute Straßen und gelinde Auflagen, große Handelsleute Lust und Vertrauen gewinnen, in dem Lande sich niederzulassen, oder auch, wenn sie an benachbarten Orten schon wohnen, Contoirs anlegen; so richten sich die Manufackturen selbsten auf, und der Zuwachs der Bevölkerung ist die unfehlbare Folge davon, nicht aber die wirkende Ursache; denn die Menge des Volks macht nicht industrios, sondern vielmehr desperat, wenn es an Leuten fehlt, die dasselbe beschäftigen; aber Gelegenheit viel zu arbeiten und viel dabey zu verdienen, das zieht Leute an sich und bevölkert.

Alle übrige Policey-Fehler verbessern sich alsdenn daraus von selbst. Der Kaufmannstand muß geehret werden und dieser ehret den Fabrickanten und Bürgerstand; das Verbot des Luxus wird ein Staatsfehler, die Auslichtung der Wälder folgt, nicht als eine an sich nützliche, sondern als eine aus der vermehrten Consumtion und aus der Idee der Fabricken fliessende Sache, und die Feyertäge heben sich selbsten auf, sobald die Obrigkeit die öffentliche Feyer einstellt und einem jeden Arbeitsmann frey stellt, viel oder wenig zu erwerben; Auch die Verheyrathung der Soldaten, die ausserdem für den Quartiersmann in Städten allemal eine beschwerliche Bevölkerung ist, verliert alsdenn ihre gehäßige Seite, weil die Soldaten-Familien, und der Soldat selbst arbeitsam für die Fabricken werden und sich nicht blos, wie sonst geschieht, zu Lakeyen, Spielleuten, und Waschmädgen bilden.

Eine einige Fabrick, wie die Nadelfabrick in Aachen, ist im Stande, eine Stadt zu bevölkern, aber die Bevölkerung bringt keine Nadelfabrick hervor. Eine solche Fabrick hat erstlich an einem einzigen Manne genug, der das Vermögen und den Credit hat, sie zu unterstützen und die Producten zu versenden. Und das wird ein Kaufmann seyn. Wenn übrigens ein Land, das zu seiner Feldarbeit fremde Taglöhner gebrauchen kann, wie der V. S. 12. schließt, nicht bevölkert genug ist; so muß man den Satz umgekehrt auch auf eine überflüßige Bevölkerung gelten lassen.

Nun kommen aber nach Bayern und Franken eben so grosse Armeen Pfälzern, um in der Erndtezeit Geld zu verdienen, mit der Sichel in der Hand angezogen, als Schwaben und Schweitzer in der Pfalz, mithin sollte folgen, daß die Pfalz zu viel bevölkert wäre.

Aber der vorder Satz ist nicht richtig. Die Wanderlust der Deutschen erweckt meistens diese Caravanen. Halb Westphalen wandert alle Jahr nach Holland und kein Land ist weniger bevölkert, als Westphalen. Ueberhaupt aber verdienen die Wahrheiten, die dieser V. voll patriotischen Geistes für sein Vaterland vorträgt, schon deswegen, wenn sie auch sonst nicht neu wären, unter seinen Mitbürgern alle die aufmerksame und gelehrige Leser,

für welche er zu Besserung ihrer Denkungsart geschrieben zu haben scheint.

C.

Nachricht von einigen Umständen, die im Fürstenthum Calenberg angelegte allgemeine Wittwen-Verpflegungs-Gesellschaft betreffend, welche bisher nicht öffentlich kund gemacht sind, 1769. 2 Bogen in 4.

Vermöge des Hauptgrundsatzes, welche die Stifter der gedachten Gesellschaft in der Berechnung der Beyträge annehmen, wird eine Wittwe gegen vier Ehen entstehen, wenn auch die Anzahl der Wittwen auf das höchste steigen sollte. Es läßt sich aber aus einiger Kenntniß von der Sterblichkeit solcher Menschen, die in Wittwen-Cassen legen; von der allmähligen Verminderung und Vermehrung der Interessenten leicht einsehen, daß zuletzt wenigstens zwey Ehen schon eine Wittwe werden ernähren müssen. Daher rechnet der Verf. dieser gründlich ausgearbeiteten Schrift den Vorstehern der Wittwen-Verpflegungs-Gesellschaft einen Schaden von sieben Tonnen Goldes vor, den die Casse nach dreyßig Jahren bereits empfinden wird, wenn die einfache Beyträge nach dem ersten Plan nie über acht Pfennig steigen sollen. Wer soll nun diese Summe, welche die ersten Mitglieder gewinnen, nachher bezahlen? Die Calenbergische Landschaft hat sich zwar anfänglich anheischig gemacht, den zu besorgenden Nachschuß zu tragen, allein auch ihr Wort auf eine versteckte Art wieder zurück genommen. — Der Recensente ist weder Mitglied dieser allzubilligen Gesellschaft und hat auch sonst keine Ursach partheyisch zu seyn; allein so viel siehet er doch nach angestellter Rechnung ein, daß sich dieses Institut seinen Untergange mit schnellen Schritte nahe, wenn nicht bald eine Aenderung im Plane getroffen und der Beytrag vermehrt wird.

F*.

Handlungs-Grundsätze zur wahren Aufnahme der Länder und zur Beförderung der Glückseligkeit ihrer Einwohner aus der Natur und Geschichte untersucht, vox Populi, vox Dei. Frankfurt und Leipz. gedruckt nach dem Original 1768. gr. 8. 66 S.

Diese drey Bogen sollten in allen grossen, besonders aber kleinen Cabinetern unserer deutschen Höfe, gleich einem Calender an der Wand, aufgemacht stehen, um doch einmal, ob Gott will, den Ton zu mildern, in welchem man das sogenannte Wohl der Länder fast überall zu beurtheilen und zu besorgen pflegt.

Dieser V. zeigt in einem gedrungenen starken Vortrage, mit vieler Ueberzeugung und Belesenheit, die Unrichtigkeit der Begriffe,

welche die meisten Cameralisten von den Vortheilen einer verbotenen Einfuhr haben. In dieser Unrichtigkeit steckt allein die Ursache, warum es in manchen Ländern, wo doch so viel an Fabriken gewendet wird, nicht fort will, weil man newlich sich einbildet, das Glück des Landes bestehe darinn, daß die Einwohner nun keine fremde Fingerhüte, keine fremde Schlafmützen, keine fremde Strümpfe rc. welches alles in den neuen Fabricken verfertiget werden soll, mehr brauchen, dabey aber nicht überlegt, daß der Fabrickante bey den Monopolien schlechte Arbeit mache, womit die arbeitsame übrige Einwohner beladen, und um ihr Geld, zugleich aber auch um den auswärtigen Absatz ihrer Producten gebracht werden, welche die Nachbarn wechselsweise in ihren Ländern auch verbieten. Sobald wir uns den Zusammenhang mit der auswärtigen Handlung abschneiden, so nehmen wir uns den Zufluß des Geldes, welches doch das einzige Mittel ist, dem Reichen seinen Ueberfluß, der sonst niemand zu guten käme, abzuschwatzen. Er giebt uns Korn und Wein, weil wir ihm etwas Metall dafür geben, von dem er sich einbildet, daß es eben so viel, oder wohl mehr sey, als das Korn und der Wein, den er uns giebt. Haben wir nun keine auswärtige Handlung, und lassen unsre Fabricken blos für uns arbeiten, unsre Aecker blos für uns Früchte tragen, wo soll doch das Geld herkommen, um uns damit alles untereinander abzukauffen? Eigene Bergwerke! das sind falsche Quellen; die Gewerkschaften verkaufen ihr Silber in Barren als eine Waare, und dann hat es für uns keinen Nutzen; ein Land, in welchem alle fremde Waaren contraband sind, kann auch mit Kupfergeld und Papier wohl auskommen. Ein Gedanke des V. aber §. 14. so schön und patriotisch er ist, leidet, unsers Erachtens, noch eine Einschränkung. Er wirft alles Unheil auf die Accise und erhebt nur allein die Vermögenssteuer. Von dieser Materie sollte man gar nicht nach studirten Grundsätzen urtheilen.

Accise einzuführen, wo sie noch nicht war, würde einen Tumult erregen, aber Vermögenssteuer einzuführen und die Accise dafür abzuschaffen, würde noch weit mehr Unruhe verursachen. Der Verf. von dem Bevölkerungs-Zustand in Churpfalz rechnet die Vermögenssteuer unter die Staats-Gebrechen. Man kann diese und jene dem Commerz erträglich machen, wenn man nur die Uebermaaße abschneidet; denn alles kommt hier auf das Schema der Freyheit an, welches sich das Volk in seinen Gedanken macht. In einem großen freyen Staate ist die Accise allemal anständiger als die Vermögenssteuern, weil jene niemand, folglich auch die Staatsbedienten nicht frey lässet, die Visitationen haben alsdenn, wenn sie nur nicht zu streng wären, nichts verhaßtes. In einem solchen Staate, der aber allenfalls auch monarchisch seyn kann, findet indessen als eine Regul von der Ausnahm doch ein Verbot gewisser geringer Manufacturen statt, welche keine Gegenstände auswärtiger Handlung seyn können, als z. E: grobes Lacken für den Bauern, weil dieses ein Mittel ist, den Bauern, ohne daß er es empfindet, zu besteuren.

Wir haben bey der Anzeige dieser Schrifft noch eine andere vor uns, die in eben diesem Tone, und mit noch mehrerer Laune und Freymüthigkeit geschrieben ist. Sie gehört zwar eigentlich in

das

das ökonomische Fach, wegen des politischen Sujets aber, welches in der vorangeschickten Betrachtung behandelt ist, verdient sie vornemlich hier eine Stelle:

Johann Christoph Erich Springers, physikalisch-practisch-dogmatische Abhandlung von dem deutschen Weinbau; mit einer vorangeschickten Betrachtung über den Nutzen des Weinbaues und die Nothwendigkeit des Luxus. Nullam, Vare, sacra vite prius Seueris arborem. Hor. Lib. I. Od. 18. Lemgo, 1769. 72. und 135 S. 8.

In dieser Betrachtung, wovon wir hier eigentlich reden, findet man alle Combinationen des Contrabands auf ihre einfache Ideen mit der dem V. gewöhnlichen Lebhaftigkeit herabgesetzt und endlich auf den Gegenstand seiner Schrift, den Weinbau, als einen Artickel des Luxus, angewendet, daß man diese verwickelte Materie, gleichsam mit einem Blicke, wie eine Maschine, in ihre Ursachen und Bestandtheile zerlegt vor sich steht.

Der Weinbau ist mit einer so lehrreichen deutlichen, auf lauter Erfahrung und Handgriffe angewendeten Kürze abgehandelt, daß man glaubt, alles gefaßt zu haben und zu allen Handgriffen geschickt zu seyn, sobald man die Schrift nur einmal gelesen, wenn man auch nie von der Weinbergsarbeit etwas gesehen hat.

Sm**.

---

16. Vermischte Nachrichten.

Allerneueste Geheimnisse der Freymäurer, deren Sitten und Gebräuche bey ihren Versammlungen und Aufnehmen der Brüder, Diener, Lehrlinge, Gesellen, Meister und Obermeister, mit Kupfern, von Z. 1766. 9 Bogen und 8 Kupfertafeln.

Allerneueste Entdeckung der verborgensten Geheimnisse der hohen Stuffen der Freymäurerey, oder den wahren Rosenkreutzer. Aus dem englischen übersetzt, nebst dem Noachiten oder Preusischen Ritter, imgleichen einem Schreiben eines Profanen. Jerusalem 1768. 11 Bogen und ein Kupferblat in 8.

Zweytes und drittes Schreiben eines Profanen rc. Jerusalem, 1768. 6½ Bogen in 8.

Die Freymäurerey, der Weg zur Hölle. Eine Predigt, worinn deutlich aus Schrift und Vernunft gezeigt wird, daß alle, die zu diesem Orden gehören, im Stande einer Verdammniß sind. 1768. 3 Bogen in 8.

Die Freymäurerey, der gerade Weg zur Glückseligkeit, zur Beantwortung der vorigen Schrift. Frankf. und Leipzig, 1769. 3 Bogen in 8.

Der ehrwürdige schwarze Zeitungsschreiber in Hamburg merket mit grosser Weisheit an, daß es sich sehr schlecht schicke, wenn die Recensenten in einem so wichtigen Journale, als die allgemeine deutsche Bibliothek ist, zuweilen sagen müssen, „daß sie die Originale der übersetzten „Bücher nicht bey der Hand haben,„ und schärft bey dieser Gelegenheit Hrn. Nicolai amtsbrüderlich darüber das Gewissen, daß er den Recensenten nicht die Originale anschaft, welches er doch wirklich auch, da es eine Kleinigkeit ist, die weder Mühe noch Kosten verursacht, wenigstens Hrn. Ziegra zu Gefallen, wohl thun könnte. — — Inzwischen ist warhaftig ein Recensent, der eine Uebersetzung anzeigen soll, ohne das Original zu haben, noch weit besser dran, als der, der Freymäurer Schriften anzeigen soll und — kein Freymäurer ist. Den meisten Uebersetzungen, kann man es, ohne das Original bey der Hand zu haben, doch in Absicht auf die Schreibart u. s. w. schon ziemlich ansehen, ob sie leidlich, oder ganz schlecht sind. Aber, ob die Geheimnisse der Freymäurerey in einer Schrift entdeckt sind, oder nicht, ist schon etwas schwerer zu bestimmen.

Inzwischen, nachdem wir die drey ersten Schriften mit Bedacht durchgelesen haben, wollten wir fast behaupten, daß darinn die wahren Geheimnisse der Freymäurerey nicht entdecket sind, denn wir haben darinn, trotz aller unserer Mühe, weder den Weg zur Hölle, noch den geraden Weg zur Glückseligkeit finden können, und einer von beyden müßte doch darinn enthalten seyn, wenn man einer von den beyden letzten Schriften glauben sollte.

Die Kunst, die Welt erlaubt mitzunehmen, in den verschiedenen Arten der Spiele, so in Gesellschaften höhern Standes, besonders in der Kays. Kön. Residenzstadt Wien üblich sind. Erster Theil. Neue Auflage. Nürnberg, bey Johann Eberhard Zeh, 1769. 27 Bogen in 8.

Eine neue Auflage des ersten Theils eines in seiner Art ganz brauchbaren Werkes, davon auch ein zweyter Theil schon 1756. zu Nürnberg herausgekommen ist. Im ersten Theile wird das Ballspiel, Billiard, Bretspiel, Comet, Damenspiel, die Genuesische Lotterie, Lombre, Mouche, Papillon, Piket, Reversis, Schach, Taroc und Whistspiel abgehandelt. Die Regeln und Anweisung möchten recht gut seyn, wenn das Buch nur nicht so undeutsch und altväterisch geschrieben wäre. Bey neuen Auflagen alter Bücher, sollte man billig auf die Sprache ein wenig Acht haben.

S.

Aufgefangene Briefe von den Geheimnissen der falschen Spieler, eine Entdeckung für das Vaterland und die Menschenliebe, Frf. u. Leipz. 1768. 6. B. 8.

Der erste Besitzer dieser Briefe, ein Spieler von Profeßion, soll nach dem Vorbericht des Herausgebers diese ganze Sammlung kurz vor seinem Ende den Flammen gewidmet haben; sie wurden aber durch ein junges vorwitziges Mädchen gerettet, das hätte sie nur unterlassen können: sie verdienten kein besseres Schicksal. Der Einfall des Spielers war klüger als des Herausgebers.

Wl.

Hamburgische Addreßcomtoirnachrichten. Erster Jahrgang vom Jahre 1767. Hamburg gedruckt bey Harmsen 103 Bogen in 4. Zweyter Jahrgang, 1768. 103 Bogen in 4.

Dies ist eine sehr gut eingerichtete Art von Handlungszeitung, worinn man die neuesten Wechselcourse, alle Schiffsnachrichten, von Schiffen die in verschiedenen Häfen angekommen sind, oder in Ladung liegen, die Nachrichten

von Ladungen die verkauft werden sollen, die neuesten Handlungsverordnungen aus allen Ländern, kurz alle Arten der neuesten Handlungsnachrichten findet. Man hat bisher unsers Wissens in Deutschland eine dergleichen nützliche Einrichtung nicht gehabt, die in der That den Beyfall aller Kaufleute verdienet.

Den Raum, den die Nachrichten übrig lassen, nehmen Aufsätze von verschiedner Gattung ein, etwa nach Art des Hannöverschen Magazins, wodurch diese Blätter, auch wenn sie nicht mehr neu sind, eine sehr angenehme und nützliche Lectüre verschaffen. Die Uebersetzungen sind wohl gewählt, und es sind auch viele Originalabhandlungen darinn, die wir mit Vergnügen gelesen haben.

H.

Die Vortheile der Völker durch die Handlung, aus dem französischen übersetzt, von M. C. F. J. Erster und zweyter Band, Leipz. bey Weidmanns Erben und Reich, 1766. 87½ Bogen in gr. 8.

Dieses Buch ist ein Handlungssystem überhaupt, dazu kommen Betrachtungen über den Handel aller Völker und über dahineinschlagende Fragen. Es enthält viele nützliche Anmerkungen, aber auch ungemein vieles, was einer nähern Prüfung bedarf.

Ueberhaupt finden wir bey diesem Buche, wieder ein merkwürdiges Exempel von der itzt in Deutschland herrschenden Uebersetzungssucht. Sobald ein Buch auswärts Aufsehen macht, so erregt es die Aufmerksamkeit irgend eines Verlegers, und irgend eines Uebersetzers, und es wird übersetzt, ohne zu überlegen, ob es in Deutschland auch brauchbar sey. Das gegenwärtige Werk bestehet aus zween tüchtigen Bänden in gr. 8. Warum muste man es ganz übersetzen? Würde dem deutschen Leser nicht mit einem kleinen Auszuge mehr gedienet seyn, worinn man das für Deutschland unbrauchbare wegliesse, und das, was unser eigen Vaterland näher angienge hinzusetzte. Aber freylich würde dazu Mühe, Zeit und ein Mann erfodert, der Deutschlands Handlung, Manufakturen und Staatsinteresse aus dem Grunde verstünde; ein solcher Mann ist freylich schwerer zu finden, als ein Uebersetzer der gut französisch verstehet.

In

Inzwischen macht ein deutsches Buch, worinn hundert Sachen gründlich untersucht werden, nur die nicht, die uns am nächsten angehen, einen seltsamen Anblick. Man sehe nur, was der V. im 1ten Theile S. 398. u. f. von Deutschland saget; wie unbestimmt, wie allgemein! und dies schreiben wir dem Franzosen so treuherzig nach, als wenn wirklich von unserm Vaterlande nichts zu sagen wäre, als was der Verf. sagt. Und was muß der deutsche Leser denken, wenn diejenige Dinge, die ihn am meisten interessiren sollten, so kahl abgefertigt werden.

Die vornehmste Absicht des Verf. ist, die Engländische Handlung, als allzuansehnlich vorzustellen, andere Nationen darauf eifersüchtig und sie zum Handel mit Frankreich geneigt zu machen. Dieser Absicht, die jeden denkenden Leser in die Augen fällt, ist alles andere untergeordnet. England muß allenthalben Unrecht, und Frankreich allenthalben Recht haben. Man sehe nur z. B. den Artickel Portugall, wie schlau er zu beweisen sucht, daß die Portugiesen keine eigene Fabricken haben können, und wie ernsthaft er die Unbilligkeit beweisen will, daß die Engländer, vermöge des Tracktats von 1703. allein nach Portugall handeln dürfen, ja welche unwürdige Chicanen er S. 39. den Portugiesen an die Hand giebt, um durch ein Wortspiel die Engländer um die Früchte dieses Tracktats zu bringen. Aus gleichen Absichten hat er eine Menge Begebenheiten verstellet, und es wäre fast eine beständige Widerlegung nöthig gewesen, um das zu berichtigen, was die Partheylichkeit des Verf. mit Fleiß unrichtig vorstellt.

Der itzigen Gewohnheit nach, da alles muß übersetzt werden, war es freylich eben keine Sünde, daß auch dieses Buch übersetzt wurde. O nein! es ist unendlich wichtiger und nützlicher, als eine Menge Romanen, Heroiden, Predigten und Abhandlungen, die aus dem französischen und engländischen übersetzt, und fuderweise, nach und von der Leipzigermeße gefahren werden. Aber sollen denn die Deutsche immer nichts als übersetzen. Man untersuche unsere eigene Handlung, Manufackturen, und die natürlichen Produckte jeder deutschen Provinz.

Hat man noch wohl ein Wort von der wahren Beschaffenheit der vielen Messen in Deutschland und ihrem Verhältniß zu unsern eigenen Manufackturen, *) und dem aus-

*) Seitdem dies geschrieben war, haben wir in den hamburgischen Addreßcomtoirnachrichten 1769. Nu. 22. u. f. eine schöne

auswärtigen Handel gesagt. Dieses würde deutschen Lesern interessanter seyn, als eine Bogenlange Untersuchung, ob Frankreich und nicht England den Vorzug haben sollte, Portugall arm zu machen. H.*

Bequemes, nützliches, nothwendiges und für jedermann dienliches Handlexicon, in welchem die Wörter, Redensarten, Namen und Titel aus fremden Sprachen, so von den Deutschen im Reden und Schreiben gebraucht werden, mit Fleiß gesammlet, in alphabetische Ordnung gebracht und erkläret sind, von Christoph Friderich Krackherr. Nürnberg, bey Gabriel Nicolaus Raspe, 1766. gr. 8. zwey und dreyßig, und ½ Bogen.

Da Deutschland noch mit der Sprachenmengerey geplagt ist, zur gerechten Strafe, weil es bey dem eignen Reichthum seiner Sprache doch immer nach fremden Wörtern lüstern ist: so bleibt ein Wörterbuch, wie vorstehendes, ein nothwendiges Uebel. So viel ehrliche Leute in allen Ständen können nicht einmal ihre Zeitungen ohne Anstoß weglesen, oder vorlesen hören, weil sie mit unzähligen Wörtern wenigstens aus allen abendländischen Sprachen vermischt sind; worunter freylich viele als Kunstwörter bleiben müssen. Nicht eine Kaufmannsrechnung, wenn ja das lateinische Laus Deo aus der Mode kommen müßte, kann ohne ein welsches Wort richtig aufgesetzt seyn; und wer darf ein Geschwätz, es sey mit wem und worüber es wolle, für artig halten, das nicht seine rechte Lieblichkeit erst durch den Gebrauch einiger französischen Wörter bekommen hätte? Von dem wohlhergebrachten Eigensinne nichts zu sagen, der in Kanzleyen und vor Gericht die Beybehaltung so vieler lateinischen Wörter und Redensarten noch immerfort begünstigt. Es ist wahr, bisher hat es gar nicht an Hülfsmitteln hierinn gemangelt, und unser Verf. giebt sich keinesweges für den ersten aus, der Barmherzigkeit thut an denen, welche der Bedeutung aller solcher ausländischen Wörter gänzlich oder zum Theil unkundig sind. Um so viel mehr aber hätte er sollen daran Fleiß wenden, alle seine Vorgänger merklich zu übertreffen; — oder war ihm das zu schwer? — Dann wäre es weiser gewesen, das Sammeln und Ausschreiben gar zu unterlassen. Es gebricht überall noch nicht an Meistern in der Kunst Makulatur zu verfertigen.

Anstatt also, daß er so lustig verspricht, die künftige Auflage mit den neuen Wörtern, die, wie er hoft, seit 1766. aufkommen

wür-

* schöne Abhandlung des Hrn. Prof. Büsch, vom Activ- und Paßivhandel gefunden, wohin einige hieher gehörige Anmerkungen vorkommen.

würden, zu vermehren, mag er lieber sein Wörterbuch abermal vornehmen, und das überflüßige hinaus werfen, das fehlende hinein bringen, das unrichtige verbessern, die vielen Druckfehler vertreiben, und den eckelhaften Mischmasch von französischen und lateinischen Wörtern in allem Ernst vermeiden; z. B. S. 411, *Sostrum*, der Arztlohn, damit es jetziger Zeit fein langsam und sparsam zugeht, vornemlich nach geendigter Cur. Welche heilsame Lehre recht auf ihrer Stelle steht, nach des Verf. Einbildung, und von jedem Wiedergenesenen, oder doch von den Angehörigen des Kranken hinfort mehr zu beherzigen seyn wird, damit der Verf. in der zweyten Auflage solcher kläglichen Anmerkung müßig gehe. S. 420. *Ratio status*, Staatsangelegenheit. (so mehrentheils wider Recht und Billigkeit.) Dieser Zusatz gehört eigentlich in ein Lexicon für unsre politische Kannengiesser. S. 348. Rechabiten, Leute, so keinen Wein trinken, wie die Poeten erzählen ꝛc. Was denn für Poeten? — Schon ein fleißiger Schulknabe weis es aus Jerem. 35, 6. 7. richtiger. S. 364. *Ressort*, das Gebieth, der District, der Gerichtszwang, die jurisdiction. S. 371. *Rhombus*, ein Abgang, Geviertes. S. 341. *Quincaille*, als Messer, Leuchter, Kessel ꝛc. Clincaille aber steht nicht darinn, und es könnte doch so auch gefunden werden. S. 490. *Ynca*, so werden die Könige in Indien — wo denn nun? in Ost- oder Westindien? — und die von der königlichen Familie genennet, S. 406. *Sol*, die Sonne, quasi solus &c. S. 11. *Dissidentes* werden in Pohlen die Evangelischen oder Protestirenden genennet. Fürwahr, der schlechteste Zeitungsleser kennt itzo die Dißidenten besser. S. 144. *Episcopales*, bischöfliche, also werden in England diejenigen genennet, welche von der stärksten Religion daselbst seyn, und welche die Bischöffe nebst vielen Ceremonien behalten haben. Im Hübnerschen Zeitungslexico stund freylich auch so, von der stärksten Religion seyn; aber ist es denn deutsch geredet? Religionsparthey muß es heissen. Bey Schach ist die Bedeutung des Spiels vergessen. Bey Patrone S. 289. fehlt, daß es auch ein Muster heißt. S. 98. *Contrabande*, siehe Contrebande. Das suchte ja eben der Unwissende. Wie verdrießlich muß er das Buch zumachen; denn es konnte ihm nicht beyfallen, daß es auch contreband hieß. Und wenn er nach Operist, Rebeque, Capturgerichte und hundert solchen Wörtern mehr suchen und sie gar nicht finden wird, wie wird er sein Geld für seinen Sprachmeister bereuen!

Er tröste sich inzwischen mit dem Anhange; der enthält noch einen ganz verborgenen Schatz, auf den weder Titel noch Vorrede Anweisung gab. — Und wozu ist er zu brauchen? Giebt er Geld, oder kann man Geld damit machen? — Sogleich wohl noch nicht, aber mit der Zeit, sonderlich wer einen offenen Kopf hat, behende ist, allerley Fündlein und Griffe zu ersinnen, und

kühn,

führen, sie auszuführen, nachdem ers fest bey sich beschlossen hat, sich nicht weiter mit ehrlicher Arbeit zu nähren; der komme heran, und lerne das jüdischdeutsche und rothwelsche Wörterbuch auswendig, ist es doch nur 9. Blätter stark, und zu seiner grössern Bequemlichkeit sind die jüdischdeutschen von den zur Spitzbuben- und Zigeunersprache gehörigen Wörtern durch den Druck so ziemlich, doch nicht gurchgängig unterschieden. Wer soll ihm aber für die Richtigkeit sowol der Schreibart als der angegebnen Bedeutungen stehen? Eine Spitzbubengrammatick müßte die Regeln zu deren Beurtheilung geben; und wo wäre die zu finden? In dem Bericht von der falschen Betler Büberey; erstlich in einem anmüthigen Gespräch zweyer Landstreicher, deren einer ein Erzbetler, der andere ein alchimistischer Leymstängler, aus den Colloquiis Des. Erasmi — verdeutscht: darnach in einem ausführlichen Traktat, Expertus in Truphis genannt, von allerhand Gattungen und Bubenstücken der Betler, so vor der Zeit (1528.) Herr D. Martin Luther wieder zum Druck verfertiget und mit einer Vorrede gezieret. Sammt eingeführten kurzen Erinnerung aus Gottes Wort, die Betler belangend: auch angehengter Rothwelschen Grammatick, darinn mehrentheils ihre Sprach erkläret wird: — Mit Begnadung des Betlerkönigs auf zwölf Jahr nicht nachzudrucken. Gedruckt im Jahr, MDCXVII. (46. Octavseiten stark.) wird zwar auf dem Titel von so einer Grammatick geredet; aber eigentlich ist es nur ein Vocabularius, wie es im Buch selber heißt, der auf zwey Blättern die damals bekannt gewordnen Wörter dieser schädlichen Sprache enthält.

Bl.

Des Hrn. Marquis v. Caraccioli Religion eines rechtschaffenen Mannes, aus dem Franz. ins Deutsche übersetzt. Nürnberg bey Schwarzkopf, 1766. 12 Bogen in 8.

Ebend. Sprache der Vernunft, Augsburg bey Rieger 1766. 14 Bogen in 8.

Ebend. die Welt, ein Rätzel, oder die besiegte Freydenkerey — übersetzt von P. Obladen, Augsb. bey Rieger 1766. 12 Bogen in 8.

Ebend. der wahre Mentor, oder der kluge Hofmeister, in Erziehung adelicher Jugend, übersetzt v. P. Obladen, Augsb. bey Rieger 1766. 13 Bogen in 8.

Ebend. Sprache eines vernünftigen Mannes, übersetzt von P. Obladen, Augsb. bey Rieger 1767. 16 Bogen in 8.

Ebend. Munterkeit des Gemüths, Ulm bey Wohler 1767. 18 Bogen in 8.

Ebend. der Modechrist, beschämt durch die Christen der ersten Zeit, Augsb. bey Rieger 1768. 21 B. in 8.

Ebend. der Umgang mit sich selbst, Augsb. bey Rieger 1768. 16 Bogen in 8.

Ebend. ergötzende und moralische Briefe über die Sitten der itzigen Zeit. Vier Theile, Augsb. bey Rieger 1769. zusammen 87 Bogen in 8.

Es ist unglaublich, welche Menge besser zu brauchendes Papier, die Dienstfertigkeit der deutschen Uebersetzer verschwendet! Caraccioli ist der seichteste moralische Schmierer, der zu finden ist, selbst seine Landesleute, erkennen ihn für nichts bessers, gleichwohl müssen alle seine Schriften ins Deutsche übersetzet werden, und wozu, die Verleger brauchen Verlagsbücher, und die dienstfertige Uebersetzer brauchen französische Bogen, die sie übersetzen können, ob aber etwas übersetzenswerthes auf diesen Bogen stehe, ist weder des Verlegers noch des Uebersetzers Sorge, da mag der Leser zusehen. Das beste unter den obigen neuen Büchern, sind noch die Briefe, aber welche Geduld ist hinlänglich 87 Bogen durchzulesen, von denen etwa 7 Bogen erträglich sind. Uebrigens ist Caraccioli ein Beyspiel, wie man sich einen berühmten Namen, im engsten Verstande erschreiben könne. Alle Uebersetzer, insbesondere der possierliche hochtrabende Pater Obladen nennen ihn den berühmten und beliebten Caraccioli, und doch hat der Mann blos viel, nicht aber gut geschrieben.

S.

Kurzgefaßte Abhandlung von Bau und Besserung derer Straßen im Churfürstenthume Sachsen, als eine auf die Erfahrung gegründete Probe der Straßenbaukunst. Leipzig und Zwickau bey Christian Lebrecht Stieler 1768. 7 Bogen in 8.

Diese Abhandlung ist zwar besonders den, beym Chursächsischen Straßenbau angestellten Unterbedienten, als eine Anleitung zu desto besserer Ausübung ihrer Schuldigkeit gewidmet; wir zweifeln aber nicht, ihr Nutzen werde sich auch auf andere

deut-

deutsche Provinzen erstrecken, denen es zum Theil noch gar sehr an guten Straßen fehlete, und vielleicht eben so sehr an Leuten, die den Straßenbau verstehen. Es wird hier erstlich von denen zum Straßenbau angestellten Commissarien, Beamten und Unterbedienten und von ihren Verrichtungen gehandelt; von den Obliegenheiten der an der Straße liegenden Grundbesitzer und der Unterthanen überhaupt. Ferner von denen zum Straßenbau gehörigen Arbeiten, planiren, nivelliren, Anlegung der Seitengräben, Abschläge, Aufschläge, Straßenbrücken, Distanzsteinen und Baumalleen. Endlich vom Straßenbau selbst, und zwar auf leimigtem Boden, durch hohle Wege, durch sumpfigten Boden, auf bergigten Gegenden, auf festen Boden und an Flüssen.

I.

Sächsisches Groschen-Cabinet. Zweytes Fach, von J. G. Böhmen. Leipz. und Züllichau 1769.

Diese Fortsetzung wird den Liebhabern der sächs. Geschichte noch wichtiger, je mehr sie sich den neuern Zeiten nähert. Vom Churfürst Ernsten wird eine kurze Geschichte vorauserzählt. Dann folgen, wie in dem vorigen Theile die Erklärungen der Münzen, worunter die nach der Münzverbesserung vom Jahr 1465. geschlagenen guten Silbergroschen die merkwürdigsten sind, und von dem Verf. sorgfältig erläutert worden. Man erinnere sich hierbey, daß im Jahr 1471. die unvergleichlichen Silbergruben zu Schneeberg unter Ernstens Regierung aufgiengen: und sein Bruder Herzog Albrecht an einer aus gediegenem Silber gehauenen Tafel mit ihren Bänken speisen konnte. Von dem zweifelhaften Margarethen Groschen findet man hier auch viel gelehrte Anmerkungen. Es folgen die Münzen Friedrichs des Weisen, nachdem vorher sein Leben kurz, aber angenehm erzählt worden. Darunter zeichnen sich die Zwickauergroschen oder Zinnßgroschen aus, die ersten sächs. Münzen mit des Churfürsten Brustbilde. Unter denen die Churfürst Johann der beständige schlagen ließ, ist der Schneebergische Zinnßgroschen und ein Schreckenberger einer der merkwürdigsten. Die kleine Geschichte Churf. Johann Friedrichs des großmüthigen, ist ein Meisterstück eines Auszugs einer der merkwürdigsten Lebensbeschreibungen. Unter ihm wurde mit den herzoglichen Hauße gemeinschaftl. ausgemünzt. Zum Schluß ist noch eine Abhandlung von den in Annaberg geprägten Schreckenbergern, welche Mühlsteine genennet worden. Sie sollen aus Schreckenbergersilber geprägt seyn, keinesweges drey Mühlsteine, sondern die sächsische Raute in einem, wieder auf einem runden Italiänischen Schilde liegenden Spanischen Schilde, um welchen drey halbe Zirkel mit Blümgen und Blättern stehen, vorstellen. Vielleicht sind sie erst 1497. da Annaberg erbaut worden, geschlagen, wenigstens sind sie nicht zahlreich.

Der Hr. Verf. scheint nach dem Schlusse der Vorrede die Fortsetzung dieser Arbeit aufzugeben. Darf der Recensent seine Meynung sagen; so wünscht er, daß ein Mann von so vorzüglicher Gelehrsamkeit, reicher Belesenheit und feinem Geschmacke lieber

ein eigenes, noch immer gewünschtes Werk über die Sächsische Geschichte vollenden, als für die geringste Anzahl von Münzsteinen fortarbeiten möchte.

B.

Des Saganischen Abts Johann Ignaz von Felbiger, kleine Schulschriften, nebst einer ausführlichen Nachricht von den Umständen und dem Erfolge der Verbesserung der katholischen Land- und Stadttrivialschulen in Schlesien und Glatz: Sagan, gedruckt bey Johann Christoph Lauhen, 1769.

Die Veranlassungen, welche der Hr. Abt zu dieser Sammlung gehabt hat, seine eignen mannigfaltigen Verdienste um dieselbe, ihr Inhalt, der ganz neue verbesserte Zustand, in den die katholischen Schulen in Schlesien, preußischen Antheils, dadurch gesetzt worden und die Früchte, welche man noch in späten Zeiten davon zu erwarten hat; das alles ist so merk- und schätzenswürdig, daß es in der Kirchengeschichte Schlesiens eine neue Epoque macht, und verdienet daher in aller Betrachtung eine genauere Anzeige. Man hat zwar schon einzelne Stücke hin und wieder in Zeitungen und Monatschriften bekannt gemacht, und auch in dieser Bibliothek (9 B. 2 St. S. 178. ff.) den Inhalt des Kön. Gener. Land-Schulreglem. angezeigt, es ist aber, so viel uns wissend, der größte Theil bisher beynahe ganz unbekannt geblieben. Die äußerliche Einrichtung ist folgende: Nach einer Einleitung, welche die Geschichte der Schulverbesserung in Sagan und Schlesien enthält, werden im ersten Theile die Verordnungen und Circularschreiben des Hrn. Abts, in Ansehung der Saganschen Schulen, im zweyten Theile, eben desselben Entwürfe, und Vorschläge die allgemeine Verbesserung der katholischen Schulen Schlesiens, die Anlegung ordentlicher Schulmeister-Seminarien betreffend und die Anweisungen, welche er den Schulmeistern und Aufsehern der Schulen und Seminarien ertheilet: im dritten die Anreden, welche er bey verschiedenen Gelegenheiten an Schulbediente, Candidaten, Geistliche und Schulinspektoren gehalten, geliefert, am Ende des Königl. Reglement, das Pastoralschreiben mit dem es der Hr. Weyhbischoff von Strachwitz begleitet, Verordnungen, wegen Fixirung des Schulgeldes und einige Berichte der Pfarrn und Inspektoren in Schulsachen beygefügt und durchs ganze an den gehörigen Orten die Königl. und Weyhbischöflichen Verordnungen eingeschaltet, welche vom Jahr 1763. zum Besten der ganzen Veranstaltung ergangen.

Der Hr. Abt hatte bereits für sich gegen das Ende des 1761. Jahres den Anfang gemacht, der Saganischen Schule eine bessere Einrichtung zu geben; er besuchte zu dem Ende die Berlinische Realschule, um sich in der Nähe mit der dabey üblichen Lehrart bekannter zu machen, erfuhr bey dieser Gelegenheit, daß darinn auch Schulleute besonders vorbereitet würden, und dies veran-

lasste

lehrte ihn, zween für die Saganschen Schule bestimmte neue Lehrer, zur Erlernung einer bessern Methode, auf 11 Monate dahin abzuschicken: Sobald diese zurück kamen, führte er sie als Schullehrer ein, veranstaltete den Abdruck neuer Schulbücher, welche größtentheils den nachmaligen Saganschen Prior Strauch zum Verfasser hatten, dessen Eyfer und Treue überhaupt sehr gerühmt wird. Diese neue Veranstaltung erweckte bald in einigen benachbarten Gegenden eine rühmliche Nacheiferung, die aber doch durch die gegenseitige Abneigung und falsche Besorgnisse des größern Theils sich nicht so weit würde ausgebreitet haben, wenn ihr nicht durch dazu kommende Königl. Verordnungen das Uebergewicht wäre verschaft worden. Die erste vom 20 Merz 1763. an den W. B. Hrn. von Strachwitz, gieng nur in allgemeinen Ausdrücken auf die Beobachtung einer bessern Aufsicht über die katholischen Schulen in Schlesien; nachdem aber der Hr. von Felbiger einen Entwurf zu einer allgemeinen Verbesserung derselben bey der Königl. Cammer eingereicht hatte, auch bey dem Hrn. Weyhbischoff allerhand Vorschläge deswegen gethan, so ward anbefohlen, Schulmeister Seminarien anzulegen und ein Fond dazu angewiesen, auch festgesetzt, daß kein Candidat künftig zum Predigtamte bestellt werden solle, der sich nicht in einem solchen Seminario mit der verbesserten Lehrart und den Pflichten einer gewissenhaften Aufsicht über die Schulen bekannt gemacht habe. Zu Sagan hatte der Hr. Abt bereits eine Vorbereitungsanstalt errichtet, auch der Hr. Weyhbischoff Schulinspektoren bestellt, deren Anzahl nachdem auf 25. erhöht worden. Es wurden daher nach und nach auch zu Grüssau, Lebus, Rauden ähnliche Anstalten, und zu Breslau ein Hauptseminarium angelegt, von welchem die Direktoren und Docenten durch den Hrn. Abt selbst in Sagan unterrichtet werden. Eben derselbe legte im Jahr 1765. eine Druckerey zu Sagan an, erhielt ein Königl. Privilegium auf die daselbst zu druckenden Schulbücher, bereisete die Grafschaft Glatz, um sich von den Schulmängeln und den Mitteln ihnen abzuhelfen, besser zu unterrichten, und da indeß das Reglement, nebst andern dahin einschlagenden Verordnungen und Instruktionen, publicirt worden war, so verfertigte er daraus einen Auszug, der die Pflichten der Seminariendirektoren, Schulinspektoren, Erzpriester, Pfarrer, Schulmeister enthält, und in der gegenwärtigen Sammlung mit eingedruckt ist. Für die Schulleute setzte er nachdem noch einen besondern Unterricht, von den ihnen nöthigen Kenntnissen und Verhaltungsarten auf; für die Jugend aber christliche Grundsätze und Lebensregeln, und übergab beyde gleichfalls dem Druck. Umständlicher wird dies [illegible] in der Einleitung erzählt: Man wird aber schon aus dieser [illegible] Erzählung sehen, wie vieles in so kurzer Zeit zur vernünftige[illegible] und fruchtbarern Unterweisung der katholischen Jugend gethan [illegible], und welchen großen und rühmlichen Antheil der Hr. Abt dar[illegible] genommen. Man muß aber seine Schulschriften selbst gelesen ha[illegible], um den Mann erst recht ehrwürdig zu finden: Da sie keinen Auszug leiden, so merken wir nur überhaupt an, daß sie außer den bereits erwähnten Entwürfen und Vorschlägen, u. s. w. Anpreisungen der neuen Einrichtungen und Bücher, Belehrungen von dem Gebrauch der letzten und die vortreflichsten Empfehlungen der

Ver-

Verbindlichkeiten rechtschafner Schulbedienten und Aufseher enthalten, und insgesamt auch in einer [illegible] fließenden Schreibart abgefaßt sind. Wir wollen deswegen zum Beschluß folgende Probe aus der Anrede, an die zu Sagan, in der Präparation gewesenen geistlichen Inspectoren mittheilen.

„Wohlehrwürdigen rc. Ihr hiesiger Aufenthalt hat Sie öffentlich überzeuget, die so nothwendige Schulverbesserung sey nicht nur möglich, sondern die hier eingeführte Lehrart wirklich so beschaffen, daß man hoffen kann, die Jugend dahin zu bringen, damit sie von den Wahrheiten und Pflichten unsers heiligen Glaubens deutlicher, ausführlicher und gründlicher, als sonst unterrichtet und aus derselben brauchbarere Leute im gemeinen Wesen gemacht werden können, als diejenigen sind, welche in Schulen, von gewöhnlicher Beschaffenheit, ihre Zeit zugebracht haben. Ich schmeichle mir Sie schon sonst überzeugt zu haben, daß es eine eigne Pflicht der Seelsorger sey, über den Unterricht der Jugend ein wachsames Auge zu haben, und dahin zu trachten, daß solcher besonders, in so ferne es ihr geistliches Wohl betrift, recht nützlich werde. Da es das letztemal ist, daß ich Sie vor Ihrer Abreise in unsern Schul[illegible] anrede, so glaube ich nöthig zu haben, eins und das andre über diesen Gegenstand noch nachzubringen.

Ich besorge nicht ohne Grund, Sie würden vielerley Mängel bey meiner Schulverbesserung und in der Art, wie man hierüber Obsorge trägt, entdecket haben. Es ist nicht mein Vorsatz deswegen Entschuldigungen beyzubringen; ich gestehe ohne Widerrede, daß ich mir selbst bewust sey, [illegible] noch keinen sonderlichen Grad der Vollkommenheit mit meiner Verbesserung erreicht zu haben, und daß sehr vieles anders einzurichten nöthig wäre. Ich traue ihnen so gar zu, daß Sie sich im Stande befänden, mir allerhand nützliche Anschläge zu geben, wenn sie vertraulich sich darüber zu unsern Belieben wollten. Wie ich aber besorgen muß, die Mängel hiesiger Schulverbesserung möchten von Folgen seyn, hie und da zum Beyspiel angezogen, und zur Entschuldigung gegen jene gebraucht werden, die von Ihnen die Verbesserung solcher Unvollkommenheiten verlangen dürften, so muß ich sie zuförderst inständigst ersuchen, nicht ein Nachahmer meiner Mängel, sondern ein Nachfolger in Dingen zu seyn, die wirklich gut sind. Bessern Sie an den Schulen ihrer Obsorge, was bey mir selbst besser seyn sollte. Diese rühmliche Unternehmung wird mich gar nicht neidisch machen, sie wird vielmehr meinen Fleiß ermuntern, und dem Meinigen soll sie anstatt eines Spornes dienen, um in unserer gemeinschaftlichen Laufbahn nicht zurück zu bleiben u. s. w.

W.

Henrici Guilielmi Clemmii S. S. Theolog. Doctoris et Professoris publici in Universitate Tu-

bin-

bingensi nec non Superintendentis et Pastoris ecclesiae cathedralis opuscula varii argumenti. — I. Oratio de impedimentis nonnullis, quae hodienum scientiarum progressibus remoram iniiciunt. II. Progr. de difficultate inveteratos errores ex Mathematicorum scriptis eliminandi. III. Generalis solutio problematis Mairaniani circa Nonerios. IV. De origine et significatione vocis λογου Ioh. I. caute et circumspecte investigando. V. Oratio de concordia Theologorum nostris temporibus quam maxime necessaria. VI. Dissertatio de moderatione theologica in diiudicandis argumentis pro auctoritate dicti 1 Ioh. V, 7. VII. Historia vitae et scriptorum meorum ex programm. publico excerpta. Tub. ap. Io. Geo. Cottam 1767. 4. 11½ Pl.

Zur Ehre des Hrn. D. Clemms wünschten wir, daß er diese Gelegenheitsschriften entweder nicht hätte zusammendrucken lassen, oder sie vorher mehr ausgearbeitet. Wir haben es immer bedauret, daß er gar zu flüchtig schreibt, und bey dieser Gelegenheit auch mit Verdruß bemerkt. Wer sollte z. E. glauben, daß gleich in der ersten Rede, bey einer so fruchtbaren Materie und von einem im Denken und Urtheilen so geübten Mann nicht mehr würde gesagt werden, als die allgemeinen Hindernisse des Fortgangs in den Wissenschaften sind, die Sectirerey, die Vernachläßigung der Sprachen, die Trägheit in Untersuchung neuer und wahrer Erfindung, die Zurückhaltung der Gelehrten, (a disciplina) und die besondern in Deutschland, der Mangel der Ermunterung — und das alles auf einigen Blättern? Wo bleibt denn da die Schreibesucht der Gelehrten, die Gewerbgelehrsamkeit, da man um Aemter und Freundschaften schreibt, und z. E. in einer berühmten Zeitung den ganzen Ton mit einmal umstimmt, wenn man dies der Gegend, in welcher man schreibt, für einträglicher hält, der Verfall der Schulen, die Flucht auf die Universitäten, und von da wieder zurück? Etwas davon hoften wir unter der Rubrique von

der

der Zurückhaltung der Gelehrten zu finden; allein nun höre man, was Hr. Clemm davon sagt — de affectato arcani studio pauca dicam. Inter recentissimos ipsum Dollandium hoc morbo eruditis tam indigno laborare in programmate dixi et dolui. Sed plures sunt, qui eodem, se corripi patiuntur et spem lucri sacram hoc modo alunt — Wer versteht nun, was dies Studium sey, wie verderblich es sey?

Wir lassen unser Herz reden, und müssen daher noch hinzusetzen, daß wir den Selbstruhm weder begreifen noch billigen können, mit welchem der Verf. S. 80. von sich schreibt: scribimus non ascetica tantum vel homiletica, quae vel populus emat, non comica et poetica, quae indocti et comtuli homines legant non deistica et hederodoxa, quae novaturientium animos alliciant, denique nec hucusque in universitate aliqua academica sed privato prorsus nomine, quae scripta sunt, scripsimus, *et haec tamen scripta nostra, cum vix calamo exciderint, aere non parvo a bibliopolis redimuntur;* esse igitur suspicamus lectores rerum peritos, nec paucos illos, quibus — nostra — non displiceant.

Fr.

Nachrichten.

Da in des X. Bandes 2tem Stücke dieser Bibliothek S. 128. aus Irrthum angezeiget worden, daß der Tractat H. P. Riepels Verdienste rc. bey dem Buchdrucker Sommer in Leipzig herausgekommen sey, so macht derselbe bekannt, daß er weder an dem Drucke, noch mit dem Verkaufe dieser Piece, einigen Antheil habe.

Die Caspar Fritschische Buchhandlung in Leipzig macht hiermit bekannt, daß von dato an bis zur Leipziger Oster-Messe 1770. nachfolgende Bücher, um beygesetzte sehr wohlfeile und größtentheils noch unter die Hälfte herunter gesetzte Preiße, an die Liebhaber sollen verlassen werden:

de Westphalen, Ern. Ioach. Monumenta inedita rerum Germanicarum, præcipue Cimbricarum et Megalopolen-

sium,

sium, 4 Tomi cum figuris, fol. 1739 — 45. sonst 27 Rthl. 12 gl. itzo für 12 Rthl.

Beehr, Matth. Ioa. rerum Mecleburgicarum, libri octo. cum figuris, fol. 1741. sonst 3 Rthl. 12 gl. itzo für 1 Rthl. 16 gl.

Menckenii, Ioh. Burch. Scriptores rerum Germanicarum præcipue Saxonicarum, 3 Tomi cum fig. fol. 1728. sonst 12 Rthl. itzo für 6 Rthl.

Herrmanns, Johann Hieron. allgemeines deutsch-juristisches Lexicon, 2 Theile, fol. 1739. sonst 6 Rthl. 8 gl. itzo für 2 Rthl. 8 gl.

von Flemming, Hanns Fried. der vollkommene Soldat, welcher die ganze Kriegswissenschaft deutlich vorträgt, mit sehr vielen Kupfern, fol. 1726. sonst 6 Rthl. itzo für 2 Rthl.

Eckardi, Dietr. Gotth. Erklärung über Ioh. Schilteri institutiones juris canonici, in 13 Theilen, 4. 1724 — 33. sonst 5 Rthl. 8 gl. itzo für 2 Rthl. 8 gl.

— Ejusdem Examen actionum forensium, 12 Partes 8. 1731. sonst 3 Rthl. 8 gl. itzo für 2 Rthl.

Brittische Bibliothek, 6 Bände, 8. 1756 — 67. sonst 4 Rthl. 12 gl. itzo für 2 Rthl.

Sellers, Rom. Erklärung der ersten Epistel Johannis, in 206 Predigten, 4. 1725. sonst 3 Rthl. itzo für 1 Rthl.

Gebauers, Georg Christ. Leben und denkwürdige Thaten Kaiser Richards, mit Kupfern, 4. 1744. sonsten 3 Rthl. itzo für 1 Rthl. 8 gl.

— portugiesische Geschichte von den ältesten Zeiten dieses Volks bis auf itzige Zeiten: mit genealogischen Tabellen und vielen Anmerkungen versehen, 4. 1759. sonst 2 Rthl. 12 gl. itzo für 1 Rthl. 8 gl.

Schurtzfleischii, Conr. Sam. Disputationes historicae, civiles et philologicae, 2 Partes, 4. sonsten 2 Rthl. 16 gl. itzo für 1 Rthl.

Carpzovs, Joh. Gottl. Unterricht vom unverletzten Gewissen, beyde gegen Gott und Menschen, in 84 Predigten, 4. 1733. sonsten 2 Rthl. 8 gl. itzo für 1 Rthl.

Kappii, Io. Erh. Orationes selectae clarissimorum virorum, 8. 1722. sonsten 1 Rthl. 4 gl. itzo für 12 gl.

Rivii, Greg. historia monastica Occidentis, 3 Tomi 8. 1737. sonsten 1 Rthl. itzo für 8 gl.

Das

Dabey erbietet sich der Verleger, denenjenigen Kunden, so von einem oder dem andern der angezeigten Bücher 12 Exemplaria zusammen nehmen wollen, das 13te, und bey 6 Exemplaria die Hälfte des 7ten gratis zu geben. Da hingegen nach Ablauf der gesetzten Zeit, kein Exemplar unter die alten Preiße abgelassen werden wird.

Leipziger Michaelis-Messe 1769.

Die Meyerische Buchhandlung in Lemgo hat auf einem Bogen eine besondere Nachricht von einer neu herauszugebenden periodischen Schrift unter dem Titel. Neurste Religionsgeschichte drucken lassen. Hr. D. Walch in Göttingen hat die Aufsicht übernommen, und es soll alle halbe Jahre, ein Stück ein Alphabet stark herauskommen.

Hr. D. Becher in Prag, will seine Abhandlung vom Carlsbade, umarbeiten, und neu herausgeben.

Todesfälle.

Den 9ten Aug. 1769. starb zu Danzig Hr. D. Ernst August Bertling Prof. der Theologie und Pastor an der Dreyfaltigkeitskirche im 48sten Jahre seines Alters.

Den 2ten Sept. 1769. starb zu Halle Hr. D. Gotthilf August Franke, Prof. der Gottesgelahrheit im 75sten Jahre seines Alters.

Den 17ten Sept. 1769. starb zu Strasburg der berühmte Geburtshelfer D. Joh. Jac. Fried. im 80sten Jahre seines Alters.

Den 14ten Oct. 1769. starb zu Göttingen Hr Philipp Heinrich Seyberth, Prof. der Rechte. Er ist durch eine lateinische Schrift von Tontinen bekannt. Die allgemeine deutsche Bibliothek, verliert an ihm einen sehr einsichtsvollen, und fleißigen Mitarbeiter,

Den 6ten Nov. 1769. starb zu Jena Hr. Carl Friedrich Kaltschmied Prof. der Anatomie, Chirurgie und Botanick im 64sten Jahre seines Alters. Er war besonders als ein grosser Anatomicker berühmt.

Druckfehlen

In des IX. B. I. Stücke.

Seite 17. Z. 7. Eisen heile l. Eisentheile. S. 47. Z. 1. anstatt jenes lies eins. S. 50. Z. 16. nun l. nur. S. 52. v. unten Z. 11. 12. Schüler l. Schulen. S. 54. Z. 13. nun l. nur. S. 55. von unten Z. 16. nur l. und. S. 58. Z. 8. Schullehrer l. ein Schullehrer. S. 157. Z. 21. anstatt Kriegskunst l. Kriegsbaukunst. S. 160. Z. 20. Herr von Clairac l. der deutsche Verfasser der Beyträge zum Herrn von Clairac. S. 163. Z. 9. vermeiden l. verweilen. Z. 21. Battroullen l. Battaillons. S. 165. Z. 1. Herr von Clairac l. der deutsche Verfasser der Beyträge zum Herrn von Clairac. S. 207. lezte Z. Fudeur l. Fadeur. 217. Z. 19. Blähungen lies Bähungen. Z. 25. Caruceln l. Caruukeln. Z. 26. tortterisirtem l. tartarisirtem. Z. 30. Abläßen l. Abscessen. S. 218. Z. 2. tortterisirten l. tartarisirtem. S. 219. Z. 7. von unten verspielet l. versplittet. S. 300. Z. 1. von unten witzigelnden l. witzelnden. S. 307. Z. 5. Trägheit l. Thätigkeit. S. 312. Z. 14. von unten Leibestriebe lies Liebestriebe.

In des IX. B. II. Stücke.

S. 15. unter Gattereri elementa lies für L. das Zeichen N. S. 37. Z. 27. statt Last Kohlen l. Millionen Last Kohlen. S. 38. Z. 33. statt Kalsaamen l. Rübsaamen. S. 62. Z. 14. die Mitte lies der Mitte. S. 264. für Grezmern lies Genzmern.

In des X. B. I. Stücke.

S. 77. Zeile 9. lies aus anstatt auf. S. 82. Z. 16. eines zusammengesezten Subjects anstatt ein zusammengeseztes Subject. S. 175. Z. 9. lösche das Punctum aus vor gesezt. Z. 8. von unten. oder anst. der. S. 176. Z. 7. von unten Sprachen-Supplemente anst. Sprache-Supplemente. S. 177. Z. 3. von unten für begreifen l. Begriffen. Z. 1. von unten für vorhergehenden l. vorhergehender. S. 180. Z. 20. vom anst. von. S. 184. Z. 3. diese anst. diesen. S. 193. Z. 3. von unten anst. glücklich l. nicht glücklich. S. 228. Z. 9. nur anst. nun. S. 229. Z. 4. wurden anstatt niemals. S. 230. Z. 1. Geistesgaben anst. Geistergaben. Z. 21. und 22. woran sie dieselbe hauptsächlich verwandt. anstatt woran er dieselbe hauptsächlich erkandt. S. 300. Z. 1. v. unten, eingerükt l. einrükt. Z. 7. v. unten meine lies worinn. S. 309. Z. 19. Aichingros lies. Aichingers.

In des X. B. II. Stücke.

S. 2. Z. 9. Carlscher l. Curlscher. S. 5. Z. 7. von unten anst. sehe, S. 6. Z. 1. muß und weggestrichen werden. S. 13. Z. 16. Rath l. Rad. S. 30. Z. 4. syberitisch l. sybaritisch. S. 33. Z. 2. den lies die. S. 124. Z. 20. u. 24. et *stupet* l. a stupet. S. 125. Z. 3. die muß ausgestrichen werden. S. 142. Z. 14. Muse l. Muße.

In des XI. Bandes I. Stücke.

S. 9. Z. 2. anst. Scenen lies Thränen. S. 43. Z. 9. von unten anst. *mechanico Organopoei* l. *mechanica Organoedi*. S. 44. Z. 12. Crepase l. Crevese. S. 49. Z. 12. Conybeac lies Conybeare. S. 55. lezte Z. Sharry l. Marry. S. 67. Z. 3. v. unten unwichtig l. unrichtig. Ebendas. lezte Z. und 68. Z. 2. anst. Wolkenmarkt l. Molkenmarkt. S. 104. Z. 8. Parril l. Pamil. S. 110. Z. 11. muß nach Einbildungskraft ein Comma stehen.

Allgemeine deutsche Bibliothek.



Des eilften Bandes zweytes Stück.

Mit Königl. Preußl. Churfürstl. Sächßl. und Churf. Brandenburg. allergnädigsten Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai,
1770.



Verzeichniß
der in diesem zweyten Stück des eilften Bandes recensirten Bücher.

Kurze Nachrichten.
1) Gottesgelahrheit.

Der

4) Schöne Wissenschaften.

5) Schöne Künste.

a) Mahlerey und Kupferstecherey.

b) Musick.

6) Weltweisheit.

7) Naturlehre, Chymie, Naturgeschichte u. Mineralogie.

8) Mathematick.

9) Kriegswissenschaft.

10) Philologie und Kritick.

11) Geschichte, Geographie, Staatsrecht u. Diplomatick.

L.

12) Gelehrte Geschichte.

13) Romanen.

Nar-

I.

Komische Opern. Erster und zweyter Band. Leipzig, in der Dykischen Buchhandlung. 1768. 36½ Bogen, in 8.

In dem ersten Bande ist enthalten Lottchen bey Hofe und die Liebe auf dem Lande, welche beyde von Herrn Hiller so meisterhaft in Musik gesetzt, allenthalben so großen Beyfall gefunden haben. Die erste ist aus der französischen Operette *Ninette à la Cour* und die zweyte, aus *Annette et Lubin* und *la Clochette* genommen. Einem Weiße wäre es gewiß eine Kleinigkeit gewesen, selbst eine Fabel zu ersinnen, die einer naiven und angenehmen Ausführung fähig gewesen wäre, und wir wünschten, daß er es zur Ehre unserer Nation gethan hätte. Lottchen bey Hofe ist eins der angenehmsten Stücke dieser Art. Auch die Liebe auf dem Lande hat so viele Naivität, daß dies Stück, wenn es gut aufgeführet wird, allemal vorzüglichen Beyfall erhalten muß. Uebrigens verdient die Art, wie Hr. Weiße die französische Anlage, für das deutsche Theater eingerichtet hat, das größte Lob.

Im zweyten Bande ist der Teufel ist los und der zweyte Theil desselben befindlich. Der Verf. entschuldigt sich einigermaßen wegen dieser Stücke, die Vergebung aber wird auch sehr leicht zu erhalten seyn. Wir hoffen, es wird sich niemand schämen, einmal recht herzlich gelachet zu haben, und der müßte

sehr sauertöpfisch seyn, der bey dem Teufel ist los, sollte das Gesicht in Falten gelassen haben. Unter einer Anzahl anderer Stücke kann man auch wohl ein paar Possenspiele haben. Freylich aber auch nicht allzuviel. Sollten also noch mehr komische Opern auf unser Theater gebracht werden, so wäre freylich recht sehr zu wünschen, daß die Verfasser nicht wie Coffey im *Devil to pay*, eben die Sitten des untersten Pöbels schildern, oder gar die Italiäner nachahmen möchten, die in ihren komischen Opern, das ungeschmackteste und ungesitteteste Geschwätz mit einer tölpischen Carikatur aufstützen, und durch dieses Schauspiel, die gute Sitten, den guten Geschmack und die schöne Musik, in gleichem Grade verderben. Hier sollte man die Franzosen nachahmen, die in ihren besten komischen Opern, ein feines Lächerliche mit naiven und empfindsamen Scenen zu vereinigen suchen. Hierdurch kann dieses Schauspiel bey vernünftigen Zuhörern in Achtung erhalten werden. Herr Weiße ist zu dieser Art der komischen Oper auch am geneigtesten, wie man aus Lottchen bey Hofe und der Liebe auf dem Lande, siehet. So sehr wir aber wünschten, daß in der deutschen komischen Oper, der Anstand der besten französischen komischen Opern beybehalten werden möchte, so wenig wünschten wir, daß man den Franzosen in der Einrichtung des zur Musik bestimmten Theiles dieses Schauspiels folgen möchte. Die Franzosen geben oft so wenig Achtung, was sich zur Musik schickt, und was nicht, daß z. E. in *Annette et Lubin*, der Anfang der ersten Scene, wo der gnädige Herr nach seinem Hirsche fragt, und der Schösser, von Häusgen antwortet, ein Duett ist. Die Chansons der Franzosen sind von einer ganz andern Art als bey uns Lieder. Der französische Musiker macht darauf blos ein Geträllere,

daß

daß sie das ganze Parterre beym Zuhausegehen, nachsingen kann. Unser Parterre verlangt dies nicht zu thun, hingegen verlangt es, daß der Componist den Sinn der Worte durch die Musik ausdrücken soll. Daher hat ein deutscher komischer Opern-Dichter, bey Liedern von einigen Strophen, ganz andere Cautelen zu beobachten, als ein französischer. Z. B. Er muß sich hüten ein Lied von mehrern Strophen und zumal von langen Strophen zu machen, worinn ernsthafte, traurige, melancholisch-zärtliche Gesinnungen ausgedrückt werden. Hat er sie zu bearbeiten, so muß er sie allemal zu einer Ariette anlegen. Hier hat der Componist freyes Feld, durch die Musik den Affekt auszudrücken, und kann die Melodie verändern, um die Wirkung zu vermehren. In einem Liede hingegen hat der Musikus ein enger Feld vor sich, und wird dadurch, daß er die Musik zu verschiedenen Strophen anpassen muß, noch mehr eingeschränkt. Wenn denn vollends eine Melodie von engem Umfange, in langsamen Zeitmaaße, welches die Worte erfodern, „von einer mittelmäßigen Stimme einigemal nacheinander gesungen wird, so wird sie den Zuhörern meist überdrüßig.„ Wir erinnern uns, daß mehr als ein an sich schönes und auch wohl componirtes Lied, bey der zweyten Vorstellung hat müssen abgekürzt werden. Dies ist ein Beyspiel, wie nöthig es ist, daß ein musikalischer Dichter auf die Art, wie seine Worte können in Musik gesetzt werden, ein Auge haben. Es sind dies keine knechtische Bande, die die Musik der Poesie anlegen wollte, sondern die Natur der Sache erfodert, diese freundschaftliche Verbindung, und in den meisten Fällen wird der Dichter mit weniger Mühe eben die poetischen Schönheiten erreichen, da er hingegen sonst, bey vieler angewendeten Mühe, der Wirkung bey der Aufführung nur hin-

derlich fällt: dem Mahler gleich, der, indem er alle Kleinigkeiten an seinem Gemählde aufs feinste ausmahlet, die Wirkung vergißt, die es thun kann, wenn es in einige Entfernung gestellt wird.

Eben so ist es auch mit den ungleichen Versarten beschaffen, die bey den Franzosen gewöhnlich sind, und in denen ihnen die deutschen musikalischen Dichter billig nicht nachahmen sollten. Die Franzosen beobachten bekanntlich in ihrer Poesie keine Quantität, die aber in deutschen Versen aufs genaueste beobachtet werden muß. Daher ist dem Franzosen einerley, ob kurze Worte auf das gute Tacttheil in der Musik kommen oder umgekehrt. Diese, auch wirklich unzuläßige Freyheit aber, darf sich der deutsche Componist nicht nehmen; daher kostet es ihm öfters eine unendliche Mühe, die Worte in die Musik zu spannen, die doch mehrentheils steif und gezwungen bleibt. Dazu kommt, daß die Franzosen die richtige Kenntniß, von der guten Art zu singen, nicht so allgemein besitzen, als die Deutschen. Es ist bey ihnen erlaubt, acht Sylben in einem Takt wegschnattern zu lassen, und denn eine Sylbe wieder einen Takt lang zu ziehen u. dergl. mehr. Auf diese Art läßt sich freylich das seltsamste Reimgebäude von kurzen, mittlern und langen Versen, auf ein französisches Menuett zwingen. Da dies der deutsche Componist aber nicht thun darf, so sollte ihm der Dichter, so viel mehr möglich, eine leere Mühe zu ersparen suchen, die noch dazu sehr öfters der Wirkung schadet.

Die Frage: ob die komischen Opern, auf das deutsche Theater hätten gebracht werden sollen, und ob sie demselben wohl gar schädlich werden können, will Hr. W. in der Vorrede den Kunstrichtern zu entscheiden überlassen. Er vergaß, daß er selbst unter die vorzüglichen Deutschen Kunstrichter gehörte, und wir wollen

uns

uns hüten, daß was Er unentschieden läßt, entscheiden zu wollen. Diese Sache hat ohnedem verschiedene Seiten. Wer die Musik liebet, könnte darüber leicht zu vortheilhaft, und wer sie für ein blosses überflüßiges Geklingel hält, leicht allzunachtheilig urtheilen. So viel dünkt uns. Stücke, von einer niedern Gattung sollten nie Stücke, von einer höhern Gattung verdrängen. Aber aller Schaden, den die komischen Opern anrichten können, wird sehr unbeträchtlich bleiben, wenn man sie nicht allein wie oben gedacht, von pöbelhaften Wesen, und Carikatur rein erhält, sondern wenn die Verf. suchen, daß ihre Stücke, blos als Komödien schätzbar bleiben, so wie z. B. Lottchen bey Hofe, denn wird beyden Theilen, den Freunden der guten Komödie und den Freunden einer angenehmen Musik Genüge geschehen.

Wir zeigen bey dieser Gelegenheit folgendes Stück an:

Lukas und Hannchen eine Operette. Dem Hrn. Prof. Ebert gewidmet. Braunschweig im Waysenhause 1768. 8.

Der Verf. dieses Stücks, das eine Nachbildung der *Annete et Lubin* ist, ist, wie man aus der Vorrede siehet, Hr. J. J. Eschenburg. Es ist ganz in Recitativ Versen mit untermischten Arien geschrieben. Diese Verse sind sehr wohlklingend, und insbesondere würden die Arien zur Musik ziemlich bequem seyn. Der Verf. verdient also von dieser Seiten vieles Lob. Nur dünkt uns, ist das musikalische Recitativ für die komische Oper ein allzufeyerliches Kleid. Ausserdem sind Ironie, Scherz, Laune, in der Musik nicht allzuwohl auszudrücken, die doch in einer komischen Oper oft vorkommen müssen. Uns gefällt daher die Einrichtung

r Franzosen, die den Dialog blos sprechen lassen, am sten. Alle einzelne Schönheiten der nur scherzhaf- n oder naiven Scene, thun auf diese Art, auf dem uschauer, weit mehr Wirkung. Inzwischen läßt ch dies Stück angenehm lesen, und wenn einmal ne deutsche ernsthafte Oper der bisher gewöhnlichen italiänischen, sollte an die Stelle gesetzt werden, so ürde Hr. E. seine sonst gute Anlage zur musikalischen Poesie, am vorzüglichsten ausbilden können.

S.

II.

nstitutionum calculi integralis. Volumen primum. Auctore *L. Eulero.* 1768. 4. 3 Alph. Petropol.

Endlich haben wir also den ersten Theil des Eulerschen Integralcalculs vor uns, und zugleich die Hofnung das ganze Werk bald vollständig u erhalten. Es wird zwar in Petersburg gedruckt, llein das Manuscript war längst schon in Berlin fertig, und es hätte sowol der deutschen gelehrten Welt, ls dem deutschen Buchhandel, zur Ehre gereicht, wenn es schon vor zehen und mehr Jahren in Deutschand einen Verleger gefunden hätte, oder wenigstens u Petersburg nicht gewisse Hindernisse dazwischen gekommen wären. Indessen kam in Frankreich Bougainvilles Calcul integral heraus. Dieser wurde so gleich zu Wien, latein nachgedruckt, und so wurden besonders die Klöster in Oberdeutschland und theils auch Italien damit versehen. Warum aber nicht mit dem Eulerschen Werke, mit welchem doch das Bougainvillische gar nicht zu vergleichen ist? Hievon lassen sich noch immer eben die Gründe angeben, die so

oft

oft schon ähnliche Fragen erörtert haben. Nimmt man, wie häufig noch immer Wolfens Anfangsgründe, als ein in der That brauchbares Elementarbuch gekauft werden, so sollte man schliessen, daß es der Mathematick an Liebhabern und Lehrlingen nicht fehle. Es muß demnach daran liegen, daß die meisten bey den ersten Anfängen stehen bleiben. Ein anderer Grund mag seyn, daß man sich einbildet, Hr. Euler könne sich von seiner erhabenen Sphäre nicht herab lassen. Allein es ist ganz umgekehrt. Hr. E. hat in dem Vortrag der ersten Anfänge eine ihm eigene und ganz vorzügliche Klarheit, wo er weiter nichts als die ganz gemeine Algeber und die Elementargeometrie voraussetzt. Freylich muß man nicht bey seinem Integralcalcul anfangen, sondern sich vorerst mit seiner Analysi finitorum und Differentialcalcul hinlänglich bekannt machen. Endlich werden viele durch das blinde Vorurtheil der allzugroßen Schwierigkeit zurücke gehalten. Allerdings ohne einige Aufmerksamkeit wird man wohl nicht viel lernen, und Horazens sapere aude, incipe wird immer mehr so angewandt, daß man es nicht wagt ein gründlicher Philosoph und Mathematicker zu werden, dagegen aber sich desto dreister zum ungebetenen Kunstrichter aufwirft. Die übrigen, die, ehe sie was lernen wollen, zuerst nach dem Nutzen fragen, verdienen keine Antwort. Sie gleichen dem holländischen Pöbel, der dem Durchreisenden den Weg nicht weiset, bevor er wegen der Bezahlung mit ihm accordirt hat. Wer zur Mathematick aufgelegt ist, dem ist ein schweres Problem allemal lieber als ein leichtes, und reine Wahrheiten haben für ihn einen Reiz, davon andere kaum einen Begriff haben. Der Nutze bestimmt sich aus dem häufigen Gebrauch, den man von einer erfundenen Wahrheit machen kann, um noch mehrere

zu finden, und das de pane lucrando richtet sich allerdings nach der gewählten Lebensart. Dieses sey für das Publikum der Leser. Denn es giebt noch andere, denen wir von dem Innhalt des Eulerschen Werkes einige Nachricht zu geben, oder auch dasselbe allenfalls zu beurtheilen haben. Wir sind versichert, daß diejenigen, die sich mit den übrigen Eulerschen Schriften bekannt gemacht haben, sich den Integralcalcul ebenfalls anschaffen werden, ohne auf eine nähere Anzeige des Innhalts zu warten. Sie wissen voraus, was Hr. E. in seinen übrigen Schriften zum Integralcalcul beygetragen, zumal wo er, um seine Rechnungen zu Ende zu bringen, vorläufig an die Erweiterung des Integralcalculs denken mußte. Sie wissen auch, daß wenn Hr. E. unternimmt Anfangsgründe zu schreiben, er nicht nur alles dazu gehörige aufzufinden weis, sondern auch es immer so anordnet, daß er noch manche Lücke ausfüllt, manche Begriffe netter, und manche Lehren allgemeiner und zur Anwendung brauchbarer macht, und zuletzt damit weiter ausreicht, als er es sich beym ersten Ueberdenken vorstellte. Alles dieses hat auch bey dem Integralcalcul eingetroffen, wie man es schon längst gewohnt war von Hrn. E. zu erwarten. Was sich überhaupt am wenigsten voraus sehen ließ, ist die Anordnung des Werkes nach allen seinen Theilen. Wolf übersah die Infinitesimalrechnung, so wie sie zu seiner Zeit, das will sagen vor einem halben Jahrhundert war. Und da er überhaupt einen systematischen Geist hatte, so fand er auch die Anordnung, die die Sache damals, und zwar im Zusammenhang mit den übrigen Theilen der Mathematick zuließ. Seit dem hat der Calcul sehr viele neue Zusätze, Theile, Methoden, Bezeichnungsarten und Kunstgriffe erhalten, und so sahe man überhaupt wohl ein, daß der ganze Calcul eine

eine neue Anordnung haben müsse. Diese ist aber bey allen, die ihr Heyl daran versucht haben, ziemlich verschieden. Hr. E. dem der Calcul so sehr viel zu danken hat, war auch eben daher vorzüglich im Stand, das Ganze zu übersehen, und dadurch eine dem erweiterten Umfang angemessene Anordnung zu finden, und eben dieses machte, daß man die Herausgabe seines Werkes um desto begieriger erwartete. In der Erdbeschreibung hält man sich immer lieber an den Verf. der das Land, so er beschreibt, ganz durchwandert und das merkwürdige aus jeden Gegenden genau beobachtet und sorgfältig aufgezeichnet hat, zumal wenn die Gegenden, bis dahin noch unbekannt waren. Man wird ohne Mühe einräumen, daß Hr. E. in Absicht auf den Integralcalcul in eben dem Fall ist. Wir werden nun auch den Weg besehen den er genommen. Und da wir dabey die Sprache des Landes oder der Einwohner, das will kurz sagen, der Analysten werden gebrauchen müssen, so können sich diejenigen von unsern Lesern, denen diese Sprache nicht bekannt ist, hier entschliessen, ob sie abbrechen oder weiter fortlesen wollen. Hr. E. betrachtet die Differentialien überhaupt aus einem gedoppelten Gesichtspunct. Einmal sieht er auf ihre äusserliche Form, und sodann hat er auch ihre Integrabilität zum Augenmerk. Diesen beyden Absichten zufolge theilt er sie in gewisse Classen. Die allgemeinste Methode, sich bey dem Integriren fortzuhelfen, ist nemlich noch immer diese, daß man anfängt, vielerley Formeln zu differentiiren, die Differentialien sich ihrer Form nach bekannt zu machen, selbige durch vielerley Substitutionen und Verwandlungen zu verändern, die Abhänglichkeit der einen von der andern dadurch auszufinden, den Rückweg, den man dabey zu nehmen hat, zu bemerken, Integrationsregeln daraus herzuleiten, und sich überhaupt alles

dieses so geläufig zu machen, daß man sich in vorkommenden Fällen um so viel leichter forthelfen kann, und daß man so viel möglich aus der Form eines jeden fürgegebenen Differentials sogleich sich des dabey nöthigen Verfahrens erinnere, um es zu integriren, dafern man bis dahin die Mittel dazu bereits vorräthig hat. Sind aber die Mittel noch nicht vorräthig, so kömmt es auf allerhand Versuche an, das Differential in Theile zu zerfällen, durch Substitutionen zu verändern, und es so viel möglich einfacher zu machen, oder auf andere zu reduciren, deren Integralien entweder bereits gefunden worden, oder nach allen Versuchen nie haben gefunden werden können. Hr. E. der unter allen Analysten am meisten gerechnet hat, und dem die größte Anzahl von Formeln so zu reden durch die Hände gegangen sind, findet sich eben daher am besten im Stande, alles was ihm nach dieser Art zu verfahren vorgekommen, in Classen zu bringen, und diese Classen hat er nun folgender Maaße angeordnet. Er fängt bey den Differentialien an, die eine rationale Form haben, sie mögen ganz oder gebrochen seyn. Diese Classe ist in so fern ganz ins reine gebracht, als man ein für allemal weis, daß die Integralien entweder algebraisch sind, oder wenigstens auf Circulbögen und Logarithmen reduciret werden können. Dieses letztere sahe man deßwegen für genug an, weil man eines Theils berechnete Tafeln vor sich hat, andern Theils die Hofnung immer mehr aufgabe, es nach so vielen vergeblichen Versuchen weiter zu bringen. Hr. E. sieht daher auch sein erstes Hauptstück für vollständig abgehandelt an. Die nächste Classe, die nun folgen mußte, waren die algebraisch irrationale Differentialien, wo nemlich ausser rationalen Größen noch Wurzelgrößen vorkommen. Diese Classe hat schon ungleich mehrere Umstände und Verwickelungen. Das erste was sich da-

dabey vornehmen läßt, ist, zu sehen, wiefern die Irrationalität gehoben werden kann, weil man auf diese Art die Formel in die erste Classe bringt. Hr. E. fängt damit an, und nimmt sodann noch einige andere Formeln vor, wobey er die integrabeln Fälle auf Bedingungen bringt. Die besondere Methode ist dabey, daß man Größen von unbestimmten Coefficienten und Exponenten differentiirt, und bey dem Differentiale darauf sieht, wie die Coefficienten und Exponenten verändert werden, und wiefern durch ihre willkührliche Bestimmungen die besondern Differentialien von einer gleichen Classe herausgebracht werden können. Da man aber auch damit noch zur Zeit nicht ausreichet, und alles dieses sehr weitläuftige Register fordern würde, so wendet sich Hr. E. im dritten Hauptstücke zu dem längst gebrauchten Mittel, die Integralien durch unendliche Reyhen zu finden. Dieses geht nun, wiewol mit etwas ungleichem Erfolg immer an, und wenn die Lehre von Summirung solcher Reyhen weiter gebracht wäre, als sie ist, so würde man oft leichter vorerst die Reyhe und dann deren Summ suchen, als man das integrale durch oft fehlschlagende Versuche findet. In diesen drey Hauptstücken kommen nun eigentlich nur solche Differentialien vor, die eine algebraische Form haben, wenn auch gleich das Integrale transcendent seyn sollte. Hr. E. wendet sich demnach zu solchen Differentialien, wo die logarithmische und Exponentialgrößen bereits in der Differentialformel vorkommen. Diese durchgeht er in dem 4ten Hauptstück, und in dem 5ten auf eben die Art solche Differentialien, die mit Circulbögen behaftet sind. Die allgemeinste Methode hiebey ist, daß man das Differential als ein Product aus transcendenten und algebraischen Größen ansieht, und das Integrale des algebraischen Theils mit dem Differentiale des

Tran-

Transcendenten multiplicirt, um ein neues Differential zu erlangen, welches eine blos algebraische Gestalt habe. Dieses geht nun nicht immer an, zuweilen auch nur vermittelst mehrerer Reductionen, und so sind immer die unendlichen Reyhen wiederum die letzte Zuflucht. Hr. E. durchgeht hierauf im 6ten Hauptstücke diejenigen Reyhen, die nicht nach Potenzen, sondern nach den Sinus und Cosinus der vielfachen Bögen fortgehen, und die besonders in der Astronomie ihren guten Gebrauch haben. Im 7ten Hauptstück kommt eine allgemeine, das will eigentlich sagen, nicht sehr viele Ausnahmen leidende Näherungsmethode vor, welche überhaupt sich darauf gründet, daß sich y in b + η verwandle, wenn sich x in a + ξ verwandelt. Hr. E. nimmt ξ für sehr klein, und in so fern die ganze Function von x für unveränderlich an. Diese letzte Voraussetzung macht aber, daß die Näherung langsamer wird, oder ξ viel kleiner angenommen werden muß, als bey andern übrigens ähnlichen Methoden. Im 8ten Hauptstücke nimmt Hr. E. solche Formeln vor, deren Integrale für gewisse einzelne Fälle, z. E. wenn x = 1. ist, angegeben werden kann. Es scheint Hr. E. habe hiebey auch darauf gesehen, daß die Integrale in solchen Fällen sehr einfach werden. Denn er bringt hier auch solche Differentialien vor, die sich nicht nur für den Fall von x = 1, sondern überhaupt integriren lassen, von denen aber dennoch Hr. E. einige nicht bemerkt zu haben scheint, ungeachtet sie in seinen allgemeinern Formeln mit inbegriffen sind. Im 9ten Hauptstücke zeigt endlich Hr. E. wie die Integralien in einigen Fällen durch unendliche Producte angegeben werden können. Dieses zusammen macht nun den ersten Abschnitt des ersten Theils vom ersten Buch aus. Es betrift alles noch die Fälle von solchen Differentialien

vom

vom ersten Grade, wo nur eine veränderliche Größe vorkömmt. Im andern Abschnitt nimmt Hr. E. den Fall vor, wo zwo veränderliche Größen in einander verwickelt sind, so daß sie in Form einer Gleichung integrirt werden müssen. Die allgemeine Regel ist auch hier wiederum, daß man allerley algebraische Gleichungen von zwo verwickelten veränderlichen Größen differentiire, und sich die Differentialformen die dabey heraus kommen in ein Register sammle, und sich geläufig mache. Allein dieses hat man höchstens nur bey den einfachsten Fällen gethan, und man dachte bald auf andere Kunstgriffe. Der erste und vorzüglichste so sich anbothe, war die Absonderung der veränderlichen Größen. Dieses nimmt auch Hr. E. im 1ten Hauptstücke vor, und es hat überhaupt den Vortheil, daß so oft es gelingt, die Schwürigkeit auf die Fälle vom ersten Abschnitte reducirt wird. Man hatte sich auch lange mit Aufsuchen einzelner Kunstgriffe der Absonderung beschäftigt, bis endlich Hr. E. so wie auch Clairaut und Fontaine vor etwann 30. Jahren fast zu gleicher Zeit durch ein nochmaliges wiewohl auf eine besondere Art vorzunehmendes Differentiiren ein allgemeines Mittel fanden, bey jeder Differentialgleichung zu finden, ob sie eine Absonderung zulasse oder nicht. Hr. E. besonders empfand die Wichtigkeit dieses Verfahrens. Und in der That hätte man gleich bey Erfindung des Calculs, das will sagen bereits vor einem Jahrhundert darauf verfallen können und sollen, wenn man die Sache methodischer angegriffen hätte. Es werden manche Register von Differentialformeln dadurch entbehrlich gemacht. Und da ganz gewiß noch mehrerer solcher Methoden zurücke bleiben, so wird man auch künftig, wenn man besser nachsehen will, noch mehrere andere Register entbehrlich machen können. H. E. nimmt

nimmt inzwischen in dem 2ten Hauptstücke das erstbemeldte Verfahren vor, und bringt auch den von ihm gleich darauf gefundenen Kunstgriff an, das Verfahren vermittelst eines tüchtigen Multiplicators allgemeiner zu machen. Das an sich Unmögliche wird zwar dadurch nicht möglich gemacht, indessen thut es immer, so weit es reicht, seine gute Dienste. Im folgenden 3ten Hauptstück giebt er diesen Multiplicatoren eine fürgeschriebene Form, und sucht die Differentialgleichungen auf, die dadurch integrabel gemacht werden können. Dieses zielt aber schon wieder auf ein Register ab, und ist daher der ächten Methode des Integralcalculs weniger angemessen, als das vorhergehende 2te Hauptstück. Man muß sich aber inzwischen, bis man methodischer verfahren lernt, fortzuhelfen suchen so gut man kann. Das 4te Hauptstück betrift solche Integralien, die deswegen nur particular sind, weil sie eine besondere Bestimmung der beständigen Größe voraussetzen, die man bey jeder Integration addiren muß. Hr. E. scheint hiebey zween Fälle nicht genug unterschieden zu haben. Denn wenn z. E. im §. 544. $x = y$ gesetzt wird, so ist dieses ein ganz anderer Fall, als wenn er im §. 546. $x = a$ setzt. Dieses letztes Integrale ist so sehr particular, daß es nur für einen einigen Punct der krummen Linie dient, dahingegen ersteres, weil x mit y veränderlich ist, ungleich allgemeiner ist. Die Formel im §. 564. scheint mehr auf sich zu haben. Man setzte aber darinn nur $xx + yy = zz$, so verschwindet x ganz, und man erhält $zz = aa$, welches wiederum nur für einen einzeln Punct gilt. Mit behöriger Beobachtung dieses Unterschiedes hätte Hr. E. sich viele Mühe erspahren können, und das Paradoxe, welches noch niemand bemerkt haben soll, würde weggeblieben seyn. In der That fängt Hr. E. ohne daran zu denken, schon in

dem

dem §. 546. an, von dem was er im §. 542. ganz richtig gesagt hatte, abzuweichen. Hier will er, daß man für y eine Function von x setze, und dort setzt er $x = a$. Ist denn a eine Function von y? Und warum sollte in dem completen Integral. §. 546. y nicht $= 0$ seyn können, wenn man $C = 0$, und $x = a$ setzt? Es war ja bey der Voraussetzung $x = a$, für das y nichts bestimmt. Im 5ten Hauptstück trägt Hr. E. einige besondere transcendente Gleichungen vor, die wegen ihrer Geschmeidigkeit und einer gewissen Symmetrie sehr schön sind. Er bringt aber, und zwar mit besondern Kunstgriffen, die Differentialformeln aus den Integralien heraus, und so wäre zu wünschen, daß auch der Rückweg dazu directe möchte gefunden werden, weil er auch noch für andere Fälle brauchbar seyn würde. Eben dieses haben wir auch für das folgende 6te Hauptstück anzumerken. Im 7ten trägt Hr. E. einige Methoden die Differentialgleichung durch Näherung zu integriren vor, wo er sich §. 655. wiederum an Schwürigkeiten aufhält, die er sich selbst macht. Denn in der That hinderte ihn daselbst nichts, die Reyhe $y = A + Bx + Cx^2 + \&c. \ldots + Nx^{+n1} + \&c.$ anzunehmen. Daß übrigens die Reyhen nicht immer so sehr convergent sind, als man es wünschen könnte, ist ganz richtig. Es kommt aber auch viel auf die Art an, die Sache anzugreifen. Der dritte Abschnitt hat keine besondere Abtheilung. Es kommen darinn besonders Formeln von der Art vor, wie man sie findet, wenn das Element des Bogens dem Pythagorischen Theorem gemäß durch die Differentialien der Absciße und Ordinate ausgedruckt wird nebst einigen andern wo dx, dy höhere Potenzen haben, im Grunde betrachtet aber immer als vom ersten Grade angesehen werden können. Auch hat sich Hr. E. in diesem Bande allein auf solche eingeschränkt. Der

zwen-

zweyte Band wird, wie wir S. 20. sehen, mit dem eddy &c. anfangen, und damit das erste Buch beschlossen werden. Das andere Buch aber wird sodann das bis dahin gesagte auf mehrere veränderliche Größen anwenden. Hr. E. verspricht aber dabey mehr desiderata als vollständige Ausführungen. Indessen können wir von seinem Genie und vieljährigen Bemühungen, wenn schon nicht alles, doch noch immer viel hoffen.

E.*

III.

Die Winterreise, von *Iacobi*. Düsseldorf, 1769. 91 Seiten in 8.

Diese Bogen enthalten die Erzählung einiger kleinen Begebenheiten, die den Hrn. Iacobi, auf einer Reise von Halberstadt nach Düsseldorf, begegnet sind, oder hätten begegnen können, mit Gedanken und Empfindungen in Prose und Versen vermischt. Eine Reise im Winter über Westphalen verspricht wenig angenehme Empfindungen. Allein ein heiteres Gemüth findet Freude überall, und den guten Herzen fehlet es selten an Gelegenheit glücklich zu seyn. Wenn Ruhe von innen herrscht; so hat die Einbildungskraft freyes Spiel das Rauhe in der Natur blühend zu machen, und das sittlich häßliche durch Gutherzigkeit zu verschönern.

Es giebt verschiedene Wege zu diesem Endzwecke zu gelangen. Der Mann von reifer Vernunft und tiefer Kenntnis des menschlichen Herzens wird die Natur nehmen, wie sie ist, in ihrer großen Vermischung von Guten und Bösen, von Schönen und Häßlichen; aber

aber er wird in die Tiefe des menschlichen Herzens eindringen, und die sanften Empfindungen der Menschlichkeit, aus den geheimsten Winkeln hervorsuchen; wo sie zuweilen unter dem Scheine des Niedrigen und Unanständigen verborgen liegen. Ein Laurenz Sterne z. B. weis in der moralischen Welt Spuren des Guten und Schönen aufzusuchen, wo sie ein gemeiner Beobachter am wenigsten vermuthet hätte. Alltägliche Begebenheiten, die uns desto unbedeutender scheinen, je gewöhnlicher sie sind, vermeinte Unanständigkeiten sogar weis er uns, in ihrer sittlichen Schönheit, von einer so vortheilhaften Seite zu zeigen, daß sie den guten Herzen eine Quelle der süssesten Empfindungen werden. Er öfnet uns gleichsam die Augen, daß wir eine Gottheit mitwirken sehen, wo wir ein gemeines Spiel menschlicher Leidenschaften wahrzunehmen, geglaubt haben.

Dahingegen ein Mann von jugendlicher Einbildungskraft, wie uns Hr. Jacobi zu seyn scheinet, sich lieber die Natur nach seinem Wohlgefallen umbildet. Anstatt unter dem Eise selbst Spitzen des jungen Grases aufzusuchen, mahlet ihm die Einbildungskraft lieber da Rosen hin, wo die Natur hat Eis werden lassen. Er reiset z. B. durch ein Feld von Schnee. Für den Freund der Natur hat diese rauhe Scene etwas, das am Erhabenen gränzet. Aber Hr. Jacobi gehet den kürzern Weg. Was soll er mit dieser rauhen Gegend? Er bildet sich eine Erndte ein, und ein schönes Mädchen, mit einem niedlichen Sonnenhut in der Mitte, das Garbe bindet. — Ein Westphälischer Bauer, welche Spuren von Zärtlichkeit und sanften Empfindungen mögen sich in seiner Seele wohl finden? — Ohne sich die Mühe zu geben, diese aufzusuchen, schaffet Hr. J. lieber den Bauer in einen arkadischen Schäfer um, und läßt ihn seufzen,

 daß

daß sein ungerathener Sohn einen Baum umgehauen, auf welchen voriges Jahr eine Nachtigall so schön gesungen, — —eben so wie Hr. J. selbst würde geseufzt haben. Ein Jesuit begegnet ihm, und schenkt ihm ein Manuscript von der Unsterblichkeit der Seele. Ein Mann von diesen Orten, der an der Unsterblichkeit zweifeln und doch aus Grundsätzen tugendhaft seyn kann, verspricht ein merkwürdiges System. Wir werden aufmerksam, allein vergebens. Der Jesuit ist ein holder Liederdichter, eine bloße Copey von dem Hr. J. Er denkt, wie Hr. J. schreibt in Prose mit allerliebsten kleinen Versen untermischt, wie Hr. J. und wiederholt fast die Gedanken, die Hr. J. schon im vorhergehenden gehabt hat. Wo die Natur von der Weisheit verschönert seyn will, da tändelt die Einbildungskraft des Hrn. J. ihre lachenden Bilder hin.

Es ist offenbar, daß diese Weise, sich alles von einer angenehmen Seite vorzustellen, die vorzüglichste nicht ist. Der Leser wünschet dem Reisenden Glück, der in Westphalen zärtliche Bauern, mitten im Winter eine reiche Erndte siehet und allenthalben Menschen antrift, die ihm selbst ähnlich sind. Die Natur aber kann er in diesem Gemählde nicht erkennen, und ohne Natur trift eine Empfindung selten das Herz.

Wenn Sterne seine Reise empfindsame Reise nennet; so würden wir eine von dieser Gattung phantasierliche Reise nennen, denn sie ergötzet mehr durch Phantasey, als durch die Wärme der Empfindungen, und ist mehr die Arbeit eines jugendlichen Dichters, als eines empfindungsvollen Weltweisen. Demohngeachtet aber ist diese Winterreise des Hr. J., sie mag gehören, zu welcher Gattung sie will, doch immer ein artiges lesenswerthes Büchelgen, ob wir gleich

mit

mit den Freunden des Hrn. J. nicht einstimmen, die es für ein Meisterstück ausschreyen.

Die kleinen Verse des Hrn. J. sind sehr niedlich, aber die Prose hat uns weniger gefallen. Von den Charaktern haben wir unsere Meynung schon gesagt. Wider den Charakter des ehrlichen Jesuiten möchten wir noch ein Wort erinnern. Es ist nicht zu zweifeln, daß unter den Verbannten dieses Ordens viele rechtschaffene Männer sind, die zu beklagen sind, daß sie unverschuldet in die allgemeine Verweisung mit haben begriffen werden müssen. Derjenige, welcher Hrn. J. begegnet, mag zu diesen Rechtschaffenen gehören. Das glauben wir, nachdem wir das Manuscript gelesen, das er dem Verf. geschenkt, in welchem in der That das gute Herz zu reden scheinet. Aber alles, was ihn Hr. J. vorher thun und sprechen läßt, würde uns eben nicht den vortheilhaftesten Begriff von seinem Charakter beygebracht haben. Er ist gar zu bald vertraulich, sagt gar zu gern etwas angenehmes, und kömmt zu plötzlich vom Rousseau auf das Unglück seines Ordens, als daß wir ihn von dem Haufen der Jesuiten hätten unterscheiden können, die, wie man dafür hält, feine Hofleute sind, sich in alle Charaktere schicken, bey einem jeden sich einzuschmeicheln und alles von weitem anzulegen wissen, nur zu ihrem Endzwecke zu gelangen. Der Ausdruck „hätt ich nur ge„lebt, Ihnen die Hand zu drücken und diesen Son„nenblick zu sehen, ich würde das Wesen, das mich „geschaffen hat, verehren.„ Dieser Ausdruck scheinet von einem Reisegefährten, dessen Bekanntschaft einige Stunden alt ist, allzusüße, als daß man ihn nicht für verdächtig halten sollte. Man entschuldiget ihn zwar, so bald man in dem Manuscripte die Gedanken des Reisegefährten von dem Werthe dieses Le-

 bens

bens erfähret; allein in der Verbindung, in welcher er stehet, thut er nicht die beste Wirkung.

Unter den Betrachtungen, haben uns die so in dem sogenannten Manuscripte des Jesuiten vorkommen, noch am besten gefallen. Sie sind zwar von keiner sonderlichen Gründlichkeit, aber sie zeigen eine wichtige Wahrheit von Seiten der Empfindung, die Unsterblichkeit der Seele, wie sie von einem zufriedenem Sinne erwogen wird, der dem Schöpfer für die kürzeste Dauer des Lebens dankbar seyn würde. Wir begnügen uns folgende Verse daraus anzuführen; S. 43.

Verdient ein Würmchen unsre Klagen,
Wenn es, in Sommertagen,
An einem Rosenblättchen hieng,
Und mit dem Blättchen untergieng?
Es hat den Rosenstock, es hat den West gefühlt,
Es hat von Blumen überschattet,
In seinem Weltblau sich gegattet,
Mit andern Würmchen da gespielt,
Und eine kurze Zeit,
Der Schöpfung sich gefreut,
Sich sterbend einen Augenblick betrübt,
Es hat gelebt, es hat geliebt,
Du hast ihm, o Natur, was du vermagst gegeben:
Ein Würmchen kann nicht Jahre leben.

Hingegen sind die Betrachtungen über das Heiligenhaus S. 69. gar zu unrichtig. So was Allgemeines hätte wohl jedem vorüberreisenden einfallen können; aber freylich nicht jeder vorüberreisende hätte seine Betrachtung mit so artigen Versen auszieren können. Welchen Eindruck, sagt Hr. J. kann ein Heiliger machen:

Der von der gröbsten Hand geschnitzet
Im gothischen Capellchen sitzt?
Ihn hätte Rom und Griechenland

Gei

Gewiß für keinen Gott erkannt!
Die alten Götter sind aus dem Olymp verbannt.
Doch ist auch da, wo kein Altar ihn schützet,
Apoll in Marmor aufgestellt,
Noch die Bewundrung aller Welt.

Die Unterredung mit dem Flußgotte S. 73. ist nicht in dem Tone der ganzen Erzählung. Der Leser ist zu einem nähern Umgange mit einer fabelhaften Gottheit weder im Ernste noch im Scherze vorbereitet genug. Unter welchen Umständen Chapelle einen Flußgott geschildert, erinnern wir uns nicht mehr. Gewiß ist es, daß die Erdichtung für eine ernsthafte Erzählung in Prose viel zu kühn ist. Aber auch hier weis Hr. J. für alle Sünde in Prose, in sehr niedlichen Stanzen Vergebung zu erzwingen. Er flehet den Flußgott, daß er ihn zu seinem Bruder führe;

Kennest du der Liebe Kuß,
Hast du je geweinet,
Hat ein brüderlicher Fluß
Sich mit dir vereinet;
Dauern kleine Vögel dich,
Wenn, in deinen Buchen,
Sie mit süssem Kummer sich
Wechselsweise suchen;
Bist du, wie die Götter sind,
Gütiges Erbarmen;
O so laß mich, o geschwind,
Laß mich ihn umarmen.

Die angehängte Beschreibung eines Closters de la Trappe bey Düsseldorf, hat viele rührende Stellen, und sie hat uns fast mehr vergnügt, als die Reise selbst. Nur der feyerliche Ernst, mit welchem Hr. J. die Seeligkeit dieser betrogenen Elenden zu beschreiben scheint, hat uns anstößig geschienen. Selbstpeinigung sollte

auch nicht einmal in der Poesie für verdienstlich gehalten werden. Unser Mitleiden wollen wir ihnen nicht versagen; wohl aber jeden Schein von Bewunderung. Auch wünschten wir, daß Hr. J. das Tändelnde des Liederdichters, das mit einer großen Dose von Selbstgefälligkeit vermischt ist, zuweilen vergessen könnte. In diesen Fehler verfällt er in der Reise nicht selten, und auch die Beschreibung des Closters ist nicht frey davon.

Wir sind gegen diese Kleinigkeit von dem Hrn. J. desto strenger gewesen, da wir wahrgenommen, daß ihm gewisse dienstfertige Freunde auf eine gar zu kindische Weise schmeicheln, und gerade dasjenige an seinen Schrifften loben, was getadelt zu werden verdient. Es muß Hrn. J. selbst daran gelegen seyn, auch einmal eines Unpartheyschen Stimme zu hören, der weder bey den Schönheiten, noch bey den Fehlern seiner Werke die Augen zudrücket.

D. S.

IV.

Allgemeine Begriffe der Chymie nach alphabethischer Ordnung aus dem französischen übersetzt und mit Anmerkungen vermehrt von D. Carl Wilhelm Pörner. Erster Theil. Leipzig bey Weidmanns Erben und Reich. 1768.

Dieses Buch ist die Uebersetzung des vor einigen Jahren zu Paris herausgekommenen Dictionnaire de Chymie, davon nicht bekannt, wer der eigentliche Verfasser ist, oder ob mehrere daran gearbeitet haben. Hr. D. Pörner zu Leipzig fand es, uns, in unserer Muttersprache zu liefern, würdig;

wir können nicht anders als sein Unternehmen loben und wünschen ihm gehörige Muße die übrigen 2 Theile auch bald zu Stande zu bringen. Der Entschluß ein chymisches Wörterbuch zu schreiben, ist unserer Meynung nach so uneben nicht, wenn man bedenkt, wie viele Erfahrungen uns noch in Ansehung der Bestandtheile der Körper sowol, als auch der Verhältnisse eben dieser Körper gegen einander mangeln, um ein vollkommnes und richtiges System in dieser mit so vielen Schwierigkeiten verbundenen Wissenschaft darzustellen. Es ist also, besonders für Anfänger, ganz bequem, dasjenige, was man bereits in der Chymie weis, in einer alphabetischen Ordnung vor sich zu haben, ohnerachtet wir die Wissenschaften durch dergleichen Wörterbücher zu erlernen, keinesweges genehmigen und mit Hrn. P. gerne glauben, „daß sie „Gelegenheit zur unordentlichen Erlernung der Wis„senschaften geben „; indässen können doch nicht allein die Anfänger, sondern auch die in dieser Wissenschaft bereits geübte, diese Schrift mit Nutzen lesen; Erstere, weil sie, bevor sie ein System zur Hand nehmen, alsdenn gleichsam von ferne unterrichtet werden, die Schwierigkeiten, welche sich selbst bey den Systemen finden, desto leichter zu überwinden und denenselben sicherer folgen können, als wenn sie völlig unerfahren und unbereitet sich denselben überlassen wollten, allein sie müssen sich dadurch anreizen lassen einen Führer zu suchen, der sie den richtigen Weg zeigen und führen kann: Letzteren, nemlich in der Chymie geübteren, wird das Lesen dieser Schrift die Erfahrungen in das Gedächtniß zurück führen und das Andenken derselben erneuren, sie wird sie die Annehmlichkeiten erinnern, die sie bereits erfahren; ja sie wird, da sich vieles beysammen findet, eben deswegen Gelegenheit geben, auf neue Gedanken, auf Verbesserung

nd Vermehrung zu kommen. Endlich können auch
ersonen diese Schrift lesen,, welche nie die Chymie
hörig erlernen und doch einige Kenntniß davon er
ngen wollen, sie werden dadurch Gelegenheit be
mmen, sich mehr um eine Wissenschaft zu beküm
ern, von welcher sie oft nichts als das System ab
ilt und die alsdann das System suchen, das sie
orher gescheuet. Wir haben uns hier mit Fleiß der
gnen Worte des Hrn. P. bedient, weil wir glauben,
m Ruhme dieser Schrift mit Warheit nichts schick
hers sagen zu können. Hr. P. aber hat dieser Schrift
cht den Titel eines Wörterbuchs geben wollen, weil
mehr als eine Erklärung der in der Chymie gebräuch
hen Wörter und Operationen ist, es werden viele
örper, als Alaun, Arsenic, Borax, Campher,
pießglas ꝛc. darinn beschrieben und zum Theil weit
uftig abgehandelt; mit einem Worte, was bis zur
erausgabe der Urschrift in der Chymie bekannt ge
esen, ist hier in einer alphabetischen Ordnung zusam
en gebracht, so daß Hr. P. mit Recht, der Ueber
zung den Titel: Allgemeine Begriffe der Chymie
geben. „Sind gleich„ heißt es in der Vorrede,
einige Sachen umständlich abgehandelt worden, so
sind doch die meisten so beschaffen, daß man sie noch
nicht für vollständig halten könnte, weil unter den
menschlichen Wissenschaften die Chymie diejenige
ist, welche fast täglich neue Zusätze und neue Ver
besserungen erhält,„ und darinn pflichten wir ihm
ollkommen bey, selbst die vom Hrn. P. hinzugefüg
n Anmerkungen bestätigen dieses. So sind wir z. E.
it der vortreflichen Abhandlung des Hrn. Meyers
on den lebendigen Kalch von dieser Materie schon nä
er unterrichtet als die Verfasser der Urschrift, und
r. P. hat nicht unterlassen, bey jeder Gelegenheit die
orzüglichsten Versuche des Hrn. Meyers anzuführen,
und

und dadurch den Text um sehr vieles erhellet. Ja selbst seit der Anmerkung des Hrn. P. die er S. 56 bey den feuerbeständigen vegetabilischen Alcali macht, sind wir durch die Versuche eines Marggrafs belehrt, daß würklich ein Alcali von Natur in den Pflanzen sey, und daß die in denselben gefundene Mittelsalze nicht dem vitriolisirten Weinstein und dem Salpeter ähnlich, sondern vollkommen mit diesen Salzen gleich sind, und ein vollkommnes vegetabilisches Alcali zum Grundtheil haben; jedoch dieses nur im Vorbeygehen.

Ausser der Vorrede des Hrn. Uebersetzers, findet sich noch eine zur französischen Ausgabe gehörige, in welcher von dem Ursprung und Fortgang der Chymie gehandelt wird, woselbst S. 24. u. s. w. den lieben Alchymisten der Text gelesen wird, die bey jetzigen aufgeklärten Zeiten gottlob so ziemlich ausgestorben sind; daran aber doch noch hie und da, einer im Dunkeln unter Schweiß und Kummer arbeitet, und einzig und allein von dem mächtigen Gedanken, noch einmal Gold zu erschaffen, kräftigst unterstützt wird.

Dieser erste Theil gehet im Französischen von dem Buchstab A. bis E. und, weil eine französisch-alphabetische Ordnung anders wie eine deutsche ist, so hat Hr. P. jeden Theil der Urschrift zu ein besonder Alphabet in der deutschen Uebersetzung gemacht, und wird am Ende des 3ten Theils ein Hauptregister über alle 3 Theile liefern. Hr. P. sieht selbst die Schwierigkeiten ein, die diese Einrichtung den Lesern verursachen wird; allein „man hätte über ein Jahr und „länger warten müssen, ehe alle 3 Theile erschienen „wären, da doch viele nach der Uebersetzung ein Ver„langen trugen.„ Jedoch die Wahrheit zu gestehen, hätten wir lieber so lange warten wollen, um sodann die Artickel, welche unter einen Buchstaben gehören, in einen Bande beysammen zu finden, als die-

ser Unbequemlichkeit, öfters 3 Bücher um einen Artickel nachzuschlagen, ausgesetzt zu seyn, zumal wir Deutsche im Grunde dabey nichts würden verlohren haben, indem sehr vieles in dieser Schrift aus deutschen Autoren genommen, welche uns bereits alle bekannt sind, oder doch bekannt seyn sollten; da indessen der Hauptsache hiedurch eben nicht viel abgeht, so müssen wir es so gelten lassen.

In diesem ersten Theil der Uebersetzung vorkommende Artickel haben uns die Wörter, Berlinerblau, Alaun, Crystallisation, Alcalisches Salz, Kalch, Kobald, Feinmachen, legiren, Salmiac, Säuren, Scheidung, Verwandschaft und einige andere, sehr wohl gefallen, man findet darinn von den mehresten alles, was man in einem Wörterbuch sagen kann. Es würde unsere Gränzen überschreiten alle Artickel durchzugehen, wir wollen uns damit begnügen, blos von der Verwandschaft und den Artickel Kobald etwas zu sagen.

Diese Materie (die Verwandschaft) wird hier ziemlich weitläuftig angeführt, sie verdient es aber auch, da sie in den mehresten chymischen Operationen der Grund von den Würkungen ist. Allein ist es je nöthig, daß wir bey der Erklärung der chymischen Operationen auf unserer Hut sind, so ist es bey dieser besonders nöthig. Wir nehmen z. E. die Verwandschaftstabellen des Geoffroi, oder die verbesserte vom Macquer an, und glauben nach derselben, daß die Verwandschaft der Vitriolsäure mit den alcalischen Salzen stärker und fester ist, als mit der Kalcherden, warum? weil letztere sich aus der Vitriolsäure mittelst der alcalischen Salze niederschlagen lassen. Allein, wie kommt es denn, daß wir durch veränderte Umstände diese Verwandschaft gerade umkehren können? indem eine in Salpetersäure aufgelöste Kalcherde eine Auflösung des vitriolisirten Weinsteins trennet, nemlich die Vitriol-

säure

säure verläßt das alcalische Salz und verbindet sich mit der Kalcherde zu einen Selenit. Bekannt ist die wechselsweise Niederschlagung des Eisens durch Kupfer, wie solches der Hr. Dir. Marggraf in dem ersten Theil seiner chymischen Schriften, S. 255. anführt. Fernes sehen wir die wechselsweise Austreibung der einen Säure durch die andere, da nach der Verwandschaftstabelle die Vitriolsäure, als die allerstärkste, alle andere Säuren von ihren alcalischen Grundtheil losmachen soll; woher kommt es aber, daß schwächere, als die Salpeter- und Salzsäuren, diese mächtigste Säure und zwar durch ganz gelinde Wege von ihrer alcalischen Basi losmachen können? unserer Meinung nach ist die Verwandschaft der zusammengesetzten Körper noch nicht auf festen Regeln gesetzt, denn eben diese Verwandschaft der Körper ändert sich je nachdem sie beschickt behandelt und in veränderten Umständen gesetzt werden; mit einen Wort, bey der Verwandschaft der Körper und deren Verbindung kommt viel auf die Aneignung (appropriatio) an, wovon uns Henkel sehr schöne Sachen gesagt und welchen Artickel wir in diesem ersten Theil gänzlich vermissen, denn weder Verbindung noch Verwandschaft drücken das Wort Appropriatio aus, und das französische Wort (Appropriation) An- oder Zueignung, hätte doch im ersten Theil mit vorkommen müssen. Wir wollen aber hiedurch keinesweges die Verwandschaft der Körper verwerfen, nein! wir wollen dadurch nur denen in der Chymie arbeitenden einen Wink geben, bey ihren Arbeiten nicht auf Hypothesen zu bauen, sondern die Erfahrung jederzeit zu Rathe zu ziehen. Wir kennen die mehresten Körper noch nicht, geschweige ihre Verhältnisse gegen einander, auch nicht die Art, wie wir solche aneignen oder zum verbinden geschickt machen (appropriiren) sollen, wir können also

unse-

unsere Theorie in die Chymie auf keine Weise erweitern, wenn sie nicht aufs genaueste von der Erfahrung unterstützt wird. S. 257. Der Artickel Kobald ist etwas unvollständig und die Beschreibung die davon gegeben wird, ist, wie Hr. P. auch angemerkt, nicht zureichend; uns wundert aber, daß Hr. P. dem Text hier nicht mit einigen Anmerkungen zu Hülfe gekommen ist, da wir doch in Deutschland mehr als in Frankreich mit dem Kobald bekannt sind. In der Urschrift heißt es; „man wird hier nur von derjenigen Kobalderde „reden, welche die metallische Materie enthält, deren „Erde in der Verglasung die blaue Farbe giebt.„ Besser unten aber heißt es, „alle (Kobalde) halten „Schwefel, viel Arsenic und eine halbmetallische „Substanz, davon die Erde ein Blau giebt.„ Wenn wir unter Kobald weiter nichts verstehen als diejenige Materie, die das Glas blau färbt, so ist der Arsenic und selbst der Kobaldkönig überflüßig. Wir haben im Saalfeldischen viele Kobalde, die nicht die geringste Spur Arsenic zeigen, auch nicht die geringste Speise oder Kobaldkönig geben, und doch das Glas fürtreflich blau färben. Dies färbende Wesen steckt also weder im Arsenic noch im Kobaldkönig, sondern in einer besondern Erde, die sich, wenigstens unsrer Erfahrung nach, so wenig wie das färbende Wesen in den Braunstein (Magnesia) zu einem Metall reduciren läßt. Und ohnerachtet Hr. P. in der Anmerkung S. 259. die Reduction des metallisch-färbenden Wesens aus der Schmalta anführt, wir auch seine Versuche gerne glauben, und ihm darinn willig beypflichten, daß er ein metallisches Korn aus der Schmalta erhalten hat; so ist doch dieses Metall nicht das färbende Wesen, sondern die noch in der Schmalta vorhandene Speise. Jedoch dieses erhaltene Korn, sagt Hr. P., hat das Glas wiederum schön blau gefärbt.

Auch

Auch dieses geben wir zu, da uns aus den Lehmannischen Versuchen in seiner Cadmiologie, davon wir Augenzeuge gewesen, bekannt ist, wie ungemein schwer es ist, das färbende Wesen von der Kobaldspeise zu scheiden, und daß diese Speise wohl einige 20mal mit frischen Glas-Satz geschmolzen werden kann, ehe sie alles färbende fahren läßt. So denn aber ist sie ein vollkommen reiner Kobaldkönig, der von seinem Wesen durch vieles Schmelzen nichts verlohren, nun aber nicht mehr färbt, folglich auch gleich Anfangs nichts zum Färben beygetragen hat. Wir würden hier noch von einigen Artickeln reden; allein da wir glauben, daß dieses Buch gewiß von den mehresten Liebhabern der Chymie wird gelesen werden, so mag es dabey bewenden, vielleicht, daß wir uns in den folgenden Theilen noch mehr in das Speciellere einiger Artickel einlassen.

Nur noch etwas von den Anmerkungen: Ohnstreitig verdient Hr. P. dieserwegen das gebührende Lob und von den mehresten kann man sagen, daß sie gehörig angebracht sind und an vielen Stellen das Original mehr erkläret und öfters verbessert haben. Allein doch einige hätten wegbleiben oder wenigstens anders eingerichtet werden können. So heißt es S. 76. „daß die blaue Farbe des durch Arsenic erhaltenen Salpetersauren, dem Arsenic nicht eigen wäre,„ da es doch bekannt, daß die Bläue eines solchen Salpetersauren von der grünen, keinesweges aber blauen, Farbe, wenn nemlich die starke Salpetersäure mit Wasser nach gehörigen Graden vermischt wird, sehr verschieden ist. S. 166. redet das Original von Veränderung der Salzcrystallen, durch Beraubung des ihnen zur Crystallisation nöthigen Wassers. In der Anmerkung heißt es, „jedoch leidet das Kochsalz eine merkliche „Veränderung, wenn man ihm das Wasser zu seiner

„Crystallisation gänzlich benimmt.„ Unsern Gedanken nach leidet es nicht mehrere Veränderung als andere Salze; es knackert, (decrepitirt) verliehret in etwas seine würfliche Figur, indem die größten Würfel zerspringen und wird alsdann, wie alle Salze, undurchsichtig. Ueberdem sagt Hr. P. auch nicht worinn die Veränderung besteht. S. 203. Die daselbst befindliche Anmerkung gehört da gar nicht hin. Im Original ist nicht die Rede von der Sympatetischen Dinte, so aus den Wismutherzt, oder eigentlich zu reden aus den beym Wismutherzt befindlichen Kobald bereitet wird; sondern von der Dinte, da metallische Auflösungen vermittelst des Schwefeldampfs angeschwärzt werden, obwol Hr. P. übrigens in der Sache selbst ganz recht hat. S. 265. Wird im Original eine gute Art das Königswasser zu bereiten, angegeben. Hr. P. räth eine andere Art an, die würklich nicht so gut ist. S. 271. glaubt Hr. P., daß ausser den acido pingui nichts vom salinischen Wesen in der Kohle befindlich wäre; wo kommt aber das alcalische Salz her, welches man aus der Asche der Kohlen erhält? freylich ist es sehr darinn versteckt, und ohnerachtet es ausser den Verbrennen wohl nicht darzustellen, so ist es doch da. Oder wenn Hr. P. auch nach der neumannischen Theorie annimmt, dieses alcalische Salz werde erst durch das Verbrennen dargestellt, so müssen doch die Grundtheile des alcalischen Salzes, und folglich muß dasselbe, wo nicht formaliter doch materialiter in den Kohlen enthalten gewesen seyn. S. 439. sagt Hr. P., „daß die Kraft des Zinnobers zum innerlichen Gebrauch noch nicht bestimmt sey„, allein Cartheuser in seinen fundamentis materiæ medicæ edit. nov. Tom. II. pag. 577. seqq. und Tralles in seinen Examin. absorb. rigoros. pag. 81. haben dessen Kraft genau genug bestimmt und ihn für unkräftig

in

in der Medicin erkannt. An andern Stellen hätten wir gerne Anmerkungen von Hrn. P. gelesen. Als S. 205. steht in der Urschrift, daß man vermittelst des Königswassers aus der Schmalta eine sympathetische Dinte machen könnte, welches doch nimmermehr angeht, da das blaue Farbewesen, sobald es verglaset ist, nicht weiter von Säuren angegriffen wird. Da wir nun aus der Anmerkung S. 259. urtheilen, daß Hr. P. viele Versuche mit der Schmalta angestellt, so wundern wir uns billig, daß er hiezu stille geschwiegen. Allein wir glauben hier einen kleinen Fehler in der Uebersetzung wahrzunehmen; in den Original heißt es, il suffit pour cela de prendre du saffre &c. unter Saffra und Schmalta ist ein Unterschied, wie dieses auch Hr. Pörner S. 89. selbst, in der Anmerkung angeführt, und aus der Saffra eine sympathetische Tinte zu bereiten, geht noch wohl an, ohnerachtet dieser Weg noch immer beschwerlicher, wie der gewöhnliche, ist. Jedoch, alles was wir von den Anmerkungen gesagt, schreiben wir mehr der Eilfertigkeit des Verlegers, als des Hrn. P. zu, indem die Eilfertigkeit der mehresten dieser Herren bey Herannahung der Messen bekannt ist. Sonst trauen wir es den Hrn. P. der sich schon durch andere Schriften rühmlichst gezeigt, vollkommen zu, er würde noch viele Anmerkungen hinzugefügt, und auch einige besser ausgearbeitet haben. Was die Uebersetzung selbst betrift, so haben wir solche mit den Original verglichen, getreu und richtig befunden, wobey uns der Wunsch einfällt, daß die Verleger ihre Uebersetzungen, (weil doch einmal nach Rath und Willen der Verlegere alles übersetzt werden muß,) jederzeit, wie hier, solchen Leuten anvertrauen möchten, die ausser der Sprache auch der Sache selbst bestens kundig wären.

K.

V.

C. Plinii Secundi Historiæ naturalis libri XXXVII. accedit Chrestomathia indicibus aliquot copiosissimis exposita curante *I. P. Millero*, T. I. - V. Berlin 1766. Auf Kosten der Haute und Sperischen Buchhandlung.

Herr R. Miller hat sich durch seine Handausgaben der alten Schriftsteller in der angeführten Buchhandlung ein Verdienst um unsre Landsleute erworben; und auch dieses ist kein geringes, daß er den Plinius, diesen so vernachläßigten Schriftsteller und der doch den Verlust aller der übrigen lateinischen Schriftsteller ersetzen könnte, durch diese Ausgabe hoffentlich der Jugend, und man darf sagen den Gelehrten selbst, mehr in die Hände geliefert hat. Der Text ist sauber, nach Maaße der übrigen Millerischen Ausgaben, abgedruckt; Er füllt die ersten drey Bände aus, ausser daß noch am Ende aus der Harduinischen Ausgabe das Verzeichnis der von Harduin veränderten Lesarten, mit den Lesarten der vorhergehende Ausgaben, angehänget ist. Den Vierten und fünften Band nimmt die Chrestomathie ein, welche dem Herausgeber viel Mühe gekostet haben muß, aber gleichwol dem Begriff keine Genüge thut, den man sich von einer plinianischen Chrestomathie machen könnte. Sie begreifft einige Indices. Der erste ist Bibliotheca Pliniana, ein Verzeichnis der von Plinius angeführten Schriftsteller; 2. Index Geographicus; 3. nomina propria numinum, virorum, feminarum &c. 4. Index rerum ac sententiarum. Ein gut ausgearbeitetes plinianisches Wörterbuch würde ein vortrefliches Dictionnaire encyclopedique

que seyn. Man müßte von einer Sache die Hauptstelle vorausschicken; dann folgten alle aus einzelnen Stellen, auch wo der Sache beyläufig gedacht ist, aufgesuchte und in einen überdachten methodischen Folge angeführte Attribute und Determinationen derselben Sache, mit allen den historischen Umständen, den pracktischen Bemerkungen, dem Gebrauch s. w. — So wie sie beschaffen sind, diese Indices, sind immer noch eine nützliche und brauchbare Arbeit. Der Verf. hat sich freylich sehr viel bey Erklärung bekannter Sachen aufgehalten; ob wir gleich für verschiedene gute Anmerkungen nicht unerkenntlich seyn wollen; Aber schwerlich lassen sich doch unter Lesern des Plinius Anfänger in der Litteratur denken.

Eine methodische Stellung und Ordnung der unter jedem Artickel ausgezeichneten Sachen und Stellen vermißt man ganz. Wie viel hätten nicht so viele reiche Artickel als: Natura, Tellus, Ovum, Sidus s. f. durch eine gute Anordnung gewinnen können! Selbst zum bessern Verständnis des Plinius hätte dieses gar vieles beygetragen. — Die Latinität müßte entweder ganz für einen Index gespart oder um vieles vollständiger beygebracht werden; und ein solcher Index, philosophisch von einem der lateinischen Critick kundigen Kopfe gedacht, nicht blos geschrieben, wäre ein so nützliches Werk als wenig andre, selbst in sofern es das Lesen des Plinius gar sehr erleichtern würde. — Einige müßige Artickel würden in einem solchen Index wegbleiben; Wozu z. E. der Artickel Rex, mit allem was darunter verzeichnet ist? Wer wird *Rex Pyrrhus* s. f. aufsuchen. Auch das würde zu wünschen seyn, daß nicht die Seiten, sondern das Buch, Kapitel und Abschnitt angeführt wäre. Wiewohl zu wünschen wäre, daß die Ausgaben des Plinius nicht durch so ungereimte Abtheilungen verstellt wären. Wie beschwerlich wird das Nachschlagen z. E. im 35 B. 36 K.? A.

VI.

Lehrbuch der schönen Wissenschaften, insonderheit der Prose und Poesie, von Johann Gotthelf Lindner, ord. Prof. der Poesie zu Königsberg. — Königsb. und Leipz. bey Kanter. Erster Theil 1767. Zweyter Theil 1768. in klein 8.

Dem Verf. dieses Buchs sagen wir gewiß keine Neuigkeit, wenn wir ihm die Versicherung geben, daß er sich durch dasselbe dem Publikum wenig empfohlen habe. Dies muß er schon aus verschiednen öffentlichen Urtheilen wissen, die für ihn eben nicht günstig, vielleicht zwar härter ausgefallen sind, als man einem Manne begegnen sollte, dem ein bittrer Spott seines Amts wegen doppelt nachtheilig werden kann. Aber desto behutsamer und zurückhaltender sollten diese Herren seyn, vor der Welt als Schriftsteller aufzutreten. Auch wir können dem V. wenig Lobsprüche ertheilen, wenn gleich unser Urtheil von allen Nebenabsichten der Partheylichkeit entfernt, und von dem Kitzel ganz frey ist, einen sehr feilen Witz auf Kosten des armen Schriftstellers spielen zu lassen.

Der ganze Plan, den sich der Verf. gemacht hat, ist nicht so, wie wir ihn von einem Lehrbuche wünschten, welches die Grundlage zu Vorlesungen, und jungen Leuten eine Anleitung zur schönen Litteratur werden soll. In dem ersten Theile, welcher die Theorie enthält, ist Poetick und Rhetorick auf eine sonderbare Art untereinander geworfen, und wir sehen nicht, warum der Verf. itzt von der Redekunst insbesondre, dann von der Poesie insbesondre, dann wieder von dem Aeusserlichen der prosaischen Beredsamkeit, und vom

In-

Innerlichen derselben, itzt besonders vom Briefstyle, darauf wieder vom Aeusserlichen und Innerlichen der Poesie, und abermal von der Prose, und den verschiednen Arten von Reden, wiederum von verschiednen Arten der Gedichte redet. Eine eben so bunte Ordnung ist in dem practischen Theile. Heißt das nicht jeden Augenblick den Faden zuschneiden, um ihn wieder anzuknüpfen. Und dies Wiederanknüpfen ist doch immer sehr unangenehm. Es hat auch gewiß unsern V. zu den öftern Wiederholungen gebracht, und seinem ganzen Buche das unschickliche Unebenmaaß gegeben, wodurch es so sehr entstellt wird.

Wir haben seit kurzem, dem Scheine nach, viele Anleitungen und Theorien der schönen Litteratur erhalten. Eine Theorie, ein Lehrbuch, eine Compilation über die andere! Aber wo ist die gute Anweisung, die man wählen könnte, junge Leute mit der schönen Litteratur auf eine gründliche Art, theoretisch, practisch und historisch bekannt zu machen? denn alle diese Eigenschaften würden wir von einem guten Lehrbuche fodern. Unsrer Meynung nach würde ein Werk dieser Art am bequemsten in drey Theile getheilt. Der erste begriffe die schönen Wissenschaften, und enthielte eine vollständige Poetick und Rhetorick, zugleich auch eine Anleitung zur Geschichte und Bücherkenntnis in denselben; der zweyte beträfe die schönen Künste, und trüge die Regeln und die Geschichte der Musick, Mahlerey, Bildhauerey u. s. f. vor; den dritten würden wir Aesthetick überschreiben, und in demselben die Regeln und Grundsätze des Geschmacks und des Schönen im allgemeinen vortragen, die nun dem Lehrlinge am begreiflichsten seyn würden, der schon daran gewöhnt wäre, sie in der Poesie, Beredsamkeit und den schönen Künsten angewandt zu sehen. Aus dieser Ursache würden wir die allgemeinen ästhetischen Regeln,

 nicht,

nicht, wie es gewöhnlich geschieht, zuerst und die Grundlagen des practischen Theils, vortragen, und wir glauben, die Methode wäre fruchtbarer.

Die Ordnung ist also wohl die Eigenschaft nicht, wodurch sich das Buch unsers Verfassers empfehlen könnte. Vielleicht hat er aber durch einen guten, leichten Vortrag die Leser in Stand gesetzt, diesem Mangel leicht abzuhelfen? Hier sieht es noch schlimmer für den Verfasser aus, und wider die Vorwürfe, die man seinem unordentlichen und verworrenen Vortrage gemacht hat, wüßten wir ihn am wenigsten zu retten. Wir dürften nur irgend ein Kapitel von einem Paragraphen zum andern durchgehen, um die seltsamen Sprünge zu zeigen, die der Verf. wie auf einer verwilderten Haide, thut, die sonderbaren Digreßionen von einer Materie zur andern. Ausserdem hat er allen möglichen Stoff in den Anmerkungen gegeben, den ein Lehrer nach dem gewöhnlichen Leisten nur wünschen kann, um seine Zuhörer fein lange aufzuhalten, und von einem Felde der Wissenschaft ins andre, und abermals in ein andres hinüber, und halsbrechend wieder zurück zu springen, um auch beyläufig seine Künste zu zeigen. So redet der Verf. S. 21. vom Ursprunge der schönen Künste, und schlägt in der Anmerkung dem Lehrer vor, bey dieser Gelegenheit auch etwas vom Mysticismus, von den Gemählden der Papisten, von Legenden, u. a. dergl. zu reden. Er selbst geht ihm allemal mit dem besten Beyspiele vor; denn er selbst hat schon in eben dieser Anmerkung von Puppen, Schauspielen, Gladiatoren, Thiergefechten und großen Wetten der Engländer, den Stierkämpfen der Spanier, von Luftsprüngen, Blutgerüsten, dem Grabe des heil. Paris, dem Paradiese der Chiliasten, vom Descartes und Leibnitz, u. a. dergl. geredet. — Junge Leute beym Unterrich-

richte in der Literatur an Schulkenntnisse zurück zu erinnern, kann zuweilen ganz gut seyn; aber dem Verf. eines Lehrbuchs ist es kaum zu verzeihen, wenn er den Satz, daß die schönen Künste einen Gegenstand haben (S. 97.) durch ein Gleichniß von den neun Musen erläutert, die alle Töchter des Jupiters und der Mnemosyne waren, und nun diesen ganzen Paragraphen mit einer Herzählung dieser neun Musen und ihrer Attribute anfüllt, und dann noch in einer besondern Anmerkung den Unterschied des Namens Thalia nach der Quantität der mittlern Sylbe bemerkt. — Eben so sonderbar kömmt uns S. 136. der Paragraph vom ästhetischen Horizont vor. Das Tropische hätte überhaupt in diesem Werke sehr gespart werden müssen, da es ein Lehrbuch ist. — S. 146. wo von der moralischen Größe und der ästhetischen Würde der Gedanken geredet wird, verweilt er sich da, wo er sich, eben wegen der ästhetischen Würde eines Lehrbuchs, nicht hätte verweilen sollen. Man kann es ihm unmöglich zum Verdienste anrechnen, daß er junge Leute auf die anstößigen Stellen im Horaz recht emsig aufmerksam macht, und dann den Horaz als einen Heiden in der Anmerkung entschuldigt, und zum Ueberflusse seine Schüler mit einem Johannes Sekundus, Günthern und Bessern, und sogar mit den cubiculis speculatis im Leben des Horaz, mit den heillosen Spielwerken beym Punsch, der Pucelle, und dem Candide bekannt macht. Die Wendung ist freylich meisterhaft, wenn er sagt, daß er von diesen schweigt. — Wir könnten noch eine Menge von dergleichen unnützen Digreßionen anführen, die noch weit unleidlicher sind; denn fast in jedem Paragraphen

> Purpureus late qui splendeat unus et alter
> Assuitur pannus.

Beyläufig bemerken wir noch, daß der Druck dieses Buchs nicht wenig Uebelstand und Verwirrung fürs Auge macht, indem Text und Anmerkungen mit einerley Schrift gedruckt sind.

Die Schreibart des Verf. ist nichts weniger, als dogmatisch; durchgehends herrscht eine Affecktation, die leider zum Verderbnisse unsrer Sprache immer mehr einreißt, sehr häufig ein übel angebrachter Schmuck, und selbst da redet der Verf. oft verblümt, wo er erläutern und erklären will. Im zweyten Theile hat der Verf. sich hierinn etwas mehr zu mäßigen gesucht, aber noch lange nicht so, wie wir es wünschten; und seine Herumschweifungen sind auch hier eben dieselben. Der Styl hat körnicht, und oft witzig werden sollen; aber das wird er wahrhaftig nicht durch dergleichen übel verstreute Blümchen, durch biblische Anspielungen, u. dergl. z. B. S. 113. wo er von gekünstelten Gedanken redet: „So geht es witzelnden Schrifstellern; und geschieht dies am grünen Holz, was „wird am dürren werden?„ Das schlimmste ist, daß der V. auch da, wo er Muster der Schreibart geben will, zuweilen sehr tadelnswürdig ist. So empfiehlt er Th. 2. S. 141. die Version aus der Poesie in Prose als eine nützliche Uebung, und giebt ein Beyspiel aus dem Hagedorn, das ihm sehr mißlungen ist. Wer würde es nicht seinem Schüler durchstreichen, wenn er ihn, wie der Verf. thut, den Vers:

Prüft auch der Thor der Wahrheit ew'ge Sätze?

so umschriebe: „O die Thoren! verstehen sie wohl, daß die Wahrheit allein ewige Sätze habe?„

Was den Innhalt dieses Buchs selbst betrifft, so würde der Verf. freylich ziemlich so wie mancher anderer Theorienschreiber blos stehen, wenn er die Federn Baumgartens, Meiers, Homens, und andrer

ver-

verliehen sollte; indeß finden wir eben keinen Beruf bey uns, ihm dieselben auszurupfen. Eben so wenig wollen wir uns die undankbare Mühe geben, alle die Unrichtigkeiten aufzutreiben, welche uns beym Durchlesen häufig vorgekommen sind. Die Eintheilung der Künste und deren Erklärung S. 16, ist schon von andern, und zwar mit Recht, getadelt worden. Eben so mangelhaft ist die Erklärung des Genies S. 24. Homens Grundsatz der schönen Künste und Wissenschaften wird S. 88. ff. schlecht aus einander gesetzt, und der volle, gesunde Körper wird hier das dürreste Skelet. Was S. 118. vom Gebrauche der heidnischen Mythologie gesagt wird, ist noch seichteres Geschwätze, als das Klotzische in den Homerischen Briefen. Die Fabel wird S. 124. durch ein, im engern Sinn genommen, erdichtetes Beyspiel — ohne Zweifel sehr meisterhaft! — erklärt. Auch giebt der Verf. der gewöhnlichen Eintheilung derselben in einfache und zusammengesetzte S. 126. einen ganz neuen Nebenbegriff, da er durch jene die äsopische Fabel zu verstehen scheint, und zu der letztern Art ein Lust- oder Trauerspiel rechnet.

Die häufigen Nachläßigkeiten wollen wir unserm Verf. bey allen diesen Mängeln seines Buchs, nicht hoch anrechnen. Nichts kann z. B. mangelhafter und weniger gewählt seyn, als sein Verzeichnis der Mahler und Kupferstecher S. 20. wo Wernigeroth, Sysang und Fritsch einen Zingg, Eisen und Bause, oder noch bessere Ausländer verdrängt haben. Das Verzeichnis von Büchern, die über die schönen Wissenschaften nachzulesen sind (S. 21.) ist ein seltsames Gemische, so wie das, was man S. 98. findet. Hier, und durchgehends, ist so viel Ueberflüßiges, so viel Unordentliches, daß wir dem Verf. rathen müssen, sein ganzes Buch umzuarbeiten, die eine Hälfte zu än-

dern, und die andere gar wegzunehmen, wenn er die Befriedigung wünscht, ein brauchbares und gemeinnützliges Buch geliefert zu haben. N.

VII.

Philippi Henrici Seyberthi, I. V. Doctoris in Georgia Augusta de reditu annuo præsertim vitali tontina et fiscis viduarum impensis Andreæis 1767. 17 Bogen in Quart.

Weil der Verfasser gerne bestimmt von den Leibrenten handlen will; so beschreibt er die Verjährung, die Zusprache des Richters, den letzten Willen und die Verträge als Mittel dieselbe zu erwerben, schränkt sich aber hauptsächlich auf denjenigen Contrakt ein, wo gegen Erlegung einer gewissen Summe Leibrenten versprochen werden. Die heilige Geschichte und selbst das römische Gesetzbuch, zeigen schon einige Spuren von diesem Vertrag, der durch das Klosterleben und den ehemaligen Irthum von den Zinsen üblicher geworden, in neueren Zeiten aber erst seine gehörige Form erhalten hat. Der Hr. Doctor betrachtet diesen Leibrenten-Contrakt als ein Darlehn, in welchem der Gläubiger, falls er vor dem völligen Genuß seines Capitals sterben sollte, auf die Ersetzung des übrigen Verzicht leistet, der Schuldner aber auch dargegen die Renten fortzuzahlen verspricht, wenn jener gleich das gehoffte Lebensziel übersteigt. Durch diese Erklärung wird die Bestimmung des Capitals und der Renten leicht, und es folgen daher sichere Gründe, das Verhältniß zwischen beyden Stücken genau abzumessen. Der Einwurf, daß dieser Contrakt dem Gewerbe und der Bevölkerung schade,

wird

wird dadurch gehoben, daß man nicht allen ohne Unterschied verstatten sollte, sich Leibrenten zu erkaufen. So wäre es billig, keine andere Männer in die Witthen-Verpflegschaft aufzunehmen, als deren Amt es unmöglich macht, nach ihrem Tode viel zu hinterlassen. Die genauere Betrachtung der contrahirenden Theile, führt den Verf. auf die Frage: ob auch Privatpersonen die Befugniß haben, einfache und zusammengesetzte Tontinen, Witthen-Cassen und Lotterien von Leibrenten zu errichten? Er bejahet sie mit Widerlegung der gegenseitigen Gründe des Hrn. von Bielefeld: Daß auch Unterthanen genöthigt werden können, sich Leibrenten zu erkaufen, ein Nachfolger in die Landesregierung mit deren Auszahlung fortzufahren, verbunden sey, wird unter den gehörigen Bestimmungen erwiesen. Die Größe des Capitals, welche man für eine jährliche Summe zahlen muß, richtet sich nach dem wahrscheinlichen Lebensziel eines Menschen. Der Verf. entwickelt daher alle Gesetze, welche dieses anzugeben scheinen, verwirft sie aber aus Gründen und sucht alles durch die neuern Beobachtungen auszumachen. Ausser der vollständigen Geschichte von dem Tabellenwerk, zeigt er die bequemste Art an, sie zu verfertigen, mit einander zu vergleichen, und erklärt fünf Regeln, die mittlere Zahlen mit der größten Behutsamkeit zu finden. Das Maas der Sterblichkeit, der Ehen, der Fruchtbarkeit, die allmählige Erlöschung einer gewissen Anzahl zugleich gebohrner Menschen und andere hieher gehörige Verhältniße, werden auf allgemeine Formeln gebracht, und die daraus abfliessende Fragen durch leichte Berechnungen beantwortet. Insbesondere zeigt der Verf. einen bequemen Weg, das mittlere Alter der Menschen zu bestimmen, prüft die Methoden des Halleys und Deparcieux und giebt ihren Unterschied an. Am Ende dieser physischen Betrachtungen,

gen, werden die Grade der Wahrscheinlichkeit festgesetzt, wobey die Cautel merkwürdig ist; daß die gefundene Hypothesen, welche die Mittelstraße zwischen dem Größten und Kleinsten anzeigen, nie auf einen oder wenige Menschen; sondern allezeit auf eine beträchtliche Anzahl derselben angewandt werden müssen. Hierauf folgt die mathematische Untersuchung der Zeitrenten, (Annuities) in dreyzehn Aufgaben, worunter die Lehre von dem Interusurio nebst vielen andern juristischen Fragen, die sich aus eben den Gründen herleiten lassen, begriffen ist: Endlich kommt man auf die bloße Leibrenten, wo Eulers Formeln verbessert werden, auf die einfache und zusammengesetzte Tontinen, Lotterien von Leibrenten und lehrt überall die Größe des Capitals und der jährlich auszuzahlenden Summe finden. Möchten doch die geheimnisvolle, entweder unwissende oder boshaften Directors der wohlthätigen Gesellschaft zu Hanau lesen, was hier wider ihre Einrichtung erinnert wird. Leibrenten, die auf etlicher Personen Leben gesetzt sind, die nach einer bestimmten oder durch einen Zufall erst zu bestimmenden Zeit anfangen, sind Gegenstände, für welche kurze Gleichungen gefunden werden. Was die Wittwen-Cassen insbesondere anbetrifft; so zeigt der Verf. die irrige Hypothesen, worauf bisher gebauet worden, bestimmt aber auch eine neue Formel, deren Anlage diese ist, daß die Anzahl der am Ende eines jeden Jahrs zu ernährenden Wittwen und der noch beytragenden Ehemänner nach den wahrscheinlichsten Regeln gefunden, und daraus die Größe des Capitals und der jährlichen Beyträge entdeckt wird. Bey der Vergleichung aller abgehandelten Renten giebt unser Verf. der Tontine in vielen Stücken den Vorzug und schlägt daher auch eine Wittwen-Verpflegschaft in Form einer Tontine vor. Nemlich Ehemänner und Weiber von gleicher Anzahl und beynahe

von

von gleichem Alter kommen in eine Classe; die Renten der Absterbenden wachsen nicht den noch verheyratheten, sondern den würklichen Wittwen so lange zu, als sie ihren Stand nicht ändern. Hieraus entstehet der Vortheil, daß jeder Mann sein ausgelegtes Geld so gleich bey Lebzeiten nützt, der Wittwengehalt aber, so wie die Dürftigkeit zunimmt, auch immer grösser wird. Die Rechtsmittel, so aus dem Leibrenten-Contract entspringen, die Nullität und Aufhebung desselben, die Auseinandersetzung und Befriedigung beyder Theile, wenn dies letzte geschieht, machen den Schluß der ganzen Abhandlung. Um nun auch denjenigen zu Hülfe zu kommen, welche keine analytische Rechnungen übersehen können, hat der Verf. eilf Tabellen beygefügt, deren Gebrauch schon aus den Aufschriften klar ist.

F.*

VIII.

Erich Pontoppidans, D. gewesenen Prokanzlers der Universität zu Kopenhagen, dänischer Atlas, oder Beschreibung des Königreichs Dännemark, nach seiner politischen und physikalischen Beschaffenheit. Mit Landkarten und andern Kupferstichen versehen. Aus dem dänischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Joh. Adolph Scheiben, Königl. dänischem Kapellmeister. Erster Band, erster Theil. Kopenhagen und Hamburg, 1766. in 4. und erster Band, zweyter Theil, 1767.

Als der Verfasser dem höchstsel. Könige seine im Jahre 1760. herausgekommenen Origines Hafnienses überreichte, wünschte der Monarch eine ausführliche historische und chorographische Beschrei-

schreibung aller dänischen Provinzen und Städte überhaupt ausgearbeitet zu sehen. Diese Arbeit übernahm der Prokanzler, und erhielt dazu viele Unterstützungen. Anfänglich gedachte er sein Theatrum Daniae zum Grunde zu legen, aber die Menge der Materien wuchs so stark an, daß er nach einem neuen Plane arbeiten mußte. Dieser ist nun folgender. Die Beschreibung und Geschichte der Einwohner Dännemarks in den ältesten, mittlern und neuern Zeiten macht das erste Buch aus; die Naturgeschichte des Landes das zweyte, und aus diesem beyden besteht der erste Theil des ganzen Werks. Die ausführlichen Beschreibungen der einzelnen Provinzen, Stifte, Aemter, Kirchspiele, Städte, Flecken, Dörfer und adlicher Güther machen die folgenden Theile aus, die auch dasjenige nachholen, was in dem ersten nicht wohl hat berühret werden können. Das ganze Werk sollte aus vier Theilen bestehn. Schon im Jahre 1763. kam der erste, und 1764. der zweyte heraus, aber in eben dem Jahre starb der Verfasser den 20. December. Wie wir hören, hat der Etatsrath Hans von Hoffmann der Schwager des V. die nachgelassenen Papiere desselben zu sich genommen, und die weitere Ausarbeitung und Vollendung des Werks versprochen.

Ueberhaupt zu urtheilen, findet man in den beyden Theilen, die wir dänisch und deutsch vor uns haben, wenig neues, sondern meistentheils nur Auszüge aus schon gedruckten Schriften, die jedoch allemal, und vornemlich umständlich in der Vorrede, angezeigt sind. Die Beschreibungen der Kunstwerke z. B. der Gebäude, Gärten und dergl. auch selbst der Naturwerke, wenn sie nicht von fremder Feder beschrieben sind, sind sehr unvollständig, und zeigen, daß der sonst sehr verdiente und fleißige V. in der That nur eine geringe Kenntniß von der Naturgeschichte, Natur-

turlehre, Mathematick und Kunstgeschichte besessen hat; wiewol es auch löblich ist, daß er diese Mängel durch andere Personen zu ersetzen, und sich selbst im Alter noch nach dem systematischen Geschmack in der Naturgeschichte zu bequemen gesucht hat. Manche Materien, die man hier vermuthen könnte, vermisset man ganz. Z. B. Nachricht vom Staatsrechte, vom Adel, dem einländischen und ausländischen Handel, von den Einkünften und Ausgaben des Reichs u. d.

Aus dem ersten Theile wollen wir folgende Bemerkungen auszeichnen. Nach einigen Muthmaßungen vom Ursprunge des Namens Dännemark, kömmt der V. auf die ältesten Einwohner des Reichs und hält es, welches in unsern Zeiten zu altmodig ist, für erweislich genug, daß die nordischen Länder, so wie viele andere europäische, nicht sehr lang nach der Sündfluth von den Nachkommen der Söhne Japhets, bevölkert worden. Außer der Stelle 1 Mos. X, 3. findet man hier nichts zum Beweise angeführt. Bey der kurzen Nachricht von dem ältesten Handel ist des Etatsraths Suhms Abhandlung gebraucht. Außer dem Tausche der Waaren bediente man sich auch auswärtiger Silber- und Goldmünzen, sonderlich der engländischen. Aus England sind auch die ersten Münzmeister nach Dännemark gekommen, und zwar nach dem Jahre 1000. als beyde Reiche unter gemeinschaftlicher Regierung standen; insonderheit in den Zeiten Canuts des Großen und Haarde Canuts, von deren Silbergelde noch Stücke gefunden werden, die in der Größe einem lübschen Schillinge gleich kommen. Einige findet man hier abgezeichnet. Selten entdeckt man darauf einen deutlichen Namen, niemals eine Jahrzahl, gemeiniglich nur einen Buchstaben, eine Krone, ein Kreutz, einen Stern, oder dergleichen etwas. Die bekannten goldenen Hörner hält der V.

für

für cimbrische Heiligthümer, die bey dem heydnischen Opferdienste gebraucht worden, und gesteht es, daß auch er lange Zeit vergebens über die Erklärung der auf ihnen befindlichen Umschriften zugebracht habe. Bey der grossen Belesenheit des V. scheint ihm doch die Abhandlung von dem 1639. gefundenen Horne, die im 52 St. der hannöver. gel. Anzeigen 1751. steht, unbekannt gewesen zu seyn; wenigstens finden wir sie hier nicht genannt. Die heydnische Kindertaufe hatte er im ersten Theile seiner Kirchengeschichte, als einen Beweis angegeben, daß schon im ersten Jahrhundert die christliche Religion in Dännemark bekannt geworden sey. Hier widerruft er diese Meynung, und führt aus dem Runenkapiteln, die dem isländischen Buche Havamaal angehenket sind, an, daß die neugebohrnen Kinder mit Wasser begossen worden, um sie gegen Schwerdt und Pfeil zu härten. S. 68. sind artige Nachrichten von den Alterthümern, die in dem Begräbnißhügeln, welche der V. die ältesten nordischen Archive nennet, gefunden worden, und wir vermissen ungern das dazu gehörige Kupfer in der Uebersetzung. Woher haben doch die alten nordischen Völker so vieles Gold erhalten? Haben sie es alle von ihren Streifereyen zu Hause gebracht? Diese Frage fiel uns ehemals auf der Kopenhagner Kunstkammer ein, und bedauren, daß sie nicht auch dem Verf. aufgestossen ist. Von Kupfer findet man Geräthschaften, die noch zum Schneiden dienen könnten, und der Verf. meynt, sie müßten die Kunst, es zu härten verstanden haben. An einem gefundenen Spieße sieht man, daß man selbst in den Zeiten des Heydenthums gewußt hat, Silber als Zierrathen in Eisen einzuschmelzen. Mit grosser Befremdung finden wir Worte der Ausländer eingerückt, wo der Verf. selbst von der äusserlichen Gestalt, Grösse und Farbe der Dänen Nachricht geben sollte, und noch

dazu Worte aus Hallens Thiergeschichte, den der V. den grossen *Physicum* Häller, aber der Uebersetzer doch Halle nennet, und den wohl in Deutschland kein Naturkündiger bey ähnlichen Fällen anführen möchte. Von dem moralischen Charakter heißt es hier: „Wir „Dänen kommen in Ansehung des Temperaments „am meisten mit den Holländern überein. — Das „Phlegma macht uns nicht ganz so munter und feu„rig, wie die Franzosen und Deutschen, zugleich aber „giebt es uns mehr Dauer und Beständigkeit in un„sern Gedanken und Unternehmungen. Wir kommen „etwas später von Flecke, aber desto bedachtsamer „und nachdrücklicher, und wenn wir nur erst recht in „Bewegung gesetzt sind, wir auch zuweilen einigemal „Lehrgeld gegeben haben, oder auf andere Art ange„reitzet und aufgemuntert sind, so führen wir unsere „Sachen, mit weit mehr Ordnung und Beständigkeit „aus, als einige andere. —. Fleischesser sind die Dä„nen eben wie die Engländer, weit mehr als die Deut„schen und Franzosen, und zwar in solchem Grade, „daß wenn sich diese mit Rüben, Wurzeln und an„dern Gartengewächsen behelfen, und nur Sonntags „und Festtags Fleisch und Speck geniessen, so speiset „der dänische Bauer einige Tage in der Woche sein „gewöhnliches Suel; daher ist auch die körperliche „Kraft der dänischen Arbeiter länger im Stande, eine „harte Arbeit auszuhalten, wenn sie nur sonst so gute „Lust, als Kräfte dazu hätten.„ Die Anzahl der Einwohner Dännemarks giebt der Verf. auch hier eben so an, wie ehemals unter dem angenommenen Namen Eutropius Philadelphus in der ökonomischen Balance. Alle Dänischen Unterthanen in ganz Europa schätzet er auf drittehalb Millionen, und ihre Anzahl im Reiche selbst auf eilf hundert tausend. In der kurzen Geschichte der Dänischen Könige wird wohl

die umständlichere Lebensbeschreibung Friedrichs IV. das beträchtlichste seyn, und diese schließet das erste Buch des ersten Theils. Von dem zweyten Buche, welches die Naturgeschichte enthält, ist dieselbige Uebersetzung auch unter einem besondern Titel bey demselbigen Verleger abgedruckt worden, so, daß nur blos die Seitenzahlen verändert worden. Der Titel ist: Pontoppidans kurzgefaßte Nachricht die Naturhistorie in Dännemark betreffend. Kopenh. und Hamb. 1765. in 4. Man kann diesen besondern Abdruck, aus Rücksicht auf die Liebhaber der Naturgeschichte, eben nicht mißbilligen, aber unartig ist es doch von dem Verleger, daß er es nirgend angezeigt hat, und also diesen Theil als ein neues Werk verkaufen will. Aus den beygebrachten meteorologischen Beobachtungen des Hrn. Justitzr. Horrebow sieht man, daß vom Jahre 1751. bis 1761. die größte Höhe des Barometers 28. Zoll $7\frac{2}{3}$ Lin. und die geringste 26. Z. 8. Lin. Pariser Maaßes gewesen ist. Nach dem Reaumürschen Thermometer ist die Kälte im strengsten Winter 1740. $18\frac{3}{4}$ Grad und 1709. $15\frac{1}{2}$ Grad gewesen. Am Ende des Julius 1756. stieg es auf $25\frac{1}{2}$ Grad. Der Wind ist am meisten westlich, am seltensten östlich. Im Amte Gottorf in Süderjütland hat der König 1761. mit 22000. Reichsthalern Unkosten, durch 600 Arbeiter das saure Moor, oder den großen Morast Hohnermohr abzapfen und urbar machen lassen, so daß er unter 196. Colonisten ausgetheilet werden können, von welchen jeder so viel Land bekommen hat, als er mit 41. Heideschesseln besäen kann. Die Wahrheit, daß die Torfmoore wieder zuwachsen, findet man auch hier S. 267. bestätigt. Ein Moor, so noch im Jahre 1728. gestochen worden, ist schon wieder angefüllet; aber daß dies durch die Entenspeise (Lemna) geschehen

hen sollte, haben wir nie bemerken, wohl aber *Eriophorum* vagin. & polyst. *Scirpus* cespit. *Carex* cespit. *Splachnum*, *Sphagnum* und andere Moorpflanzen deutlich im Torfe erkennen können. Der Holzmangel nimmt jährlich zu. Die Marschländer, die keinen Dünger brauchen, setzen den Mist von ihrem Viehe in Haufen, stechen ihn aus, und brennen ihn gedörret, wie Torf. Die löbliche Anstalt, die der Herzog August von Norburg am Ende vorigen Jahrhunderts gemacht, nämlich daß jeder Bräutigam, für sich und seine Braut, eine gewiße Anzahl junger wilden Bäume pflanzen muß, wird noch beybehalten. Die Nachricht von den Naturalien fängt mit den Mineralien und den dänischen Versteinerungen an, von welchen letztern wir dem Verf. die nichts unterrichtenden Zeichnungen gern geschenkt hätten. Wozu können doch die Abbildungen der Muttersteine der sogenannten bornholmischen Crystalle dienen? Die dritte Figur der 7ten Tafel ist gewiß nichts aus dem Gewächsreiche, wie hier doch versichert wird; sondern ein *Entomolithus* paradoxus Lin. und also ein Ueberbleibsel von einem, obgleich unbekannten Kiesenfuß. Bey der Frage von Entstehung dieser ältesten Monumente, erklärt sich der Verf. für die allerdings wahrscheinliche Meynung des Prof. Hollmanns. An Gewinnung des Salpeters hat man zwar schon zu den Zeiten K. Christians IV. aber ohne Erfolg gedacht. Das meiste liefern noch die Schiffe der asiatischen Compagnie, die Salpeter als Ballast einnehmen. Zu Vitriol und Alaun sind Materialien vorräthig, aber noch nie gebraucht. Die Ebbe und Fluth steigt auf der Westseite Jütlands insgemein 6. bis 7. Fuß hoch; in der Ostsee bemerkt man sie gar nicht, sobald man die Belte oder den Sund paßiret ist. Auf der Ostseite Jütlands im Kattegat äussert sich noch

einige Spur davon, aber an der Südseite von Seeland und Fühnen nicht die geringste. Von Getreidearten wird der Roggen überall, doch auf den Inseln weniger gebauet. In Rindsherred und im Amte Kallöe ist der reinste und mehlreicheste. Der Sommerroggen ist in den meisten Gegenden unbekannt; hingegen fängt man an, den ägyptischen einzuführen, und man findet ihn sehr ergiebig, aber sein Mehl etwas trocken, und nicht frey von aller Bitterkeit. Die Gerste, und zwar die sogenannte Thorsgerste ist die gemeinste Saat, doch am meisten in Seeland, wo sie eben den Vorzug hat, wie der Roggen in Jütland, und woher Malz in großer Menge ausgeschiffet wird. Wir können versichern, daß dies *Hordeum* caeleste des Linné ist; und empfehlen also diese Art unsern Landsleuten. Für Marschgegenden ist die Wintergerste besser, als die die beste Grütze und die besten Graupen giebt. Statt des einheimischen Habers sucht man den englischen einzuführen. Vor etwa anderthalb Jahrhundert bauete man in einigen Gegenden von Jütland, den spanischen, der vermuthlich der weiße ist. Buchweitzen liefern Fühnen und Westerjütland am meisten. Aber was will der Verf. damit sagen, daß der sibirische nur einmal gesäet werde? doch nicht daß er zweyjährlich, oder gar perennirend sey? In Dännemark braucht der Roggen 316. die Gerste 102. der Haber 119. und der Buchweitzen 115. Tage zur Reife; also alle mehr als in Norwegen und Schweden. Eine vorzüglich große Art brauner Erbsen nennet man laalländische Rosinen, und lobt eine Art Linsen, die die marockanische Schiffe eingeführt haben. Schade, daß beyde nicht näher bestimmt sind!

Das Verzeichnis der dänischen Pflanzen ist nichts anders, als die Flora Danica aus Lin. *amoen. acad.* V. p. 30. Wir finden auch nicht, daß sie, wie doch ge-

mel-

meldet wird, aus einer ungedruckten Flora eines Hauptmanns Teilmanns vermehret sey; doch sind von ihm einige Anmerkungen eingestreuet. *Antherium* ossifragum soll dort dem Viehe nicht, wie in Norwegen schädlich seyn. *Chrisantemum* segetum ist in vorigem Jahrhunderte unglücklicher weise mit fremden Pferdefutter nach Dännemark gekommen. Uns ist hiebey eingefallen, ob nicht Linnè auch unsern Kräuterkennern eben so mit einer deutschen Flora zuvorkommen werde? Die Stutereyen sind nicht mehr so gut, als ehemals, weil die Landwirthe sie nicht so vortheilhaft, als den Ochsenhandel und die Holländereyen finden. Ausser der bey Friedrichsburg, die 1580. und der bey Jägerspreis, die unter dem vorigen Könige angelegt worden, sind dergleichen auf einigen Inseln, als Hielme und Heßelöe, wo die sogenannten Wildschmacken für sich selbst sorgen müssen, und nur besucht werden, wenn man Beschäler dahin bringt, oder die Füllen wegnimmt. In Seeland haben die Bauren, ausser dem Wagenpferden noch kleinère, die Udgangsheste heissen, weil sie Winter und Sommer ausgehn, und ihre Nahrung selbst suchen. Sie werden nur selten, und zwar nur vor dem Pfluge, gebraucht, da man ihrer 7. oder 8. vorspannet. Eine Oekonomie, die wohl nicht sehr vortheilhaft ist, zumal da man statt der Pferde Ochsen brauchen könnte. Das Verzeichnis der Vögel ist eben dasjenige, was Brunnichii ornithol. borealis enthält. Diesem gehört auch das Verzeichnis der Insekten.

Der zweyte Theil fängt mit Dännemarks Eintheilung in die Provinzen an, und handelt Kopenhagen und den nördlichen Theil von Seeland Stückweise ab. Ueberhaupt hat das Reich 61 Aemter, 184 Harden, 83 Städte, 2023 Kirchspiele, 7005 Dörfer, 932 Herrenhöfe, 2726 einzelne Höfe und 502 Wassermühlen. Das

Stift Seeland allein hat 18 Aemter, 25 Städte und 1240 Dörfer. Im zwölften Jahrhunderte sind 2359 Kirchspiele gewesen. Die mittlere Zahl der Gebohrnen ist 32700. und der Gestorbenen 28900. und im Stifte Seeland allein der erstern 9800. und der letztern 9400. Die Insel, ohne Bornholm, hatte im Jahre 1762. an Neugetraueten 2887 Paare, an Gebohrnen 9260. und an Gestorbenen 11300. Die Größe des ganzen Reichs ist 858. Quadrat Meilen. Die Stadt Kopenhagen, die noch in neuern Zeiten sehr gewachsen ist, hat 180 Strassen und ungefähr 5000 Häuser. S. 54. findet man eine fast vollständige Nachricht von den jährlichen Bedürfnißen dieser Residenz. Z. B. an Weitzen 67000 Tonnen, an Roggen 110000 Tonnen, an Gersten und Malz 70000 Tonnen, (aber im Jahre 1740. da Thee und Caffee noch nicht so gemein waren, verbrauchte man über 86000 Tonnen Malz, ungeachtet die Stadt bey weitem noch nicht so volkreich war, wie jetzt,) an Schlachtochsen und Kühe 7 bis 8000 Stück, an Kälbern 4000 St. an Salz 500 Last, an Brennholz 50000 Faden oder Klafter und 2500 Fuder, an Torf 4000 Fuder, an Kohlen 40000 Tonnen, an Steinkohlen 1700 Läst da eine Läst 17 bis 18 Tonnen hält. Wir bedauren, daß die Nachrichten von den Naturalien- und Kunstsammlungen, auch den Bibliotheken, so sehr mager sind; vielleicht liegt der Grund darinn, daß die erstere noch nicht systematisch geordnet sind. Denn so viel wir uns erinnern, hat nur die Sammlung auf Charlottenburg diesen Vorzug; aber auch diese wird hier nur genannt, und nicht beschrieben. In der königlichen Kunstkammer ist eine große maßivsilberne Stuffe, die 1666. in Kongsberg in Norwegen gefunden worden, 560 Pfund wiegt, und auf 5000 Rhlr. geschätzt wird. In der reichen gräflich Moltkischen Sammlung befindet sich des Hermanns Herbarium von 5.

Foli-

Folianten, woraus Linné die Flora zeilonica gezogen hat. Die nach dem großen Brande von neuem gesammlete Bibliothek der Trinitätskirche hat, ausser andern Handschriften, allein 1400. isländische, die die nordische Geschichte betreffen. Die prächtige neue Fridrichskirche wird ganz aus norwegischen Marmor gebauet. In dem wohleingerichteten, und mit sehr geschickten Personen versehenen Fridrichshospital erlangen jährlich 11 bis 1200 Personen ihre Gesundheit wieder, wie denn 1762. auf 1462 Personen hinein gebracht, und 1139 gesund wieder herausgelassen, und nur 143. gestorben sind. Die Sprache der seit 1516. auf der Insel Amack wohnenden Holländischen Familien ist zu einem wunderlichen Mischmasche von der holländischen, plattdeutschen und dänischen Sprache ausgeartet, so daß ihre 1715. gedruckten gottesdienstlichen Bücher nicht von den Niederländern verstanden werden. Aus der Ursache können sie auch nicht leicht einen Prediger bekommen, den sie verstehn können. Angenehm ist die Erzählung von ihrer Lebensart. Die glücklichen Bemühungen im Amte Kronburg, den Flugsand durch Hülfe des Sandhabers, der hier Marehalm heißt, fest und urbar zu machen, verdienten es, daß 1738. zum Andenken eine steinerne Säule mit einer Innschrift aufgerichtet wurde. Zu verwundern ist, daß nicht einmal die Breite des Oeresunds, oder des Sunds bekannt ist. Einige rechnen sie auf ¾ Meile, andere auf 1331 Klafter. Die Schiffe, welche ihn jährlich paßiren, belaufen sich auf 5000. worunter im Jahre 1763. 1002. dänische, 1923. holländische, 701. englische, 998. schwedische und 76. bremische waren. Das angenehme Helsingör hat, ohne die Besatzung in Kronburg, 1000 Familien. Roschild oder eigentlich Röskild, ist hier nur sehr kurz beschrieben, und der Verf. beruft sich dabey, so wie oft,

auf den dänischen Vitruv und seine marmora Danica. Er frägt, wohin der Mantel der Königinn Margaretha und der Schleifstein, den ihr König Albrecht aus Spott schickte, von Röschild gekommen? Wir könnten die Frage beantworten, falls sie nicht zu unerheblich wäre. Beyde Stücke werden in der Domkirche zu Upsala gezeigt. Am Ende dieses Theils ist noch eine Nachricht von den Fabricken in Kopenhagen beygefügt. Im Jahre 1763. waren in den Tuchfabricken 284 Weberstühle und mehr als 3932 Arbeiter; in den Seidenfabricken 303 Stühle und über 938 Personen. Der Werth aller zubereiteten Waaren, stieg auf 378332 Thaler, und wenn man davon den Einkauf ausländischer rohen Materialien, das ist, 122295 Rthl. abzieht, so bleibt der Nationalgewinn 256037 Rthl. Der Verf. dessen Liebe zum Vaterlande allenthalben hervorleuchtet, freuet sich über diesen Vortheil, klagt aber über die Kleiderpracht, und schließt mit der Versicherung, daß sich die Armuth nirgend in prächtigern Kleidern und schönern Häußern verberge, als eben in Kopenhagen. Ein wichtiges Stück dieses Werks ist die neue Charte von Dännemark, die zwar freylich nicht viele unmittelbare Messungen und Bestimmungen der Länge und Breite der Oerter zum Grunde hat, die aber doch, aus den vorhandenen Nachrichten, mit großem Fleiße von Hr. Fester verfertigt worden, und vielleicht noch lange Zeit die zuverläßigste bleiben möchte. Ueberdem findet man im Original bey dem ersten Theile 30. und beym zweyten 75 Kupfertafeln, deren aber verschiedene schon in andern Büchern angetroffen werden. Ihre große Anzahl würde das Werk sehr theuer gemacht haben, wenn es nicht eine besondere königliche Gnade verhütet hätte. Bey der deutschen Uebersetzung hat man nur die wichtigsten beybehalten. Der Uebersetzer,

dem

dem wir auch die deutsche Uebersetzung von Pondoppidans Naturgeschichte von Norwegen zu danken haben, hat, wie er in der Vorrede sagt, den Text verbessert, zuweilen Stellen, die ihm Wiederhohlungen zu seyn schienen, weggelassen, zuweilen auch Zusätze eingeschoben, und einige nicht unerhebliche Anmerkungen hinzugesetzt. Inzwischen wird man es doch nicht billigen, daß er solche Veränderungen nicht allemal merklich genug gemacht hat. Sonst ist seine Uebersetzung getreu. Zuweilen hat ihn die dänische Sprache zu fehlerhaften Ausdrücken verleitet. Gar zu oft finden wir: reimlich, unreimlich, Reimlichkeit u. d.

N*.

IX.

Ueber das Publikum. — Briefe an einige Glieder desselben — von Friedrich Just Riedel. Jena, bey Cuno, 1768. gr. 8.

Eben die unangenehme Empfindung, die uns eine Gesellschaft überdrüßig und langweilig macht, in welcher ein Mensch von wenig Kenntnissen und einer dreisten Geschwätzigkeit allein das Wort führt, über Dinge entscheidet, deren Oberfläche er kaum berührt hat, und alles um sich her niederzuschlagen scheint, eben diese unangenehme Empfindung überfällt uns bey der Lesung einiger Schriftsteller, deren Feder eben die Geläufigkeit hat, wie die Zunge jener Schwätzer, und deren Ton eben so dreist als unbedeutend ist. Ein Mann von Geschmack und Einsicht fühlt allemal einen geheimen Verdruß, wenn jener Wortführer von kurzsichtigen Leuten bewundert, und mit Beyfall angehört wird; und eben diesen ge-

heimen Verdruß empfindet er, wenn sich eine Menge, leicht zu befriedigender Leute zum Lobe eines solchen Schriftstellers vereinigt. Die schöne Litteratur ist zu unsern Zeiten der Dienstfertigkeit solcher Herren besonders ausgesetzt, die kaum gelernt haben, wenn sie schon wieder lehren, mit einem gewissen, stolzen Eigensinn und vieler Entscheidung lehren wollen, und bald für Lehrer ausgeschrien werden, wenn sie nur die Kunst verstehen, ihren Vortrag schimmernd und ihre Miene durch ein bischen Philosophie wichtig zu machen.

Den V. der angezeigten Briefe möchten wir freylich nicht gern in die Classe dieser Schriftsteller setzen, allein, als Verf. dieser Briefe, scheint er sich nicht sehr davon zu unterscheiden. Immer lieber hätte er uns dafür den zweyten Theil seiner Theorie liefern sollen, von der der wichtigste Theil noch zurück ist, wobey wir ihn eben besonders erwarten; denn die Erläuterung, Verbesserung und Ergänzung, welche der erste Theil, wie er in der Vorrede sagt, durch diese Briefe erhalten soll, möchte doch am Ende nicht viel bedeuten. Ueberhaupt davon zu reden, sie sind mit einer gar zu freyen Nachläßigkeit, welche der Briefstyl zwar der Schreibart, nicht aber den Sachen erlaubt, und in einer Sprache geschrieben, die uns weder da, wo sie philosophisch, noch da, wo sie kritisch, noch da, wo sie witzig und launicht seyn sollte, recht gefallen will. Die Philosophie in dieser Schrift ist zu seicht und unbestimmt, die Kritick zu einseitig und nicht tiefeindringend genug, und der Witz und die Laune viel zu unnatürlich und herbeygezogen.

In den ersten drey Briefen, an Hrn. Weisse, Flögel und Moses Mendelssohn, führt der Verf. sechzig Seiten lang einen Streit mit sich selbst, ob die Gesetze der Schönheit und des Geschmacks veränderlich sind, ohne weder die Begriffe des Geschmacks und der Schönheit, noch die Streitfrage selbst recht zu bestimmen.

men. Wir sagen, er streitet mit sich selbst, weil er anfänglich S. 5-45. die Regeln des Geschmacks für veränderlich und willkührlich ausgiebt, und auf einmal, wie er selbst sagt, zu sich selbst kömmt, und einlenkt. Wir wollen unsre Erinnerungen zu einigen Stellen dieser drey Briefe kürzlich mittheilen.

Es giebt, nach dem Verf., drey Wege Regeln für die Kunst zu finden: „der Aristotelische, der Baum„gartensche, und der Homische. Der griechische „Kunstlehrer nimmt seine Gesetze aus dem Werke des „Meisters; der deutsche aus der Definition, und der „brittische aus der Empfindung.„ — Sollte das so ganz richtig seyn? Oder ist hier nicht die Methode dieser drey Kunstrichter unrichtig bestimmt? Und noch eine Frage: kennt der Verf. diese Leute, wenigstens den Aristoteles genug? Hieran zweifeln wir am meisten deswegen, weil er glaubt, dieser Kunstrichter habe alle seine Regeln von den Homerischen Gedichten abstrahirt, und nur für diese und eine Nachahmung derselben wären sie passend. Viele freylich; aber lange nicht alle. Und der arme Baumgarten! daß er seinen so eifrigen Fleiß, sein Nachtwachen, seinen Tiefsinn auf ein Geschäffte verwandte, das ein rüstiger Schriftsteller, der ohne Fleiß, Nachtwachen und Tiefsinn, zehnmal geschwinder schreibt, für so unbedeutend erklärt. Hätte er doch seine Exempel aus Geßners Thesaurus erborgt! Eine Anmerkung, die der Verf. S. 168. sorgfältig wiederholt, damit sie ja niemanden entwische. — Home dachte zu brittisch um demonstrativisch zu denken? — Ja! aber vielleicht verstand er nur die Kunst, seine Demonstrationen in Raisonnement einzukleiden; vielleicht war es ganz wider die Absicht seines Werks, viel zu demonstriren; vielleicht hat er es gar darinn mehr als einmal gethan. Es kömmt sonderbar heraus, wenn man Werke von

so verschiedner Art, als die Poetick des Aristoteles, die Aesthetick Baumgartens, und Homens Grundsätze sind, aus einerley Gesichtspunkte ansehen, und auf ein paar Seiten die Beurtheilung derselben erschöpfen will.

Und nun auf keinen von diesen drey Wegen glaubt der Verf. die allgemeinen Regeln der Schönheit antreffen zu können. Nicht auf dem Wege des Aristoteles. Denn, S. 10. „Gesetze, die aus einem Werke „abgezogen sind, gelten nur von diesem Werke, oder „von einem andern, dessen Verf. ausdrücklich den „Zweck hat, das erste nachzubilden.„ — Das ist lange nicht allgemein. Denn wie viele Regeln lassen sich von einem bestimmten Werke der Kunst abziehen, die überall gelten müssen, auch da, wo jenes Werk nicht kopirt wird! Alle die Regeln nemlich, welche in der Natur selbst liegen. Und in den homerischen Gedichten, die der ersten, unverderbten Natur nachgebildet sind, werden dergleichen Regeln desto häufiger zu finden seyn. Aus dem, was der Verf. an diesem grossen Dichter tadelt, möchten wir gleichfalls beynahe auf seine zu geringe Bekanntschaft mit demselben schliessen.

Was der Verf. bey Gelegenheit der Baumgartenschen Methode S. 12. ff. über die Definition der Schönheit sagt, litte viele Erinnerungen, die uns hier zu weit führen würden. — Wir wundern uns auch, daß ein Mann, der mit dieser Methode so bekannt seyn will, oder es doch hätte seyn sollen, die Regeln für so willkührlich und aus willkührlichen Begriffen gefolgert ausgeben könne.

Eben so wenig halten wir das Urtheil über Homens Methode S. 16. für richtig genug. Seine Bemerkungen gründen sich auf Beobachtungen und Erfahrungen des menschlichen Herzens, die überall dieselben sind, und nicht erst durch äussere, zufällige Um-

stän-

stände, die freylich unsern Geschmack, aber nicht die innern Empfindungen des menschlichen Herzens ändern, modificirt werden dürfen.

Immer schließt der Verf. zu viel! S. 22. denkt er: „jedes Volk hat Nationalquellen, aus welchen die Urtheile fliessen, die von ihm über das Schöne und Gute gefällt werden.„ Und darum, glaubt er, sey eine Poetick für die Deutschen zu wünschen. Uns dünkt, daß es hauptsächlich das verschiedne Genie der Sprachen und Sitten sey, welche es rechtfertigen könne, wenn jede Nation ihre eigne Poetick verlangt. Und darauf läuft auch am Ende das hinaus, was der Verf. von der Verschiedenheit des Geschmacks sagt, und was er bis auf die Verschiedenheit der innern Empfindung ausdehnt.

S. 32. macht der Verf. den Schluß: „daß selbst „der gute Geschmack veränderlich, und nicht immer „eben derselbe ist, oder daß mehrere widersprechende „Urtheile von der Schönheit und Häßlichkeit zugleich „wahr seyn können.„ — Widersprechende Urtheile? — Wäre diese Folgerung richtig, so wäre nichts unbestimmter und grundloser, und nichts weniger wahre Wissenschaft, als die schöne Litteratur. Aber freylich muß derjenige so schliessen, der sich von der Schönheit nicht richtigere Begriffe macht, als der Verf. zu Anfange des dritten Briefes S. 36. ff. thut. Seiner Meynung nach ist die Schönheit „keine innere Eigenschaft „der Dinge; sie ist mehr eine Beschaffenheit unsers „Gefühls und des Eindrucks, welchen die Sachen „in uns hervorbringen.„ — Und nun sagt er gleich darauf: „Wenn wir behaupten, die Einförmigkeit in „der Mannigfaltigkeit erschöpfe das Wesen des Schö„nen, so kann diese Idee, wenn sie richtig ist, nur für „einen genetischen Begriff hingehen, der uns be„schreibt, nicht was die Sache ist, sondern woher sie

„ent-

„entsteht.„ Um unsern Lesern ein Beyspiel zu geben, wie man durch Kunstgriffe des Styls, ohne würklich etwas zu sagen, immer etwas zu sagen scheinen kann, wollen wir diese Stelle ein wenig zergliedern. Die Schönheit ist keine innere Eigenschaft der Dinge.— Dies hätten wir so nicht gesagt. Sie ist nicht blos eine Eigenschaft des Objeckts, sondern setzet, wie alle Empfindungen, auch eine Beziehung auf ein Subjeckt voraus. So der Schall, die Farbe, die Wärme u. s. w. Alle hängen zum Theil von der Natur des Objeckts und dessen Eigenschaften, zum Theil von der Beschaffenheit der sinnlichen Werkzeuge ab, dadurch sie empfunden werden sollen. So hat der Verf. sich vielleicht ausdrücken wollen; aber daraus ließ sich leider! die Folge nicht ziehen, daß es also keine bestimmte Regeln der Schönheit geben könne; denn giebt es doch auch eine Theorie des Schalles, des Lichts und der Farben, obgleich die Empfindungen derselben auch etwas Subjecktivisches haben. Er mußte daher die Worte auf Schrauben setzen, und sich so schwankend ausdrücken, als wenn er das Objecktive der Schönheit ganz läugnete. „Die Schönheit ist keine innere Eigenschaft der Dinge; sie ist mehr eine Beschaffenheit unsers Gefühls.„ Mehr? Also ist sie auch jenes? Also nimmt Hr. R. seinen vorigen Machtspruch keine schon wieder halb zurück? denn was ist die Schönheit, wenn sie dieses gar nicht, das andere mehr ist?— Weiter: „wenn wir behaupten, die Einförmigkeit in „der Mannigfaltigkeit erschöpfe das Wesen des Schönen; so kann diese Idee, wenn sie richtig ist, nur für „einen genetischen Begriff hingehen, der uns beschreibt, nicht was die Sache ist; sondern woher sie „entstehet.„ Auf diese Weise können wir auch die Theorie der Musick zu Grunde richten. Was lehren uns die Gesetze der Schwingungen und ihre Verhältnisse?

nisse? Höchstens nur wie die Töne entstehen, nicht was für Empfindungen sie erregen, so auch mit der Lehre von Licht und Farben u. s. w. Wenn wir das Wesen der Schönheit erklären wollen; so suchen wir blos die Vorstellung nicht die Empfindung deutlich zu machen. Wir möchten die Merkmale gern deutlich angeben, die ein Objeckt haben muß, um die Empfindung des Schönen zu erregen; aber wir wollen das Angenehme dieser Empfindung nicht in Worten ausdrücken. Der genetische Begriff ist also, alles, was wir suchen. Allein Hr. R. drückt sich so aus, als wenn er die Richtigkeit des genetischen Begriffes auch noch nicht einmal zuzugeben Willens sey. „So kann diese Idee, spricht der so behutsame Philosoph, wenn sie richtig ist, nur für einen genetischen Begriff hingehen.„ Wenn sie richtig ist, dächten wir, brauchte sie ja nicht blos für einen genetischen Begriff hinzugehen, denn müßte sie es ja seyn. — So führt dieser Schriftsteller fast überall sich und seine Leser in der Irre herum; beyde verlieren sich, kommen wieder zu sich selbst, lenken wieder ein, und sind am Ende da, wo sie zu Anfange waren.

S. 42. Warum sollte die Richtigkeit des Geschmacks am Schönen nicht eben sowol nach Grundsätzen geprüft werden können, als die Richtigkeit des moralischen Gefühls? Der Grund des Verf. warum dies nicht geschehen könne, ist sehr schwach: „Das „Gefallen, sagt er, kann keinen solchen Gesetzen un„terworfen werden, wie das Wollen, weil dieses durch „Freyheit umgelenkt werden kann, jenes aber blos „Empfindung ist, und für sich keine Moralität hat.„

Bey seiner Einlenkung kömmt der Verf. S. 50. auf eine dreyfache Eintheilung des Geschmacks, in den allgemeinen Geschmack der Menschheit, den besondern, und den unrichtigen Geschmack. Eine Eintheilung, die

die uns wenig neues sagt, und woraus der Verf. selbst wenig Nutzen sieht.

S. 55. redet er wieder vom Homer ganz sonderbar. Z. B. „Welche elende Figur würde der alte „Mann machen, wenn wir ihm alle besondere „Schönheiten seiner Zeit, seiner Nation, seiner Reli„gion rauben, und ihm nur diejenigen lassen wollten, „die auch für uns, zu unsrer Zeit, unter unserm Him„mel noch Schönheiten sind.„ — O noch lange nicht die elende Figur, die mancher junge Mann machen würde, wenn man ihm das schimmernde Blendwerk seines Vortrags rauben, und ihm nur dasjenige lassen wollte, was wirklich lehrreich und durchgedacht wäre. Sein Urtheil über den Virgil S. 57. ist eben so ungegründet.

Im vierten Briefe an Hrn. Wieland ist noch von der Veränderlichkeit und Verschiedenheit des Geschmacks die Rede. S. 71. „Die Idee des Nutzens „und des Endzwecks vermischt sich (in Dingen, die „ganz, oder zum Theil für menschliche Bedürfnisse be„stimmt sind, als Kleidungen, Gärten und Gebäude;) „mit der Idee der Schönheit, und erzeugt eine Menge „von Regeln, die für diese Nation eine Verbindlich„keit haben, für jene nicht haben.„ — Die Idee des Endzwecks ist, wie uns dünkt, von der Idee der Schönheit selten zu trennen; und sie scheint es vornemlich zu seyn, auf welche man Regeln und Grundsätze für die Schönheit bauen kann. Mit ihr steht nun freylich die Regel der Schicklichkeit in der genausten Verbindung, und beyde bestimmen es, was zu dieser Zeit, an diesem Orte, bey dieser Nation schön oder nicht schön ist. In Werken des Geschmacks ist die Sache eben dieselbe. Wir beurtheilen ein Werk der Poesie, der Beredsamkeit, oder der bildenden Künste, allemal nach dem Zwecke, den sich der Dichter, der Redner,

der

der Künstler bey der Ausführung vorgesetzt hat. Stimmt alles Mannigfaltige des Werks sowol unter sich selbst, als mit diesem Zwecke so überein, daß es ein schickliches Ganzes ausmacht, so nennen wir es regelmäßig, und schön. Ist nun der Zweck und die Schicklichkeit bey verschiednen Umständen, Völkern, Himmelsgegenden und Zeiten verschieden, so werden auch die besondern Regeln und die Schönheit selbst in so fern verschieden seyn, dem ungeachtet bleibt aber doch die Uebereinstimmung aller Theile zur Einheit des Ganzen und zu dem Zwecke desselben überall ein Hauptgrundsatz der Schönheit.

S. 80. „Ich merke nur an, daß das Gewöhnliche „(das Costume) nicht nur in einzelnen Theilen des „künstlichen Werks zu beobachten ist, in den Charak„teren, Kleidungen, Sitten, Reden, und Handlun„gen der Personen; sondern selbst auf gewisse Art im „ganzen Bau, in der Anlage, im Styl und im Tone.„ — Keine neue, und beynahe eine ganz identische Anmerkung! denn wenn das Schickliche in allen Theilen des Werks beobachtet werden muß, so wird es auch natürlich in dem Ganzen, in der Anlage und im Bau desselben seyn; soll es in den Reden der Personen herrschen, so darf es in der Schreibart nicht versäumt werden. Aber das ist wohl zu viel Condescendenz, die der Verf. gleich darauf von dem Schriftsteller fodert, „daß er dem Geschmacke seiner Nation, wenn er auch „verderbt seyn sollte, wenigstens etwas nachgeben soll.„ Das hiesse die Verderbniß des Geschmacks billigen und befördern, anstatt daß jeder Schriftsteller es sich zur Pflicht machen sollte, derselben entgegen zu arbeiten. — Milton folgte wohl unstreitig mehr seinem Genie, als dem Geschmacke seiner Nation, wenn er, wie sich der Verf. ausdrückt, das Kolossalische, das Ungeheure und Wunderbare in sein Gedicht brachte.

Man darf sich nur daran erinnern, welch ein schlechtes Glück dies Gedicht zur Zeit seiner Erscheinung bey einem Volke machte, dessen Nationalgeschmack doch ohne Zweifel damals eben derselbe war.

Im fünften Briefe an Hrn. Jacobi wird über die Kunst des Dichters, sich in fremde Aussichten zu versetzen, nicht viel erhebliches gesagt.

Der sechste Brief an Hrn. Klotz liefert eine kurze Geschichte der Satire und eine Bestimmung ihrer verschiednen Gattungen, in eine Allegorie eingekleidet, die in der Erfindung, wo wir nicht irren, mit einer allegorischen Erzählung des Chaulieu, die Vollendung der Liebe, viel Aehnliches hat. Der Verf. bedaurt, daß er seinem Freunde keinen Amor schicken kann; das bedauren wir nun eben nicht, die wir der Zusendung dieser tändelnden Geschenke und der noch mehr tändelnden Verse, womit sie begleitet werden, schon bis zur Sättigung gewohnt sind. Er schickt ihn dafür einen Satyr; und das bedauren wir herzlich; er soll zur Gesellschaft des größern dienen, der den Hrn. Geh. Rath immer begleitet. Die ganz allerliebste Beschreibung desselben mag ein jeder, der Lust zu dieser Bekanntschaft hat S. 107. f. selbst nachlesen.

S. 118. Es wird allemal sehr uneigentlich geredet seyn, wenn man Swift den Englischen Rabelais nennen will. Es ist freylich bey ihnen, wie der Verf. sagt, einerley Wendung des Kopfs, die Dinge immer von der lächerlichen Seite zu betrachten; aber das hat jeder Satyrist mit ihnen gemein; und der Unterschied ist wesentlich und charakteristisch, den der Verf. selbst hinzusetzt: „Rabelais lacht fast immer selbst: Swift „aber sieht fein einfältig ernsthaft aus, und läßt seine „Leser lachen.„

S. 124. bey dem Urtheile über den Juvenal vergißt der Verf. selbst eine Regel der Vorsicht, die er in sei-

nen Briefen so oft wiederholt, und noch im gegenwärtigen vielleicht zu freygebig, beym Petronius gebraucht hat. „„Juvenal ist für mich kein Satyrikus; „er ist ein aufgebrachter Prediger, der sehr oft wider „solche Laster schreyt, die vor den bürgerlichen Richter, „nicht vor das Forum des Satyrikus gehören. Die „Geissel der Satyre sey eigentlich das Supplement „der ordentlichen gesetzlichen Strafen; wo diese auf„hören, dort fange jene an.„ — Nun sehe man aber auf die Zeiten des Juvenals, in denen Thorheiten in Laster ausgeartet waren, und die gesetzlichen Strafen bey vielen dieser Laster ruhten. Sollte er hier etwa auch jene Condescendenz haben, die der Verf. so sehr billigt, und dem Petron zum Verdienste anrechnet, dem herrschenden Verderben nachzugeben? Uns ist der Mann allemal sehr verehrungswürdig, der selbst da, wo das Laster regiert, und wo es Gefahr ist, dasselbe zu bestreiten, den feurigen Muth hat, der im Juvenal überall hervorleuchtet.

S. 125. Auch Boileau gefällt dem Verf. nicht so recht. Indeß ist er noch so billig gegen ihn, daß er ihm eine feine Versification und einen guten gesunden Menschenverstand einräumt. — Sein Lutrin wird S. 129. beynahe für unlesbar erklärt!

S. 128. Das Falsche in der Anekdote von dem Heldengedichte des Tassoin, ist dem Verf. schon anderswo gezeigt. Man muß recht nachsehen, ehe man so etwas hinschreibt.

S. 130. Den Aristophanes vertheydigt der Verf. mehr, als alle, die ihn studirt, und erklärt haben. „Madame Dacier, als Frauenzimmer, mochte be„haupten, man könne ihn kaum ohne Beleidigung „der Ehrbarkeit und Schamhaftigkeit übersetzen.„ Freylich Kenner genug, die, als Männer, eben dies

behauptet haben! Allein, unser Verf. ist vermuthlich mit ihm vertrauter, als alle diese.

Der siebente Brief an Hrn. Kästner enthält eine kurze Geschichte der deutschen Poesie, wir erinnern uns schon eine vollständigere, und mit mehrerm Geschmacke geschriebene, im Hannöverischen Magazin des vorigen Jahrs gelesen zu haben, deren weitere Ausführung sehr zu wünschen ist. Unser Verf. sagt in einer gezierten Schreibart nicht viel Wichtiges darüber, und gegen seine Urtheile ließe sich viel sagen, wenn sichs der Mühe verlohnte.

In dem achten Briefe an Hrn. Nicolai giebt der Verf. den Meßcatalogus, das Mechanische der Buchhandlung, und die Journale als Quellen an, woraus der Zustand der Litteratur zu bestimmen sey. Er läßt zugleich einen reisenden Chineser bey seiner Zurückkunft nach Pecking eine Schilderung von der deutschen Litteratur machen, die wenig Anziehendes und Hervorstechendes hat. Auch scheinen uns die Urtheile des Chinesers nicht allemal richtig zu seyn. Was er von den Hindernissen einer deutschen Epopee S. 180. f. sagt, wäre größtentheils sehr leicht zu widerlegen. Auch wird nicht ein jeder mit ihm so muthlos behaupten dürfen, daß unter den Deutschen der Stoff zur Satyre durch Rabenern bereits erschöpft zu seyn scheine. (S. 185.)

Uebrigens begreifen wir nicht, warum Hr. R. diese Schilderung gerade einem Chineser in den Mund leget, und denselben deshalb die weite Reise von und nach Pecking thun lässet. Dieser Chineser spricht eben so wie ein Deutscher, er sagt, „man höre in „Deutschland täglich Gebete an den Apollo. — „Gleim, Jacobi und Gerstenberg tändeln mit Anstand, „denn sie haben den Grazien geopfert, — und dem „deutschen Genius werden bald die Tage kommen,

von

„von welchen es heißet, sie gefallen uns nicht.„
Kann wohl ein Chineser so sprechen?

Uebrigens versichert Hr. R. in diesem Briefe. Hr. Nicolai habe ihm geschrieben: „daß unter allen gelehrten Arbeiten, das Recensiren, die undankbarste sey.„ Hr. N. muß dies wohl nur an Leute schreiben, von denen er keine Recensionen verlangt, den Mitarbeitern an der A. D. B. pflegt er es wenigstens nicht zu schreiben.

Ueber die Kunstrichter und über das Ideal eines vollkommenen Kunstrichters ist der neunte Brief an Hrn. Gleim geschrieben. Am merkwürdigsten ist uns die Stelle vorgekommen, wo der Verf. von dem Nutzen redet, welchen die Kriege der Kunstrichter haben sollen. S. 199. „Das zuschauende Publikum sieht „endlich, auf welcher Seite das Uebergewicht ist, und „entdeckt ohne Mühe die kritischen Kunstgriffe, mit „welchen man es bisher hintergangen hat.„— Das zuschauende Publikum hat hiezu seit einiger Zeit dazu gute Gelegenheit gehabt!

Im letzten Briefe an den Hrn. Geh. Hofrath von Thümmel, wird diesem liebenswürdigen Dichter, gleich im Anfange, ein sehr schales Compliment darüber gemacht, „daß er, ein Hofmann, ein Ehrenmitglied „des Publikum, sich zuweilen unter den Haufen der „Schriftsteller herabbegebe, die es bewundert.„ Uns dünkt ein Gelehrter mache die Gelehrsamkeit verächtlich, wenn er einen Mann von Stande, in einem so kriechenden Tone anredet. Wir sind von dem Hrn. von Thümmel gewiß versichert, daß er gar nicht glaubt, sich herabzubegeben, wenn er unter den Haufen der Schriftsteller tritt, und zwar NB. die das Publikum bewundert; wir glauben vielmehr, daß es ihm viel vorzüglicher scheine, ein großer Dichter zu seyn, als ein gnädiger Herr, ein Hofmann, ein Geh. Hof-

rath, zu seyn. Als Voltaire, Congreven, als einen berühmten Schriftsteller besuchte, und dieser sagte, V. möchte ihn nicht als einen Schriftsteller, sondern als einen Gentleman betrachten, so versichert ihn V., wenn er ein bloßer Gentleman wäre, so würde er ihn gewiß nicht besucht haben.

Hierauf folgen einige Betrachtungen über das Publikum, die nicht so sehr unbestimmt seyn sollten, z. B. S. 218. wird ohne Einschränkung behauptet, daß bey der Bestimmung des Werths der Schriften, „kein Autor in demjenigen Fache ein Votum haben soll, „wo er selbst Autor ist.„ Pope dachte nicht so, wenn er sagte:

Let those teaks others who themselves excell
And censure freely, who have written well.

Nein, sagt Hr. Riedel: „die Eigenliebe macht uns „alle andere Schönheiten verächtlich oder gleichgültig, „schweigen sollen wir also von unsern Mitgenossen, „und wenn wir ja reden wollen, so gelten unsere Urtheile — nichts.„ Wenn das Hrn. Riedels ernsthaffte Meynung ist, so wundert uns, daß er, der ein philosophischer Schriftsteller von Profeßion seyn will, eine philosophische Bibliothek schreibt. Oder hätte etwa der Hr. von Thümmel, als ein bloßer gnädiger Herr, zwar von Gedichten urtheilen können, aber seitdem er die Wilhelmine geschrieben hat, gälte nun sein Urtheil über Gedichte — nichts. Wann doch Hr. R. ein wenig überlegte, was er in der Geschwindigkeit hinschreibt.

Der Beytrag zum deutschen Wörterbuche über das so oft gemißbrauchte Wort Publikum, ist ziemlich matt, und nicht, wie der Verf. S. 221. zu glauben scheint, lustig. Wider den Vorwurf, daß er oft zur Unzeit lustig sey, möchten wir ihn allenfalls ver-

vertheydigen, wenn wir nicht den vorangesetzten Inhalt dieser Briefe gelesen hätten, darinn er auf eine sehr ungeschmackte Art witzelt. Eben so unangenehm sind uns bey manchen Stellen dieser Briefe übel angebrachte Spötterenen und Ausfälle gewesen. Bodmer zeigt sich freylich seit einiger Zeit nicht so, wie es sich geziemte; allein unser Verf. verräth durch seine Sticheleyen auf ihn, die gemeiniglich sehr schief ausgedrückt sind, den beleidigten Schriftsteller zu sehr. Auch über die allzu gesuchte Verlachung des Antikritikus, der Hamburgischen Nachrichten, und dergleichen ungelesenen und nichts bedeutenden Papiere mehr, hätte ein Mann hinweg seyn müssen, der sich die wichtige Mine eines philosophischen Kunstrichters giebt.

Pr.

X.

Die Lehren der Apostel in einem Auszuge ihrer Briefe mit einigen Anmerkungen von Johann Bernhard Basedow, Königl. Dän. Prof. der Philosophie. Altona, 1766. 8. 268 Seit.

Versuch einer freymüthigen Dogmatick nach Privateinsicht, J. B. Basedows. Berlin, 1766. 8. 240 Seiten.

Ebendesselben Hauptprobe der Zeiten, in Ansehung der Religion, Wahrheitliebe und Toleranz. Mit zweyen Beylagen: I. Neuer Antihobbesius vom Kirchenwesen. II. Vorschlag zur Sacramental-Liturgie und zu Lehrgesängen. Berlin und Altona, 1767. 8. 190 Seiten, ohne die Beylagen.

Die ganze natürliche Weisheit im Privatstande der gesitteteten Bürger von eben demselben. Gedruckt in Altona bey Spierings Wittwe. In Commißion bey Curt in Halle. 8. 184 S.

Wenn der einmal gemachte Plan unserer Bibliothek es auch nicht erfoderte, alle bisher zurückgebliebenen Bücher der nächst vorigen Jahre so viel möglich nachzuhohlen, so würden die itzt genannten Basedowschen Schriften wegen ihres wichtigen Innhalts solches dennoch vorzüglich verdienen. Die Verf. der meisten öffentlichen Journale und gelehrten Zeitungen haben fast gänzlich davon geschwiegen; einige vielleicht aus Staatsklugheit, um der Nothwendigkeit überhoben zu seyn, sich alsdenn über gewisse theologische Materien erklären zu müssen, über welche man sich freymüthig zu erklären nicht Lust hat, zumal an Oertern, wo solches mit allerley äußerlichen Unbequemlichkeiten verbunden ist; andere aus Besorgniß, mit Basedown zugleich verunglimpft zu werden, wenn sie etwa vortheilhaft von diesen Schriften urtheilten, oder die eine und die andere Paradoxie daraus als altorthodox billigten; noch andere aus Geringschätzung gegen den Verfasser, als einen ihrer Meynung nach seichten Kopf, den einmal der Schwindel einer ganz unnöthigen Reformationssucht ergriffen hätte, der eine neue Religion stiften wollte und in seinen Schriften doch nichts vorbrächte, als was hundertmal geschrieben und hundertmal, wie sie es nennen, widerlegt worden wäre. So ein schlechter Schriftsteller, denkt dieser und jener, so ein Professor in Altona, der etwas griechisch und gar kein hebräisch versteht, was will doch der von theologischen Dingen urtheilen? was soll man dessen Bücher bekannt machen, da sie doch bald von selbst in Vergessenheit kommen wer-

werden, und also läßt man sie gehen. Die Hauptprobe der Zeiten haben wir irgendwo recensirt gelesen. Aber wie verschroben, in welchem falschen Lichte waren alle Sachen daraus vorgestellt. Wenn doch die Herren, die des B. Schriften mit einer so verächtlichen gelehrten Miene wegwerfen, zum Theil nur ein einziges Argument gegen ihn anführten, das sich einigermaßen hören ließe, so wäre es doch noch etwas. Aber Schmäh- und Spottreden über den Basedowschen Unfug, gehäßige Vergleichungen, Sticheleyen auf den von sich selbst berufenen Reformator, auf die Basedowsche Religion, Basedowsche Einfälle und Träume u. d. gl., Verlachungen seiner Standhaftigkeit unter so vielen widrigen Schicksalen, das ist bisweilen alles, was man so mancher unwidersprechlich richtigen Behauptung und uralten verkannten Wahrheit entgegen zu setzen weis, die Hr. B. wirklich in seinen Schriften gesagt und zum Theil stark gesagt hat, nachdem er sie lange vorher geprüfet und die Sachen bis auf den Grund durchgedacht hatte. Uns nimmt nichts für den B. ein, als die Wahrheit, wo sie augenscheinlich auf seiner Seite ist, die richtige Auslegung, welche er mit den besten Exegeten von so mancher gemißdeuteten Schriftstelle macht, und die gerechte Sache des ächten Protestantismus in Ansehung der Toleranz, die er zu seinem nicht geringen Privatnachtheil einige Jahre geführt und in einer der obigen Schriften von neuen vertheydiget hat. Da unserer Freymüthigkeit Hindernisse von keinerley Art im Wege stehen, und wir über alle Bedenklichkeiten, unsre Meynung von jedem Buche offenherzig zu sagen, völlig hinweg sind, so halten wir es für unsre Pflicht, die rückständigen Schriften des B. obgleich etwas spät anzuzeigen; da sie bekannter und in mehrerer Leser Händen zu seyn werth wären, als sie wirklich sind. Der Mangel des Raums

wird uns freylich zur Kürze zwingen, aber was schadets? wenn wir nur einige Forscher der Wahrheit auf diese Bücher aufmerksam machen.

Das älteste darunter sind die Lehren der Apostel in einem Auszuge ihrer Briefe. Der V. hat, wie bekannt, in seiner Religion Israels, einen Auszug aus den Büchern des A. Test. und in der altchristlichen Religion einen ähnlichen aus den Evangelisten und der Apostelgeschichte geliefert. *) Nun fehlte noch ein Auszug aus den apostolischen Briefen, um das Werk vollständig zu machen, und der ist eben in diesem Buche enthalten. Er unterscheidet sich von jenen beyden darinn, daß nicht nur zur Erklärung des Textes hie und da kurze Erläuterungen in demselben mit lateinischen Lettern dazwischen gedruckt, sondern auch am Ende mancher Abschnitte noch andere Anmerkungen hinzugefüget sind, dergleichen in den vorigen Auszügen nirgend gemacht worden. Hr. B. meynet, wenn diese zum Theil paradoxe Anmerkungen dem allgemeinen Gebrauche des Auszuges hinderlich seyn sollten, so könnte zu einer Ausgabe desselben ohne Anmerkungen bald Rath werden. Wie es uns aber vorkommt, so sind seine sämtliche, zwar noch mancher Verbesserung fähige, aber doch sehr brauchbar eingerichtete Auszüge in wenigen Händen. Vermuthlich würden sie bey aller der Treue, womit sie verfertiget sind, ein besseres Glück gemacht haben, wenn sein Name nicht darauf stünde, der gewissen Leuten nun einmal mißfällig ist, und für den andere, die ihn allenfalls auch nur von Hörensagen kennen, erschrecken, gesetzt, daß ein Werk von ihm auch noch so unschuldig und gemeinnützig wäre. Sollte indessen der V. veranlaßt werden, diesen Auszug aus den apostolischen Briefen, die er gewiß nicht im mindesten verfälschet hat, noch einmal

*) Siehe A. d. Bibl. 5 B. 2 St. 97 Seite.

mal herauszugeben, so wünschten wir, daß er ihn noch mehr abkürzen möchte. Dem Ungelehrten zum Nutzen ist er doch gemacht, und für den könnte manches noch wegbleiben. Z. B. aus dem Br. an die Galater, wo dasjenige, was der Apostel da Kap. 4. von den beyden Söhnen Abrahams, dem Sohne der Magd und der Freyen sagt, in dem Basedowschen Auszuge dem gemeinen Leser nicht viel klärer wird; aus dem ersten Br. des Johannes die Stelle Kap. 5, 7. samt der Anmerkung, die alsdenn von selbst wegfällt; aus dem Br. an die Hebräer manche Anspielungen auf die jüdischen Opfer; aus dem Br. Judä der Streit des Erzengels Michael mit dem Teufel über den Leib des Moses; aus der Offenb. Johannis, woraus allenfalls nur die rührenden Lehren und eindringenden Ermahnungen hätten ausgezogen werden dürfen. Auszüge aus der Bibel sollen ja eben dazu dienen, daß der ungelehrte Christ alle die wichtigen Wahrheiten, welche ihm zu seiner Seligkeit zu wissen nöthig sind, darinn auf einen Mittelpunkt vereiniget, beysammen findet. Das übrige, so er nicht leicht wird verstehen lernen, gehört für ihn nicht, und muß nicht in den Auszug kommen. Und dann würde bey einer zwoten Ausgabe auch wohl noch eine wiederholte scharfe Besichtigung und Verbesserung der eingeschalteten Auslegungen mancher Stellen nöthig seyn. Z. B. 1 Joh. 3, 20. steht hier: „Verdammt uns unser Herz nicht„ (dies nicht ist vermuthlich durch einen Druckfehler dazu gekommen, der Text hat es nicht) „so ist ja Gott noch „größer als unser Herz (so koennen wir uns damit „troesten, dass der ueber alles grosse und allwis„sende Gott unsre Rechtschaffenheit vergelten „wird.)„ Nach dem Zusammenhange will wohl der Apostel ganz das Gegentheil sagen. Sollte unser Herz, dünkt uns seine Meynung zu seyn, wegen der

unterlassenen thätigen Bruderliebe, von welcher vorher die Rede ist, uns schon verdammen, was wird denn Gott nicht thun? so wird der uns ja noch weit mehr deshalb verurtheilen, da er grösser ist als unser Herz und alle Dinge weis, da ihm mehr als uns selbst bekannt ist, was wir alles in diesem Stück unterlassen haben. Wenn uns aber, meine Lieben, unser Herz wegen der verabsäumten Liebespflichten, nicht verdammt, so haben wir Freudigkeit zu Gott.

Auf die Anmerkungen zu diesem Auszuge berufet sich der Verf. übrigens oft in seiner freymüthigen Dogmatick, die er, da er niemanden seine Einsichten aufdringt, oder sie für untrüglich hält, einen Versuch derselben nach seiner Privateinsicht nennet. Hr. B. hat in Absicht auf die Untersuchung und Verbesserung dieses Versuchs denselben anfangs nur geübten Nachforschern der Wahrheit besonders mitgetheilt, ihn vor derselben aber nicht dem Publiko bestimmt, wie er ausdrücklich auf dem Titelblate erkläret. Die Geschichte, wie es mit dem Druck des Werks zugegangen, ist sonderbar genug. Hr. B. hatte damals Ursachen, den Druck, den Verf. und den Inhalt des Buchs zu verbergen. Er fiel also darauf, das Verhältniß des Manuscripts und der gedruckten Bogen auszurechnen, und ließ dann bey verschiedenen Druckern und an verschiedenen Orten bald einen Bogen aus dem ersten, bald einen aus dem andern Theile des Alphabets drucken, daß niemand Zusammenhang und Verstand darinn finden könnte: Unter der Columne in dem sogenannten Wurme ließ er Nord. Vers. II. d. i. nordischer Versuch II. setzen. Hernach sammelte und ordnete er diese Bogen selbst in seinem Hause. Weil er sich nun zuweilen wegen Ungleichheit der Hand verrechnet hatte, und die Bogen nach dem Custos und der Pagina doch ordentlich

folgen sollten! so mußte er die Columnen oft umsetzen lassen: Indessen ist doch zuletzt ein doppelter Bogen H. geblieben, auf dessen zweyten die Pagina mit a. b. c. u. s. w. bezeichnet ist. Der Verf. erzählt diese Umstände selbst in der Hauptprobe der Zeiten S. 149. Was den Inhalt dieser Dogmatick selbst betrift, so kann wohl niemand Dinge von solcher Wichtigkeit, als die Sachen der Religion sind, mit mehr Bescheidenheit in eine bedachtsame und ernsthafte Prüfung ziehen, als Hr. B. in diesem gründlichen Buche gethan hat. Vom Anfange bis zu Ende ist es mit so vieler Ueberlegung, mit so viel unpartheyischer Wahrheitliebe eines aufrichtigen und dabey aufgeklärten Schriftforschers abgefaßt, daß selbst diejenigen, welche den Verf. auf den gefährlichsten Irrwegen zu seyn glauben, ihn deshalb, wie wir denken sollten, würden werthschätzen müssen. Nur unverständige, oder wenn dieser Ausdruck zu hart wäre, nur übereilte, von Vorurtheilen oder Leidenschaften geleitete Richter haben gesagt, und werden es vielleicht noch lange sagen, Basedow wolle die Menschen zum Abfall von der christlichen Wahrheit verleiten. Nein, er will gerade das Gegentheil. Er will sie zur festen Ueberzeugung von demjenigen führen, was er in der geoffenbarten Religion des Evangeliums nach der heil. Schrift für eigentliche Wahrheit hält. Zu dem Ende ist er in diesem Versuche bemüht gewesen, unter acht Abhandlungen I. Von der christlichen Dogmatick. II. Von der heil. Schrift. III. Von Gott nach den aus der heil. Schrift geschöpften Begriffen. IV. Von der Schöpfung, den Engeln und der Vorsehung. V. Von dem eingebohrnen Sohne Gottes und dem heiligen Geiste. VI. Von der Erbsünde und der moralischen Verbesserung. VII. Von der Erlösung und der Ewigkeit. VIII. Von den Sacramenten

und

und der Kirche, denen IX. Gedanken zum Beschluß hinzugefügt sind, die Glaubenslehren der Christen, welche er für übereinstimmig mit der Bibel hält, aus deren Zeugnissen und andern überwiegenden Gründen aufs schärfste zu beweisen. Vielleicht hätte er zum frühern Siege seiner Rechtschaffenheit und Wahrheitliebe mehr dabey gewonnen, wenn er vom Anfange an weniger, und das wenige mit so vieler Bündigkeit und einleuchtenden Klarheit gegen etliche Kirchenlehren geschrieben hätte, als dieses Buch. Haben nach dessen Herausgabe Gelehrte oder Ungelehrte, die das Gewicht der Gründe für und wider einen dogmatischen Lehrsatz nicht gegeneinander abwägen können oder wollen, aus ewigen Voraussetzungen dessen, was erst als Wahrheit erwiesen und ausgemacht werden soll, (in den Schulen nennet man sie petitiones principii) gegen ihn gestritten: so ist es seine Schuld nicht gewesen. Man hätte seine Dogmatick mit der sanftmüthigen stillen Ueberlegung lesen sollen, mit welcher sie geschrieben ist. Wo Hr. B. noch nicht von einer Sache überzeugt ist, da entscheidet er auch nicht, da sagt er: „Ich halte dies und das für wahr. „Rechtschaffene und gelehrte Freunde des Christen„thums sind anderer Meynung. Ich habe die Sache „noch nicht untersucht. Wer auf der einen oder der „andern Seite irret, verliehrt keinen Theil der Re„ligion„ (S. 62. und anderswo mehr) welche Bescheidenheit uns sehr gefallen hat. Aber wo er klare, gewichtvolle Ueberzeugungsgründe für sich hat, da geht er auch seiner Gewohnheit nach, freymüthig mit der Sprache heraus. Des Socinismus wird ihn wohl niemand weiter beschuldigen, der diese Dogmatick gelesen hat. Wir halten es für überflüßig, uns auf eine nähere Anzeige ihres Inhalts einzulassen, da der Lehrbegriff des Verf. vom Christenthum schon

über-

überall bekannt ist, und einen oder den andern Einwurf, der sich noch gegen ihn machen liesse, hieher zu setzen, würde uns in eine zu grosse Weitläuftigkeit hineinführen, die wir vermeiden müssen. Will jemand, dem es um eine gründliche Religionserkenntniß für sich und andere zu thun ist, veranlasset seyn, das System der dogmatischen Theologie genau durchzumustern, wo es nöthig ist, zu berichtigen und nichts ohne hinlänglichen Beweis aus der Schrift darinn anzunehmen, dem wird es nicht gereuen, wenn er diesen basedowschen Versuch einer Dogmatick etlichemal mit Bedacht lieset, und er wird gewiß finden, daß er manches daraus gelernt habe, oder wenigstens dies und jenes näher zu prüfen sey bewogen worden, das er sonst ungeprüft, als sichere Wahrheit vorlängst angenommen.

Wir kommen zur Hauptprobe der Zeiten. Der Verf. nennet dieses Buch eine Vorrede und Nacherinnerung zu allen seinen übrigen Schriften, und zu den dadurch erfüllten Absichten für die Wahrheit, Religion, Toleranz und allgemeine Glückseligkeit. Man muß sich deshalb nicht wundern, daß hier manches aus seinen vorigen Schriften wiederholet wird. Es geht dem Verf. wie einem Menschen, der mit hart hörenden Leuten, denen er was zu sagen hat, umgeben ist. Nachdem sie das erste und zweytemal nicht alles verstanden haben, so muß er ihnen etliches zum dritten und viertenmal stark zurufen. Das Buch handelt 1. von protestantisch. Grundsätzen in Ansehung der Gewissensfreyheit. — Man muß die Wahrheit in der Religion nicht durch Hülfe bürgerlicher Gesetze, sondern blos durch überzeugende Gründe befördern, erhalten und ausbreiten. Ein jeder Mitbürger, wenn seine Religion moralisch rechtmäßig ist, muß unter Protestanten eine bekannte und redende Gewissensfreyheit haben dürfen, ohne da-

bey

bey an seinen bürgerlichen Rechten zu verliehren; Freyheit zu reden im Privatumgange, in gedruckten Schriften und in veranlaßten größeren Versammlungen. Die gesetzgebende Macht kann sie ertheilen, wo sie nach vorigen Gesetzen nicht gewesen ist. Glaubt ein moralisch rechtmäßiger Dißident in der Religion seiner Nebenmenschen und Mitchristen wichtige Irrthümer zu sehen, so hat er auch einen wahren innerlichen Beruf, sich darüber öffentlich herauszulassen, wenn er auch kein Kirchenamt bekleidet; und eine einsichtvolle Policey darf, wenn Gewissensfreyheit seyn soll, seinen Vortrag nicht äusserlich verhindern. Die Kraft der kirchlichen Vocation hörte bey Luthern mit dem ersten Augenblick seines Widerspruchs gegen die römisch-katholische Kirche auf. Aber seine menschliche und christliche Vocation, der Welt durch Vortrag der Wahrheit zu dienen, die ein jeder Privatchrist haben kann, ward in eben dem Augenblicke gestärkt und verpflichtete ihn zu desto größerer Freymüthigkeit. — Es folgt hierauf II. des Verf. kurzes Glaubensbekenntniß sowol über die theoretischen als practischen Lehrsätze des Christenthums. Ein christlicher Leser, der mit der Schultheologie ganz unbekannt wäre, würde es nicht allein nicht anstößig, sondern vortreflich finden, und kaum glauben, daß jemand den Verf. zum Antichristen und ruchlosen Verführer des Volks gemacht hätte. Hr. B. beklagt sich am Ende über seine Verfolger, in deren Kopf und Herzen es wirklich sehr finster aussehen muß. — Der IIIte Abschn. betrift die Verbesserung des Kirchenwesens. Zwey und dreyßig Kirchenlehren scheinen dem B. mit der Vernunft und dem apostolischen Christenthum zu streiten. Die Beweisgründe dazu finden sich in seiner Dogmatick. Er bittet bey dieser Gelegenheit die Naturalisten und Zweifler um Untersuchung des eigenlichen apostolischen

Chri-

Christenthums, dessen göttlicher Ursprung, Vortreflichkeit und Gemeinnützigkeit so augenscheinlich wäre, wenn das davon abgesondert würde, was blos falsche Auslegungen des N. Testamentes sind. Diejenigen, welche heimlich seiner Meynung beypflichten, die Nicodemiten, wie er sie nennt, werden zur Freymüthigkeit und zur Anwendung aller möglichen moralischen Gegenmittel wider die Intoleranz aufgemuntert. Sie ist ein Haupthinderniß der Kirchenverbesserung. Diese muß aber nicht gewaltsam durch die Obrigkeit geschehen. Denn eine gesetzliche und gewaltthätige Reformation, wenn sie auch Wahrheit zum Grunde hätte, ist dennoch durch die Art des Ursprungs wider die Rechte der Menschlichkeit, der zweckmäßigen Staatsgesetze und des wohl verstandenen Christenthums. Eine solche Reformation ist unerleuchteten Zeiten zu verzeihen, aber nicht nachzuahmen. Schriftsteller müssen zum verbesserten Kirchenwesen alles vorbereiten und der Verf. zeigt, wie das auf die leichteste und beste Art geschehen könne. Viel einsichtsvolle und rechtschaffene Gottesgelehrten sind diese Wege bereits eingeschlagen, weil sie die dringende Nothwendigkeit dazu einsehen, um der guten Sache des Christenthums gegen den Unglauben und die Deisten keine Blöße zu geben. — Eine bessere Einrichtung des Unterrichts der Jugend in der Religion und des theologischen Studiums, welche der Verf. ebenfalls anräth, wäre wohl mit das vorzüglichste Mittel zu einem so heilsamen Zwecke. — Wir finden nichts billiger und der christlichen Menschenliebe gemäßer, als daß eingeschränkten belastigten und verfolgten Dißidenten, Männern, welche Gewissenshalber die Theologie und ihre geistlichen Aemter verlassen, zur Hebung des unleidlichen Mangels ihrer Familien, die dadurch unglücklich werden, unter die Arme gegriffen würde. Könnte das

durch

durch Toleranzstipendien, wie der Verf. vorschlägt, durch die Freygebigkeit einiger Capitalisten, durch Vermächtniße oder freywillige Beyträge mehrerer gut gesinnten christlichen Patrioten und Freunde der Gewissensfreyheit geschehen, so wäre das freylich wohl gut, damit kein ehrlicher und tugendhafter Mann wegen seines dißidentischen Glaubens in äusserliches Elend kommen und darinn bleiben dürfte. Bis itzo möchte es aber wohl noch mehr zu wünschen als zu hoffen stehen. — Gewisse Scribenten haben über alles, was Hr. B. in diesem Abschnitt von den Verbesserungen, deren die protestantische Kirche noch in vieler Absicht bedarf, vorgetragen hat, theils gespöttelt, theils ihn deshalb als einen Aufrührer vorgestellt, und mit einem heimlichen Kronprätendenten verglichen, der seine heimlichen Anhänger im Lande gegen ihren rechtmäßigen Landesherrn durch öffentliche Anschläge aufwiegelte, den Deserteuren Luft zu machen suchte und ihnen Anschläge gäbe, wie sie mit List oder Gewalt ausreißen und sich unter seine Fahne begeben sollten. Vernünftige Leute wissen nicht, ob sie mit dem Verstande oder mit dem Herzen solcher Männer Mitleiden haben sollen. Fragen möchte man sie wohl: Ob sie denn nicht begriffen, daß die theure Lehre Jesu rechtschaffenen und aufgeklärten Naturalisten, dergleichen es doch viele giebt, wenn sie gleich ihnen vielleicht nie müssen vorgekommen seyn, nicht eher werde ehrwürdig, und von Wahrheit liebenden Zweifern nicht eher mit Ueberzeugung werde geglaubt und angenommen werden, bis sie von den Irthümern mehr gereiniget ist, die ihr noch aus dem Wuste des Pabstthums ankleben? Und ob sie sich denn in der That getraueten, eine solche intolerante Härte, ein solch ärgerliches und für einen Prediger des sanften Evangeliums unwürdiges Betragen, als man zum Theil gegen den Hrn.

Basedow Jahrelang bewiesen hat, vor dem Richterstuhl der Wahrheit und eines christlichen Gewissens zu billigen, oder zu rechtfertigen? Wer wissen will, wie es dem Verf. gegangen ist, und was er hauptsächlich durch Geistliche und deren Insinuation oder Schriften hat leiden müssen, der lese diesen und den folgenden IVten Abschnitt, worinn Hr. B. von seinen Schriften, von deren Absichten und den Schicksalen, die ihn deshalb betroffen haben, umständliche Nachricht giebt. Es sind alles Thathandlungen, die nicht im Winkel, sondern öffentlich geschehen sind, und jedes edle Herz muß davon gerührt, mit Unmuth und Misfallen dagegen erfüllet werden. Die Folter und das Gefängniß haben nur gefehlt, sonst hätte Basedow in Portugall und Spanien nicht viel mehr leiden können. Das Mandat, welches in Hamburg im Jahr 1764. unter obrigkeitlichen Ansehn gegen den Verf. herauskam und hier wörtlich abgedruckt worden, wird für die Nachwelt ein merkwürdiges Monument bleiben, wie man über die Gewissensfreyheit in unsern Zeiten dort noch gedacht hat. Sogar die Prüfung der Religion wird darinn für vermessen erklärt, und eine bessere Methode des Unterriches der Jugend, als der in Hamburg eingeführte Catechismus beobachtet, allen, die sich mit Unterweisung der Jugend abgeben, befundenen Umständen gemäß wohl bey Strafe der Verweisung aus der Stadt und deren Gebiete verboten.

Die Hauptprobe der Zeiten hat zwo Beylagen. Die erste ist betitelt: Neuer Antihobbesius. Recht und Klugheit im Kirchenwesen, für die bürgerliche Gleichheit der Dißidenten an allen Orten. Warschau und Krakau, 1767. 69 Seiten.

Der V. nennet sich nach einem angenommenen Namen Robert Mennotson und einen Albingier.

Wir haben nicht leicht eine kleine Schrift gelesen, worinn die hieher gehörigen Sachen gründlicher und einleuchtender abgehandelt wären. I. setzt der V. den Zweck des Staats und der Kirche samt ihrem Unterscheide, fest. Einen einsichtsvollen Trieb zum gemeinnützigen Leben nennt er Tugend, und diese Tugend der Staatsglieder ist der vornehmste Gegenstand sowol der Gesetze und Policey, als aller öffentlichen Anstalten. Die Glückseligkeit durch Tugend ist der letzte Hauptzweck des Staats. Bevölkerung, Reichthum, Macht, werden fälschlich dafür gehalten. Wenn nun eine Religion so beschaffen ist, daß sie der Tugend und der Einsicht mehr aufhilft, als dieselbe verhindert, so ist es nach dem Staatszweck besser, daß eine solche Religion und die dahin gehörige Kirchengemeinschaft da sey, als daß sie fehle. Sie ist alsdenn moralisch rechtmäßig „wenn sie ihrem Inhalt nach und „sofern sie geglaubt und ausgeübt wird, den Trieb zur „Tugend durch überirrdische Bewegungsgründe, und „vornemlich durch den Lehrsatz von einer überwiegen„den Vergeltung der Tugenden und Laster nach dem „Tode, erzeugt und stärkt, und wenn sie ferner die „Handlungen, an deren Gemeinschädlichkeit man mit „mäßiger Vernunft nicht zweifeln kann, wirklich als „solche Laster vorstellt, die auch nach dem Tode ihre „überwiegende Vergeltung finden. (S. 5.)„ Jede moralisch rechtmäßige und genug friedsame Religion muß in einem Staate gleiche Freyheit haben, und keine derselben durch Gesetze mehr als die andere eingeschränkt und belästiget werden. Religionen, die nicht moralisch rechtmäßig, oder nicht friedsam sind, dürfen mit wahrem Rechte durch Gesetze und Staatsanstalten, Hinderung und Einschränkung leiden. Man weis, was man unter Einschränkung einer Religion versteht. II. Die bürgerliche Gleichheit der Reli-

ligionen ist nützlich. Sie befördert patriotische Gesinnungen und erzeugt Tugenden und Verdienste. Jeder legt da seine Talente zum gemeinen Besten an und arbeitet mit Aufrichtigkeit an dem Wohl des Vaterlandes — Die Bevölkerung eines Staats mit guten Bürgern und der Flor der Künste und Wissenschaften gewinnt ebenfalls dabey. Es ist sehr wahr, was Hr. B. bey dieser Gelegenheit über die unbillige Einschränkung und Belästigung der Juden in den meisten christlichen Ländern sagt, ob er gleich zugiebt, daß sie wegen einiger Lehrsätze, sowol als die römischen und griechischen Christen unter Protestanten, nicht aller Einschränkung können überhoben seyn — In einem Staate, wo niemand, als der sich zur herrschenden Kirche bekennt, Recht zum Thron, zu Reichsämtern, zu bürgerlichen Bedienungen und zum Adel hat, da bleibt der Ausspruch gewisser Geistlichen in beständiger Mitregentschaft mit der regierenden Person oder Versamlung, und dadurch wird der Staat, wenn nach dieser Verfassung wirklich gehandelt wird, unordentlich, unbeständig und seiner Natur nach den Cabalen unterworfen. — In einem solchen Lande muß auch ein hoher Grad unpatriotischer Gesinnungen verewigt, und die Inquisition vollkommen pflichtmäßig werden. Die Gedanken und der Ausdruck des Verf., mit welchen er sich darüber erklärt, sind gleich stark und körnigt. III. Die bürgerliche Gleichheit der Religionen ist auch christlich. Die Christen gehen dabey desto brüderlicher mit einander um, befördern ihre gegenseitige Wohlfahrt, und dann steigt die Ehre ihres allgemeinen Vaters und Erlösers, und die Wahrheit wird ausgebreitet. Man misdeutet die Schriftstellen, welche von den Widersachern dagegen angeführet werden. IV. Die bürgerliche Gleichheit der Religionen ist auch möglich. Man muß nur billig-

sichten der Leute darüber zu verbessern suchen. Die Furcht der Unterdrückung, so für die von der herrschenden Parthey daraus entstehen könnte, ist ganz ungegründet. Und Gesetze und Friedensverträge, so im Staate dagegen wären, können sie eben so wenig unmöglich machen. Wie viel Gesetze sind in allen Staaten von je her rechtmäßig geändert worden, und gegen wie manche Friedensverträge hat das Recht der Natur und das Christenthum wichtige Einwendungen. Gegen die erste gährende Unzufriedenheit des unverständigen Haufens bey einer einzuführenden bürgerlichen Gleichheit mehrerer Religionen und gegen die Vorstellungen der Redner, welche in öffentlichen Versammlungen das Volk zu glauben reizen, eine solche Unternehmung der Obrigkeit sey wider Gottes Wort und das ihnen anbefohlne Säugammenamt, lassen sich von der gesetzgebenden Macht weise Verfügungen treffen. — Aber wie soll das Kirchenwesen gut eingerichtet seyn? Dazu thut der Verf. in dem Vten Abschnitt Vorschläge. Einer jeden Kirchengesellschaft, sie mag aus zehn oder zehntausend Personen bestehen, ja jeden einzelnen Personen muß zur Ausübung ihrer Religion und zu dem Gebrauche der dazu nöthig scheinenden Mittel nach wahrem Rechte der Natur von der Regierung die Freyheit verstattet werden. Die Regierung hebt indessen von den Personen und Gütern der Kirchen ihre Schatzungen; bey ihr stehet die ordentliche Gerichtsbarkeit über die Kirchenbediente; sie hat das höchste Episcopat und eine verneinende Stimme in allen Berathschlagungen, welche ihr wichtig genug scheinen, sich darum zu bekümmern, und nicht Glaubens- oder Gewissenssachen betreffen. Unter ihr stehen die Ehen und derselben Scheidungen, doch muß die Obrigkeit sich nicht aus Leichtsinn mehr Freyheiten dabey nehmen, als ihr nach ihrer eigenen Meynung

durch

durch die Offenbarung Gottes gelassen ist. — Die Kirchenzucht der Sünder ist in einem Staate überflüßig, wo die bürgerliche Gesetze moralisch gut und vollständig genug sind. Doch bleibt die Ausschließung eines Mitgliedes, welches durch sein Daseyn den Gottesdienst störte, oder die verabredeten Lasten nicht tragen wollte, oder den meisten übrigen zu einer so brüderlichen Gesellschaft zu verhaßt wäre, der Kirche überlassen. Die Freyheit, der ehrliche Name und die Güter eines Mitgliedes müssen nie durch die Kirchenzucht leiten, und wenn der Staat Sünden, die zugleich bürgerliche Verbrechen sind, nicht entscheidet, so muß sie kein Urtheil darüber fällen.

Wir sehen uns wider unsre Neigung genöthiget, die nähere Anzeige der bündigen Urtheile des Verf. über die theologische Censur oder Bücherpolicey, über die Glaubensbekenntnisse, deren Rechte und Wirkungen, über die Eigenschaften einer guten Liturgie, über Eyde auf ewige Glaubensbekenntnisse, über die innerliche Einrichtung einer Gemeine und deren freywilligen Beytrag zum Gottesdienste, den allgemeinen Kirchenfond eines ganzen Landes, dessen Verwaltung und Bestimmung, und die Independenz und Verbindung der einzelnen Gemeinen, zu unterlassen, weil es uns zu lange aufhalten würde. Wir wünschen, daß diese und die folgenden Gedanken des Verfassers vom Armenwesen, von den Waisenanstalten, den öffentlichen Schulen und dem Gottesdienste der Armen bey der Gewissensfreyheit, von den Graden der freywilligen Verbrüderung einzelner Gemeinen, von den Kirchenlehrern, deren Eigenschaften, Verrichtungen, Besoldungen, auch wenn sie der Paradoxie wegen das Amt verliehren, von dem, was der Staat dabey thun könne, und von der Vorsichtigkeit bey der Wahl des theologischen Standes, so viel aufmerksame und

prüfende Leser finden mögen, als sie werth sind. Wenn gleich nicht abzusehen ist, wanneher und von welcher Regierung in Deutschland einmal das Kirchenwesen, wir sagen nicht nach allen, sondern nur nach einigen von Hrn. B. gethanen Vorschlägen möchte eingerichtet werden: so würden doch Obrigkeiten und Staatsmänner, denen diese Sache wichtig wäre, darinn manches finden können, welches sich zum allgemeinen Besten gar wohl einführen liesse. Man würde dem Verf. nicht den verächtlichen Vorwurf machen können, daß er vergeblich in diesem Buche eine Platonische Republick erbauet hätte, wenn hie und da ein Mann von Wichtigkeit und Einfluß in öffentliche Landes- Kirchen- und Schulangelegenheiten alles davon prüfen und auch nur das beste behalten wollte. Die zwote Beylage dazu führet den Titel:

Robert Mennotsons öffentlicher Vorschlag zu einer Sacramental-Liturgie und einem Lehrbegriffe der Christen. Berlin und Altona, 1767. 142 Seiten.

Da der Verf. die Kindertauffe verwirft, so richtet er die Liturgie bey der Tauffe natürlicher Weise auf erwachsene und unterrichtete Bekenner des Christenthums ein. Er schreibt dabey, wie beym Abendmahl, alle Ceremonien vor, auch die Worte des Predigers und die Gesänge, sowol der Gemeine, als der Täuflinge und Communicanten, welche sich zu diesen gottesdienstlichen Handlungen schicken, rührend und sehr gut sind. Wir billigen es, daß der Verf. auch für die sinnliche Beförderung der Andacht dabey gesorgt hat. Ob er aber bey den äusserlichen Formalitäten, bey dem entkleiden der Täuflinge beyderley Geschlechts

schlechts vor der Gemeine, wenn es auch in noch so anständiger Maaße geschähe; bey ihrem Hinabsteigen ins Bad, wozu wohl überdem nicht so leicht in den Kirchen möchte Gelegenheit gemacht werden; bey ihrem Umkleiden nach der Taufe hinter besondern Vorhängen; bey der Haltung des Abendmahls an langen gedeckten Tafeln, wo einjeder sein Tellerchen und seinen kleinen gläsernen Becher vor sich haben, und dann von dem Prediger oder zween Aeltesten vorgelegt und eingeschenkt bekommen soll, wozu in großen Gemeinen, wo der Communicanten bisweilen einige hundert sind, ungeheure Tafeln gehören und weite Sääle, die gar nicht da sind, oder bey unsern meisten Kirchen angebracht werden könnten, erfordert würden; bey dem Vorschlage, daß die Communicanten ohne Unterschied des Standes und Geschlechts durch einander oder abgesondert sitzen, und bey der zweyten Strophe des letzten Gesanges die zusammensitzenden sich einander die mit weißen Handschuhen bedeckten Hände geben sollten; ob Hr. B. bey dem allen auf den Wohlstand, auf die Sitten unserer Zeiten und andere Umstände genugsame Betrachtung genommen habe, das dünkt uns nicht. Wir haben schon mehrmal hören müssen, wenn von seiner Sacramental-Liturgie geurtheilt wurde: Seht da, Basedowsche Grillen; der Mann läßt sich doch gar zu sehr den Enthusiasmus für seine Erfindungen einnehmen, er will alles umkehren, und bedenkt nicht, wenn man an einer Sache zu viel verändern will, daß alsdenn aus ihrer Verbesserung gemeiniglich gar nichts wird. Und was das schlimste war, wir konnten ihn nicht vertheydigen, so gern wirs gethan hätten, weil nicht zu leugnen ist, daß durch etliche seiner vorgeschlagenen Gebräuche manche, dem Zweck dieser öffentlichen Religionshandlungen und der dabey nöthigen Andacht des Herzens sehr nach-

theilige Dinge, in der christlichen Gemeine veranlasset werden könnten. Man behalte immer, das ist unsre Meinung, die Kindertaufe bey, da sie einmal eingeführt ist, und unterrichte die Jugend bey zunehmenden Jahren wohl. bis zu ihrer Confirmation; man halte immer das Abendmahl des Herrn an Altären oder Tischen, wie wirs gewohnt sind. Wären nur die Gebetsformeln, die bey den Sacramenten gesprochen, die Lieder, welche dabey gesungen werden, so verständlich, rührend und erbaulich, wie sie seyn sollten, (denn unsere Agenden brauchten eine große Verbesserung) das übrige äusserliche Ceremoniel könnte vor der Hand schon so bleiben, wie es ist, da solches lediglich in dem Willkühr der Christen stehet.

Vorzüglicher. als die Sacramentalliturgie gefallen uns die zehn Gesänge, oder Lehrgedichte, welche im kurzen die Hauptwahrheiten des christlichen Lehrbegriffs enthalten, sammt den Erläuterungen, die zu jedem Gesange Strophe für Strophe hinzugefügt sind. Wir haben uns gewundert, wie der Verf. so viel wichtige Lehren, mit so viel Klarheit, in eine solche Kürze hat zusammendrängen können. Wir wollen nur den Inhalt hersetzen. I. Gesang: Von Regelmäßigkeit der Welt zum allgemeinen Wohl der Lebendigen. II. Von Gottes Wesen und Einheit. III. Von Gottes Eigenschaften. IV. Von der Stiftung der christlichen Religion. V. Von Jesu Person und Erlösung. VI. Von dem Glauben an Jesum und seinen Denkmitteln, den Sacramenten. VII. Von der Sittenlehre des Christenthums. VIII. Von dem Werthe der christl. Rel. IX. Von dem Beweise der christl Rel X. Von Einwürfen wider das Christenthum aus Mißdeutung desselben. Diese Gesänge sollen nicht eigentlich zum Singen in der Gemeine, sondern zum auswendig lernen für junge und

alte

[illegible] dienen. Da sie mit den Erläuterungen den Stof zu einem vollkommnen Lehrbuche des Christenthums enthalten: so soll das einmal daraus gemacht werden, und zwar in einer kleinen Ausgabe ein Catechismus, in einer mittlern ein Glaubensbekenntniß für die Vorsteher und Lehrer der Gemeinen, und in einer dritten ein nützliches Lehrbuch für die gesitteten Stände zur Ueberzeugung der Ungläubigen.

Für die größere Aufklärung eben dieser gesitteten Bürger in Ansehung der natürlichen Religion und Moral hat der Verf. durch die vierte oben genannte Schrift, welche die ganze natürliche Weisheit im Privatstande betittelt ist, gesorgt. Ein schätzbares und dabey ganz unparadoxes Buch von 1768. wodurch ein anderes, welches im Jahr 1766. unter dem Titel: Vorbereitung der Jugend zur Moralität und natürlichen Religion, herauskam, und einen kurzen Unterricht über die Elemente der natürlichen Religion und Sittenlehre in Fragen und Antworten enthielte, in so weit in Vergessenheit gebracht werden möchte, als in der natürlichen Weisheit jenes Buch mit großen Verbesserungen und unter einer veränderten Gestalt erscheint, so daß die Einsichten und Gesinnungen, welche in jedem Privatstande einen gesitteten jungen Menschen bilden, darinn vollständiger, präciser und interessanter als dort vorgetragen werden. Die erwachsene Jugend, welche aus der väterlichen Aufsicht in die Welt kommt, soll aus diesem Werkchen, in jeder Verbindung des Privatlebens ihre Pflichten lernen, und damit sie sich solcher bey männlichem Alter oft erinnern, dasselbe zu ihrer fleißigen Lectüre machen. Anfänglich war es von dem Verf. blos für seinen funfzehnjährigen Sohn bestimmt, aber dann entschloß er sich, da es ihm und andern gemeinnützig schien, es drucken zu lassen. Nur sagen einige, er

er hätte so lange mit dem Druck verzögern mögen, bis die von der Eilfertigkeit verursachten Mängel des Ausdrucks, die er selbst gesteht, noch wären verbessert worden. Es sey wahr, wir hätten das Buch lieber so, als gar nicht, aber der Verf. sahe sich ja nicht schlechterdings in die Nothwendigkeit gesetzt, dem Publikum allemal zwischen beyden Fällen, die Wahl zu lassen. Dies scheinet allerdings nicht ganz ohne Grund gesagt zu werden.

Indessen bedeuten diese Mängel nicht viel und wir getrauen uns dieses Werk als eines der besten und vorzüglichsten unter den Basedowschen Schriften anzurühmen. Es hat vier Abtheilungen. I. Eigenes Nachdenken über die menschliche Seele. II. Eigenes Nachdenken über Gott und seine Eigenschaften. III. Die Sittenlehre im Privatstande der vornehmeren Bürger, aus der natürlichen Erkenntniß Gottes und der Welt. Was unter diese Rubricken gehört, so fern es aus der Natur ohne Zuziehung des geoffenbarten göttlichen Unterrichts erkannt werden kann, das findet sich hier in einer solchen Vollständigkeit und Ordnung beysammen, als nicht leicht in einem ähnlichen Buche. Die simple Leichtigkeit und Verständlichkeit, mit welcher die wichtigsten Wahrheiten der practischen Philosophie auf eine für den gesitteten Bürgerstand hinlängliche und überzeugende Art vorgestellet werden, muß dem Verf. nicht wenig Kunst gekostet haben und gereicht ihm zur wahren Ehre. Nirgends vermissen wir den denkenden Weltweisen, der mit einem scharfen, eindringenden Blick in die Natur jeder Sache, von der er handelt, die aufrichtigste Liebe zur Wahrheit und Tugend verbindet. Hie und da an dem Ausdruck seiner an sich nervigten Schreibart, wenn wir sie so nennen dürfen, noch zu feilen, das scheint nun einmal die Lebhaftigkeit

fe seines Geistes und die Geschwindigkeit mit welcher er denkt, diktirt und drucken läßt, nicht zuzulassen. Die IV. Abtheilung mit der Ueberschrift: Uebungen des Verstandes, besonders in moralischen Untersuchungen, enthält zugleich die gemeinnützigsten Regeln der Vernunftlehre, nach welchen sich der gesunde menschliche Verstand ohne Hülfe der gelehrten Schullogick im urtheilen und schliessen zu richten hat.

Wir können und wollen uns mit der Anzeige einzelner Sachen nicht aufhalten, sondern nur überhaupt sagen, daß die Weisheit, zu deren Aufnahme im Privatstande der Verf. dieses Buch geschrieben hat, eine von wahrer Einsicht geleitete Zuneigung zu derjenigen Glückseligkeit sey, welche sich auf Tugend, d. i. auf ein gemeinnütziges Verhalten in Gedanken, Worten und Werken gründet. Es ist gemeinnützig oder gemeinschädlich, so zu handeln, schließt er in den meisten Fällen, darum ist dieses recht und jenes unrecht, dieses Tugend und jenes Laster. Jedoch hat er, wo es nöthig war, nicht vergessen, die Motive zur Tugend hauptsächlich durch die grossen Bewegungsgründe zu stärken, welche dazu in der Erkenntniß Gottes und der Gewißheit des zukünftigen Lebens liegen. Noch andere Gründe aus der christlichen Lehre herzunehmen, war nicht der Absicht gemäß, welche sich der Verf. bey diesem Werke vorgesetzet hatte, da er ohne Rücksicht auf positive Religionsgrundsätze hier blos lehren wollte, wie jemand als ein vernünftiger Mensch und als ein ehrlicher Mann in der bürgerlichen Gesellschaft, deren Mitglied er ist, denken und handeln müsse. Daß unter allen Religionen die christliche am genausten mit dieser natürlichen Weisheit übereinstimme, ihre Mängel am vollkommensten ersetze, sie am allgemeinsten in der Welt ausgebreitet habe, und ihre Sittenlehren durch die

kräf-

kräftigsten Bewegungsgründe unterstütze, das läßt sich für den, der das Christenthum in seiner Lauterkeit und Einfalt kennt, nach angestellter Prüfung ohne Schwierigkeit einsehen. In dem Buche selbst sollte nichts wider irgend eine Religionspartheу vorgetragen werden, indessen hat doch der Verf. in den Schlußanmerkungen, wiewol dieselben in einigen Exemplarien fehlen, einen kurzen Inbegriff unserer geoffenbarten Religion, einen Beweis ihres Vorzuges vor der natürlichen, und einen andern von ihrem göttlichen Ursprunge und Vorzuge vor der jüdischen und mahomedanischen Religion, hinzugefüget.

Ein solches Buch, wie Hrn. B. natürliche Weisheit, sollte wohl jedermann um so viel willkommener seyn, da bisher für den moralischen Unterricht des achtbaren Bürgerstandes, in Schriften von dieser Art, noch so wenig gesorgt worden. Man weis, wie sehr die Unterweisung der Jugend in den bürgerlichen Pflichten von den meisten Kirchen- und Schullehrern vernachläßiget werde. Die meisten Menschen kommen also bey zunehmenden Jahren in die Welt, in diese und jene Stände, Verbindungen, Aemter und Berufsgeschäfte, ohne im allergeringsten die Pflichten zu kennen, welche ihnen darinn obliegen. Die öffentlichen Predigten sind nachher beynahe das einzige Mittel sie ihnen einzuschärfen, und um vieler Ursachen willen läßt sich doch das von der Kanzel weder mit der nöthigen Vollständigkeit, noch mit einem hinlänglichen Erfolge thun. Wäre es möglich, daß man Schriften, die dazu eingerichtet sind, Leuten aus allerley Ständen des bürgerlichen Lebens mehr in die Hände brächte, so würde dadurch nicht wenig für die Moralität der Menschen im Privatstande gewonnen werden. Besser und von noch größeren Wirkungen aber wäre es freylich, wenn auf Schulen und Gymnasien

unsren bereits Anstalten gemacht würden, aber ein solches moralisches Lehrbuch öffentliche Unterweisungen zu geben, wozu wir dieses Basedowsche sehr bequem halten. Wir wünschen daher, daß dies Werk des Verf., der künftig noch mehr für die Belehrung eines jeden Hauptstandes in seinen Pflichten durch einzelne kleine Bücher sorgen wird, vor der Hand von sehr vielen zu dem wichtigen Zwecke möge genutzet werden, dazu es geschrieben ist. Für den ganz gemeinen Mann auf dem Lande und in Städten könnte leicht ein Auszug mit den Zusätzen, deren der Bürgerstand nicht bedarf, daraus gemacht werden. Für Eltern und Vormünder, für die studirende Jugend, für Lehrer, für Sachwalter und Richter, für den Kriegsstand und für die höchste Obrigkeit, will Hr. B., wenn dieses Werk Beyfall findet, und wenn noch gemeinnützigere Arbeiten geendiget sind, solche Zusätze von besondern Lehren ihrer Weisheit folgen lassen; vor welchen diese allgemeinern Lehren als bekannt vorausgesetzt werden.

W.

XI.

Theorie der Poesie, nach den neuesten Grundsätzen und Nachricht von den besten Dichtern nach den angenommenen Urtheilen, von Christian Heinrich Schmid. Leipzig, 1767. 500 S. gr. 8. bey Crusius.

Zusätze zu diesem Werke. Erste bis vierte Sammlung. Ebend. 1767 : 1769.

Wenn man im gemeinem Leben jemandes Character bestimmen will, so beurtheilt man ihn, nächst seiner Physiognomie, aus allen seinen Handlungen zusammengenommen, die uns bewußt

„sollten.„ — Was ist das gesagt? — Wir führen nur dies eine Beyspiel aus der Menge solcher Stellen an, wo der Verf. unter schimmernden Wendungen Nonsense verborgen hält.

S. 32. Die Bescheidenheit, mit welcher der Verf. von Sulzers Handbuche der sch. W. sagt: „mein „ganzes Buch würde vor einer Seite im Sulzer ver„schwinden, wie die Schatten vor der Morgensonne.„ würde sich nicht übel für ihn schicken, wenn andre Stellen voller Zuversicht auf sich selbst, die wir in der Folge anführen werden, nicht einen gar zu sonderbaren Kontrast damit machten.

S. 39. Marmonteln (denn der soll es doch wohl seyn) wird es verübelt, daß er eine französische Dichtkunst hat schreiben können, ohne des Batteux auch nur mit einem Worte zu gedenken. — Das finden wir nun eben so sonderbar nicht.

S. 87. Man übersehe nicht die deklamatorische Apostrophe an Bodmer, so eckelhaft sie auch zu lesen ist. Sie sticht gar zu artig mit den Anzüglichkeiten und dreisten Ausfällen ab, welche der Verf. in den Zusätzen auf diesen als Kunstrichter allemal schätzbaren Mann thut, blos weil er im Vorbeygehen von ihm nicht aufs freundlichste begrüßt worden.

Von eben der Art sind die Lobsprüche, welche S. 88. f. die Verf. der Bibliothek und der Litteraturbriefe erhalten. Das Compliment, welches dem Verleger dieser Bibliothek gemacht wird, müssen wir Wundershalber hieher setzen: „die Buchhändler an den Autoren zu rächen, welche, obgleich mit schwerem Solde „gedungen, so oft die Buchhändler hintergehen, war „es ein Buchhändler, der mit kritischer Freyheit „und deutscher Gründlichkeit und Belesenheit, die „Kritick auf den Thron setzte.„ — Auch vermuthlich ein angenommenes, und nun, nach erlangter

Freund-

Freundschaft eines Klotz und Riedel doch wohl wieder aufgegebnes Urtheil?

S. 93. thut der Verf. das sehr aufrichtige Geständniß; „daß er von der Aesthetick auf die Poesie „angewandt„ (uns dünkt auch noch von viel mehreren Dingen) „nichts kann, als viel plaudern und „endlich die Leser täuschen.„ „Arbeiten — fährt „er fort — wobey ich nicht Schritt für Schritt meinen Vorgängern folgen kann, darf ich nie unternehmen.„ — Sehr wahr! aber wir riethen doch dem Verf. bey einer neuen Ausgabe seines Buchs, wobey auch ohne Zweifel der noch hie und da zu bescheidne Ton wird umgearbeitet werden, diese und andre schüchterne Stellen wegzustreichen, *ne placitis coeant immitia.*

S. 98. Marmontels Poetick hält der Verf. doch wohl nicht ein nach Regeln festgesetztes und vollständiges System? — Er, dem dergleichen Anecdoten nicht zu entwischen pflegen, wird doch wohl die Gelegenheit und die Art wissen, wie diese Poetick entstanden und zusammengesetzt ist?

S. 153. Die Stelle, welche Wieland betrifft, ist in eben der Absicht merkwürdig, wie die oben angeführten auf S. 87. und 88. Wenn der Verf. hier von verwelkten Blumen, Unkraut und Nattern in den komischen Erzählungen redet, und ihn bedauret; wie sehr suche er das in seinen Zusätzen, durch das gränzenloseste Lob wieder einzubringen, und vollends durch die tiefen Verbeugungen, die er diesem Dichter in der Zueignungsschrift seiner Biographie macht. Ein Wieland ist unsers Erachtens über solchen Tadel und über solch Lob erhaben.

S. 155. Wie hoch der Verf. über den Lukrez und seine niedrige Poesie daher fährt! Er frage doch die

Weltweisen und die alten und neuen Kunstrichter, auf die er sich beruft, etwas ernstlicher.

S. 174. Ein Muster des Scharfsinns, den der Verf. besitzt, giebt er in der Rechtfertigung, warum er Ovids Gedichte von der Liebe unter die Lehrgedichte zählt: „Ich ziehe sie durch das Sophisma hieher, „daß sie doch in den Gedanken des Dichters mora„lisch richtig waren.„

S. 215. finden wir eine ganz neue Bemerkung, die Popens Commentatoren gewiß nicht in ihrer ganzen Stärke eingesehen haben: „Keine Aehnlichkeit „kann größer seyn, als die zwischen Pope und Boileau!„

S. 241. „Eine deutsche Dunciade, ein nöthiges „Werk!„ — Ach ja, ein nöthiges Werk! nur haben wir sie leider eher von einem deutschen Palissot als Pope zu erwarten.

S. 270. wird von den Hirtengedichten des Ambrose Philips gesagt, „daß die englischen Kunstrich„ter dieselben in Ansehung der Einfalt, in der er sich „dem Theokrit nähert, sogar den Popischen vorzie„hen.„ — Wieder ein falsch angenommenes Urtheil. Denn das vierzigste Stück in dem Guardian, welches der Verf. vermuthlich im Sinne gehabt hat, und worinn Philips dem Pope vorgezogen zu werden scheint, ist von Pope selbst, und durchgehends eine Ironie auf den platten Ton in den Eklogen des Philips.

S. 294. „Durch Adams Fall kam der Fluch über „den Erdboden; zugleich also der Stoff zu Elegien. „Die gemeinste Frucht des Fluches war Anfangs der „Tod. Man klagte über den Todten u. s. f.„ — Wir wollen der Bewunderung unsrer Leser über diese schöne Periode ihren freyen Lauf lassen.

S. 312. An dergleichen Wendungen, wie die eben angeführte ist, hat der Verf. einen unerschöpfli-

chen Reichthum. Hier ist wieder eine, die sehr viel sagt: „Nur eine Laura ist in der Welt gewesen; und „also auch nur ein Petrarch.„

S. 314. Wo findet man denn die Menge der Kantaten von Metastasio, die der Menge seiner Opern gleich seyn soll?

S. 320. Sollten wir wohl in unserm Urtheile, daß unser Verf. sich nicht gut charakterisiren läßt, eben so Unrecht haben, als er in der Meynung, Racine, Gresset, Voltaire, Thomas u. s. f. liessen sich, als lyrische Dichter, nicht besonders charakterisiren?

S. 388. Die verächtlichen Seitenblicke auf die lyrischen Gedichte des Hrn. Zachariä von eben den Augen, welche der Verf. oft so blöde und schüchtern zur Erde niederschlug! — Gegen Löwen würden wir ihm es eher vergeben; allein es ist doch zu offenbar, daß der Verf. von diesem nicht so ganz verwerflichen Dichter hier und anderswo mit Animosität spricht.

S. 393. Wenn der Verf. glaubt, daß die Letters on Mivalry and Romance die Dichtungsart betreffen, welche wir Romanze zu nennen pflegen, so irrt er sich sehr.

S. 439. Das kalte, mit Tadel gemischte, Lob des Agathon, wird itzt, ohne unsre Erinnerung, von dem Verf. für unrichtig gehalten werden; es ist aber noch etwas mehr, es ist höchst ungerecht.

S. 481. Quinault wird unmäßig gelobt. Wir besorgen, der Verf. kennt ihn sehr wenig, oder er muß Stärke und Pathos im Ausdrucke da finden, wo andre es gerade am meisten vermissen.

So viel aus dem Buche selbst; wir kommen nun auf die Zusätze. Ueberhaupt wiederholen wir, was wir schon beyläufig angemerkt haben, daß der Verf.

In denselben den meistentheils bescheidnen und mißtrauischen Ton seiner Theorie in einen gebietrischen, entscheidenden und oft mehr als zuversichtlichen Ton umstimmt. Und eben diese Umstimmung ist auch in den Urtheilen der Hallischen Journale über ihn vorgegangen, wie schon in der Recension des Antikritikus (d. Bibl. X. 2. S. 113.) bemerkt ist; man hat ihn, weil er so biegsam war, aus der Klasse der elendesten Schmierer in den Rang eines einsichtvollen Schriftstellers erhoben; die Welt mag nun das Räthsel selbst auflösen, durch welche Wunderkraft eine solche Metamorphose möglich geworden ist. Genug, sie ist möglich, und der Verf. ist nicht das einzige Beyspiel davon. Auf eben dem Tribunal, dessen erste Aussprüche wider diesen seichten Schriftsteller gerichtet waren, hat man ihm eine ansehnliche Stelle und das Recht eingeräumt, seine, nicht mehr angenommenen, aber noch weniger annehmungswürdige Urtheile mit aller Unbändigkeit gegen Schriftsteller auszusprechen, deren Ruhm nicht auf Geschrey, sondern auf Verdienste gegründet ist, und die man selbst gegen dergleichen Ausfälle desto gleichgültiger macht, indem man so schwache Leute, die nicht einmal im Stande sind, festen Fuß zu fassen, gegen sie auf dem Kampfplatz stellt.

Zusätze S. 7. Das seltsame Lob des Lindnerischen Lehrbuchs ist wieder mit den Schmähungen zu vergleichen, welche in der dritten Sammlung von Zusätzen S. 6. auf dasselbe ausgestossen werden. Umstände und Recensionen verändern bey Hrn. S. die Sache und die Einsicht! — Sonst wäre es auch vielleicht bey dem Urtheile geblieben, welches S. 8. von Riedels Theorie gefällt wird. In der Folge werden ihm die unmäßigsten Lobsprüche ertheilt. Lieber ein Feind seiner eignen Ueberzeugung geworden, als einem Manne keinen Weyhrauch gestreut, den man nun

zum

zum Freunde erhalten hat. Man weis schon, was dies Wort unter Leuten dieser Art, für Nebenbegriffe hat, und wie es alles umschaffen kann.

S. 13. Will denn der Verf. Ramlern muthwillig nicht verstehen? Eben durch das Geständniß, er habe vor und nach dem Jahre 1750. an keiner kritischen Schrift Antheil gehabt, scheint er ja stillschweigend seinen Antheil an den kritischen Nachrichten, welche eben in diesem Jahre herauskamen, zuzugeben. Wir wissen, dem Verf. ist mit dergleichen Anekdötchen gedient; deswegen helfen wir ihm hier gern aus seiner Verlegenheit.

Ebend. Ueber Herders Fragmente: „Von vortrefflichen Werken viel sagen, hieße meine Leser beleidigen„ — Nun dürfen wir es dem Verf. nicht erst sagen, daß er dadurch, daß er in der Folge von diesem Schriftsteller viel, nach seiner Art, gesagt, ihn und seine Leser beleidigt hat.

S. 30. Grillos Uebersetzung des Moschus und Bion soll die Ramlerische im Batteux weit übertreffen. — Meinethalben.

Die Nachricht vor der zweyten Sammlung der Zusätze ist lesenswürdig. Die Augen sind ihm auf einmal über die Schwäche der Berliner aufgegangen; er hält das, was er ehemals zu ihrem Lobe geschrieben, für jugendlichen Enthusiasmus. Wie der Mann in Einem Jahre älter und gesetzter geworden seyn muß! — Aber im Ernste, dergleichen kriechende Palinodien vor den Augen des Publikums, das doch so ganz unbekannt mit den Veranlassungen dazu nicht ist, geben einem Schriftsteller, in den Augen der Vernünftigen, eine sehr verächtliche Gestalt; und erwecken gegen seine Urtheile das größte und gegründeste Mißtrauen.

S. 60. Hrn. Riedels Lebensbeschreibung Meinhards, wird als ein unvergängliches Werk erhoben. Ohne Zweifel sind dem Verf. itzt über die Stärke des Hrn. Riedels, seines Freundes, die Augen aufgegangen, und sein vormaliger Tadel gegen ihn, war auch vermuthlich jugendlicher Enthusiasmus.

S. 71. Mit ganz kaltem Blute können wir folgende Stelle in diese Bibliothek einrücken, und jedem Leser, der nur einiges moralisches Gefühl hat, das Urtheil davon überlassen: „Freylich hätten die Mikojaiten bedenken sollen, daß mit Hrn. Klotzen nicht „zu spassen sey. — — Nun mögen sie es auch haben! Nun mögen sie es auch anhören, wenn die „Welt belehrt wird, daß Moses und Ramler keine „Götter sind, daß Resewitz ein aufgeblasener Abbé „ist. Es ist eine Freystatt für alle Malkontenten eröffnet; ihr werdet sehen, welche Verschwörung „wider euch entstehen wird; Deutschland wird nun „eurer lachen! u. s. f. —„

S. 87. theilt der Verf. eine sehr holprichte Uebersetzung der bekannten Elegie von Gray auf einen Landkirchhof mit. Um von seiner Fähigkeit dazu und von seiner Competenz über englische Dichter zu urtheilen, einen Beweis zu geben, merken wir nur an, daß er sehr nachdrücklich übersetzt; „Oft sank unter „ihrer Sichel der Herbst:„ Im Original steht *the Harvest* (die Erndte). Bey der Entdeckung eines solchen Fehlers vergieng uns alle Lust, mehrere zu suchen.

In der dritten Sammlung von Zusätzen S. 20. vertheidigt der Verf. sein vormaliges Urtheil über Wielands komische Erzählungen auf folgende Art. „Wielands Genie haben wir eine neue Art Gedichte „zu danken; aber in das Neue kann man sich nicht „immer sogleich finden.„ Man muß noch sehr unsichere

sichere Grundsätze haben, wenn man in dergleichen Verlegenheit geräth, seine Urtheile zu rechtfertigen! Sollte aber ein Mann der selbst von sich gesteht, daß er sich in das Neue nicht sogleich finden kann, nicht einiges Bedenken tragen, sogleich über große Schriftsteller zu urtheilen, sollte er nicht warten, bis er sich hätte finden gelernt.

S. 88. Wir wollen uns bey der weitläuftigen Vertheidigung des Verf. gegen Hrn. Leßing, der in seiner Dramaturgie ihn im Vorbeygehen bemerkt hatte, nicht aufhalten. Der ungesittete Ton, und die Zudringlichkeit eines solchen Verf. gegen einen Schriftsteller, gegen den er mehr, als gegen jemand, mißtrauisch auf seine Urtheile, und zurückhaltend seyn sollte, und besonders die Frechheit des skurrilischen Schlusses dieser Vertheidigung wird jedem von selbst in die Augen fallen, der sich die Mühe geben will, sie zu lesen.

S. 111. „Campistron, der naife Nachahmer des „Racine.„ Was das heissen soll, können wir nicht errathen.

Vierte Sammlung S. 158. ff. Ein über alle Schranken hinaus getriebenes Lob des Freundes Riedel, und seiner Briefe über das Publikum. „Das „Buch ist ein Schatz der feinsten Bemerkungen und „für alle Kunstrichter — — ein so unentbehrliches „und lehrreiches Buch, als Montesquieu für die Regenten; u. s. f. „ — Wann dies von den Briefen über das Publikum kann gesagt werden; in welchem Ton soll man denn Horazens Dichtkunst loben. Doch eine Hand wäscht die andere!

S. 160. ff. führt sich der Verf. gegen Hrn. Herder eben so ungesittet auf, wie gegen Hrn. Leßing. „Er hat mit Hamann die Absicht gemein, unsern „guten Geschmack zu verderben. — Im Ernste,

 hofft

hofft denn der Verf. und seine Freunde durch dergleichen Ausfälle, und durch die Art, wie sie dieselben thun, Schriftsteller, über deren Werth das Publikum einig ist, verdächtig oder gar verwerflich, das Publikum selbst gegen die undankbar zu machen, und diese Schriftsteller zu kränken, oder ihnen auch nur eine unangenehme Stunde zu machen. Die letzten denken gewiß, wie Hr. Wieland;

Und wenn dich auch Pantil, die Wanze, sticht! —

S. 176. wird bey dem zweyten kritischen Wäldchen, einigen Klotzischen Schriften gewidmet, gefragt: „Warum geht hier der Verf. von dem bescheidnen Tone ab, den er im vorigen Wäldchen „beobachtete.„ — Uns dünkt, die Frage ist leicht beantwortet: Weil es nemlich sehr gewagt seyn würde, mit dergleichen Leuten in einem bescheidnen Tone zu reden, die denselben gar nicht zu verstehen scheinen, und in ihren eignen Schriften so sehr verläugnen.

S. 230. Unser Verf. muß einen Beruf in sich fühlen, die Namen der Mitarbeiter an den Literaturbriefen zu entdecken, und hat den Vorsatz sie von Zeit zu Zeit nachzuholen. Wer ihn dazu gedungen hat, wissen wir nicht. Man muß lächeln, wenn man siehet, wie ernsthaft er Stellen in der Bibl. der schönen Wissenschaften und den Literaturbriefen und der allgemeinen deutschen Bibliothek, vergleicht, und aus einer Stelle in der letztern, sehr altklug schließt, daß Hr. Leßing alle Briefe die mit G. unterzeichnet sind, gemacht habe. Es wäre wirklich betrübt, wenn Hr. S. nach so vieler angewandten Mühe sich abermal sollte geirret haben.

S. 295. geben wir Hrn. Schmid sehr recht, daß der Herausgeber von Rosts vermischten Gedichten, ein nichtswürdiger Mensch ist, „der in der Vorrede „auf eine niederträchtige und sehr gezwungene Art,

„ver-

„verdiente Männer ins Spiel mischt, deren Namen „ihm hätten ehrwürdig seyn sollen.„ Wenn Hr. S. nicht in allen seinen Urtheilen allzuveränderlich wäre, so, daß man sich gar nicht auf ihn verlassen kann, so würden wir uns freuen, daß er solchen Unfug einsehe, weil man Hoffnung hätte, daß er sich künftig selbst dafür hüten würde. Wie kann Hr. S. aber hinzusetzen, die Nachtigall und der fröhliche Jüngling stünden unter Rosts vermischten Gedichten, „ob „sie gleich bekanntermaßen Hrn. Leßing zum Verf. „haben.„ Bekanntermaßen? wem ist je so was bekannt gewesen! Wie doch die Anekdotensucht solche Leute, wie Hrn. Schmid, treibt, auf bloßes Hörensagen Unwahrheiten in die Welt zu schreiben. Der wahre Verfasser der Nachtigall, ist nur wenigen Leuten bekannt, und es ist auch unnöthig seinen Namen zu entdecken, um ihn aus seiner philosophischen Muße vielleicht auf einen Kampfplatz zu ziehen. Den fröhlichen Jüngling kann jedermann gemacht haben, nur Leßing nicht. So schlecht ist es mehrentheils mit der wichtigen Anekdotenmiene, die sich Hr. Schmid und seines gleichen geben, beschaffen, sie wissen wenig oder nichts, horchen allenthalben zu, und plaudern, was sie hören, gleich wieder, als wenn sie es schon lange zuverläßig wüßten.

Das sey genug! — Wie freuen wir uns, daß wir aufhören und den Wust wieder bey Seite legen können! Uebrigens ist das Buch einem Setzer in die Hände gerathen, der mit der Nachläßigkeit seines Schriftstellers gewetteifert hat. In den häufigen Auszügen, eingerückten Gedichten und andern Aufsätzen, erkannten wir schon bald die Anlage des Verf. zu einem Anthologisten; ein Wort, welches sich hier vielleicht am besten durch Zusammenraffer übersetzen ließe.

Pr.

XII.

Alberti Schultensii Versio integra Proverbiorum Salomonis, et in eadem Commentarius, quem in compendium redegit et Observationibus criticis auxit *Georg. Ioh. Lud. Vogel* — accedit auctarium interpretationum per *Guiel. Abrah. Tellerum* — praefatus est *Io. Salomo Semler*. Halae. Curt, 1769. 1 Alph. 5. B. in 8.

Der seel. Schultens gab seine Sprüchwörter Salomons zuerst in Leyden 1748. in 4. heraus. Der hohe Preiß des Buchs, nebst andern Ursachen, haben nach der Hand eine neue und bequemere Ausgabe desselben sehr wünschenswürdig gemacht. Wir können es daher nicht anders, als mit Dank erkennen, daß uns der Herausgeber hier dergleichen verschaft; zumal da wir mit Vergnügen versichern können, daß diese Arbeit in gute Hände gefallen, und jenes Werk selbst, überhaupt dadurch gewonnen hat. Um desto weniger aber wird der Herausgeber auch diesen unsern Wunsch unbillig finden: daß es ihm gefallen haben möchte, genau anzuzeigen, in wie fern er Schultens Commentar abgekürzet, oder ausgezogen? denn statt alles dieses finden wir nichts, als nur die Worte auf dem Titel: in compendium redegit; übrigens nirgends eine Anzeige, einen Vorbericht, oder einige Rechenschaft von seinen Abkürzungen. Hiedurch hat er sich selbst geschadet: den Leser, der den Schultens nicht vergleichen kann, in Verlegenheit gesetzt: und den Käufer abgeschreckt. Um desto mehr halten wir uns zu einer solchen Anzeige für unsre Leser, verbunden.

Nach angestellter Vergleichung (wozu wir uns jedoch fremder Augen haben bedienen müssen) finden wir,

mir, daß der H. folgende Aenderung mit seinem Original vorgenommen. 1) Der hebr. Text ist ganz weggelassen; und hiergegen haben wir nichts. 2) Der Commentar aber ist keinesweges ausgezogen; sondern nur hie und da abgekürzt; und zwar so abgekürzt, daß einige Stellen desselben ganz weggelassen sind. Diese Auslassung betrift nun zwar bisweilen Stellen, wo Sch. anderer Meynungen anführt, oder auch, wo er unbeträchtliche Nebenanmerkungen macht, z. E. bey Kap. 10, 3; und dies ist nicht sehr zu bedauren. Wichtiger aber ist es, wenn dies Unglück zu Zeiten auch solche Stellen trift, wo Sch. ausführliche Stücke aus arabischen Schriftstellern angeführt hatte, als bey Kap. 3, 11. und 10, 3. Hier streicht der H. entweder die ganzen Stellen weg; oder giebt uns wenigstens doch fast immer nur die lateinische Uebersetzung, ohne das Arabische. Dies können wir, und unsre urtheilende Leser mit uns, unmöglich billigen. Denn der H. wird ja ohn unser Erinnern wissen, daß eben diese arab. Belesenheit gerade das schätzbarste, und wir mögen wohl sagen, fast das einzige brauchbare in Sch. sämtlichen Schriften ist. Warum war er denn so grausam, uns gerade dies Beste daraus vorzuenthalten? War etwa der Abdruck des Arabischen zu kostbar, oder zu mühsam? wie uns die ziemlich häufigen Druckfehler fast zu verrathen scheinen. Wir wollen es nicht hoffen. Es sey aber nun, was es wolle; so dächten wir immer, das Publikum hätte wohl eine kleine Rechenschaft, eine genauere Anzeige verdient; als das unbestimmte! in compendium redegit auf dem Titel.

Ob nun gleich Schultens Werk schon über 20 Jahr heraus; folglich vielleicht manchen unsrer Leser bekannt ist; können wir doch nicht umhin, erst vorläufig unser Urtheil über dieses zu sagen; indem des Herausgebers

gebers Arbeit unzertrennlich mit jenem verwebet; und sein Verdienst immer nur in Beziehung auf ersteres festzusetzen ist.

Wir finden also hier, wie in allen Schriften des gelehrten Niederländers, eine bewundernswürdige Schrachkenntniß, und Belesenheit in der morgenländischen, besonders arabischen Litteratur; nächstdem aber einen unglaublichen Kitzel zum Etymologisiren, und unzeitigen Auskramen seiner Gelehrsamkeit: einen höchstverderbten Geschmack, und manchmal (wir müssen es gestehen) einen gänzlichen Mangel von gesundem Menschenverstande. Unsre Leser mögen selbst urtheilen.

Wir haben hier erstlich eine lateinische Uebersetzung der Sprüchw. welche aus vielen Gründen tadelhaft; und jedem denkenden Leser unausstehlich; ist: Zweytens einen weitläuftigen Commentar, welcher einen großen Schatz von orientalischer Gelehrsamkeit, aber zugleich ein unerträgliches philologisches Gewäsch enthält.

Daß das hebr. Wort חמס bedeuten solle: Bosheit, Gewalt, Grausamkeit, ist ihm viel zu natürlich, zu ungelehrt; er will vielmehr: *cruditas*, und übersetzt nun vinum bibunt cruditates (Cap. 4, 17.) vir cruditatis u. s. f. Das etwas zweifelhaftere Stammwort חסד soll eigentlich heißen: *uberavit*; und dies wird durch folgende herrliche Streiferey in das abendländische Gebiet behauptet: Ita apud Latinos quoque pietas tam numinis, quam hominis; a primaria virtute, quae adfert ubertatem succulentam, quae est in πῖος et πῖαρ. Eadem proprietates Thematis חסר *uberavit*, *ubertate succi affluxit*. (S. 10.) Ferner פלא, ein Wunder נרגן ein Verläumder; o das ist viel zu gemein,

das

das ist unausstehlich simpel für einen Adepten, wie Sch.! Jenes פרלא soll vielmehr eigentlich seyn abscissum quid, a naturae lege veluti abscissum; dieses נרגן aber, rancidus (S.294 ff. S.145.) Möchte er doch immerhin diese etymologische Weisheit in dem Commentar auskramen, wenn ers nicht lassen konnte, so viel er wollte! Aber sogar in die Uebersetzung wird nun beständig eingerückt: der ranzige Mensch, die müssigen Worte, anstatt: der Verläumder, die Verläumdungen. Z. E. Cap. 16, 28. XVIII, 8. XXVI, 20. u. s. f. Damit uns der Leser auch nicht in dem Verdacht habe, als dichteten wir dem guten Mann dergleichen Denkungsart fälschlich an; so mag er selbst reden. S. 263. in der Note, finden wir ihn beschäftiget, das ziemlich seltne Wort חדה (Cap. 27, 17.) zu erläutern. Nachdem er einige gute Parallelstellen aus dem Arabischen, zur Aufklärung der hier gebrauchten Metapher, angeführt: und nach einem abermaligen Ausfall in das Lateinische und Griechische, den wir ihm gerne geschenkt haben wollten, hinlänglich bewiesen, daß das Wort bedeute: frölich oder munter seyn; so setzt er, gleichsam überdrüßig über diesen gar zu deutlichen und ungekünstelten Begriff hinzu: Sed *hilaris* non potest *Originem hebraeam* praestare. Ea sita fuisse videtur in *effricando*, sive in *frictu titillante etc.* Freylich! kaum hört Sch. das Wort, *Origo;* sofort entschwinget er sich, auf den Fittigen der Etymologie, dem niedern Gesichtskreise seiner armen unarabischen Nebengeschöpfe, und wird — unbegreiflich. Zu Zeiten verleitet ihn nun diese Sucht zu ganz unsinnigen Ideen. Z. E. Daß das Wort כסיל, welches hier so sehr oft vorkommt, heissen sollte, was es gewiß heißt: ein Narr oder Thor, ist ihm viel zu ungelehrt. Er nimmt also hier abermal (u. noch dazu vielleicht mit Un-

recht) das arabische عكسل zu Hülfe, und giebt dem Worte die Bedeutung: *elumbis*. (S. 6.) Nunmehr kommt dies elumbis auch beständig in die Uebersetzung, z. E. Cap. 10, 1. filius *elumbis* discruciatio *scruposa* est suae matris. Und noch schöner Cap. 26, 3. „Eine Peitsche dem Roß: einen Zaum „dem Esel, und eine Ruthe auf den Rücken des Lendenlahmen.„ Der arme lahme Mensch! Unsre Leser ermüden; sonst wollten wir dies Verzeichniß noch beträchtlich vermehren, und einige unerhörte Ausdrücke, als fortunae fibrantes, nervare, lurere u. d. gl. anführen.

Als eine Probe, von seiner Art zu erklären, mögen folgende beyde Stellen dienen. Bey Cap. 30, 19. steht Sch. selbst zwischen zwey Erklärungen zweifelnd in der Mitte, und kann sich, weil ihm alle beyde anlachen, nicht entschliessen, welche von beyden er wählen soll? Die eine heißt nemlich: vir in virginitate sua, virginem se praestans vir. Die andere vir tanquam virgo (durch das כ Essentiae) d. i. auf deutsch: Ein Mann, der seine Jungfrauschaft rein bewahrt; oder ein Mann, wie eine Jungfrau. Er fügt hinzu, daß es ihm allemal mit Recht ein großes Wunder (נפלא abscissum quid!) heisse, daß ein starker, gesunder Jüngling, zumal ein Jude, an Seel und Leib seine Jungfrauschaft d. i. Keuschheit, so rein bewahren könne. — Nachdem er nun an den 20ten Vers gekommen, ruft er frölich aus: Deventum est ad metam, ad quam hae Emblematum quadrigae ferebantur! Der geliebte Leser wird hier nemlich belehret, daß alle diese 4. wunderbaren Dinge: Der Adler, die Schlange, das Schiff, und der jüngferliche Mann Sinnbilder sind, welche sammt und sonders auf die Ehebrecherin müssen angewendet werden. Wie der Adler, lauert sie auf Raub: wie die Schlan-

ge, schlinget sich zwischen die Felsen, und hütet sich: wie das Schiff rennt sie mastlos und blindlings in den Abgrund, oder scheitert: wie der jüngferliche Mann stellt sie sich äusserlich wunderkeusch und rein —

Mit allem dem aber müssen wir auch sein Gutes nicht unerkannt lassen. Er verdient allen Dank dafür, daß er sein Pfund von morgenländischer Sprachkenntniß und arabischer Belesenheit nicht vergraben; sondern zum gemeinen Nutzen rühmlich bekannt gemacht hat. Fast auf allen Seiten findet man schätzbare Auszüge aus den grossen arabischen Lexicis, oder aus arab. Schriften, welche allemal, als Sammlung betrachtet, ihren guten Werth haben. So wird z. B. die Cap. 5, v. 15. ff. vorkommende Allegorie, aus dem arab. Sprachgebrauch sehr schön aufgekläret; und dem Recensenten war die Anmerku[ng], welche Sch. bey v. 15. (S. 33.) macht, ungem[ein] willkommen zur Erläuterung einer gewissen Stelle, die er vor einiger Zeit in einem arab. Mspte gelesen, und nicht völlig verstanden hatte. Wir rechnen dahin die ausführlichen Erläuterungen des Worts דלה (S. 164. und 238. ff.) ingleichen, was bey תורש und איש וזר erinnert wird (S. 167. und 183. bey Cap. 20, 13. XXI. 8.) welches wenigstens eine weitere Prüfung verdient. Auch unter demjenigen, was S. 303. f. von der morgenländischen Mythologie beygebracht ist, finden wir viel Gutes; nur aber allemal, blos als Sammlung betrachtet, und das Raisonnement ganz beySeite gesetzt.

Doch es ist Zeit, daß wir auch etwas von dem Herausg. sagen. Sein vornehmstes Verdienst bestehe wohl darinn, daß er bey dem Text die alten Uebersetzungen, die 70 Dolmetscher, den Syrer, Chaldäer, und die Vulgata verglichen, und jedesmal eine kurze Kritick hinzugefügt hat. In der That war eine solche Arbeit sehr nöthig bey einem Commentar, dessen V.

eine

eine unglaubliche Partheylichkeit für das Arabische hatte, und aus dieser Partheylichkeit gewöhnlich die andern Hülfsmittel sehr hintansetzte. Die kritische Fähigkeit des H: (so weit wir sie aus diesem Werke haben beurtheilen können) gehört nicht unter die gemeinen; wenigstens zeichnet sie sich sehr vortheilhaft durch eine gewisse Bescheidenheit aus, die in unsern Augen allemal mehr Ehre macht, als das glänzendste Talent ohne sie. Wir führen Exempel an, damit unsre Leser selbst urtheilen.

C. 3. v. 7. f. übersetzt Sch. Timeto Jehovam, et recedito a malo; sanatio id fuerit *umbilico* tuo, et irrigatio tuis ossibus. Das Hebr. לשרך nemlich giebt er *umbilico tuo*; erinnert aber dabey mit weitläufiger Erläuterung aus dem Griechischen, ὄμφαλος bedeute oft so viel, als meditullium; und dann will er den Sinn haben: sanitatem praestat corpori, sanitatem animae — Der H. siehet die alten Versionen nach, und findet, daß die 70. und der Syrer gelesen haben müssen, entweder לשארך oder לבשרך. Er zieht diese Leseart vor, und nachdem er sehr wohl erinnert, daß, nach morgenländischen Sprachgebrauch, die Wörter שאר, בשר, und עצם; eben sowol als נפש, mit den suffixis verbunden, nichts weiter bedeuten, als *ipse* (von نفس im Arabischen wird dies wenigstens jedem mittelmäßigem Kenner bekannt seyn); so kommt der Sinn heraus: solches wird dir gesund: wird dir eine Erquickung seyn — Ist dies; so war jene Gelehrsamkeit von ὄμφαλος ganz unzeitig und unnütz.

Die dunkle Construktion der Worte Kap. 27, v. 19. (so wie sie jetzt im Texte stehen) giebt sich Sch. mächtige Mühe, zu entwickeln. Er kramet hebräische, grie-

griechische und lateinische Parallelstellen in ermüdender Menge aus, und meynt am Ende noch einen grossen Fund gethan zu haben (concisa granditas! sagt er) indem er die Worte zu folgendem Sinn (oder Unsinn?) nothzüchtiget: ut aquae, faciem hanc ad faciem illam; sic cor, hominem hunc ad hominem illum. Ob der Text auch vielleicht nicht richtig sey? daran hat Sch. wohl gar nicht gedacht, oder nicht denken mögen. Der H. siehet, daß in dem Exemplar, nach welchem die 70. und der Syrer übersetzten, anstatt כַּמַּיִם, gestanden haben müsse כמו. Er übersetzt also vielmehr nach dieser Leseart: quam dissimiles sibi esse solent hominum vultus, tam dissimiles quoque sunt eorundem affectus; und verwirft mit Recht jene Uebersetzung als höchstgezwungen. In der That ist es eine rühmliche Bescheidenheit des H., daß er in solchen Widerlegungen, wo man in recht grosse Versuchung zur Satyre gerathen muß, immer noch ernsthaft bleibt. Eben deswegen hören wir seine hinzugefügten Kritiken auch allemal gern und aufmerksam an; gesetzt auch, daß wir sie nicht immer billigen können.

Unter den bemerkten Abweichungen der alten Uebersetzungen, kommen manchmal auch einige sehr unerhebliche vor; allein wir sind weit entfernt, dem H. hieraus einen Vorwurf zu machen. Ob aber sein rühmlicher Fleiß nicht vielleicht in der Länge ermüdet ist? das sollten wir fast glauben. Wenigstens scheinen ihm folgende beyde Stellen entwischt zu seyn; welche wir, weil sie uns zu merkwürdig scheinen, hier als eine Nachlese hinzusetzen.

In der schon berührten Stelle Kap. 30, 19. (S. 298.) kommt Sch. auf den guten Gedanken, daß das Wort עַלְמָה, (je nachdem man es punktire) allerdings auch heissen könne: die Jugend. Er führt

dazu die 70. die Vulgate, den Araber und Syrer an (auch Aquila und Theodotion, hätte er hinzusetzen können) welche wirklich, sämtlich übersetzen: in der Jugend. Dies giebt allerdings einen guten; einen tausendmal bessern Sinn, als Schultens jüngferlicher Mann. Nun war freylich dieser Sinn viel zu leicht, zu natürlich, zu ungekünstelt für einen Exegeten, wie Sch.; aber unserm besser denkenden H. trauen wirs doch zu, daß er diese Auslegung weit vorgezogen haben würde. Aber sie muß ihm gewiß entgangen seyn; sonst hätte er ohne Zweifel auch noch den kleinen seltsamen Umstand angemerkt, daß der einzige Symmachus hier abweichet und übersetzet: ὁδὸς ἀνδρὸς ἐν νεανίδι: die Wege eines Mannes an einer Jungfrau, gerade so, wie unser unsterblicher Luther. Und, ich denke, auch dieses giebt allemal noch einen schicklichen Sinn, den ich aber hier, ohne zu weitläuftig zu werden, nicht weiter entwickeln kann. Unsre zweyte Bemerkung betrift Kap. 25, 11, wo Sch. (S. 228.) die Worte: דבר דבר על־אפניו, nach seiner gewöhnlichen Art, übersetzt: verbum ductum super rotationibus suis, ein in seinen Kreisen herumgedrehtes Wort, ein gerädertes Wort — oder was es heissen soll? Hier scheint der H. abermal die alten Versionen vergessen zu haben. Die 70. sagen blos ὅτως ἔιπειν λογον. Aquila und Theodotion setzen λαλων ῥημα ἐπι ἁρμοζοντι αυτω (diese beyde scheinen fast gekünstelt zu haben, darinn, daß sie das Wortspiel im Hebr. durch ein gleiches Wortspiel in ihrer Sprache auszudrücken gesucht haben: ἁρμοζοντα und ἁρματα) und endlich Symmachus: λαλων λογον ἐν καιρω αὐτȣ (ohne Zweifel nach dem arabischen إِبَّان, tempus opportunum) ein wohlangebrachtes Wort; ein Wort, geredt zu seiner Zeit.

Wir

Wir müssen noch ein Wort von dem angehängten Auctario *Telleri* sagen, welches man als eine gute Nachlese und Kritick zu den obigen Commentarien ansehen kann. In der Vorerinnerung desselben finden wir ein eben so kurzes als richtiges Urtheil über den seel. Sch.; und in dem 2. kleine Bogen starken Auctario selbst, bemerkt man auf allen Seiten mit Vergnügen, einen Mann von guter Urtheilskraft und gereinigtem Geschmack. So oft er sich demnach die Mühe giebt, Sch. zu widerlegen, geschieht solches mit höchstem Recht: und so oft er sein eignes Urtheil, oder auch Conjeckturen, vorträgt, gemeiniglich sehr glücklich. Z. B. S. 233. ff. bey der merkwürdigen Stelle Kap. 25, 22. Hier ist Sch. wieder einmal ausserordentlich ergiebig; macht aber ein solches Gewäsch, daß jeder vernünftiger Leser, nach der Durchlesung einiger Seiten, fragen wird: sind wir nun klüger, als Anfangs? Er will nemlich: commarginatum (i. e. ad marginem usque expletum, ac veluti coronatum) caput — prunis flagrantissimae caritatis — ignea Spir. S. virtute animatae — quae vel durissima capita, ac corda remolliat. Der Mann von Geschmack findet hier ein ὀξυμωρον in den Gegensätzen Wasser und glühende Kohlen, und übersetzt: rigato eum *aqua*, et commarginabis (warum aber dies Wort beybehalten?) super eo *prunas ardentes*: Gieb ihm Wasser zu trinken; so wird ihm dies Wasser zu brennenden Kohlen werden: du wirst ihm ein Kohlfeuer auf dem Schädel anblasen (d. i. du kanst ihn nun zwingen: er steht in deiner Gewalt) (S. 28. des Auctar.) Von den Conjekturen wollen wir folgende Probe anführen. Kap. 22, 20. lesen wir im hebr. Text das unbegreifliche Wort שלשום. Sch. übersetzt: triplici filo nexa, und giebt sich viel unnöthige Mühe, diese gekünstelte Uebers. zu recht-

fertigen. L. wirft das ganze Wort als unächt aus dem Texte weg, und hält es für eine Randglosse, die in der Folge aus Versehen hineingerückt worden. Die Glosse betraf aber das bald darauf folgende ausserordentliche אעת ▭ אעריכם, bey welchem der Notenmacher am Rande etwan anmerkte: ▭" שלש d.i. dreymal fände man den stat. absol. plur. vor dem Worte אעת, nemlich hier, Jer. 10, 10. und 2 Chron. 15, 3. Alsdenn übersetzt er: nonne inscripsi tibi consilia et scientiam (librum consiliorum etc.)?

Sch. weitläuftige Vorrede ist hier auf 4 Bogen ganz wieder abgedruckt. Auch diese enthält wiederum eine große Gelehrsamkeit; und hat, als Fragment einer kritischen Geschichte der hebr. Sprache, und der Methode sie zu treiben, betrachtet, allemal einen so guten Werth, daß wir noch kürzlich den Inhalt anzeigen müssen. Er empfiehlt die Dialekte, strafet mit Eyfer die Gussetische, und andere ungereimte Methoden; und beschäftigt sich vornemlich mit Widerlegung folgender rabbinischen, und von christlichen Gelehrten zum Theil angenommenen, Sätze: 1) die hebr. Sprache sey die Sprache des Paradieses gewesen, 2) habe eine göttliche Heiligkeit, 3) sey nach der Babylonischen Verwirrung blos bey Heber und dessen Nachkommen, oder der sogenannten Linea sancta, geblieben; 4) hingegen wären alle andre Völker (zur Strafe für den Thurmbau) derselben beraubet worden. 5) Sie sey die Mutter aller andern Sprachen, 6) werde auch noch im ewigen Leben gesprochen werden. (Der dritte Satz wird nicht hier; sondern in der Vorrede zu der zu gleicher Zeit herausgekommnen arab. Grammatick des Erpenius, 1748. Leyden, 4. ausführlich abgehandelt.) — Hin und wieder werden die Buxtorffe bestritten; oft aber auch gegen andrer Anschuldigungen vertheydiget. Alles mit

grosser

grösser Belesenheit und Gelehrsamkeit; aber zugleich in einem höchstunverständlichen Styl, mit den unerträglichsten Anspielungen, (z. E. vom Babyl. Thurm S. 34.) ungeheuren Figuren, und läppischen Wortspielen. Denn es ist gar zu traurig, daß der Mann zuweilen witzig seyn will! Am Ende, wo er von seiner Arbeit gewissermassen Rechenschaft giebt, hat er folgenden Ausdruck, den wir nothwendig noch rügen müssen. Er habe sich bemüht, sagt er, decus ac pondus Verbi (divini) vt super Candelabro resplendescat. Dieser Leuchter ist nichts anders, als seine Versio integra. O, wohl denn uns armen unhebräischen und unarabischen Leuten! daß wir doch noch einen andern Leuchter haben, welcher uns nicht sagte: quum nullus est *rancidus*, consilescit jurgium; sondern, wenn der Verläumder weg ist; so höret der Hader auf: nicht verbum ductum super *rotationibus* suis; sondern, ein Wort geredt zu seiner Zeit: nicht virga tergo *elumbium*; sondern, die Ruthe auf den Rücken des Narren. Das kan man doch noch verstehen!

Dem ganzen Werk endlich, ist eine mäßigere Vorrede von Hrn. D. Semler vorgesetzt. Sie fällt zwar nur ¾ eines Bogens aus; aber sie giebt mehr zu denken, als fast das ganze folgende Alphabeth. Der vornehmste darinn abgehandelte Satz ist: der kanonische Werth der Schriften des A. T. sey nicht bey allen einzelnen Büchern desselben, noch allen einzelnen Stücken dieser Bücher, von vollkommen gleichem Gewicht. Wir enthalten uns, über diesen Satz unsere Gedanken zu sagen; zumal da wir voraussehen, daß er von vielen, als sehr heterodox, angefeindet werden möchte; und — unsre Anzeige ohnehin schon ihre Grenzen fast überschritten hat. Wir schliessen also noch mit der Versicherung, daß wir sie mit eben so

 viel

viel Vergnügen, als Nutzen, gelesen haben, und daß uns die Schreibart, nach einem Latein, wie das schulzensische, eine rechte Erquickung war.

B.*

XIII.

G. G. Leibnizii Opera omnia nunc primum collecta, in Classes distributa, praefationibus et indicibus exornata, studio *Ludovici Dutens*. 4. VI. Tom. Genevae de Tournes 1768.

Diese trefliche Sammlung der Leibnizischen Schriften erscheint nicht unangekündigt. Hr. Dütens hat sie bereits vor dem Drucke der Gelehrten Welt angetragen, und dabey sowol die Gelegenheiten, die er dazu hatte, angezeigt, als auch von allen, die etwan noch ungedruckte Schriften von Leibniz haben möchten, sich Beyträge dazu ausgebeten. Diese Bitte blieb eben nicht ganz fruchtlos. Wir hoffen unsere Leser, und selbst auch die so die allgemeine deutsche Bibliothek, um sie öffentlich tadeln zu können, lesen, werden es zugeben, wenn wir einer Sammlung erwähnen, die kein ander Recht hat, in dieser Bibliothek zu stehen, als dieses, daß Leibniz von dem sich die ganze Sammlung herschreibt, ein Deutscher war. So groß und schätzbar aber dieses Vorrecht ist, so wünschten wir dennoch auch die übrigen Ansprüche darauf zu haben. So aber gereicht es nicht unmittelbar Deutschlande, sondern Leibnizen ganz allein zur Ehre, daß zur Bekanntmachung dieser längst erwünschten Sammlung Turin die Veranlassung, und Geneve die Presse hergiebt, und der Herausgeber nicht ein Deutscher, sondern ein Ausländer ist, dessen

Her-

Herkunft Frankreich bereits sucht England streitig zu machen, und den Streit von Hrn. Dütens selbst in so fern hat entscheiden lassen, daß dieser in Frankreich gebohren, in England aber aufgewachsen ist. Allein für sechs starke Quartbände in großem Formate und über meistens tiefsinnige Sachen, sind deutsche Pressen schon längst zu schwach, und seit etwan 20 Jahren haben die Freunde der Leibnizischen Gedenkensart so sehr in dessen Vaterlande abgenommen, daß man bald in Italien, Frankreich und England mehrere finden wird, als irgend in Deutschland gewesen. Hr. Dütens hat sich, wenn wir auch seine Ausgabe strenge beurtheilen wollten, in voraus gerechtfertigt, und wenn ihm aus Deutschland vollends keine ungedruckte Leibnizische Schriften zugeschickt worden, so liegt es nicht daran, daß keine mehr vorhanden seyn sollten, sondern es wird immer aus eben den Gründen unterblieben seyn, aus denen sie selbst in Deutschland bisher noch ungedruckt geblieben. Unsere Leser mögen diese Gründe, jeder nach eigener Einsicht aufsuchen. Sie werden dabey wohl keinen Patriotismus finden, sondern vielmehr alle die Umstände, welche machen, daß fast immer die Ausländer anfangen müssen, den Deutschen zu zeigen, was sie in ihrem eignen Lande öffentlich zu schätzen haben. Wir wollen nur anmerken, daß eben nicht nothwendig jeder Buchstab, den Leibniz geschrieben, gedruckt werden müsse, wiewol man allerdings aus Gedanken, die ein Gelehrter von ausgedehnten und zugleich tiefsinnigen Einsichten auf fernere Prüfung so verlohren hingeschrieben, Vortheile ziehen kann. Der Gang des Geistes bey neuen Entdeckungen zeigt sich dabey in den ersten Schritten, und man lernt auch sowol die Schwürigkeiten als die Veranlassung zu fernern Schritten kennen. Dieses ist nun auch eine Hauptabsicht für diejenige, welche

 künf-

künftig die Dütensche Sammlung recht nutzen wollen und können. Leibniz lebte zu einer Zeit, da es ihm glückte, erste und große Schritte theils zu thun, theils zu wagen. In vielen Stücken ist man seit dem weiter gegangen, und in vielen andern hat man mit mehr oder minderm Erfolge andere Wege versucht. Bey noch andern ist man da, wo Leibniz zurücke blieb, zurücke geblieben. Die hierüber anzustellenden Vergleichungen, die Bemerkung der Leibnizischen Gänge, und die damit verbundene Gelehrten Geschichte, sowol seiner, als der vorhergehenden und folgenden Zeiten, werden für jeden Leser, der Kenntniß und Genie hat, eine wichtige Beschäftigung seyn können. Jedoch, um nun die Dütensche Sammlung näher zu betrachten, so werden wir die Abtheilung, die Hr. Dütens getroffen, kurz anführen, und da sie nach den Classen der Wissenschaften eingerichtet ist, so wird es unsern Lesern nicht unangenehm seyn, mit einem Anblicke zu übersehen, wie viel Quartseiten Beyträge, wenigstens, so fern sie Hr. Dütens hat auftreiben können, Leibniz zu jeder Classe geliefert. Dies will eben nicht sagen, daß wir Bibliotheken nach dem Ellenmaaße oder Bücher nach dem Pfundgewichte schätzen wollen. Es geht aber bey Leibnizen desto eher an, weil er in allen Fächern sich merklich gleich geblieben. Die ganze Sammlung enthält demnach folgendes.

I. Band. 1. Leibnizens Leben von Fontenelle und Brucker beschrieben, nebst dem Bruckerschen Verzeichniß der Hauptlehrsätze der Leibnizischen Weltweisheit. 239 Quartseiten.

2. Leibnizens theologische Schriften. 740 Seiten.

3. Das Alphabetische Register darüber. 50 Seiten.

II. Band. 1. Logische und metaphysische Schriften. 400 Seiten.

2. Schrif-

2. Schriften zur Naturkunde, Chymie, Medicin, Botanick, Naturgeschichte x. 240 Seiten.
3. Das Register. 51 Seiten.

III. Band. Mathematische Schriften. 633 Seiten.

IV. Band. 1. Schriften die chinesische Weltweisheit und Litteratur betreffend. 216 Seiten.
2. Geschichte und Alterthümer. 285 Seiten.
3. Rechtsgelehrtheit. 630 Seiten.
4. Register. 17 Seiten.

V. Band. Philologische Schriften. 632 Seiten.

VI. Band. 1. Fortsetzung der philologischen Schriften. 334 Seiten.
2. Etymologische Schriften. 232 Seiten.
3. Das Register über diese zween Bände. 114 Seit.

Dazu kommen nun noch 41. Kupferplatten, nebst Leibnizens sehr sauber gestochenem Bildniß.

Jedem Bande hat Hr. Dutens eine Vorrede vorgesetzt, und hin und wieder auch bey einzeln Abhandlungen verschiedenes vorerinnert, auch wo er es nöthig fande oder auch thun konnte, Anmerkungen und Erläuterungen beygefügt, und wo sich eine Schrift auf eine andere bezieht, den Ort, wo diese zu finden, angezeigt. Endlich findet sich auch bey jedem Bande ein Verzeichniß der Schriften, nach der Ordnung, wie sie auf einander folgen. Die Vorrede zum ersten Theil giebt überhaupt von dem ganzen Unternehmen Rechenschaft. Er fand in der königl. Bibliothek zu Turin einen reichen Vorrath der Leibnizischen Schriften, und dieses brachte ihn auf den Gedanken, das noch dabey fehlende aufzusuchen. Die Bereitwilligkeit und gute Beyhülfe sowol des dortigen Bibliothekars als der Mitglieder der königl. Turinischen Gesell-

sellschaft der Wissenschaften wird von ihm sehr gerühmt, weil er dadurch noch mehr in Stand gesetzt wurde, mehrere Nachfrage zu thun, wiewol er, wie oben gemeldet, lange nicht alles erhielt, was er hätte erhalten können. Indessen, da er bey jeder Leibnizischen Schrift in dem Verzeichniß die Quellen anführt, woraus er geschöpft, und auch in bemeldter Vorrede davon Erwähnung thut, so sehen wir, daß alles noch ungedruckte, so er hat erhalten können in etwan 100. Leibnizischen Briefen besteht, die ihm von Muratori, Le Sage, Le Cat, Gobet, Jaucourt und Sharpe zugeschickt worden, und die nach der Verschiedenheit des Inhalts in den 5. letztern Bänden vertheilt sind. Da Leibniz bald in jeden Briefen über sehr viele und verschiedene Gegenstände geschrieben, so sind sie um desto weniger eines Auszuges fähig. Wir zeigen sie daher auch nicht näher an. Aber darauf waren wir begieriger, zu sehen, ob in dieser Sammlung auch diejenigen Briefe vorkommen würden, die König in seinem Appel au public bey Anlaß seiner bekannten Streitigkeiten mit Maupertuis, als Leibnizische Briefe bekannt gemacht hat. Es ist leicht zu erachten, daß es geschehen seyn würde, wenn eines Theils diese Streitigkeiten nicht gewesen wären, andern Theils König noch gelebt und sie eingeschickt hätte. Denn so hätte Hr. Dütens keinen Anlaß zum zweifeln gehabt. Aus ihrem Inhalt läßt sichs nicht schließen, daß sie nicht von Leibniz seyn sollten. Allein, da wir deshalben nachsuchten, so fanden wir im dritten Bande diejenige Sammlung von Briefen, welche die K. Akademie zu Berlin hatte von Basel kommen und in dem Bande 1757. ihrer Memoires drucken lassen. Hr. Dütens setzt denselben einen Vorbericht vor, thut darinn der Streitigkeit Erwähnung, allein, gleich als ob er von Maupertuis nichts wüßte, setzt er, der Streit

ſey zwiſchen Eulern und König geweſen, Eulerum inter et Koenigium, und ſagt, König habe ein Fragment herfür gezogen, um eine Eulerſche Erfindung Leibnitzen zuzueignen. Wir ſollten beynahe glauben, ob Hr. D. aus Mißverſtand dieſes ſo hinſchreibt. Der Streit betraf nur das ſehr kurze Fragment und nicht den ganzen Brief, und noch vielweniger die drey andern, die König damals bekannt machte, und ſo hätten ſie immer wenigſtens als Apocryphiſche Briefe angehenkt oder unter die Fragmente geſetzt werden können, wie man es bey den alten claßiſchen Schriftſtellern thut. Hr. D. iſt lange nicht ſo kurz, wo von dem Streit über die Erfindung der Differentialrechnung die Rede iſt. Er bringt dabey nicht nur die dahin gehörige Schriften vor, ſondern ſchreibt in der Vorrede zum dritten Theile ſelbſt eine Geſchichte dieſer Streitigkeit, die ſich nebſt dem Auszuge aus dem Montucla bis auf 51 Seiten beläuft, ſo ſehr er auch wußte, daß die K. Societät der Wiſſenſchaften zu London eine Commißion niedergeſetzt hatte, um den Streit zu unterſuchen. Allein alles genau betrachtet, ſo ſcheint es, Hr. D. habe in dieſen Dingen nicht mit eigenen Augen geſehen, ſondern ſich von jemand zu Turin oder auch zu Paris berichten laſſen, der Streit habe Eulern betroffen. Ob nun dabey E. als das Fac totum angeſehen, oder M. aus alter Freundſchaft verſchwiegen worden, oder deſſen Namen in den Operibus Leibnizii gar nicht gedacht werden ſollen ꝛc. das mögen in den künftigen Jahrhunderten die Liebhaber der deutſchen Alterthümer unterſuchen. Hr. D. begnügt ſich überhaupt mit der Ehre eines Herausgebers, und drückt in den Vorreden zu jeden Bänden auch weiter nicht viel mehr als Lobſprüche über ſeinen Autor aus. Dies iſt, wie wir gleich Anfangs anmerkten, immer Ehre genug, und wenn er den

Leib-

Leibniz ganz, ohne alle Zusätze geliefert hätte, so würde ihm immer viel Dank gebühren. Wir können daher, ohne dem wohlverdienten Ruhme des Hrn. D. zu nahe zu treten, noch anmerken, wie viel noch zu wünschen gewesen wäre. Hr. D. merkt selbst an, daß Leibniz schon daran gedacht, seine Schriften zu sammeln. Wäre dieses geschehen, so würden wir längst schon etwas sehr vollständiges gehabt haben. Man werfe, um die Vergleichung richtiger zu treffen, einen Blick auf die Opera Ioannis Bernoulli, diese hat Bernoulli selbst besorgen helfen, und den ganzen vierten Band von ungedruckten Schriften dazu hergegeben. Und wenn leicht eine seiner Abhandlungen sich auf andere Schriften bezoge, so konnte er auch anzeigen, was aus diesen herauszunehmen war, um jene damit in Zusammenhang zu bringen, und verständlicher zu machen. Eben so konnte er auch angeben, an wen und von wem und zu welcher Zeit rc. jede Briefe und Abhandlungen geschrieben worden. Es ist klar, daß alles dieses erfordert wird, wenn man etwas vollständiges haben, und aus den Operibus gleichsam den ganzen gelehrten Lebenslauf eines Verf. kennen lernen will. Hätte nun Leibniz Zeit und Gedult gehabt, ein gleiches zu thun! Wie viel bleibt aber nun von allem dem zurücke! Wie viele Briefe und Stücke von Briefen, wo weder Personen, noch Zeit, noch nähere Anläße, noch Antworten rc. zur Aufklärung dienen! Wir können Hrn. Raspe glauben, daß auf der Bibliothek zu Hannover noch eine Menge ungedruckter leibnizischer Schriften liegen, und daß er den Band der Oeuvres posthumes, vor einigen Jahren, nur als eine vorläufige Probe herausgegeben. Wir können vermuthen, daß auch an andern Orten, wo Leibniz sich eine Zeitlang aufgehalten, noch Schriften vorräthig seyn werden. Alles dieses würde das Ganze vollständiger ma-

machen, allein aus allem erhellt es, Hr. Dütens habe sich vergebens als Herausgeber angeboten. Wir merken inzwischen an, daß derselbe von erstbemeldten Oeuvres posthumes keinen Gebrauch gemacht, und auch nicht darauf gewartet, sondern anmerkt, daß, da sie von gleichem Format sind, sie von jedem Liebhaber der Leibnizischen Werke besonders gekauft, und als ein Supplement seinen 6 Bänden beygefügt werden können. Es ist immer zu wünschen, daß auch die noch rückständige Supplemente bald erscheinen möchten. Denn obgleich Leibniz kein untrügliches Orackel war, so war er doch immer ein Originalgenie, dessen Schriften beysammen, und dessen Gedenkensart durchstudirt zu werden verdient, zumal wenn man mit darauf sieht, in welchem Zustande Leibniz die Wissenschaften angetroffen, und woher es kame, daß er gerade so, wie er es vornahm, das Eis zu brechen, oder auch fernere Schritte zu thun suchte. Hr. D. entschuldigt sich auch im 5ten Bande in einem besondern Vorberichte, daß es ihm nicht möglich gewesen, der Abtheilung in Classen durchaus zu folgen, da Leibniz sehr oft in ein und eben dem Briefe Sachen aus sehr verschiedenen Wissenschaften seinen Correspondenten vorträgt. Da aber solcher Briefe mehrere sind, so hätten sie füglich unter dem Titel Miscellanea in eine besondere Classe gebracht und zuletzt angehängt werden können. Doch ist bey der Art, wie Hr. D. sie vertheilt hat, eben so viel auch nicht gefehlt. Endlich merkt er auch an, daß er Leibnizens allererste Schrift, nemlich seine Inauguraldisputation de principio individui nicht hat erfragen können. In dem 6ten Bande hat er Leibnizens Anschläge über die Verbesserung der deutschen Sprache nebst der französischen Uebersetzung Deutsch drucken lassen. Ob wir nun auch von dem Innhalte des Werkes, oder von Leibniz

sowol

sowol ganz, als in jeden Theilen betrachtet, ein Urtheil fällen sollen? Das ist alles schon sehr ofte und auf sehr verschiedene Arten geschehen. Oft wollte man Leibnizen ganz übersehen, ohne ihn noch recht gesehen zu haben, andere sahen ihn an, und wenns zum übersehen kam, da blieben sie zurücke. Bey alle dem blieben wenig gleichgültig, und dies ist eben was geschieht, wo die Begriffe noch verworren und unzureichend sind. Vielleicht wäre man längst schon einig, wenn Leibniz seine Sachen durchaus in ein System gebracht hätte, wie Cartesius und Newton. Vielleicht wäre man auch einig, wenn bey Leibniz alles so ganz klar wäre. Leibniz dachte wohl an Systeme, allein die Gedult hatte er nicht sie auszuführen. Was ihn indessen besonders auszeichnet, ist, daß er ein Dützend oder auch mehr Grundsätze in die Weltweisheit, Mechanick rc. einzuführen gesucht, worüber man sich bald in die hundert Jahre zankte, und sich so müde zankte, daß man darüber den Eyfer selbst etwas zu finden, der im vorigen Jahrhundert herrschte, so ziemlich verlernte. Auf die Art geschah es, daß Leute, die vortrefliche Originalgenies hätten seyn können, sich genügen liessen, zu Leibnizens Fahnen zu schwören, und mit zu streiten. Man kann nicht sagen, daß dabey viel gewonnen worden. In der Hitze des Streits sah man als gute Gründe an, was man sich bey ruhigem Gemüthe kaum hätte träumen lassen. Aber Zeit und andere Erfindung, die man hätte machen können, giengen darüber recht sehr verlohren. Man hätte immer besser dem im vorigen Jahrhundert bereits gebähnten Wege gefolgt, auf dem so viele und große Entdeckungen gemächt worden. Kurz, erst nach sehr vielen Einsichten, die man in der Naturlehre noch erlangen muß, läßt es sich mit gutem Erfolge daran denken, über die Natur hinaus in das Feld der

Meta-

Metaphysick zu sehen. Diese beyderley Kenntnisse grenzen unstreitig irgend an einander, aber der Weg wird immer von jener zu dieser leichter gebähnt und zurücke gelegt. Auch kann man sicher behaupten, daß so lange die metaphysische Kenntniß nicht bis zur mathematischen erhoben wird, immer die ächte geometrische Evidenz darinn zurücke bleibt, und daß es, so viel man auch feste setzen will, nicht dabey bleibt, sondern selbst auch das so gut festgesetzt war, künftig wieder umgestossen wird. Nach diesen Betrachtungen steht es, so viel auch Leibniz zum Behufe der Metaphysick unternommen, noch mißlich darinn aus, ungeachtet sie dermalen allerdings besser ist, als sie unter den Händen der Scholasticker war. Und dazu hat Leibniz unstreitig viel beygetragen. Er gab bey jeden Anlässen Anschläge für einzelne Theile, übersahe das Ganze, bemerkte die Lücken und Mängel im Zusammenhang und in den Gründen, und forschte Hypothesen aus, mit denen er die Sache plan zu machen verhoffte, sie selbst aber nicht plan machte. Seine Beweise waren auch meistens aus Consequenzen, selten aus Gründen hergenommen, und so war er mehr bemüht die Folgen harmonirend zu machen, als die Lehren aus ihren Gründen zu berichtigen. Wenn Neuton groß war, daß er sich über metaphysische Zänkereyen hinweg setzen, sich mit Hypothesen gar nicht schleppen wollte, sondern aus den Phänomenen gerade zu auf die Gründe schloß, diese dadurch fest setzte, und von da an jede Folgen aufsuchte und ebenfalls feste setzte rc. so wagte es Leibniz noch größer zu seyn, indem er die Metaphysik ins Reine zu bringen und Lehrbegriffe darinn einzuführen suchte, die allen Erfordernissen Genügen leisten sollten. Der Erfolg bis auf diese Stunde ist noch immer, daß was Neuton ins Reine gebracht hat, nicht nur bewährt ist, sondern

noch

noch immer mehr bewährt wird, und daß hingegen was Leibniz auf die Bahn gebracht hat, meistens noch auf der Bahn ist, ohne daß man einig wäre, ob es weiter gebracht oder geändert werden solle. Da aber bey großen Unternehmungen auch der bloße Vorsatz schon Ruhm verdient, so hat auch Leibniz schon Ansprüche genug darauf. Denn ausser daß er in mehrern Stücken das Vorhaben theils ausgeführt, theils zur Ausführung Anlaß gegeben, so konnte es auch in andern mehr an der Sache selbst als an seinem Muthe liegen, wenn sich Berge nicht wollten versetzen und Meere nicht erschöpfen lassen. Und so wird auch in solchen Dingen, wie in der Mechanik, was an den Kräften abgeht, durch die Zeit ersetzt werden müssen. Nur ist zu bedauern, daß die Bemühungen zu mehrerer Aufnahm der Weltweisheit so sehr nachgelassen. Man läßt sie auf dem halben Wege liegen, und pflückt inzwischen Aesthetische Blumen, die doch bald verwelken, und da man dabey noch weniger einig ist, als in der Weltweisheit, so zieht man einander um desto erbitterter durch. Leibniz hatte auch wohl einige Gedichte gemacht, die sehr gut aufgenommen wurden. Er widmete aber nur Ruhestunden dazu, und sahe sich Kräfte und Munterkeit genug, an schwerere und wichtigere Dinge zu denken. Er schrieb zuweilen auch für Journale, sah sich um die Litteratur um, recensirte und beurtheilte neue und alte Bücher. Aber er that es, wie ein Leibniz es thut, der weis, daß er selbst nachzuforschen, Wege zu bähnen, Grönländisches Eis zu brechen hatte. Und so that er alles um weiter zu gehen, so oft er sahe wo andere zurücke geblieben. Allein es hilft nichts sein Beyspiel vorzuzeigen, wo nicht auch Kräfte sind nachzufolgen, und so wird man wohl mit Gedult zusehen müssen, wenn öfters Schriften beurtheilt werden, wo der Recensente

nicht

nicht so weit sieht als der Verfasser gegangen ist, und sich träumen läßt, der Verf. möchte wohl noch mehr zurücke geblieben seyn.

E*.

XIV.

Johann Theodor Jablonskies, *) allgemeines Lexicon der Künste und Wissenschaften, oder deutliche Beschreibung des Reiches der Künste und Wissenschaften, oder deutliche Beschreibung des Reiches der Natur, der Himmel und himmlischen Körper, der Luft, der Erde, nebst den bekannten Gewächsen, der Thiere, Steine und Erzte, des Meeres, und der darinn lebenden Geschöpfe; inglei- chen aller menschlichen Handlungen, Staats- Rechts- Krieges- Policey- Haushaltungs- und gelehrten Geschäfte, Handthierungen und Ge- werbe, sammt einer Erklärung der dabey vor- kommenden Kunstwörter und Redensarten, von neuem durchgesehen, verbessert und stark vermehret von Joh. Joachim Schwaben, öffentlichen Lehrer der Weltweish. und fr. Künste, auf der Univ. zu Leipzig. Königsb. und Leipz. bey Zeisens Witbe und Hartungs Erben, 1767. 10 Alphab. 8 Bogen in gr. 4.

Die-

*) Man kann die Mode, die eigene Namen auf den Ti- teln der Bücher zu decliniren, nicht wohl billigen, zu- mal wenn es auf so ungewöhnliche Art geschiehet, als hier. Wer sollte nicht glauben, der Name des Verf. heisse Jablonskies; der doch Jablonski heißet.

Dieses Werk ist, da es 1721. zuerst herauskam, mit vielem Beyfalle aufgenommen worden. Dieser Beyfall muß fortgedauert haben, weil itzt davon die dritte Auflage erscheinet. Diese ist von Hrn. Prof. Schwaben, durchgesehen, an vielen Orten verbessert, und mit einigen tausend Zusätzen und neuen Artickeln vermehret worden, die dieses Wörterbuch noch brauchbarer machen. Wir erkennen also den Fleiß und die Einsichten des Hrn. Prof. Schwaben mit Vergnügen. Inzwischen haben wir doch bey der Durchsicht dieses Wörterbuchs noch so viel Mängel gefunden, daß wir zuweilen gewünscht haben, der Herausgeber hätte anstatt der höchstmühsamen und zuweilen nicht recht möglichen Verbesserung lieber ein ganz neues Wörterbuch schreiben wollen. Wir wollen uns hierüber etwas näher erklären.

Vermuthlich ist dem Hrn. Prof. diese Arbeit von dem Verleger aufgetragen worden. Ein Gelehrter, der nach den Absichten eines Verlegers arbeitet, ist immer in einer ganz besondern Lage. Der Verleger hat seine Absichten, der Gelehrte, der die Arbeit ausführen soll, hat auch seine Absichten. Es ist schon ein großes Glück, wenn diese beyde Absichten übereinstimmen. Aber warlich noch ein größeres Glück, wenn beyderley Absichten, mit den Absichten des Lesers, warum er ein Buch lieset, oder nachschlägt, übereinstimmen. Es ist wirklich nicht genug, daß ein Buch irgend wozu nützlich sey, es ist auch nöthig, daß ein Schriftsteller, sonderlich der ein Wörterbuch zusammenträgt, damit man sich daraus in gewissen Fällen Raths erhole, vorher wohl überlege, unter welchen Umständen es gebrauchet werden solle, und sich ganz genau in die Umstände des Lesers versetzen könne, der in gewissen Dingen unwissend ist, und auf eine leichte Art in einem Wörterbuche Unterricht finden will.

Ehe

Ehe wir weiter gehen, so wird es nöthig seyn, aufs feyerlichste zu erklären, daß dies, und das was wir ferner sagen wollen, weder auf den Herausgeber dieses Wörterbuchs, noch auf den Verleger, insbesondere müsse gedeutet werden. Wir haben angemerket, daß die meisten unserer Wörterbücher lange nicht, die Summe der Erkenntniß, die zu unserer Zeit allgemein herrschet, in sich fassen. Vielmehr da die ersten Auflagen der meisten vor dreyßig, vierzig und funfzig Jahren herausgekommen, so sind mehrentheils die neuesten Ausgaben, nicht so stark verbessert worden, als sich unterdessen die Erkenntniße bey unserer Nation vermehret haben. Derjenige, der itzt nachschlägt, findet öfters weniger als er weis, und erblickt so vieles altvätterisches Geschwätze, das man zu unserer Zeit unmöglich hätte schreiben können, und das ihm sehr verdrießlich fällt. Wir glauben es sey nöthig, von den Ursachen dieser seltsamen Erscheinung einmal öffentlich zu reden. Wir ergreifen daher blos diese Gelegenheit, allen Herausgebern und Verlegern neuer Ausgaben alter Wörterbücher, oder anderer alter gemeinnütziger Bücher, ein Wort ans Herz zu legen, und verbitten nochmals, daß man nicht alles, was wir allgemein sagen, auf dieses Jablonskische Wörterbuch anwende.

Ein Wörterbuch soll billig, die allgemein bekannte Kenntnisse unter alphabetischer Ordnung enthalten; es ist also ganz ausgemacht, daß, da seit dreyßig bis vierzig Jahren, die Kenntniße sind ungemein verbessert, erweitert und vervielfältiget worden, ein Wörterbuch, das itzt seinem Zwecke entsprechen soll, ganz anders aussehen müsse, als vor vierzig Jahren. Es ist also begreiflich, daß die meisten alten Wörterbücher nicht anders, als mit unendlicher Mühe können verbessert werden, und daß es in manchen Fällen viel

schicklicher wäre, ein ganz neues Buch, unsern itzigen Bedürfnißen gemäß, zusammen zu tragen, als mit einer unabsehlich- undankbaren Mühe, ein altes zu verbessern.

Aber mehrentheils ist von alle dem die Rede nicht. Die erste Ursach, ein vor vierzig oder funfzig Jahren geschriebenes Buch wieder herauszugeben, liegt mehrentheils in dem Bedürfnisse des Verlegers, der, weil er eine Auflage verkauft hat, noch eine zu verkaufen willens ist. Er will kein neues Buch haben, denn dessen Verkauf hält er für ungewiß, der Name des alten Autors ist die Hauptsache, und er hält es wohl für einen Eigendünkel überkluger Witzlinge, wenn sie ein Buch verbessern wollen, darauf seit vierzig Jahren, ein so sichtbarer Seegen geruhet hat. Er liesse sich also gefallen, daß das ganze Werk unverändert abgedruckt würde, denn dies würde freylich, die wenigste Zeit, Mühe und Kosten erfodern. Siehet er es aber allenfalls ein, daß eine Verbesserung nöthig sey, so will er sie denn öfters auch so eingerichtet wissen, daß so wenig Zeit, Mühe und Kosten verwendet werde, als möglich ist. Ist er so glücklich einen Gelehrten zu finden, der den ganzen Umfang der Arbeit einsiehet, so schreibt er ihm wohl vor, daß er so wenig, wie möglich, ausstreichen, daß er in einer bestimmten Zeit, die wirklich zu der Arbeit nicht hinreichend ist, alles fertig schaffen solle, und was dergleichen mehr ist. Oder kommt er an einen, der der Sache nicht gewachsen ist, so läßt dieser wieder fünfe grade seyn, denkt, was so lange gut gewesen ist, wird wohl noch taugen, ändert oder schreibt hinzu, was ihm in den Sinn fällt, das übrige läßt er in Gottes Namen wieder abdrucken, der Leser mag denn zusehen, wie er mit dem Buche fertig wird. Oefters hat man eben von der Materie nichts bessers, und so wird denn

doch

doch der Leser gezwungen werden, das am mindesten schlechste zu kaufen.

So viel ist gewiß, aus den angeführten und mancherley andern Ursachen, wird selten daran gedacht, den Plan, den der erste Verf. kann gehabt haben, mit dem, den man nach unserer itzigen Lage, wählen müßte, zu vergleichen. Wir zweifeln, daß das auch bey der neuen Auflage dieses Wörterbuchs, geschehen sey. Was kann Jablonskies Plan und Absichten gewesen seyn? Man sehe den pompvollen Titel an. Was will der Mann uns nicht alles deutlich beschreiben: das Reich der Natur, die Himmel (im plurali) und himmlischen Körper, die Luft, die Erde, nebst den bekannten Gewächsen, die Thiere, Steine, Erzte, das Meer, und die darinn lebenden Geschöpfe, ja noch mehr, alle menschliche Handlungen, Staats- Rechts- Krieges- Policey- Haushaltungs- und gelehrte Geschäfte, Handthierungen und Gewerbe, sammt einer Erklärung der dabey vorkommenden Kunstwörter und Redensarten. Das wäre ja eine vollkommene Encyclopädie! Und ist es nicht offenbar, daß weder fünf noch zehn Alphabete zu einem solchen Vorhaben hinlänglich sind.

Aber man muß bedenken, zu welcher Zeit, die erste Ausgabe dieses Wörterbuches herauskam, so wird man begreifen, warum es dem ohnerachtet hat Beyfall finden können. Man hatte vor vierzig oder funfzig Jahren von den Wissenschaften noch nicht so viel Bücher in deutscher Sprache als itzt, und von vielen Staats- Policey- Finanz- Haushaltungs- und bürgerlichen Geschäften, von den freyen und mechanischen Künsten, beynahe gar nichts. Die Gelehrsamkeit war fast ganz auf die Gelehrten von Profession eingeschränkt, die größte Anzahl nützlicher Bücher ward in lateinischer Sprache geschrieben, und ob-

gleich diese Sprache damals noch allgemeiner bekannt war, so waren doch viele lehrbegierige Leute, derselben unkundig, und wußten also nicht, aus welchem Buche sie sich von allen Dingen, die sie gerne hätten wissen mögen, unterrichten sollten. Es war also begreiflich, daß ein Buch, das wirklich sehr viele Dinge deutlich beschreibt, von denen man gern unterrichtet seyn wollte, vielen Beyfall fand, und wenn auch manches nicht ganz genau war, so war man zufrieden, daß man nur etwas hatte. Zudem war damals der Geschmack noch nicht so geläutert, daß man es einem Autor eben so übel genommen hätte, wenn er auch etwas vorbrachte, was nicht zur Sache gehörte. Allerhand Sprüchwörter anführen, aus unzuverläßigen Reisebeschreibungen abentheuerliche Gebräuche, die in Persien und Indien gebräuchlich seyn sollten, erzählen, aus dem Harsdörfer oder Erasmus Francisci, nachdenkliche Wunderzeichen, Mordgeschichte und Mährgen anbringen, das hieß damals, eine feine Belesenheit zeigen. Itzt hält man von dergleichen Sachen nicht viel, man will, daß der Schriftsteller, die vorhabende Sache genau und vollständig anzeigen, nichts weglassen, aber auch nichts fremdes hineinmengen soll. Es ist also begreiflich, daß uns itzt viele Sachen unerträglich fallen, die zu Jablonski Zeiten Beyfall, oder doch Entschuldigung fanden, da sich ausserdem die Kenntniße sehr verbreitet haben. Da wir von vielen Sachen schon andere gute deutsche Bücher haben, so konnte manches wegbleiben. Kurz, man hätte itzt anstatt des vorigen einen ganz neuen Plan machen sollen.

Es ist, dünkt uns, mit zwey Worten darzulegen. Wir müssen in unserer Sprache zweyerley Arten von Wörterbücher haben. Erstlich ein Wörterbuch der Sprache überhaupt, darinn alle Worte, die in guten

Schrif-

Schriften gebraucht werden können, richtig bergelei-tet und erkläret werden, damit man daraus die Spra-che kennen lerne, und sich richtig, deutlich und genau ausdrücke. Dergleichen ist bey den Franzosen, das Dictionnaire de l'Academie françoise, und bey den Engländern, Iohnson's Dictionary. Bey uns ha-ben der Spate, Wachter und sonderlich Frisch, ei-nen guten Anfang gemacht; einem künftigen Sprach-kundigen aber, bleibt das weitläufige Feld offen, ihre Arbeit zu verbessern, zu vermehren, und mit den Au-toritäten, der alten und seitdem aufgestandenen guten deutschen Schriftsteller zu bestärken. Zweytens ein Wörterbuch der Kunstwörter, die blos in den ei-gentlichen Wissenschaften, in den freyen und mecha-nischen Künsten, bey Manufacturen und Handwer-ken, und bey allen bürgerlichen Geschäfften vorkom-men. Dergleichen ist bey den Franzosen das Tho-mas Corneille oder Furetiere Dictionnaire, oder bey den Engländern, Chamber's Dictionary, und bey uns sollte das Jablonskische ein solches Wörter-buch seyn. Man siehet offenbar, daß Hr. Prof. Schwabe, bey seinen zahlreichen Zusätzen, diese Ab-sicht im Sinne gehabt hat, denn sie sind meist kurze oder bündige und richtige Erklärungen.

Wir erkennen aus dem Fleiß und den Einsichten, die er dabey gezeiget hat, daß er zu dieser Arbeit ge-schickt sey: Wir wissen aber nicht, ob er von dem Ver-leger etwa eingeschränkt worden, oder ob es ihm etwa an Muse gefehlt, um alles gehörig durchzusehen. Ei-nes von beyden muß seyn, denn sonst ist es unbegreif-lich, wie bey den guten Einsichten des Herausgebers der neuen Ausgabe, so viel mangelhaftes, unnützes, und oft wirklich ungereimtes in den alten Artickeln hat können stehen bleiben.

Wir wollen Beyspiele von verschiednen unbrauchbaren Dingen anführen, warlich nicht um dies Buch zu verschreyen, denn wir bekennen mit Vergnügen, daß es wegen vieler sehr guten und zum Theil unverbesserlichen Artickel, in jeder Handbibliothek in Deutschland, einen Platz verdiene. Wir wünschten nur künftigen Herausgebern alter Bücher von dieser Art, selbst dem künftigen Herausgeber einer neuen Auflage dieses Buchs einen heilsamen Wink zu geben. Zugleich können diese Beyspiele, einen Beweis geben, wie vierzig Jahrelang in bekannten Büchern, unnütze Dinge und Ungereimtheiten stehen können, die niemand rügen will.

Man sehe z. B. nur S. 106. den Artickel Arzt, Arzeney, Arzneykunst, an. Da die Arzneykunst seit hundert Jahren zu so großer Vollkommenheit gediehen, so könnte darinn viel nützliches stehen. Man stelle man sich einmal einen Leser vor, der von diesen Sachen sich einen Begriff machen will. Er schlägt das Buch auf, und lieset, unter manchen andern Sachen: Z. B. „Eine scherzhafte Feder nennet die Arzney eine Kunst, die Menschen ungestraft hinzurichten; und eine andere, den Arzt einen Mann, der „gedungen wird, um das Bette eines Kranken zu „seyn, und ihn mit Lappereyen zu unterhalten, bis ihm „seine gute Natur davon geholfen, oder die Arzney „zum Grabe befördert; doch dieses ist weiter nicht, „als im Scherze zu verstehen.„ Gut! aber welcher Leser sucht einen solchen ungeschmackten Scherz in einem Wörterbuche der Künste und Wissenschaften. Nach einer sehr unvollkommnen Geschichte der Medicin, in welcher eine Menge unzuverläßiger und unnützer Dinge vorkommen, kommt der Verf. endlich auf die Hermetische und Magische Medicin, und scheint sich recht dabey zu gefallen. Er versichert, „daß

Hier.

„Mart. Jordani de eo quod divinum aut super-
„naturale est in morbis und Joh. Hagen von astra-
„lischen und tartarischen Krankheiten geschrieben
„habe.„ Er fährt fort: „die Hermetische Medicin,
„hat auch eine besondere Weise, die Kräfte der Ge-
„wächse nach ihrer Gestalt und Signatur, und nach
„den himmlischen Einflüssen, aus den Planeten oder
„Zeichen des Thierkreises, denen sie unterworfen seyn
„sollen, zu erkennen und zu beurtheilen, wovon ab-
„sonderlich, Joh. Poppens, Adam von Boden-
„steins, und Barth. Carrichters Kräuterbücher zu
„sehen. Als eine besondere Gattung der Arzney-
„kunst kann man auch diejenige ansehen, die mit sol-
„chen Mitteln umgeht, welche durch verborgene Kraft
„ihre Wirkung thun; daher sie überhaupt magisch ge-
„nennet werden, und worüber, ob sie durchgehends
„zulässig sind, viel Fragens ist. Hierzu gehören die
„Amuletten, oder Dinge, die an den Hals gehängt,
„oder sonst am Leibe getragen werden, schädliche Zu-
„fälle dadurch abzuwenden. Ferner die magnetischen
„Curen, durch Sympathiepulver, Waffensalben,
„Einspündung in gewisse Bäume, Vergrabung an
„gewissen Orten, oder Wegwerfung in gewisse Was-
„ser solcher Dinge, die von des Kranken Leibe kom-
„men, wodurch auch an Abwesenden und in der Ferne
„Wunden geheilet, und Krankheiten vertrieben wer-
„den sollen. Endlich die eigentlichen Zaubercüren
„durch fremde Zeichen, Wort- und Segensprechen,
„oder andere verdächtige und abergläubische Hand-
„lungen.„ u. s. w. Sollte man wohl glauben, daß
es möglich sey, im Jahre 1767. solch ungereimtes
Zeug, das kein vernünftiger Mensch anders als ver-
achten kann, abdrucken zu lassen, und hingegen von
dem itzigen Zustande der Arzneykunst, von den gros-
sen Verbesserungen, die sich durch einen Sydenham

und Boerhave, Haller und Tissot und durch Erfindung einiger neuen vortreflichen Hülfsmittel *) erhalten hat, nicht ein Wort zu sagen. Am Ende ist eine Menge fast ganz unbrauchbarer Bücher angeführt, worunter Erasmus Francisci obenan stehet und an die neuern wirklich brauchbaren ist nicht gedacht. Der Verf. versichert, daß ausser Europa, die Arzneykunst wenig getrieben worden, und setzet hinzu: „Daher „ist kein sicherers und bequemeres Mittel, an solchen „und andern Orten im Oriente und Mittage zu rei„sen und sich aufzuhalten, als durch Uebung der Arz„ney.„ Wir dächten, der Lord Clive, der von Profeßion ein Wundarzt war, hätte doch ein sicherers und bequemereres Mittel gefunden, sich im Oriente recht wohl zu befinden, ohne seine Kunst auszuüben.

Aber wozu soll überhaupt alles dies Geschwätze, das nicht zur Sache gehöret. Fast in jedem etwas ausführlichen Artickel, wird man dergleichen finden. Wir müssen des Raums schonen, und wollen nur einige Beyspiele anführen. Z. B. S. 665. wird unter dem Artickel Invalide, blos das Invalidenhaus zu Paris, (gerade als ob in Deutschland nirgends Invalidenhäuser wären,) angeführet. Doch das möchte hingehen. Aber wozu soll folgender Detail in einem Wör-

*) Hievon mag der Verf. wohl nicht viel gewußt oder gehalten haben. Denn S. 301. unter China China, sagt er zwar, „daß sie die drey- und vier„tägige Fieber gar geschwind vertreibt, wenn „eine erwachsene Person davon ein Quentchen zwo „Stunden vor Antritt des Fiebers, mit weissem „Weine oder Cardobenediktenwasser einnimmt, „und damit schwitzet.„ Doch setzet er am Ende hinzu: „Arme Leute mögen die Enzianwurzel auf „gleiche Weise gebrauchen.„ Vermuthlich doch auch mit Wein und Cardobenediktenwasser zum schwitzen. Hätte der Herausgeber solche Dinge nicht berichtigen sollen?

Wörterbuche: „Die Gemeinen bekommen Brod zum
„Frühstücke, eine Suppe und gekocht Fleisch zum
„Mittagsessen, gedämpft Fleisch zum Abendessen,
„und ein halb Nössel Wein. Die Officier haben
„zum Frühstücke neben dem Brodte ein halb Nössel
„Weins, bey jeder Mahlzeit ein Nössel, und des
„Abends Gebratens. Daneben ist ein besonderer
„Saal für diejenigen, die zur Strafe des Weins ent-
„rathen. Es sind acht Kammern, da man Taback
„rauchen mag, ausser denselben aber gar nicht, und
„wird auch weder Wein noch Brannteweín oder Ta-
„back im Hause feil zu haben verstattet. Die Officier
„schlafen zween in einer Kammer, aber auf besonde-
„ren Betten, die Gemeinen zu vier oder sechs bey-
„sammen, aber jeder in seinem eigenen Bette.„

In den moralischen Anmerkungen, Sprüch-
wörtern u. d. gl. die der Herausgeber von Rechtswe-
gen geradezu hätte wegstreichen sollen, ist der Verf.
ziemlich ergiebig. Man sehe nur die Artickel Glück,
S. 545. Hund. S. 635, oder Keuschheit S. 700.
Da heisset es: „Sie kann nicht nur im ledigen, son-
„dern auch im verehlichten Stande bewahret werden.
„Zur Beförderung derselben dienet, daß nicht nur
„die derselben zuwiderstreitenden Werke, sondern auch
„die Reitzungen und Veranlassungen, durch Gebär-
„den, Worte und Blicke, oder Blößung solcher Theile,
„deren Anblick dergleichen Reitzung erwecken könnte,
„vermieden werden. Die Keuschheit ist ein solches
„Gut, das dem Leben gleich geachtet, ja vorgezogen
„werden sollte, ob es gleich nicht zu loben ist, wenn
„sich einige, zur Erhaltung der Keuschheit, den Tod
„angethan haben. Die sind mehr zu loben, welche
„durch eine List, und geschwinde Erfindung die Ge-
„fahr abgewendet, wovon Harsdörfer in seinem gros-
„sen Schauplatze merkwürdige Exempel anführet.„

Wer

Wer verlangt wohl solch moralisch Geschwätze in einem Wörterbuche zu lesen, und Harsdörfern, den theuren Kirchenlehrer, dabey zur Autorität angeführet zu sehen.

Mit Mährgen, unzuverläßigen Erzählungen von fremden Gebräuchen u. d. gl. ist der Verf. auch sehr freygebig. Man sehe nur die obenangeführten Artickel Arzt und Hund. Wir wollen, um nur ein kleines Beyspiel zu geben, folgendes aus dem Artickel Taube S. 1529. anführen: „Die Persischen Könige „haben in ihren Thiergärten, grosse Thürme, wo „die Tauben in Menge erzogen, und zur Lust auf eine „besondere Weise gefangen, und mit Stecken todt„geschlagen werden. — Ein alter Baumeister „Architas von Tarento, hat eine hölzerne Taube „verfertigt, die, wenn er gewollt, umhergeflogen, und „ein habeßinischer Heiliger, Aaron genannt, soll „gebratene Tauben gerufen haben, daß sie zu ihm ge„flogen kommen, und zu seiner Mahlzeit gedienet, „wie Ludolf anmerket.„ Sollte der Herausgeber wohl solche Mährgen für wahr, oder für witzig, oder für unterhaltend halten? Wenn aber nicht, warum sind sie nicht weggestrichen worden?

Am allerfreygebigsten ist der V. mit Recepten. Bey jedem Kraut, bey jedem Thiere, sind dessen medicinische Kräfte gerühmet und öfters zusammengesetzte Recepte angeführet, denen man es mehrentheils ansiehet, daß sie kein vernünftiger Arzt, sondern etwa Schnurrs Kunst- und Wunderbuch, Schröders Arzneyschatz, oder *Staricii* Heldenschatz geliefert hat. Warum will man solche unzuverläßige, ungereimte und öfters schädliche Mittel, ferner in vernünftigen Büchern stehen lassen. Sollte man sich z. B. wohl einbilden, daß zu unserer Zeit ein vernünftiger Mensch noch schreiben könnte: (S. 572.) „das Pulver von

„Haa-

„Haaren aufs Haupt gestreuet, vertreibe die Schlaf„sucht, eingenommen, ist es gut wider die Gelbsucht.
„Die Haare von allen Theilchen des Leibes eines Kran„ken unter ein hartgekochtes Ey gehackt, und den
„Vögeln vorgestreut, soll das viertägige Fieber weg„nehmen;„ oder (S. 302.) „wider die Linderung
„der Schmerzen im Chiragra, soll nichts besser, als
„Handschuhe aus gegerbter Menschenhaut seyn.„ Am
aller abentheuerlichsten aber sind die vielen abergläubische Dinge und magische, sympathetische und andere
offenbar unwirksame Mittel und Künste, die der V.
alle Augenblick anbringt, das ebenangeführte Kunststück mit den Haaren unter Eyer gehackt, ist eins
dergleichen. Eben so versichert der V. ganz ernsthaft,
S. 3. „daß der Aat ein rosenfarbener Edelstein im
„Pulver eingenommen, die Weiber fruchtbar mache.„
S. 651. „Der ganz hochrothe Jaspis, ist ein be„währtes Mittel, allerhand innerliche und äußerliche
„Blutflüsse zu stillen: Der grüne am Halse getragen,
„daß er über die Herzgrube hange, soll den Magen
„stärken, und diese Tugend gemehret werden, wenn
„er in Silber gefasset ist. Er soll auch den Stein
„vertreiben, wenn in der Stunde, da die Sonne in
„den Scorpion tritt, ein Scorpion darinn geschnit„ten wird. Der Grüne mit weißen Streifen, son„derlich wenn sie sich kreuzen, soll dem Gifte und der
„Wassersgefahr widerstehen.„ S. 667. „Das Jo„hanniskraut, ist das kräftigste Mittel, wider aller„hand Zufälle, die man glaubet, daß sie von Bezau„berung herrühren.„ S. 862. „Im Kopfe des Meer„menschen, findet man ein Bein, welches das Gehirn
„scheidet. Wenn dasselbe von einem Männchen ge„nommen, geschabet, und mit Weine gebraucht wird,
„so ist es ein kräftiges Mittel wider den Stein und
„Gries. Die Portugiesen tragen das Bein, welches

„am

„am Kopfe, an der Stelle der Ohren sitzet, als ein
„Verwahrungsmittel, wider alle ansteckende Krank-
„heiten bey sich, und die Rippen, sonderlich von der
„linken Seite, die dem Herzen am nächsten sind,
„stillen das Blut und die goldene Ader.„ Aber über
alles gehet, das herrliche Mittel, todte Bienen le-
bendig zu machen. S. 197. „Die Bienen, welche
„am Bauchflusse, wegen gar zu viel genossenen Wolfs-
„milch und Rösternblüthe, gestorben, sollen wieder
„lebendig werden, wenn man sie im Herbste aus den
„Stöcken nimmt, an einem trokne Ort den Winter
„über hält; und im Frühlinge, an einem schönen
„warmen Tage, mit Asche von Feigenbaume, dick be-
„streuet, drey Stunden lang an der Sonnen liegen
„läßt. Oder man lege die todten Bienen in ein höl-
„zernes Gefäß, bedecke sie mit Pflaumfedern, und
„schiebe sie in einen Backofen, nachdem das Brod
„heraus genommen ist.„ In eben diese Klasse ge-
hören die Alfanzereyen von den Einflüssen der Plane-
ten. Z. B. S. 677. „daß die Wirkung des Jupi-
„ters warm und feucht, dabey auch den unterirdi-
„schen Körpern heilsam und nützlich seyn soll.„ S.
1256. „daß der Saturn, strenger, kalter und feuch-
„ter Natur, und dem menschlichen Geschlechte, feind-
„selig und zuwider seyn soll.„ Der V. hilft sich bey
solchem abgeschmackten Zeuge, das er selbst nicht
recht glauben möchte, mit einem es soll so seyn, es
soll dafür helfen, denn zu seiner Zeit mochte man gern
allerhand fremdscheinende Dinge hören, und die Ma-
gie, Sympathie, Astrologie u. d. gl. waren noch nicht
so allgemein verlachet, als jetzt. Für wen hat denn
der Herausgeber dergleichen Sächelgen wieder drucken
lassen, die von Anfang bis zu Ende hätten sollen aus-
gestrichen werden, weil sie jetzt, da das Licht der Phi-
losophie viel heller scheinet, von keinem vernünftigen
Menschen mehr geglaubet werden.

Zu

Zu den bisher angeführten Dingen, die wegbleiben könnten, gehören auch die Erklärungen verschiedener französischen Wörter, die man nicht hier, sondern in einem französischen Wörterbuche suchen muß. Z. B. Der Artickel *Drap* S. 378. ist ganz unnöthig, denn wir haben ja das deutsche Tuch, dergleichen sind auch Grand Rose Remede de Poids et de Loi, Treseau, Tresorier u. a. m.

Wenn alle solche Sachen weggestrichen würden, so würde ungemein viel Platz gesparet werden können, der zu nützlicheren Dingen hätte können angewendet werden. Wir rechnen dahin insbesondere, daß von allen Sachen die neueste Beschaffenheit, und die neueste dahin einschlagende Erfindungen, angeführet würden. Zuweilen sind die Artickel dieses Wörterbuchs noch so, wie sie J. geschrieben hat, und also natürlicherweise, vierzig bis funfzig Jahre zu alt. Sollte man sich wohl vorstellen, daß S. 1352. von der Schwere, von Newtons vortreflichen System, das ja weltbekannt ist, nicht ein Wort gesagt wird, hingegen ein elendes Geschwätz von dem Zeuge des ersten, zweyten und dritten Elements gemachet, und versichert wird, „daß die Schwere nach Harsdörfers Erklärung, von der Vermischung der Elemente in den Körpern herrühre.„ Soll einem nicht die Geduld reißen, wenn man in einem 1767. gedruckten Buche solch Zeug lieset. Der Herausgeber versteht die Sache doch gewiß besser, er weis gewiß, daß es lächerlich ist, im Jahre 1767. Harsdörfern, Erasmus Francisci oder Seybold zu Gewährsmännern anzuführen. Ueberhaupt fast allenthalben sind alte aus der Mode gekommene Schriften noch citiret und die neuern und besten nicht angeführt. Z. B. S. 619. hätte nebst Seckendorfs Fürstenstaat, des jüngern Hrn. von Mosers deusches Hofrecht als

ein

ein ungemein brauchbares Werk sollen angeführet werden. Nach S. 525. soll man Nachricht von alten und neuen Geschichtschreibern, in des Whear Prelectionibus hyemalibus und in des Nevii beygefügten Mantissa, in Struvii Bibliotheca historica und beym Martin Zeiler suchen. Whear und Zeiler sind ja altväterische Tröster, anstatt der neuern und bessern. Z. B. Freßnoy, Hamberger u. a. hätten sollen genennet werden. S. 890. von Ministern: „M. C. „Schröder hat de Ministrissimo von Staatsbedien„ten ein Buch, und Iac. Thomasius eine Disputa„tion und de Ministro peccante *Ahasver. Fritschius* „geschrieben.„ Kann man im Jahre 1767. wohl im Ernste diese Bücher jemand zum Nachschlagen empfehlen, der sich von dem, was Minister angehet, unterrichten will. Haben wir nicht neuere und bessere Bücher genug. S. 1183. „der ganzen Welt Reli„gionen hat Alex Roß. in englischer Sprache be„schrieben.„ Welch ein unvollständiger unzuverlässiger Schriftsteller ist nicht Roß! Broughtons Lexicon aller Religionen, so vor einigen Jahren in Dreßden übersetzt herauskam, ist doch neuer und besser. S. 1548. werden vom Thee, allerhand zum Theil unwichtige Bücher angeführt, aber an Kämpfern wird nicht gedacht. S. 1610. wird von künstlichen Uhren wieder der liebe Harsdörfer citiret.

Die falschen Nachrichten von Dingen, die die Naturhistorie angehen, desgleichen die vielen falschen und zum Theil ungereimte Nachrichten von Gebräuchen entlegener Völker, müßten auch weggestrichen, und aus den neuesten besten Büchern die gehörigen Auszüge gemacht werden. Hierdurch würde dies Buch ganz ungemein vermehret und verbessert werden. Wenn man nur blos in Absicht auf die Thiere, Büffons Naturgeschichte ausgezogen hätte, welche

Men-

Menge nützlicher Beschreibungen hätten an die Stelle anderer unvollkommener und unnützer, können gesetzt werden, und wie manche neue Artickel hätten hinzukommen können. Wir schonen der Exempel, denn es ist bey Durchsicht dieses Werkes gar zu offenbar, wie wenig man bey der neuen Auflage, die neuesten Hülfsmittel gebrauchet habe.

Zu den noch nöthigen Verbesserungen würde auch gehören, daß alle Kunstwörter, Benennungen von Werkzeugen rc. erkläret würden. Beyers Handwerkslexicon, Sprengels Tabellen der Handwerke und a. hätten dazu Anleitung geben können. Besonders müßte kein Kunstwort in einem solchen Buche gebraucht werden, das nicht an seinem gehörigen Orte in alphabetischer Ordnung erkläret wäre; denn da ein dergleichen Wörterbuch andere Bücher soll verstehen lernen, so muß wohl zuerst in demselben selbst nichts unverständliches zurückgelassen werden. Z. B. S. 563. „der künstliche Grünspan bestehet aus blau„grünen metallischen Glundern„ u. s. w. Die Erklärung des Worts Glundern wird man im Gl. vergeblich suchen, und doch ist zu vermuthen, daß derjenige, der unterrichtet zu seyn verlangt, was Grünspan ist, noch weniger wissen werde, was Glundern sind. S. 125. „Auffstehung des Heerdes geschieht bey dem „Schmelzen, wenn das zerschmolzene Werkbley auf „dem Treibheerd, in dem darunter sich befindenden „Aschheerd, anfängt unter sich zu graben„ u. s. w. Man findet an den gehörigen Orten zwar einen Artickel Treibheerd, aber nicht Werkbley und Aschheerd, wie es doch billig seyn sollte. Es mag seyn, daß diese Wörter, irgendwo sonst in diesem Wörterbuche erkläret sind, aber das ist nicht hinlänglich, die Erklärungen müssen auch in der alphabetischen Ordnung an

gehörigem Orte stehen, sonst fällt der ganze Zweck eines Wörterbuchs weg.

Oeffters sind auch manche Sachen allzuschwankend beschrieben, und die müßten näher bestimmet werden. Wir wollen nur ein einziges Beyspiel anführen: S. 303. „Eine Chopine (ein franz. Weinmaaß) wiegt ohngefähr dreyviertel Pfund„. Was wiegt ¾ Pfund? die bloße leere Chopine, oder die gefüllte? und womit muß sie gefüllt seyn, um ¾ Pfund zu wiegen, mit Wasser, Wein oder Oele?

Diese und mehrere Verbesserungen wären nöthig, um diesem Buche eine vollkommene Brauchbarkeit zu geben. Freylich, wenn man di große Menge von Artickeln überlegt, die geändert werden müßten, so siehet man wohl ein, wie nöthig es gewesen wäre; sich einen ganz neuen Plan zu machen; welche große Menge von neuen seit Jablonskis Zeiten herausgekommenen Büchern man hätte durchlesen und ausziehen müssen; daß verschiedene Theile des neuen Plans, auf eine ganz andere Art, als vorher, hätte müssen ausgearbeitet werden; ja, daß es leichter gewesen wäre, viele Artickel lieber ganz neu zu machen, als mit undankbarer Mühe alte unbrauchbare zu verbessern. Wie viel Zeit, Mühe und Kosten dazu gehört hätten, ist auch leicht einzusehen, aber man hätte doch trachten sollen, dem Publikum etwas vollkommenes zu geben, und nicht so viele offenbar unnütze, falsche, abergläubische, kurz, ganz unbrauchbare Artickel wieder abdrucken zu lassen. Freylich wird dies Buch immer Käufer finden, weil man seiner Mängel ohnerachtet, dennoch kein besseres hat, wie wenig aber diese Entschuldigung hinreichend sey, ist leicht einzusehen.

H.*

XV.

XV.

D. Carl Friedrich Pauli, des Staatsrechts und der Geschichtkunde öffentlichen Lehrers und der königlichen deutschen Gesellschaft zu Königsberg Mitgliedes, allgemeine Preußische Staatsgeschichte des dazu gehörigen Königreichs, Churfürstenthums, und aller Herzogthümer, Fürstenthümer, Grafen und Herrschaften, aus bewährten Schriftstellern und Urkunden, bis auf gegenwärtige Regierung. Fünfter Band, Halle 1764. Verlag und Druck Christoph Peter Frankens, 618 S. in gr. 4. Sechster Band, 1765. 610 S. Siebenter Band, 1767. 560 S. Achter und letzter Band, 1769. 592 S. in 4.

Acht solche Bände innerhalb nicht vielmehr als acht Jahren, und über die Geschichte von mehr als acht verschiedenen Ländern zusammen zu schreiben, ist auch für einen geübten Schriftsteller sehr viel. Wenn er nur getreu, mit einer guten Wahl, brauchbar, und in einer gefälligen Schreibart gesammlet und erzählet hat: so hat er sich schon ein großes Verdienst erworben. Ist aber sein Werk sogar ein Muster der Geschichtbeschreibung und der Nachwelt würdig geworden, so werden wir den Geist bewundern, der auf einem solchen Ocean sich immer durch seine eigene Stärke erhalten hat, und ohne einer langen Ruhe zu geniessen, doch niemals oder nur ungemein selten gesunken ist.

Hr. Pauli hat schon fast vor zwanzig Jahren eine Einleitung zur Staatsgeschichte derer dem Kö-

nigl. Preußischen Scepter unterworfenen Staaten herausgegeben, die seine Bekanntschaft mit diesem Theile der Geschichte zeigte. Er sagt von derselben in der Vorrede zum ersten Bande: „Wenn eine Mut„ter das Kind am liebsten hat, welches ihr zur Welt „zu bringen, am beschwerlichsten geworden; so ist „mir unter allen meinen Schriften diese Einleitung „die allerliebste, und sie wird es auch bleiben.„ Er fuhr immer fort, sie von Fehlern zu reinigen, und mit merkwürdigen Begebenheiten zu bereichern. Allein der letzte deutsche Krieg wurde erst für ihn die Veranlassung, jenes Buch zu einer vollständigen Geschichte aller Preußischen Staaten zu erweitern; weil seit demselben diese Geschichte vorzüglich gemeinnützig wurde. Man verlangte von ihm sie zu schreiben; vornehme Männer ermunterten ihn sogar durch reichliche Geschenke dazu, und er sahe endlich seine Pflicht ein, wenigstens durch seine Feder mehrere Arbeiter in diese Erndte einzuladen.

Den Vorsatz selbst und die Bescheidenheit mit welcher der Verf. von demselben spricht, die Kenntniß, welche er von den Quellen und Hülfsmitteln dieser Geschichte zeiget, seine Geduld und Arbeitsamkeit, alles dieses finden wir lobenswürdig, gleichwol aber noch nicht hinlänglich, um ein vortreflicher Geschichtschreiber zu werden. Nach dem Bewustseyn dieser Gaben, sind nun noch weit größere übrig, wenn die Geschichte würdig beschrieben werden soll. Und um sie alle zu gebrauchen, gehöret auch viele Zeit und bedachtsame Ueberlegung dazu. Wir würden uns also, wären wir an des V. Stelle gewesen, nicht allein weniger mit der Ausgabe so vieler Bände übereilt haben; sondern wir hätten auch das Urtheil der Welt über unsern Geschmack, unsere Methode, Schreibart, und was sonst in einer solchen Geschichte vornemlich in die

Au-

Augen fällt, durch die Ausarbeitung eines kleinen Stücks derselben, etwan einer einzeln Regierung oder Periode ausgeforscht. Der V. sagt zwar von dergleichen einzelen Beschreibungen: „Wer kann sich die ganze „Person an einem Herzen vorstellen, das im Wein„geist aufbehalten wird?„ Aber es ist doch immer besser, daß ein kleines Stück im Weingeiste, als daß ein grosses Werk im Gewürzladen aufbehalten werde.

Das gegenwärtige ist schon durch die Grösse des Unternehmens merkwürdig genug, und das erste in seiner Art. Hr. P. beschreibt darinne nicht nur die Geschichte der Mark Brandenburg, und ihrer vornehmsten geistlichen und weltlichen Stände, als der Grafschaft Ruppin und der Stifter Brandenburg, Havelberg und Lebus, ingleichen des Herrnmeisterthums Sonnenburg; sondern auch des Königreichs Preußen, Pommern, Camin, Halberstadt, Hohenstein, Minden, Magdeburg, Mansfeld, Cleve, Mark und Ravensberg, der zur Oranischen Erbschaft gehörigen Ländereyen, Mörs, Tecklenburg und Lingen, Neuburg und Valengin, Schlesien, und der Grafschaft Glaz, und endlich die Geschichte von Ostfriesland. Die Begebenheiten aller dieser Länder schaltet er in die Hauptgeschichte des Churfürstenthums und der Mark Brandenburg, so wie sie nach und nach an das Churhaus gekommen sind, ein. Die Quellen der Geschichte sind theils in den Vorreden zu jedem Bande angegeben, theils werden sie nach Befinden unter der Erzählung selbst angeführt; und oft sind auch Urkunden mitgetheilet worden. Bey dieser Sorgfalt hat der V. die Zuverläßigkeit überhaupt genommen, nicht verfehlet; ob man ihm gleich in der ältesten Brandenburgischen Geschichte den Vorwurf mit Rechte gemacht hat, daß er öfters Muthmaßungen als ausgemachte Dinge vorgetragen, durch seine Einbildungskraft die

kürzesten Nachrichten ungemein vergrößert, und nicht ganz erweisliche Behauptungen mit großer Zuversicht hingeschrieben habe.

Wir bleiben nur bey der neuern Geschichte stehen, so weit sie in den Bänden enthalten ist, welche in den Zeitraum dieser Bibliothek fallen. Im fünften wird die Regierung Friedrich Wilhelms des Großen fast gänzlich aus Pufendorfen, bis S. 390. beschrieben; der übrige Raum des Theils aber enthält die Magdeburgische Geschichte. Hierauf folgt im 6ten die Geschichte von Halberstadt, Minden, Camin, Pommern, Cleve, Mark und Ravensberg. Der 7te Band begreift auf den ersten 482 Seiten Friedrichs III, oder des Königs Friedrichs I. Geschichte: und dazu kommt noch eine Geschichte der Preußischen Seemacht und der Africanischen Handlungsgesellschaft, unter diesem Fürsten und seinem Vater, (nicht von Hrn. P. sondern von einem großen Staatsmanne aufgesetzt) auch eine kurze Geschichte des Fürstenthums Ostfrießland. Der achte und letzte Band beschreibet, bis S. 396. die Regierung K. Friedrich Wilhelms, und hernach die Geschichte Schlesiens.

Wie sehr wünschten wir, der Verf. hätte eine weit schärfere Wahl der Begebenheiten, und selbst, wenn sie merkwürdig sind, ihrer Umstände getroffen! er hätte nach einem flüchtigen Ueberschlage, den wir gemacht haben, wenigstens ein paar Bände sich und den Lesern ersparen können. In eine ausführliche Geschichte gehöret freylich vieles, was man in einem mäßigen Handbuche weglassen kann; aber nur nicht Dinge, die man zu gar nichts zu gebrauchen weis; wie z. E. die Taufzeugen Friedrich Wilhelm des Großen, (B. V. S. 4.) die Feyerlichkeiten, welche bey der Besitznehmung und Huldigung der Grafschaft Neufschätel vorgefallen sind, (B. VII. S. 341-344.) und

nd so viele andere ähnliche Nachrichten. Aus der Stelle B. V. S. 358. wo die Begräbnißfeyerlichkeiten Fr. Wilh. des Gr. bis S. 374. beschrieben werden, haben wir, in Vergleichung mit der Vorrede, zum ersten Bande gemerkt, was den Verf. bewogen haben mag, sich so oft zum Zeitungsschreiber zu erniedrigen. Einigen meiner Leser zu Gute, sagt er, will ich diese Feyerlichkeiten hier einrücken. Wenn diese Leser nicht Ceremonien-Meister sind, so wissen wir gewiß nicht, was sie sonst vor eine Gattung ausmachen. Aber Hr. P. hat Lesern von verschiedener Art verständlich und nutzbar werden wollen. — Rechte wohl; allein doch immer dem bessern, dem nachdenkenden Theil der Lesenden, der sich unterrichten und lehrreich vergnügen will. Auf den Pöbel von Lesern, die in elende Kleinigkeiten verliebt sind; auf die Müßiggänger, welche nur lesen, damit sie der Zeit auf irgend eine Art loß werden, auf solche braucht kein Schriftsteller zu sehen: sonst hilft er den historischen Geschmack verderben, anstatt, daß er ihn befördern sollte. Auch Friedrichs I. Leichenbegängniß wird B. VII. S. 457. fg. auf fast 14 Seiten beschrieben. Wozu? doch wohl, damit der V. am Ende sagen könnte: So groß war die Pracht, mit welcher des Königs Maj. Fr. Wilhelm, Dero gottseeligen Hrn. Vater zur Erde bestatten ließen, dergestalt, daß man mit allem Rechte sagen kann, König Friedrich sey von seiner Geburt an, bis er in seine Königliche Gruft zur beständigen Ruhe eingesenket worden, zu lauter Hoheit, Pracht und Herrlichkeit bestimmt und erwählet gewesen. Sein königliches Gedächtniß — und wie es weiter in dieser Parentation lautet. Eine kleine Ueberlegung hätte den V. in eben diesem Bande S. 374. belehren können, daß ihm, sobald er daselbst die neue Vermählung des Königs erzählt hatte, weiter nichts zu sa-

sagen übrig blieb; daß alles folgende: Der König empfieng seine neue Gemahlin den 24 November zu Oranienburg; sie reisete den 26. nach Schönhausen, und hielt den 27sten einen prächtigen Einzug u. s. w. daß dieses lauter unnütze Umstände sind, an welche sich noch eben so unnöthig das Epiphonema anschließt: Die Vorsicht hatte jedoch beschlossen, das Königliche Haus nicht durch diese dritte Gemahlin, sondern durch den Cronprinzen zu erbauen. Eine armselige Weissagung, die aber vermuthlich den ganzen Paragraphen mit einer gewissen Würde endigen sollte.

Ueberhaupt ist die Schreibart des Verf. ein Muster von Weitschweifigkeit. Wenn er zumal recht ins Erzählen und Vollschreiben der Bände geräth, so glaubt man eine mittelmäßig gerathene Chronick oder einen Mercure zu lesen. Nachläßigkeiten blicken nicht nur überall hervor, selbst grobe, welche den Grad der Eilfertigkeit merklich machen, mit welcher der V. zusammengetragen hat; z. E. B. V. S. 379. „Seylers Worte von diesem Churfürsten sind mit folgenden Worten abgefaßt;„ u. d. gl. m. sondern es kommen auch zuweilen Sprachfehler und niedrige Ausdrücke vor, wie z. E. dem Faß den Boden ausstoßen, u. a. m.

Beredt, schön und witzig zu schreiben, hätte sich der Verf. schlechterdings verbieten sollen: denn es ist ihm allemal verunglückt. Man höre den Eingang zu Fr. Wilh. des Großen Leben, B. V. S. 3. „Von „nun an reden in der Brandenburgischen Geschichte „die Thaten der Regenten so laut, daß der ganze „Erdkreiß solche mit Erstaunen angehöret. Die „Macht dieses Staats wird so erheblich, daß die„selbe in allen europäischen Angelegenheiten von „großem Gewicht ist,„ u. s. w. Ein possierliches

Bey-

Beyspiel sehe insonderheit B. VII. S. 459. in der Beschreibung des Sarges Friedrichs I. die dem geneigten Leser an diesem Orte nicht kann vorenthalten werden. „Zur Rechten der königlichen Abbildung,„ sagt Hr. Pauli, „sahe man das Königreich Preussen, welches sich eine besondere Bemühung gab, oben auf den Sarg zu kommen, und über dem königlichen Portrait eine königliche Krone zu halten. Die Liebe und Ehrerbietung und die Begierde dasselbe in der Nähe zu betrachten, leuchteten zugleich aus ihrem (aus seinem, muß es heißen) Gesichte hervor, und es schien, als ob sie (es) des Anschauens nicht satt werden konnte.„ Es kann seyn, daß der Verf. diese herrliche Abschilderung aus einer gedruckten Beschreibung abgeschrieben hat; auf jeden Fall gehöret sie ihm doch zu, da er sie, so wie viele andere ähnliche Zierrathen, in sein Werk eingetragen hat. Wie wenig dem Verf. feineres Lob gelinge, kann man unter andern B. VII. S. 471. 472. an demjenigen sehen, was er zu Ehre der Königin Sophia Charlotta sagt. Einige rhetorische Figuren, ex.: Wer widersetzte sich dieser überhandnehmenden epidemischen Krankheit? Die allerdurchlauchtigste S. C. allgemeine und unbestimmte Lobsprüche, im gemeinen Ton hindeklamirt, dieses zusammengenommen ist einer so großen Fürstin gewiß nicht würdig.

Darinne müssen wir freylich dem V. Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er das meiste richtig genug erzählet, die Staatshändel, Ansprüche, Geschlechtstafeln, u. d. gl. m. geschickt auseinander gesetzt, und die politische Verfassung der Länder und Zeiten ziemlich brauchbar entworfen habe. Aber wenn es darauf ankommt, ein neues Licht in die Geschichte zu bringen, und den Leser scharfsinnig in das

Innersten der Begebenheiten, zum weisern Gebrauch derselben zu leiten, da vermissen wir den Verf. gänzlich. Was er B. VI. S. 575. von einem einzelnen Vorfalle sagt, man werde von ihm keine Betrachtungen darüber verlangen, das möchten wir wohl überhaupt auf diese ganze Geschichte ausdehnen. Wer wird wohl gerne eine Betrachtung lesen, wie B. VII. S. 253. steht: Niemand kann von etwas Erben einsetzen, als von dem was ihm eigenthümlich gehöret; oder die eben so unerhörte B. V. S. 4. Dies ist das Schicksal der Ohnmächtigen überhaupt rc. welche die Mächtigern nutzen, ohne ihnen ihre treue und eifrige Dienste gehörig zu vergelten. Wenn der Löwe (ja dieses Gleichnisses aus Aesops Fabeln bedurfte es auch noch,) die Beute theilet, so kommen alle übrige gemeinhin zu kurze.

Wir müssen noch von der im siebenten Bande S. 483. und folg. befindlichen, Geschichte der preussischen Seemacht, und der afrikanischen Handlungsgesellschaft, unter Friedrich Wilhelm dem Großen und König Friedrich I. etwas sagen. Man findet darinn viele neue aus dem königl. Archive gezogene Nachrichten. Eine einleuchtende Ordnung, eine genaue Wahl der Begebenheit, wenige, aber sehr treffende Betrachtungen, und eine kurze gedrungene Schreibart charakterisiren diesen höchstmerkwürdigen Aufsatz und unterscheiden ihn von dem Paulischen Werke so, daß keine Vergleichung gemacht werden kann. Wir wagen es den vermuthlichen Verf. desselben zu nennen: Es ist ohnfehlbar Se. Exc. der K. Pr. wirkl. Staatsminister Freyherr von Herzberg, ein eben so großer Staatsmann, als Kenner und Beförderer der vaterländischen Geschichte. Hr. Pauli hat mit dieser Geschichte zwar dem Publikum ein angenehmes Geschenk gemacht, aber wir wünschten, daß

sie

sie zugleich besonders abgedruckt worden wäre, da sie mit dem Werke des Hrn. P. eigentlich keine Gemeinschaft hat. Noch mehr wünschten wir, daß er auch das französische Original hätte bekannt machen können, denn zuweilen scheinet uns seine Uebersetzung nicht ganz richtig zu seyn. Z. B. S. 505. Z. 5. scheint der Zusammenhang zu erfodern, daß nicht, weniger vor seine Ehre, sondern mehr für seine Ehre stehen müsse.

Gr.

XVI.

Christliche Kirchengeschichte von Johann Matthias Schroeckh, ordentlichen Lehrer der Dichtkunst auf der Universität Wittenberg, des kleinern Fürsten-Collegii zu Leipzig Collegiaten, des königl. Instituts der historischen Wissenschaften zu Göttingen ordentl. Mitgliede, und der Markgraf-Baadenschen Latein. Societät Ehrenmitgliede. Erster Theil. Frankf. und Leipz., bey Dodsley und Compagnie, 1768, 1 Alphab. 4½ Bogen in 8.

Hat jemals ein Mann Unpartheylichkeit, weise Ueberlegung und kaltes Blut zur Kirchengeschichte gebracht, so ist es gewiß der Verf. gegenwärtiger Schrift: die Regeln, welche er einem Geschichtschreiber der Kirche, und also sich selbst vorschreibt, der richtige Gehalt seiner Urtheile über das wichtige und brauchbare dieser Geschichte, über den grossen Einfluß der Kenntniß derselben, und über die vernunftmäßige Art ihrer Anwendung; die nicht leichtsinni-

[illegible], sondern wohlüberlegte Toleranz, die er äussert; die Art und Weise, sich zur Prüfung der Begebenheiten recht anschauend in die Lage der Zeiten und Personen zu versetzen, und nichts in Beziehung auf sich und seine Kirche, sondern alles nach der jedesmaligen Verfassung der Begebenheit selbst zu beurtheilen: das alles zeuget von einem so gesetzten Ernst, von einem so reifen Urtheil, von einer so richtigen Schätzungskunst der Umstände und Fähigkeiten der Menschen, und von einer so wenig gemeinen Kenntniß der Welt und des menschlichen Geistes; daß wir nicht wissen, ob wir irgend jemand in diesem Gesichtspunkt mit ihm vergleichen können. Hr. Schroeckh hat bereits in seinen vorhergehenden Schriften Züge dieses schriftstellerischen Characters blicken lassen; in diesem Werke wird man ihn nun ganz sehen können.

Zwar ist in diesem Theil noch wenig von der Geschichte selbst enthalten, aber aus diesem wenigen, und noch mehr aus der ausführlichen Einleitung, welche er hat vorausgehn lassen, kann man den unterscheidenden Geist des Geschichtschreibers satsam erkennen. Dieser hat unsre Aufmerksamkeit besonders auf sich gezogen, und ihn kenntlich zu machen, darum wird es uns besonders zu thun seyn. Ein Mann, der da glaubt, daß es edel und recht sey, mit dem Irrenden Mitleiden zu haben, und ihm zu seiner Aufklärung Dienste zu leisten, nicht aber Abscheu und Verachtung gegen ihn zu tragen S. 5.; daß es ein Anfall von Wahnwitz sey, sich einander feindselig zu begegnen, so bald man die göttliche Absichten nicht auf gleiche Art versteht S. 14.; daß die Sanftmuth, welche sich die Menschen vornemlich bey den Uneinigkeiten, die aus dem Verstande entspringen, schuldig sind, eine der ersten Lehren der Religion sey S. 16.; ein Mann, der den Schaden so ernstlich überlegt, welchen auch der [illegible]

tende

tende Witz über Religionstreitigkeiten verursachen kann S. 28.; und die Geschichte der Kirche für den faßlichsten und gemeinnützigsten Beweis der Wahrheit des Christenthums, wie sie es auch wirklich ist, ansieht S. 34.: ein solcher Mann verdient wohl, daß wir ihn über die Geschichte der Kirche reden hören.

Nachdem der Verf. im 1 Abschnitt den Begriff und Umfang der christlichen Kirchengeschichte festgesetzt, handelt er im 2ten vom Nutzen derselben. Sie verwahret wider den Unglauben S. 62., lehret die Christen ihre Rechte S. 64., das schuldige Verhalten gegen fremde Glaubensgenossen aus guten und fehlerhaften Beyspielen S. 65., den Ursprung und die Gründe der dogmatischen Zusätze, Kunstwörter und Bestimmungen in der Theologie, S. 77; wo der V. aus richtiger Kenntniß des Menschen urtheilt, daß die Religion vielen äußerlichen Veränderungen der Lehrart unterworfen bleiben wird, welche nicht blos von Uebereilung, Stolz und Eigensinn der Lehrer herrühren S. 79. Aus der Kirchengeschichte lernt der Christ, „wie oft man den theologischen Wissenschaften neue Vorzüge und Schönheiten beyzulegen gesucht, welche in dem gleich darauf folgenden Zeitalter wieder hätten weggeworfen werden sollen. Vieles hat sich nur zu einem besondern Zeitalter geschickt, dessen Einsichten und Schicksale dem theol. Vortrage den Ton angegeben haben: will man aber eben dasselbe zu einer Vorschrift für alle folgende, und für das unsrige machen; so vergißt man die Veränderungen, welche in der Kirche stets mit einander abwechseln S. 99.„ Was der Verf. bey dieser Gelegenheit S. 100. von sich selbst gesteht, verdient gelesen und geschätzt zu werden. Aus dieser Geschichte lernt der Theologe ferner „keine uneingeschränkte Ehrfurcht gegen alles, was systematisch heißt, haben; nichts davon ohne Prü-

fung

sinnige, sondern wohlüberlegte Toleranz, die er äussert; die Art und Weise, sich zur Prüfung der Begebenheiten recht anschauend in die Lage der Zeiten und Personen zu versetzen, und nichts in Beziehung auf sich und seine Kirche, sondern alles nach der jedesmaligen Verfassung der Begebenheit selbst zu beurtheilen: das alles zeuget von einem so gesetzten Ernst, von einem so reifen Urtheil, von einer so richtigen Schätzungskunst der Umstände und Fähigkeiten der Menschen, und von einer so wenig gemeinen Kenntniß der Welt und des menschlichen Geistes; daß wir nicht wissen, ob wir irgend jemand in diesem Gesichtspunkt mit ihm vergleichen können. Hr. Schroeckh hat bereits in seinen vorhergehenden Schriften Züge dieses schriftstellerischen Characters blicken lassen; in diesem Werke wird man ihn nun ganz sehen können.

Zwar ist in diesem Theil noch wenig von der Geschichte selbst enthalten, aber aus diesem wenigen, und noch mehr aus der ausführlichen Einleitung, welche er hat vorausgehn lassen, kann man den unterscheidenden Geist des Geschichtschreibers sattsam erkennen. Dieser hat unsre Aufmerksamkeit besonders auf sich gezogen, und ihn kenntlich zu machen, darum wird es uns besonders zu thun seyn. Ein Mann, der da glaubt, daß es edel und recht sey, mit dem Irrenden Mitleiden zu haben, und ihm zu seiner Aufklärung Dienste zu leisten, nicht aber Abscheu und Verachtung gegen ihn zu tragen S. 5.; daß es ein Anfall von Wahnwitz sey, sich einander feindselig zu begegnen, so bald man die göttliche Absichten nicht auf gleiche Art versteht S. 14.; daß die Sanftmuth, welche sich die Menschen vornemlich bey den Uneinigkeiten, die aus dem Verstande entspringen, schuldig sind, eine der ersten Lehren der Religion sey S. 16.; ein Mann, der den Schaden so gründlich überlegt, welchen auch der spottende

rende Witz über Religionstreitigkeiten verursachen kann S. 28.; und die Geschichte der Kirche für den faßlichsten und gemeinnützigsten Beweis der Wahrheit des Christenthums, wie sie es auch wirklich ist, ansieht S. 34.: ein solcher Mann verdient wohl, daß wir ihn über die Geschichte der Kirche reden hören.

Nachdem der Verf. im 1 Abschnitt den Begriff und Umfang der christlichen Kirchengeschichte festgesetzt, handelt er im 2ten vom Nutzen derselben. Sie verwahret wider den Unglauben S. 62., lehret die Christen ihre Rechte S. 64, das schuldige Verhalten gegen fremde Glaubensgenossen aus guten und fehlerhaften Beyspielen S. 65., den Ursprung und die Gründe der dogmatischen Zusätze, Kunstwörter und Bestimmungen in der Theologie, S. 77; wo der V. aus richtiger Kenntniß des Menschen urtheilt, daß die Religion vielen äußerlichen Veränderungen der Lehrart unterworfen bleiben wird, welche nicht blos von Uebereilung, Stolz und Eigensinn der Lehrer herführen S. 79. Aus der Kirchengeschichte lernt der Christ, „wie oft man den theologischen Wissenschaften neue Vorzüge und Schönheiten beyzulegen gesucht, welche in dem gleich darauf folgenden Zeitalter wieder hätten weggeworfen werden sollen. Vieles hat sich nur zu einem besondern Zeitalter geschickt, dessen Einsichten und Schicksale dem theol. Vortrage den Ton angegeben haben: will man aber eben dasselbe zu einer Vorschrift für alle folgende, und für das unsrige machen; so vergißt man die Veränderungen, welche in der Kirche stets mit einander abwechseln S. 99.„ Was der Verf. bey dieser Gelegenheit S. 100. von sich selbst gesteht, verdient gelesen und geschätzt zu werden. Aus dieser Geschichte lernt der Theologe ferner „keine uneingeschränkte Ehrfurcht gegen alles, was systematisch heißt, haben; nichts davon ohne Prü-

fung

sung beybehalten; und aus den, oft unter sehr zusammengesetzten, vielfachen und seltenen Umständen hinzugefügten Ausbildungen einzelner Theile der Theologie den Schluß ziehen, daß, wenn sie gleich wegen ihres Alters und einiger Nutzbarkeit mit Nachsicht betrachtet werden können, sie doch nur bey wieder vorkommenden gleichen Umständen unentbehrlich genannt werden dürfen S. 101.„ (Und man erlaube uns hinzuzusetzen; die gleiche Umstände, die gleiche Fassung des Geistes, der gleiche Einfluß anderer Wissenschaften und der gleiche Charackter der Menschen möchten wohl nie wieder kommen.) Der Theologe hat auch den Nutzen aus der Kirchengeschichte; daß er die Geschichte der Auslegung der heil. Schrift, die Abstammung vieler angenommenen Erklärungen der Bibel, als z. E. S. 110. des hohen Liedes Salomons und der Offenbarung Johannis, kennen lernt S. 106. f; daß er den Einfluß der Streitigkeiten, der Philosophie u. s. w. in das System der dogmatischen Theologie wahrnimmt S. 113.; die Geschichte der Lehren sowol, als des systematischen Vortrags überschauen, und beyder jedesmaligen Nutzen, Gewicht und Veranlassung verstehen kann u. s. w. — Einige einzelne Züge in diesem Abschnitt dürfen wir nicht vorbey lassen. Mit völliger Kenntniß der unfehlbaren Verschiedenheit, welche unter den Christen aller Zeitalter statt finden wird, urtheilt er S. 63. „ daß der Zustand der ersten Christen nicht wieder zurückkehren, noch die eigenthümlichen Züge des Charackters der ersten Jahrhunderte wieder zurückerwartet werden könnten.„ S. 72. thut er einen Vorschlag, welcher ausgeführt zu werden würdig wäre, wenn weise Männer genung vorhanden wären, die ihn ausführen könnten: daß man „nemlich mit der öffentlichen Erklärung der Religion, auch ihre Geschichte nach weiser Wahl und

Be-

Austheilung, besonders in katechetischen Unterweisungen, verbinden möchte. Ausser andern wesentlichen Vortheilen würde auch die unrichtige Rührung der Einbildungskraft durch allegorische Vorstellungen und Redensarten vom Glauben, welche das Bild desselben verdunkeln oder gar verfälschen, durch schicklichen Gebrauch der Geschichte verdrängt und ersetzt.„ Die Anmerkungen S. 104. von dem Entstehen und von dem in der Schriftauslegung gestifteten Schaden der sogenannten prophetischen Theologie sollten manche beherzigen, welche die wankende und unsichere Lehrart derselben wieder zur Mode machen wollen. Das löbliche Urtheil und Bekenntniß von den symbolischen Büchern S. 121. f. schildert des Verf. Wahrheitsliebe, Freymüthigkeit und ernste theologische Ueberlegung gleich stark. Wir würden dieses Urtheil davon fest untadelhaft nennen, wenn wir nicht die Gedanken, welche der Verf. S. 79. 99-101. geäussert hat, auch zuweilen auf die symbolischen Bücher hätten anwenden müssen, und sie mit der Verbindlichkeit dazu im Streit gefunden hätten. Die Eyferer hingegen für jedes symbolische Jota, möchten wohl manche Ausdrücke des Verf. nicht bestimmt genung finden; und zu dem merkwürdigen Schluß S. 124. daß die Verpflichtung eines Lehrers dazu in dem Falle gleich aufhöre, wenn er beweiset, daß die heil. Schrift anders lehre, ein kräftiges Nein sagen.

Im dritten Abschnitt werden die Quellen und Hülfsmittel der Kirchengeschichte hinlänglich angezeigt, und, wie man es deutlich sieht, aus eigener Einsicht genau und gerecht beurtheilt; und im vierten, welcher die Methode der Untersuchung und des Vortrags der Kirchengeschichte darstellt, ist eine vortrefliche, philosophisch durchgedachte Anweisung enthalten, wie der Geschichtschreiber diese Geschichte prü-

prüfen, berichtigen und dem Christenthum am würdlichsten vortragen soll: eine Anweisung, welche der Verf. selbst bey seinem Werk beständig vor Augen haben will. Hier kann derjenige, der gern pragmatisch schreiben will, und doch oft nicht einmal weiß, was pragmatisch sey, die Menschen um sich nicht kennt und ihnen doch aus ihrer Geschichte ins Herz sehen will, lernen; wie viel zu einer pragmatischen Geschichte gehöre. Eins der schwersten dazu erforderlichen Stücke ist wohl die richtige Vorstellung von dem Charakter der handelnden Personen, Völker und Zeiten, oder von ihrem jedesmaligen Geiste: wer diesen verfehlt, oder aus der Fantasie ohne historische Spuren aufgreift, der verschiebt die ganze Begebenheit und verdreht sie. Wie können wir bey dieser Gelegenheit eine wichtige Anmerkung des Verf. S. 286. unberührt lassen? „Beurtheilen wir die verblümten Redensarten und bedeutungsvollen Gebräuche der ersten Christen nicht nach ihrem morgenländischen Ursprung, und halten sie wohl gar in unsern Gemeinen für eben so unentbehrlich, als in den Asiatischen Gemeinen: so begehen wir einen Fehler, von dem ich wünschen möchte, daß er nicht unzähligen Lehrern und andern Christen Schuld gegeben werden könne.„

In Absicht der äusserlichen Einrichtung trägt der Verf. die Geschichte selbst auf folgende Weise vor. Erst erzählt er kurz und simpel die vornehmsten Begebenheiten eines grössern Zeitlaufs, und dann geht er in verschiedenen Abtheilungen zur ausführlichern Beschreibung ihrer Veranlassungen, Ursachen und Entwickelungen über. So finden wir in diesem Theile ein kurzes Jahrbuch der Periode von Christi Geburt bis auf Constantin den großen; und dann den Anfang zur nähern Untersuchung der in diesem Zeitlaufe merkwürdigen Vorfälle und ihrer Ursachen: wo der Verf.

mit

mit einer nicht sehr gewöhnlichen Kenntniß der ganzen Lage des menschlichen Geschlechts, den Zustand der Welt und des Römischen Reichs, die Religion und Philosophie der Heyden, die damalige Gelehrsamkeit und den Zustand der Juden beschreibt, und diesen ersten Theil mit der genauern Erzählung der Geburt und des Lebens Jesu, und mit einem Auszuge aus seiner Lehre beschließt. Einige Gedanken und Anmerkungen des Verf. welche wir hier noch auszeichnen wollen, werden seine unterscheidende Art, die Geschichte der Kirche zu überschauen, kenntlich machen.

Die Lehren der Philosophen erkennt er nach S. 376. für einen Mittelweg zwischen der heydnischen Religion und dem Christenthum, und als eine Vorbereitung der Gemüther auf das letztere. Platos Ideen von einer Art der Dreyeinigkeit können nicht, wie er S. 377. äußert, aus dem Umgange mit den Juden geschöpft seyn, weil diesen selbst das Geheimniß der Dreyeinigkeit noch dunkel gewesen. Das verdorbene epikurische System nahmen Leute von der großen Welt gern an S. 380. (und wer etwas raisoniren wollte, mußte nach der Natur der Sache, leicht ein Zweifler werden; obgleich dieser weder eigentlich ein akademischer, und jener ein epikurischer Philosoph hieß, oder die Grundsätze derselben studiert hatte: so wie man noch heut zu Tage den Einfluß verderbter Philosophien vor Augen sieht. Man wendet auf Hörensagen dasjenige praktisch an, was besonders gefällt, ohne doch zu wissen, was es mit solcher Philosophie heiße.) Nach S. 384. kann der Verf. nicht glauben, daß die redlichen Forscher nach Wahrheit unter den Heyden von allem Wohlgefallen Gottes und Glückseligkeit nach dem Tode ausgeschlossen geblieben seyn.

Der Auszug, den er von Jesu Lehre giebt, soll nach S. 434. aus den Reden Jesu allein gemacht

worden seyn: wir wünschten aber doch, daß er nochmals mit diesen verglichen würde, wir wollen es auch noch mehr als einmal thun. Bey dieser Gelegenheit können wir einen Gedanken nicht verschweigen, den wir schon lange gehegt haben; daß es nemlich zu vielen lehrreichen Anmerkungen Gelegenheit geben würde, wenn Jesu Lehre aus seinen eigenen Reden gezogen, und unter gewisse Hauptlehren geordnet würde. Unter andern würde man daraus lernen, was er in seinem Unterricht vorausgesetzt, wie weit er selbst jede Lehre bestimmt, und welche Stufen des Unterrichts er beobachtet hat. S. 428. 429. steht ein allgemeines Urtheil über Jesu Religion, welches so wahr, und so nöthig ist den Christen oft gesagt zu werden, daß wir es ganz hersetzen müssen. „Jesu Religion war praktisch; sie beschäftigte nicht blos den Verstand, sondern immer zugleich das Herz und das Leben des Menschen. Was wir in derselben Glaubenslehre nennen, hängt so unzertrennlich mit der Sittenlehre zusammen; daß wir jene ohne diese nur von weitem (und also fruchtlos) bewundern würden. Man hat nicht Unrecht zu sagen, bey aller Ehrfurcht und Dankbarkeit gegen den von Jesu geoffenbarten Glauben; daß er uns nur wenig zu glauben, aber desto mehr zu thun und auszuüben anbefohlen habe. S. 429. Er lehrte die Menschen hauptsächlich die Früchte seiner Religion empfinden; aber bis auf den verborgensten und tiefsten Grund derselben führte er sie nicht, weil sie ihm bis dahin nicht hätten folgen können.„ Deswegen behauptet er auch S. 417. wo er zeigt, daß die Juden den Begriff von Gott in dreyen Personen nicht hatten, sondern Christus erst dies Geheimniß bekannt gemacht habe, mit Recht: wie viel Jesus von diesem Geheimniß nicht gesagt habe, und wie billig es sey, daß die Menschen lediglich bey seinen Ausdrü-

drücken stehen blieben. Den richtigen und genau gezeichneten Character der Sittenlehre Jesu wird jeder S. 429. selbst bey dem Verf. mit Zufriedenheit lesen.

Der eigenen Prüfung des Verf. wollen wir noch ein paar Anmerkungen überlassen, welche theils unter dem Lesen aus unserm Gefühl, theils aus dem Blick, den wir auf unsere Sprache thun, entstanden sind. Wir haben es zuweilen zu empfinden geglaubt, daß der Verf. welcher immer pragmatisch seyn will, auch ungewöhnlich lehrreich dadurch wird, hier zu feyerliche Vorbereitungen dazu mache, und dort eine sonst ganz richtige Betrachtung zu sehr zergliedere. Dies scheint uns dem ungezwungenen Charakter eines erzählenden Schriftstellers zuwider zu seyn, und den Eindruck, den die Betrachtungen machen sollen, selbst etwas zu schwächen. Wir reden aber blos nach dem individuellen Eindruck, den es auf uns gemacht hat. — Der Verfasser schreibt Gedankenreich und ist kräftig in seinen Ausdrücken; so, daß sein Styl gedrungen und voll ist. Unsere Sprache, welche so viel mit sich zu schleppen hat, wird sehr leicht unter den Händen eines Schriftstellers, der sie viel auf einmal ausdrucken lassen will, entweder weitschweifig in ihren Perioden, oder starr und dunkel in der innern Zusammensetzung derselben; und eines dieser Fehler machen sich fast alle unsre Schriftsteller schuldig, welche gedrungen schreiben wollen. Uns dünkt, man habe auf die richtige Stellung der Worte, denen wir so verschiedene Plätze anweisen können, noch nicht genug geachtet: der rechte Platz jedes Worts giebt dem Vortrage ungemein viel Licht, und leitet den Leser mit dem natürlichen Gange des Gedanken fort, und weiset Auge und Ohr auf den jedesmaligen Nachdruck: und eben diese genauer studierte Stellung ertheilt auch dem Perioden weit mehr Geschmeidigkeit. Noch biegsa-

mer endlich und lebhafter wird der Vortrag, wenn man der Sprache eine solche Wendung giebt, daß man der steifen Partikeln so viel möglich zu entbehren sucht, welche unsre Sprache vornemlich stossend und schleppend machen. Durch dieses Studium könnten wir unsrer Sprache sehr viel Anstand und Leben geben, und sie besonders zu dem freyern und leichtern Gange umformen, welcher für den historischen Styl recht charakteristisch ist. Sollten diese Bemerkungen gültig seyn, so sind sie nicht Tadel, sondern Aussichten auf noch größere Vollkommenheiten eines Styls, welcher bereits so merkliche Vorzüge hat.

Z.

XVII.

Die Ruhe auf dem Lande, als eine Fortsetzung der Beyträge zur Vertheydigung der practischen Religion Jesu. Gotha, verlegts Chr. Mevius 1767. 8. 406 Seiten.

Ludwig Christoph Schmahlings, Pred. zu Wülfingerode und ordentlichen Mitglieds der Königl. deutschen Gesellschaft zu Göttingen, Ruhe auf dem Lande. Zwoter Theil, Gotha 1768. 8. 394 Seiten.

Der erste Theil erscheinet hier nur unter einem neuen, durch den Zusatz: als eine Fortsetzung rc. verlängerten Titel, und ist bereits in des VII B. 1 St. 28 S. dieser Bibl. von uns angezeiget worden. Bey Beurtheilung des zweyten Theils würden wir zum Theil die nemlichen Erinnerungen machen, die wir dort schon gemacht haben, wenn wir

uns

uns über die darinn befindlichen Abhandlungen in eine genauere Kritick einlassen wollten. Sie bestätigen insgesammt den Fleiß, die guten Kenntniße und den rechtschaffenen Charackter eines Mannes, dem daran gelegen ist, daß jedermann den großen Schöpfer und Wohlthäter der Menschen so kennen möge, wie er sich in den Werken der Natur und in der Bibel offenbart hat. Ihr Inhalt ist folgender. I. Eine leichte und sichere Art sich von der Wahrheit der christlichen Religion zu überzeugen — Der Verf. erzählt in einem Selbstgespräche die Geschichte seiner eigenen Ueberzeugungen vom Christenthum. D[illegible] Recensenten hat dieses Stück um so mehr gefallen, weil er so manches darinn gefunden, was gerade so in seinem Kopfe und Herzen da geschrieben steht, wie der Verf. es gesagt hat. Was ich mir als ein vernünftig denkender Mensch von Gott, von seinen Eigenschaften und seiner Fürsehung; von den Mitteln, mich bey dem Bewustseyn vieler unordentlichen Neigungen und Handlungen seiner Gnade und Freundschaft zu versichern, jene los zu werden und zu überwinden; von dem rechten Gottesdienste, von meiner zukünftigen Bestimmung und Hoffnung; was ich mir von dem allen mit großer Begierde zu meiner Beruhigung und Besserung zu wissen wünsche, darüber wird mir in der heil. Schrift der klärste Unterricht gegeben, wie ihn kein Philosoph je gegeben hat. Diese Betrachtung mit andern Gründen, welche das Christenthum vor sich hat, vereiniget, wirken für den Verstand und das Gewissen eines jeden nachdenkenden Menschen hinlängliche Ueberzeugung von dessen Wahrheit — So weit wandele ich mit meinem Gefährten auf einer und ebenderselben geraden Straße, auf welcher wir uns doch immer wieder zusammen finden, wenn wir uns gleich bisweilen getrennt haben. Denn

der Verf. mag sich für die Nebenwege der Schultheologie hüten und blos den Anweisungen der Bibel nachgehen wollen, wie er will, so weicht er doch bisweilen — und wie sehr steht ihm das zu verzeihen — unvermerkt rechts oder links aus, und läßt sich da von dieser und jener willkührlich angenommenen Hypothese der Dogmatick fortführen, indem er steif und fest der Bibel zu folgen glaubt. Dies ist ihm z. B. begegnet, wenn er S. 53. die Zurechnung der Sünde Adams daraus erklären will, daß dieser der Repräsentant, oder das Bundeshaupt des ganzen menschlichen Geschlechts gewesen sey; wenn er S. 59, 60, die drey Personen in der Gottheit wegen der zu stiftenden Erlösung der Menschen eine Verabredung treffen, und einen Vertrag unter sich machen läßt, der zweyten unter ihnen die Erde mit ihren Bewohnern, zum Eigenthum zu geben; wenn er S. 116. das h. Abendmahl zu den Geheimnissen der christlichen Religion zählet, wobey es unbegreiflich seyn soll, wie der Glaube des Christen dadurch könne gestärkt werden; (unbegreiflich, doch nur nach einer gewissen Erklärung) wenn er S. 125. zur Hebung des anscheinenden Widerspruchs zwischen dem Paulus und Jacobus in der Lehre von der Rechtfertigung, meinet, jener rede von der Rechtfertigung vor Gott, dieser von der Rechtfertigung vor Menschen; wenn er S. 139. zur Rettung der gerechten Haushaltung und Regierung Gottes, warum er das Evangelium Jesu Christi nicht allgemein bekannt werden lassen, sich auf Röm. I. 18. beruft, und daraus beweisen will, daß solches zur Strafe der lasterhaften Heyden geschehen sey, da doch der Apostel, der eben auch den Heyden das Evangelium predigen wollte, hier nur anzeigt, wie es zugegangen sey, daß dieselben zu einem so tiefen Grade der moralischen Verdorbenheit hinabgesunken wären; und

wenn

wenn er ebendaselbst sagt, Gott hätte vorhergesehen, gewisse Menschen würden das Evangelium nicht annehmen, und deshalb sey ihnen das Heyl in Christo nicht einmal angeboten worden, nur auf die Weise größere Versündigungen zu verhüten; und anderswo mehr. Aber wie gesagt, wenn Hr. Sch. über solche gewöhnliche Auswege bey seinem Forschen nach der Wahrheit weg ist, so lenkt er doch bey seiner treuen Folgsamkeit gegen seinen Führer, die h. Schrift, wider ein, und befindet sich am Ende mit uns an einem Ziele. S. 119. steht ein treffender Gedanke. „Man „muß mit der h. Schrift als mit einem ehrlichen „Mann umgehen, der uns tausend Wahrheiten zu „unserm Vortheil gesagt, und uns sehr viel nützliche „Nachrichten gegeben hat, die wir noch allemal durch „die Erfahrung bewährt gefunden haben, ja, der „überall im Credit der Rechtschaffenheit stehet, und „deswegen sehr großen Beyfall, gefunden hat. Wenn „denn der nun auch einmal etwas sagt, das uns un„richtig oder zweifelhaft zu seyn, und darinn er sich „selbst oder andern ausgemachten Wahrheiten zu wi„dersprechen scheinet, werden wir ihn wohl der Falsch„heit und der Lügen beschuldigen und seine ganze Red„lichkeit vergessen? Nein, wir schieben unser Urtheil „auf, wir untersuchen die Sache genauer, wir fin„den ein und allemal, daß wir uns geirrt, daß wir „ihn nicht recht verstanden, und die Sache von der „unrechten Seite angesehen haben. Wir setzen also „ein bescheidenes Mißtrauen in uns selbst, und ziehen „lieber unsere Einsicht, als die Wahrheit eines ehrli„chen Mannes in Zweifel. Wer kann lauter ma„thematische Beweise und Auflösungen in Sachen „des gemeinen Lebens haben, und wie oft müssen wir „mit Wahrscheinlichkeiten zufrieden seyn, wenn nur „die Hauptsachen ihre gute Richtigkeit haben.„ II. Ein

Versuch, die Vegetation der Pflanzen zu erklären. Hier zeigt sich Hr. Sch. als ein guter Naturkündiger, der nicht allein andere darüber gelesen, sondern auch selbst über die Sache nachgedacht hat. III. Aesthetick der Blumen, oder die Schönheit der Tulipanen, aus den ersten Gründen des Ebenmaßes hergeleitet — Der zweyte Theil zu der in dem 1ten Bande befindlichen Abhandlung über die Schönheit der Nelken und Grasblumen, und ein angenehmes, schmeichelhaftes Geschenk für die Blumisten. IV. Der würdige Candidat der Akademie, oder der wohlunterrichtete Schüler der schönen Wissenschaften, der zu hohen Schulen reif ist — Der Verf. macht in diesem Aufsatze manche gute Anmerkungen über die Unterrichtungsmethode in den niederen Schulen, die eben nicht unbekannt sind, aber doch nicht allenthalben befolget werden, und worinn denn mit ein Grund liegt, daß die studirende Jugend selten so viel Schulkenntnisse mit auf die Universität nimmt, als sie haben müßte, um dort was Gründliches zu lernen. Hauptsächlich hat Hr. Sch. mit dieser Abhandlung den Eltern, die ihm ihre Kinder zum Unterricht anvertraut haben, Rechenschaft geben wollen, auf was für einen Fuß er sie behandele, und was er ihnen ohngefehr zu lernen gedenke (sie ohngefehr zu lehren, sollte es heißen.) Der Verf. schreibt ofte nicht grammatisch richtig genug, wie man billig von keinem Mitgliede einer deutschen Gesellschaft erwarten sollte, braucht manchmal Provinzialwörter, z. B. lehnen für leihen, und fehlet sehr ofte bey dem Gebrauch der Präposition vor und für.

Man verdenke es uns nicht, daß wir dergleichen Fehler bisweilen anmerken. Es thut nöthig um so vielmehr, wenn einige Mitarbeiter an der allgemeinen deutschen Bibliothek, wie der Verf. der Erfurter

gelehrten Zeitungen, sehr weislich bemerket, selbst in diese Fehler fallen — Ueberhaupt wünschten wir zum Vortheil der sonst wirklich angenehmen und fliessenden Schreibart des Verf., daß er die französirende Manier, den Styl so viel möglich auszuschmücken, z. E. S. 68. ff. mehr und mehr verlassen möchte. Es ist nicht wahre Annehmlichkeit und Schönheit, die man ihm damit zu geben meynet.

D.

XVIII.

An den Herrn Canonicus *Gleim*, von *Jacobi* 1768. 1 B. in 8.

An den Herrn G. R. *Klotz* von Ebend. 1768. 1 Bogen. in 8.

Ebend. Nachtgedanken 2 Bog. in 8.

Ebend. an Madame *Heusel*. 1769. 1 B. in 4.

Ebend. Abschied an den Amor. 1769. 3 B. in 8.

Ebend. an die Graefin von ***. 1769. 1 B. in 8.

Ebend. ueber den Apollo. 1769. 1 B. in 8.

Ebend. Legende von dem Heiligen Hippolytus, und dem heiliggesprochenen Gericus. 1769. 2 B. in 8.

Hr. Jacobi ist durch verschiedne artige Gedichte*), die in seine mit Hrn. Gleim gewechselte Briefe eingestreut sind, als ein junger Dichter bekannt, der zu leichten, scherzhaften, angenehmen

*) Seine erste Gedichte, unter dem Titel: Poetische Versuche, von J. G. J. Düsseldorf, 1764. in 8. sind ziemlich unvollkommen. Blos ein Gedicht: An Doris S. 28. und S. 43. die kleine Schöne verdienen von den übrigen ausgesondert zu werden.

und verliebten Gedichten, eine sehr gute Anlage hat. Man machte sich Hofnung noch schönere Stücke in dieser Art von ihm zu sehen, man hofte, daß er eine gewisse Neigung zum tändeln, die man an ihm bemerkt hatte, ablegen würde. Es scheint bisher nicht, als ob Hr. J. diese Hofnungen gänzlich erfüllen wollte. Es sind zwar in den verschiedenen oben angezeigten Blättern, die zum Theil aus Prosa und Versen gemischt sind, verschiedene ganz artige Versgen, aber doch wirklich nichts besonders vorzügliches, das etwa besser wäre, als des Hrn. J. vorheriges bestes Gedicht. Einige schöne Verse müssen mehrentheils mit viel mittelmäßigen erkauft werden.*) Diese Ungleichheit, wird in der Dichtungsart, die sich Hr. J. erwählet hat, am allerverdrießlichsten. Kleine niedliche Gedichtgen müssen zwar beständig sehr leicht scheinen, als wenn sie auf einmal hingeschrieben wären, aber in der That müssen sie so sorgfältig überarbeitet seyn, als irgend ein anderes Gedicht. Findet man viel mittelmäßige Verse, sind die Gedanken gemein, oder werden zu oft wiederholt, dann ermüden sie freylich den Leser sehr bald.

Es

*) Zuweilen erlaubt sich Hr. J. sogar Reime, die gar zu matt sind. Z. B. er sagt vom Heil. Hippolytus: In seinem Kerker

> Stand er auf eingefallnen Stufen
> Und hörte nur Gefangne rufen,
> Und hörte nur die Eule schwirren,
> Die fürchterliche Kette klirren;
> Und sah wie am entfernten Thor
> Die düstre Lampe sich verlohr.

Der mittelmäßigste Reimer, könnte eine so gemeine und so wenig zusammenhangende Beschreibung eines Gefängnisses machen, und allenfalls auf die Reime: bestaubten Wänden, dürren Händen, langen Tagen, traurig klagen, lebend tod, lieber Gott! sechs nicht schlechtere Verse hinzu thun.

Es haben daher des Hrn. J. flüchtige Blätter nicht eben allgemeinen Beyfall erhalten. Er scheint es selbst zu merken, und wird recht ungehalten darüber. In dem *Abschied an den Amor* *) thut er spröder, als ein junger Autor, billig mit der Welt thun sollte. Weil seine Gedichtgen, und Tändeleyen mit dem Amor, nicht allen Leuten gefallen haben, so traut er sich zu sagen: „Wenige Schönen nur, bekränzen mit ihren „Geliebten noch Amors Altar, die übrigen lassen von „rohen Waldgöttern oder von wilden Bachanten „sich umarmen, und fühlen seinen Götterkuß nicht. „Das Alter behält nichts mehr von der frölichen Ein„bildungskraft jüngerer Jahre. Hier und da winkt „ihm zwar ein gütiger Philosoph, ein Zimmermann „oder Mendelssohn. **) Aber der große Hause, „zankt mit ihm, will seinen Bogen und seinen Kö„cher ihm aus der Hand reißen, ***) um ihn auf „dem Heerde ****) zu verbrennen, der bey frostigen „Sy-

*) Billig müßte es wohl heißen: Abschied vom Amor, denn hoffentlich wird doch Hr. J. vom Amor als ein Freund Abschied nehmen, und nicht, als wenn Amor in seinen Diensten gewesen wäre, demselben einen ehrlichen Abschied geben wollen.

**) Wie diese Namen hieher kommen, ist kaum zu sehen. Diese beyde würdige Gelehrten, möchten wohl an des Hrn. J. Tändeleyen, keinen übergroßen Gefallen hegen.

***) Ist diese Anklage nicht zu übertrieben. Amorn hat unsers Bedünkens sein Köcher und Bogen wohl bleiben sollen. Aber nur Hrn. J. hat man gebeten, nicht allzukindisch damit zu tändeln.

****) Diese ganze Periode ist allegorisch. Wir möchten doch wohl wissen, was eigentlich, der Heerd, bedeuten soll, an dem Hr. J. die armen, von Systemen erkälteten Philosophen sich wärmen läßt. Richtigkeit im Denken, Richtigkeit in poetischen Bildern, Richtigkeit im Ausdruck, steht auch, einem kleinen Liederdichter sehr wohl an.

„Systemen ihn wärmt. — Bey den Liedern des Hrn.
„J. stellten sich bärtige Männer ungebärdig, sie
„hätten gerne seine Leyer ihm zerschlagen. Satyrs
„erwachten in ihren Hölen. — Sie durchheulten
„die Wälder, und spotteten über deinen Sänger, o
„Amor!„ Troz aller dieser Unglücksfälle will aber
Hr. J. dem Amor dennoch treu bleiben: „Immer„
sagt er, „will ich in deiner Schule zu deinen Füssen
„sitzen, aber laß uns unsre Spiele beschliessen. Laß
„mich den Unheiligen nicht mehr deinen Namen nen-
„nen; laß mich in ernsterem Tone die Schönheit, und
„die Liebe und den Werth der Empfindlichkeit erheben.„

Der Vorsatz ist nicht übel! Aber uns dünkt Hr. J. kündigt ihn in einem etwas zu feyerlichen Tone an! Er versichert noch dazu, er wolle „anstatt sich zu „rächen*) — den Menschen wohlthun — durch gute „Thaten der Welt zeigen, daß Amors Vertrauten „keine Verachtung verdienen.„ — Es ist sehr schön, wenn die Welt das Urtheil fällt, daß man dieses gethan habe; aber wenn man selbst vorhersagt, daß man es thun werde, so zeigt dies eine kleine Eitelkeit an, die zuweilen einen berühmten Dichter in einem vortreflichen Gedichte nicht übel ansteht; aber in planer Prose, kann so etwas leicht eine ganz widrige Wirkung thun.

Hr. J. ist insbesondere mit den Kunstrichtern unzufrieden, er stellt sie an mehr als einem Orte, als verdrießliche mürrische kalte Leute vor, die die Freude nicht leiden können, und die ihn von sich stossen, wenn er scherzen will. Etwas kann an dieser Beschuldigung

*) Sich wegen Spöttereyen zu rächen, ist ohnedem einem sanften Geiste nicht gewöhnlich. Hat man durch unzeitige Tändeleyen wirklich etwa, ohne daß man es gewußt hat, zu Spöttereyen Anlaß gegeben, so könnte man ja diesen Anlaß vermeiden, ohne sichs vor der Welt, einmal merken zu lassen.

tung wahr seyn. Wer immer die besten Werke der Alten und Neuern vor Augen hat, kann freylich zuweilen bey ziemlich matten Tändeleyen kalt bleiben, und er könnte auch leicht verdrießlich werden, wenn Hr. J. dem er Gaben zutrauet, etwas gutes zu machen, sich begnügt, etwas mittelmäßiges zu machen. Aber dem ohnerachtet sind die Kunstrichter weder die einzige Ursach, daß des Hrn. J. Gedichte und kleine Schriften, nicht allen Leuten gefallen, noch sind sie auch die einzigen Personen, denen sie mißfallen."

Fast alle diese Gedichte sind bey gewissen besondern Veranlassungen in kleinern Gesellschaften, verfertiget; z. E. Hr. Jacobi hat als neuer Canonicus in der Capitelstube schlafen müssen, ein Domherr verlangt von ihm einen Hymnus an den Apollo, eine junge Gräfin schenkt ihm ein Exemplar des Gedichts Musarion, davon sie den Band selbst in Atlas gestickt hat, eine Stiftsfräulein verlangt von ihm die Legenden eines heiligen, dies giebt Hrn. J. zu einem Gedichte oder zu sonst einem Aufsatze Anlaß. Seine Freunde und Freundinnen, finden ihn allerliebst, niedlich, artig, sie wissen die Veranlassung, sie verstehn manche artige Anspielungen, und weil sie mit dem Verf. vertraut sind, so gefällt ihnen auch sein Werk. Nun muß es geschwinde gedruckt und ganz Deutschland vorgelegt werden. Die erste Woche, da es herauskommt, lobpreisen es die freundschaftlichen Zeitungsschreiber, so hoch als möglich: der eine ist erfreut, daß er von dem vortreflichen Jacobi wieder ein vortrefliches Gedicht — — abschreiben kann; ein anderer wünscht sich im Angesichte der Welt Glück, daß er von seinem allerliebsten Jacobi wieder ein allerliebstes Briefgen, ein allerliebstes Gedichtchen mittheilen kann; ein anderer gesteht, daß Hr. J. geschwinder schreiben könne, als er vermögend sey zu recensiren,

und

und erstaunt, wie er so viel und doch so gut schreiben könne. Solches Lobpreisen, ist gut auf eine Woche. In der folgenden Zeit, lesen viele Leute, die aus eigener Einsicht beurtheilen wollen, die Veranlassung ist ihnen gleichgültig, und kann bey ihnen dem Gedicht keinen Werth geben, manche besondere Anspielung geht für sie verlohren, sie beurtheilen es also wie jedes neue Werk, und wenn sie viel Tändeley, oft wiederholte gemeine Gedanken, und manche mittelmäßige Reime finden, so vergeht ihnen oft die Lust, die hin und wieder befindliche schöne Versgen, und artige Wendungen herauszusuchen, die mit der Veranlassung zusammen genommen, in der kleinen Gesellschaft, für die das Gedicht geschrieben war, dessen Beyfall verursachet haben.

Wir möchten dem Hrn. J. gern einen freundschaftlichen Rath geben. Wir wollen ihn nicht abrathen, von vorfallenden Gelegenheiten Anlaß zu Gedichten, zu Aufsätzen rc. zu nehmen. Es ist sehr angenehm, auch von kleinen Gesellschaften ausgesuchter Freunde Beyfall zu erhalten; und wenn man blos für diese schreibt, kann man sich auch wohl Nachläßigkeiten erlauben, die sie zu übersehen geneigt sind. Es wird keiner von unsern guten Dichtern seyn, der nicht manche solche Aufsätze gemacht hätte, nur haben sie sie bey sich verschlossen und nicht eher herausgegeben, als bis sie durch wiederholte Ueberarbeitung so vollkommen geworden, daß sie ausser der kleinen Gesellschaft, für die sie geschrieben worden, auch bey mehrern Lesern Beyfall finden konnten. Hingegen Hr. J. läßt sie so flüchtig, wie sie geschrieben sind, unverweilt abdrucken, dies nur, wollten wir ihm aufs künftige widerrathen. *) Wenn er sie ein paar Jahr verwahrt, so

*) Auch thäte Hr. J. in der That wohl, wenn er nicht bey jedem geringfügigem Vorfall, in die öffentliche Zei-

so wird er sich aus dem ganzen Vorrath die besten aussuchen können. Diese wird er überarbeiten, und da ihm unterdessen, die Veranlassungen dazu, nicht mehr so neu seyn werden, so wird er alsdenn besser urtheilen können, was sich für die Welt schicket, und was nicht. Es scheint zwar Hr. J. glaube, die Veranlassungen in kleinen Gesellschaften wären ein vorzügliches Mittel der Erfindung. Er sagt: (Abschied an den Amor S. 31.) „Wenn wir noch keinen „Chaulieu und Gresset haben, so sind unsere Damen „Schuld daran. In den Häusern der Bouillon und „Mazarin, war die Poesie eine von den vorzüglich„sten Vergnügungen der Gesellschaft. Gewisse kleine „Umstände gaben zu Liedern Gelegenheit; diese Lie„der wurden beantwortet; in den witzigsten Versamm„lungen giengen sie umher; der Zeitvertreib einzel„ner Personen machte die Belustigung der großen „Welt, und ganz Paris, nahm an den vertrauten „Mahlzeiten seiner schönen Geister Antheil.„ Herr J. irret sich wirklich in etwas. Die Damen qui tiennent bureau d'Esprit, sind von den witzigsten Franzosen, zuweilen sehr beißend verspottet worden,

die

Zeitungen Briefe einrücken ließe, die kaum verdienten von drey Freunden gelesen zu werden. Es scheint, als wenn Hr. J. alles was er thut, oder was ihm begegnet, für allzuwichtig hielte. Wenn er z. B. Hrn. Gleim eine hörnerne Dose mit der Post ohne Namen schickt, und kurz darauf in die Zeitungen einen Brief drucken läßt, um seinem Freunde öffentlich zu melden, wer der Uebersender sey. Wenn jemand Herrn Jacobi ein Püppgen, das einen Amor vorstellt, in einem Schächtelgen schickt, und er darüber ein grosses Dankschreiben in die Zeitungen rücken läßt, so lachen die Spötter, und des Hrn. J. wahre Freunde betrüben sich, daß er sich mit solchen Tändeleyen abgiebt, anstatt auf Werke zu denken, die der Nachwelt würdig wären:

die Sache ist so. Es ist in Frankreich, unter jungen Leuten von einiger Erziehung sehr gemein, ein Chanson oder ein Madrigal à Sylvie zu machen. Mancher junger Officier, oder junger Abbé der sich eben gar nicht für einen Poeten ausgiebt, macht wohl dergleichen Tändeleyen, die so gut sind, als die Jacobische, ohne, daß er einen besondern Werth darauf setzet. Sie gehen in ein paar Gesellschaften herum, aufs höchste kommen sie in einen Mercure, wo sie einen halben Monat leben, aber nur sehr schöne Stücke machen das Publikum aufmerksam. Wenn also Hr. J. seine Gesellschaftsstücke, in den kleinen Gesellschaften läßt, und dem ganzen Publikum nur seine ausbündige Stücke mittheilt, und wenn er sonderlich sich der allzuvielen Tändeleyen enthält, die unter ein paar guten Freunden erträglicher seyn mögen, als vor dem Publikum, so wird ihm und seinen Lesern besser gerathen seyn.

Doch Hr. Jacobi glaubt nicht blos zu tändeln, sondern er will mit seinen Scherzen empfindsame Gesinnungen verbinden. Er sagt zum Amor: „Mitten „unter Tändeleyen sann ich auf hohe Weisheit und „bildete mein Herz zu edlen Empfindungen, und hatte „den grossen Gedanken, einst die Welt Tugend zu „lehren. Will man die Menschen unterrichten; so „muß man sie lieben: dies lernte ich bey dem Kuße „der Mädchen.„ Dies heißt in der That, nur einen sehr speciellen Theil des menschlichen Geschlechts lieben lernen, aber Hr. J. scheint zu glauben, jedermann müsse das menschliche Geschlecht, auf eben die Art lieben als er, er glaubt nicht allein, daß seine Tändeleyen, eine menschenfreundliche Empfindsamkeit mit sich führen, sondern er scheint sich endlich fast zu überreden, daß sie so genau mit der Empfindsamkeit verbunden wären, daß, wer die Tändeleyen nicht liebte,

auch

auch kein empfindsames Herz haben, und folglich nicht glücklich seyn könne. Er giebt dies an mehr als einem Orte zu verstehen. Wer das Tändeln nicht liebt, ist seiner Meynung nach ein Bachant, ein Satyr, oder was noch schlimmer ist, ein bellender Kunstrichter, oder ein trockner Philosoph, der nur Systeme und Schlüsse liebt, für welche Dinge Hr. Jacobi einen großen Abscheu hat. Er sagt z. E.:

> Erhaben ist der innre Friede
> Des Weisen, göttlich seine Ruh,
> Groß ist der Mann, o Philaide;
> Doch glücklicher vielleicht bist du.
>
> Mit lang umsonst gesuchten Schlüssen
> Wälzt er die Sorge weg von sich;
> Sie fort zu scherzen, fort zu küssen,
> Dies lehrten Huldgöttinnen dich.

Wie kann wohl Hr. J. im Ernst glauben, daß der innre Friede des Weisen, blos durch lang umsonst gesuchte Schlüsse erlanget werde, oder daß der, der scherzt und küßt, glücklicher sey, als der, der innern Frieden, die göttliche Ruhe des Weisen besitzt. Ist es aber, wie wir glauben, Scherz, so sollte doch der, der mehr als ein bloßer Tändler seyn will, den innern Frieden, die göttliche Ruhe des Weisen für eine zu ernsthafte Sache halten, um damit Scherz zu treiben.

Umgekehrt, scheinen Hr. Jacobi und seine tändelnde Freunde zu glauben, wer am Tändeln Belieben finde, müsse ohnfehlbar ein empfindsames Herz haben. Ein Beweis davon ist ein Brief von Hrn. Gleim an Hrn. Jacobi, und die Antwort darauf, die, wir gestehen es, uns sehr befremdet haben. Sie stehen beyde in Schmids Zusätzen zur Theorie der Poesie, 4 Th. S. 246. Wir wollen sie hieher setzen, um zu

die Sache ist so. Es ist in Frankreich, unter jungen Leuten von einiger Erziehung sehr gemein, ein Chanson oder ein Madrigal à Sylvie zu machen. Mancher junger Officier, oder junger Abbé der sich eben gar nicht für einen Poeten ausgiebt, macht wohl dergleichen Tändeleyen, die so gut sind, als die Jacobische, ohne, daß er einen besondern Werth darauf setzet. Sie gehen in ein paar Gesellschaften herum, aufs höchste kommen sie in einen Mercure, wo sie einen halben Monat leben, aber nur sehr schöne Stücke machen das Publikum aufmerksam. Wenn also Hr. J. seine Gesellschaftsstücke, in den kleinen Gesellschaften läßt, und dem ganzen Publikum nur seine ausbündige Stücke mittheilt, und wenn er sonderlich sich der allzuvielen Tändeleyen enthält, die unter ein paar guten Freunden erträglicher seyn mögen, als vor dem Publikum, so wird ihm und seinen Lesern besser gerathen seyn.

Doch Hr. Jacobi glaubt nicht blos zu tändeln, sondern er will mit seinen Scherzen empfindsame Gesinnungen verbinden. Er sagt zum Amor: „Mitten „unter Tändeleyen sann ich auf hohe Weisheit und „bildete mein Herz zu edlen Empfindungen, und hatte „den großen Gedanken, einst die Welt Tugend zu „lehren. Will man die Menschen unterrichten; so „muß man sie lieben: dies lernte ich bey dem Kuße „der Mädchen.„ Dies heißt in der That, nur einen sehr speciellen Theil des menschlichen Geschlechts lieben lernen, aber Hr. J. scheint zu glauben, jedermann müsse das menschliche Geschlecht, auf eben die Art lieben als er, er glaubt nicht allein, daß seine Tändeleyen, eine menschenfreundliche Empfindsamkeit mit sich führen, sondern er scheint sich endlich fast zu überreden, daß sie so genau mit der Empfindsamkeit verbunden wären, daß, wer die Tändeleyen nicht liebte,

auch

auch kein empfindsames Herz haben, und folglich nicht glücklich seyn könne. Er giebt dies an mehr als einem Orte zu verstehen. Wer das Tändeln nicht liebt, ist seiner Meynung nach ein Bachant, ein Satyr, oder was noch schlimmer ist, ein bellender Kunstrichter, oder ein trockner Philosoph, der nur Systeme und Schlüsse liebt, für welche Dinge Hr. Jacobi einen großen Abscheu hat. Er sagt z. E.:

Erhaben ist der innre Friede
Des Weisen, göttlich seine Ruh,
Groß ist der Mann, o Philaide;
Doch glücklicher vielleicht bist du.

Mit lang umsonst gesuchten Schlüssen
Wälzt er die Sorge weg von sich;
Sie fort zu scherzen, fort zu küssen,
Dies lehrten Huldgöttinnen dich.

Wie kann wohl Hr. J. im Ernst glauben, daß der innre Friede des Weisen, blos durch lang umsonst gesuchte Schlüsse erlanget werde, oder daß der, der scherzt und küßt, glücklicher sey, als der, der innern Frieden, die göttliche Ruhe des Weisen besitzt. Ist es aber, wie wir glauben, Scherz, so sollte doch der, der mehr als ein bloßer Tändler seyn will, den innern Frieden, die göttliche Ruhe des Weisen für eine zu ernsthafte Sache halten, um damit Scherz zu treiben.

Umgekehrt, scheinen Hr. Jacobi und seine tändelnde Freunde zu glauben, wer am Tändeln Belieben finde, müsse ohnfehlbar ein empfindsames Herz haben. Ein Beweis davon ist ein Brief von Hrn. Gleim an Hrn. Jacobi, und die Antwort darauf, die, wir gestehen es, uns sehr befremdet haben. Sie stehen beyde in Schmids Zusätzen zur Theorie der Poesie, 4 Th. S. 246. Wir wollen sie hieher setzen, um zu

zeigen, daß wir keine ungerechte Beschuldigung vorbringen:

„Hr. Gleim an den Hrn. Jacobi.„

„Unsre Kunstrichter mögen alle gute Herzen haben; *Boileau* hatte keins! da finde ich in der französischen Anthologie ein niedliches Liedgen von *Quinault*, und die bewies es mir. Ein Herz splendidius vitro, das so sanfter Empfindung fähig war, aus dem, wie aus der reinsten Quelle, das unschuldige Liedgen fliessen konnte, das mußte nothwendig so rein, und so untadelhaft seyn, wie die Quelle, die Horatz besang. Bosheit konnte warlich nicht aus solchen Herzen quellen, und doch war diesem Herzen Boileau feind. Wie konnte es mit gutem Herzen? mit jenem berühmten Verse:„

„La raison dit Virgile; et la rime Quinault.„

„Mit diesem einzigen Verse floß ein großer Schwalm von Bosheit aus der unreinsten Quelle. Die Nachwelt haßt den boshaften zornigen Criticus und liebt den sanften gütigen Dichter: Ein solches Liedgen dächte ich, müßte wider allen Zorn und alle Bosheit beschützen, nur eines, wie dieses, mein Liebster, oder wie Ihres an das Täubchen, oder wie Weissens an die Muse, oder wie Gerstenbergs Grazien, so dächt ich wär ich beschützet. Auch nicht ein einziges solches hab ich; nachgeahmet hab ich mit vielem Fleiße, das Liedgen das aus der reinsten Quelle floß;„

„Endlich, endlich doch einmal,
„Wurde sie von meiner Qual,
„In dem innersten gerühret,
„Und in dieses schöne Thal,
„Von der Liebe selbst geführet,
„Einen süssen Augenblick,
„Mir zu geben, welch ein Glück:

„Ließ

„Ließ sie sich auf Blumen nieder;
„O du süsser Augenblick;
„Wenn beseeligst du mich wieder.

„Wonne, die die Lieb ertheilt,
„Weggeflogen, unverweilt,
„Dir will ich ein Liedgen dichten;
„Aber o ihr Blümchen? eilt,
„Eilt, euch wieder aufzurichten!
„Eifersucht ist selten weit,
„Und die kleinste Kleinigkeit,
„Kann sie leicht in Härnisch jagen;
„Blümchen unsre Fröhlichkeit,
„Müßt ihr keinem wieder sagen.

„Ist es mir damit gelungen? könnt ich wohl „ein böses Herz damit besänftigen?„

Wir begreifen nicht, daß ein Mann, wie Hr. G. so ungereimte Dinge behaupten kann: „Ein Dichter, „der nur ein einziges niedliches Liebesliedgen ge„macht hat, muß nothwendig ein Herz *splendidius* „*vitro* haben, das rein und untadelhaft ist? derje„nige, der sagt, dieser Dichter mit dem guten Her„zen, sey als Schriftsteller nicht ohne Fehler, der „ist dem Herzen des Dichters feind, der läßt einen „großen Schwall von Bosheit, aus der untreinsten „Quelle gehen.„ Hr. Gl. kann unmöglich bedacht haben, was die Worte bedeuten, die er schrieb. Was meyne man aber wohl, was der sanfte süße Jacobi auf den seltsamen Brief seines Freundes antwortet. Man höre an:

„Ob sie mit dem nachgeahmten Liedgen des Qui„nault ein böses Herz besänftigen könnten? In Wahr„heit mein Liebster, mehr als ein Ungeheuer, müßte „derjenige seyn, den es unempfindlich ließ, u. s. w.„

In Wahrheit Hr. J. weis nicht was er schreibt. Ein frommer Geistlicher, ein ernsthafter Staatsmann,

ein unpartheyischer Richter, ein wackerer Hausvater, ein tiefsinniger Philosoph, ein kalter Bücherrichter, können ein Herz *splendidius vitro* haben, das rein und untadelhaft ist, aber dabey eine solche Mischung der Geisteskräfte haben, daß sie an der Poesie überhaupt, und insbesondere an Liebesliedern keinen Geschmack finden, und deswegen sollten sie, mehr als Ungeheuer seyn? Im Ernst kann Hr. J. dies wohl nicht glauben, nur sollte er den tändelnden Spaß auch nicht so weit treiben, daß er endlich in Schimpfen ausartet. —

In der That, Hr. J. sollte auch gegen die Philosophen und die Kunstrichter nicht so unversöhnlich seyn; die Philosophen vergeben ihm so manchen Fehler wider die Logick, und die Kunstrichter übersehen ihm so manchen schlechten Vers, den sie rügen könnten, warum will er ihnen denn nicht erlauben, daß sie, ohne eben Ungeheuer zu seyn, an seinen Tändeleyen keinen Geschmack finden. Wenn er die Menschen anders als beym Kusse der Mädchen wird lieben lernen, so wird er das menschliche Geschlecht in einem weitern Umfange lieben, und vielleicht die armen Philosophen und Kunstrichter mit unter seine allgemeine Liebe begreifen.

Daß er in der Folge dieser Antwort an Hrn. Gleim, von den Kunstrichtern sagt: „Sie wären „unfreundlicher, als die Bären, die Orpheus tanzen „ließ„ vergeben wir ihm von Herzen. Unfreundlichkeit ist eben keine Sünde, der beste Mann kann oft unfreundlich werden, wenn es ihm darnach gemacht wird. Aber Hr. J. bedenkt nicht, daß er den Kunstrichtern selbst die Waffen wider sich in die Hand giebt. Wenn sie unfreundlicher sind als des Orpheus Bären, so ist es kein Wunder, daß sie nicht zum Tanze können gebracht werden, bis Hr. Jacobi mehr als Orpheus ist. Wir

bie-

bitten ihn sehr, daß er sich bestens anstrenge, bald mehr als Orpheus zu werden, und uns so vortreffliche Gedichte zu liefern, die den kältesten Kunstrichter zum Beyfall begeistern müssen. Denn müßten die Kunstrichter tanzen, sie möchten wollen, oder nicht, so wie bey den schnackischen Einfällen des Pedrillo, der Hr. P. F. X. seine Hausfrau, sein stuertöpfischer Schreiber, das Stubenmensch, die Köchin und Hans der Hausknecht, in ein gewaltiges Gelächter ausbrechen mußten, oder gleichwie, (um das Gleichniß noch angemessener zu machen) nach dem Rigaudon der schönen Agathe

Trois sages Medicins venus dans la Maison,
La garde, le malade, un vieil apoticaire,
Qui venait d'exercer son grave Ministère
Sans respect du metier, se prenant par la main,
Se mirent à danser jusqu'au lendemain.

Welche allgemeine Freude würde es seyn, wenn Hr. Jacobi die Leyer in der Hand, alle Kunstrichter tanzend im Triumphe hinter sich her führte.

Die freundliche deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften, nebst den verschiedenen freundlichst verbundenen Zeitungen, die itzt schon tanzen, wenn Hr. J. kaum pfeift, würde freylich den Reyhen anführen, gleich hinterdrein käme, Trotz ihres dicken Körpers, die allgemeine deutsche Bibliothek, die Bibliothek der schönen Wissenschaften folgte, selbst die ernsthafte Göttingische gelehrten Anzeigen würden nicht zurück bleiben; die kritischen Wälder tanzten sittsam mit, der zänkische Antikritikus vergäße Klotzen und die Apokalypse und hüpfte auf einem Beine, und sogar die bestaubten Hamburgischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit, würden sich etwas schüttelen, und mit schwerfälligem Schritte hinterherschleichen.

Diese Wunder könnte Hr. J. verrichten, wenn er vortrefliche Gedichte lieferte; wir hoffen also, er wird sich darauf befleißen, und die Welt ferner mit mittelmäßigen Gelegenheitsschriften verschonen.

Er hat itzt wirklich schon die Hamburgischen Nachrichten in Bewegung gebracht, aber nicht zum Tanze, sondern zum Gefechte. Folgendes Traktätgen zeigt es:

Zwey Briefe des Hrn. Prof. Jacobi zu Halle an den Hrn. C. Gleim und an den Hrn. G. R. Klotz, aus einer saubern Handschrift, unter sicherer Erwartung des Beyfalls aller Freunde der Jacobischen Muse ans Licht gestellt, und mit einigen Anmerkungen zu Mäßigung ihres Entzückens, wie auch mit kurzen Summarien für die Unwissenden versehen, von Christian Adolph Ratzeberger, Unterarchivarius der Familie. 2 B. in 8. (Hamburg, bey Schröder.)

Die Anmerkungen, bis auf einige wenige, sind meistens sehr platt und abgeschmackt, und die ganze Scharteke ist der Fabrik der schwarzen Zeitungen sehr würdig. Wir wollen nur eine Probe anführen. Hr. J. sagt

> Freund, welchen einst mit Rebenlaube
> Des Bacchus Priesterin geschmückt.

Hiezu lautet die Anmerkung folgendermaßen. „Ich „weis was Rebenlaub ist; daß man aber davon eben „so wenig mit Rebenlaube machen könne, als man „zu sagen pflegt, er singt von Lieb' und Weine, „bleib immer im Peche und salbst mein Haupt mit „Oele (obgleich das letzte in einem alten Gesange, so

„wie

„wie mit Rechte beym Gottsched vorkommt) weis ich
„auch. Will man daher nicht annehmen, daß Hr.
„Jacobi hier gegen die Grammatick angestoßen habe;
„so wird man, (weil eine Rebenlaube und eine Re-
„benhütte einerley ist) seine Worte so verstehen müs-
„sen: Freund, welchen einst mit Rebenhütte ꝛc.„

Wer solch ein Stümper ist, daß er noch nicht ein-
mal weis, daß Rebenlaub im Dativo und Ablativo
eigentlich Rebenlaube hat, (ob man gleich das stumme
e auch zuweilen wegläßt,) der sollte sich hüten andere
zu tadeln. Von ganz anderer Art ist folgendes kleine
Traktätgen:

Von den Grazien des kleinen (im Namen und
zum Besten der Anakreontchen.) In der
Schweiz 1769. 2 B. in 8.

„Ueber das kleine, sagt der Verf., in der körperli-
„chen und sittlichen Welt sind geheime Reitze
„ausgestreut, welche auf das menschliche Gemüth die
„angenehmste Ausdrücke thun.„ — (Eindrücke
machen, wäre wohl das Wort gewesen.) — „Das
„große hat zwar auch seine Reitze, aber allein für
„heiße dazu gemachte Phantasien. — Dieses große
„erschreckt und verwirrt den gewöhnlichen Menschen;
„ihm wird übel, bis er wieder zu sich kommt, und in
„seinen eigenen Bezirk zurück fällt.„

„Jeder Ausschreiber einer neuen Theorie der Poe-
„sie und der Litteratur, redet mit Entzückung von den
„Grazien der Verse und der Prose, und keiner hat
„uns noch zu sagen gewußt, daß sie in dem kleinen
„der Worte, der Versart, der Sachen, der Personen
„und der Gedanken liegen.„

„Ein Freund ist nur ein Freund, ein Schmeich-
„ler ist nichts mehr als ein Schmeichler, Jacobi ist

„nur ein Namen; aber ein kleiner Freund ist liebens-
„würdig, ein kleiner Schmeichler ist ein süsser Mann,
„ein kleiner Jacobi ist ein Liebling, und ein Jaco-
„bitchen *) ist ein Auszug des Lieblings.„

„Baucis in einen Baum verwandelt, ist die alte
„Dame, aber in ein Bäumgen verwandelt, wird sie
„jung und niedlich. Ein Brief, ein Lied, eine Blume,
„ein Bach, ein Jahr, eine Cousine, sind gemeine unbe-
„merkte Dinge: aber sie werden durch das Diminutif
„augenblicklich erhaben. Ein Briefgen, ein Liedgen,
„ein Blümgen, ein Bächgen, ein Jährchen, ein
„Cousinchen, sind wichtige Dingerchen. — Die
„italiänische Sprache verdienet, wegen ihrer Geschick-
„lichkeit kleine Wörterchen zu machen, jedes Jacobi
„Neid, und Wünsche, und Segnungen. *Parolette*
„ist ein allerliebstes Wörtchen, und fällt dem Jaco-
„bitchen immer ein, wenn es ein artiges Mädchen
„reden höret, und nicht deutsch sagen kann, was es
„artiges höret.„

Der Raum verbietet uns, aus diesem wirklich sehr artigem Schriftchen, mehr abzuschreiben. Hr. J. und Hr. Gl. wird, wie man schon wird bemerkt haben, wegen ihrer vieler Tändeleyen, mit viel Witze aufgezogen, und sie verdienen es; daß aber der Verf. im Vorbeygehen die Herren Leßing, Wieland, Gellert, Weiße, Nicolai und Ebert ansticht, war hier zur Unzeit. Er hätte sie allenfalls bey einer andern Gelegenheit, jeden besonders, aushunzen können, denn daß sie Tändeleyen allzusehr liebten, ist eben ihr Fehler nicht. Man kann aber hieraus, und aus der zärtlichen Hochachtung, die der Verf. für die Noachide zu erkennen giebt, ohngefehr errathen, wer der V. ist.

Am

*) Hr. Gleim hat selbst seinen Freund in seinen Briefen also genennet.

Am Ende verläßt der Verf. die Ironie, und macht sehr zur unrechten Zeit, ernsthafte Beschuldigungen. Er sagt: „Man hat Ursach zu hoffen, daß „in kurzer Zeit die letzte Brustwehr gegen die Leichtfertigkeit einstürzen werde, nemlich die alte ehrliche „Meinung, daß Schande und Unehre mit Unkeuschheit verbunden sey.„ Einen so unglücklichen Erfolg werden die tändelnden, scherzhafften, oder schalkhafften Verse, eben nicht haben. Ist es aber nicht sonderbar, daß Hr. Jacobi, die Schönen, die seinen Amor nicht achten, beschuldigt, „daß sie sich „von rohen Waldgöttern und wilden Bachanten umarmen ließen„ und daß dieser Gegner hingegen behauptet, wenn sie die tändelnden verliebten Gedichte liebten, „so würde endlich die letzte Brustwehr wider „die Leichtfertigkeit aufgehoben werden,„ und in lateinischer Sprache (vermuthlich weil er sichs deutsch nicht auszudrucken getrauet) weissaget: vulgatum „erit inter foeminas praecipue nobiliores nullam ex juvenis, vigore venustateque conspicui, „concubitu fieri impudicam.„ Wohin kann doch auf einer Seite eine selbstgefällige Tändeley, und auf der andern Seite ein unbedachtsamer Eifer führen. Sollte nicht ein Mittel zu finden seyn? Sollte man Liebe, Zärtlichkeit, Empfindsamkeit, nicht in der Brust hegen können, ohne in ungeschmackte Tändeley oder in viehische Wollust zu verfallen?

H*.

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Die christliche Glaubens- und Sittenlehre catechetisch abgehandelt von G. C. Rautenberg, Pred. an

der Martinikirche in Braunschweig. Braunschweig in der Meyerischen Buchhandlung, 1767. 8. 1 Alph.

Ob wir gleich bereits ähnliche Werke von andern haben, so ist doch das gegenwärtige dadurch noch nicht überflüßig und unnöthig geworden. Es wird darinn unter sieben Hauptstücken I. von dem Daseyn Gottes, von der Religion und der heiligen Schrift, II. von Gott, III. von der Schöpfung und von der Vorsehung, IV. von den Pflichten der Menschen, V. von der Erlösung der Menschen durch Christum, VI. von der Heiligung durch die Gnadenwirkungen des heil. Geistes, VII. von dem künftigen Zustande des Menschen nach diesem Leben, ein deutlicher und vollständiger Unterricht gegeben, der dadurch um so viel nützlicher und schätzbarer geworden ist, daß der Verf. alles aufs practische gezogen hat, welches doch immer die Hauptsache bey dem christlichen Unterricht seyn muß. Für die allerersten Anfänger im Christenthum, oder für blöde einfältige Leute hat er freylich dieses katechetische Lehrbuch eigentlich nicht geschrieben, sondern seiner Absicht nach ist es einer fähigen, schon erwachsenen Jugend und verständigen Christen gewidmet, die in der Erkenntniß der Religion gerne weiter kommen wollen. Wollte es jemand bey dem Unterricht der Kinder zum Grunde legen, so würde der Lehrer es recht gut dazu brauchen können, wenn er alles das, was darinn für Kinder nicht faßlich und deshalb nicht brauchbar genug ist, wegließe und sich nur einen sehr kleinen Auszug daraus machte. Wir finden es von dem Verf. wohlgethan, daß er nicht die ganze Dogmatick mit allen kirchlichen Lehrsätzen, die nicht deutlich in der heil. Schrift gelehrt sind und zu dem Hauptzweck des Christenthums gar nicht gehören, in diesen Catechismus übergetragen hat. Indessen hat er sich doch in vielen Dingen mit zu großer Aengstlichkeit an das theologische System und die Lehrbestimmungen seiner Confeßion gebunden, wo er ohne Gefahr davon hätte abgehen können; manche Aussprüche der Bibel unrecht angezogen, und manche Erklärungen, Schriftauslegungen und schwache Beweisgründe so gelassen, wie sie die Autorität der Kirche geheiliget hat. So möchten wir z. B. nicht nach dem Gebrauch des vorigen Jahrhunderts Joh. VI, 51. 54. auf das heil. Abendmahl zie-

ziehen; nicht 1 Cor. III. 16. Ps. CXXXIX. 7. Ps. XXXIII. 6. mit zum Beweise der Persönlichkeit, und allmächtigen, allgegenwärtigen Gottheit des heiligen Geistes anführen; nicht uns begnügen, S. 250. nur der Erlösung Christi, als einer Befreyung für die Menschen von der Sündenschuld und Strafe, vom Tode und von der Gewalt des Teufels (wo von dem letzteren keine Erklärung gegeben, sondern nur Hebr. II. 14. 15. ohne Erklärung angeführt wird,) sondern wir würden die Befreyung von der Herrschaft der Sünde an diesem Orte hauptsächlich mit dazu gerechnet haben, zumal da der Apostel 1 Joh. III. 5. besonders hierauf sein Absehen hat; nicht S. 292. Buße, Glauben und gute Werke von einander absondern und gleich darauf S. 293. sie wieder zusammen verbinden, indem ja Buße und Glauben, so wie alle Handlungen der Gottseligkeit, eine ebenmäßige Thätigkeit der Seele und gute Richtung des Gemüths auf Gott erfordern; nicht S. 356. Math. XXIV. 37. und überhaupt immer die Redensart: letzte Zeiten, vom Ende der Welt verstehen, u. d. gl. Vielleicht hat sich Hr. R. hier, wie anderswo mehr „nach der ein„geführten Lehrverfassung gerichtet, und auch da, wo sie „mit seinen Einsichten nicht völlig übereinstimmt, um „niemanden anstößig zu werden, sie lieber beybehalten, „als ohne Noth davon abgehen wollen.„ Ein einsichtsvoller und sonst freymüthiger Mann, wie der Verf., ist wirklich sehr zu bedauern, wenn er um äusserlicher Umstände willen eine solche Erklärung zu thun, sich genöthiget siehet. Aber sollte da keine Noth seyn, wo es auf die Befestigung oder Schwächung der christlichen Wahrheit durch starke oder schwache Gründe ankommt? Sollte irgend ein genommenes Aergerniß eines schwachen Bruders (denn genommen müßte es in dem Falle doch nur seyn) den evangelischen Lehrer abschrecken können, den jedesmaligen Unterricht, den er den Christen geben will, nach seinen besten Einsichten und Ueberzeugungen zu geben? Auf die Art werden unsre christlichen Lehrbücher nie vollkommner, nie mit der heil. Schrift übereinstimmender werden, sondern der reine Geist der evangelischen Wahrheit wird beständig mit einigen Tropfen Irrthum durchwässert bleiben. Der Verf. hätte immer den Muth haben sollen, den Saamen des christlichen Unterrichts, den er wollte ausstreuen helfen, noch etwas mehr zu sichten, wie er in der That den guten Weitzen von manchem

Sprey

Spren gereiniget hat. Nur einige Proben mögen zeigen, wie richtig der Verf. auf sehr wichtige Fragen antworte. S. 260. Ist der Glaube an Christum eben so nothwendig als der Glaube an Gott? „Ja, allen denen, „welchen die Lehre Christi bekannt gemacht ist.„ S. 265. Können die also nicht selig werden, die nach einem lasterhaften Leben sich noch auf dem Todbette bekehren wollen? „Ihr Zustand ist wenigstens sehr unsicher „und gefährlich.„ Warum? „1) Weil nach der ordentlichen Gnade die grosse Veränderung, die von einem „Christen erfordert wird, in so kurzer Zeit nicht bewirket „wird, und eine ausserordentliche hat ihnen Gott nicht versprochen. 2) Weil der Mensch nach seinem Verhalten „auf der Welt soll gerichtet werden. Gal. 6. 8. 3) Weil „der Christ, der die Gnade Gottes auf Muthwillen gezogen, und die Mittel des Heils verachtet, der strafwürdigste ist.„ Kann aber das Beyspiel des bekehrten Schächers am Kreutz ihnen keine Hofnung geben? „Nein, weil wir nicht wissen, ob dieser Mensch wirklich „ruchlos gelebt, da wir nichts von ihm wissen, als daß „er einen Mord begangen; weil wir ferner nicht wissen &c. „endlich weil er nicht die Mittel der Gnade gehabt, die „die Christen haben.„ Was müssen denn diejenigen thun, die in Lastern gelebt, wenn sie sterben sollen? „Das beste ist, daß sie sich noch vor Gott demüthigen, „ihre Sünden mit Abscheu und Wehmuth beweinen, dieselben so viel möglich wieder gut machen, die kurze Zeit, „die ihnen übrig ist, zum guten anwenden, und sich der „göttlichen Gnade in Christo überlassen.„ S. 293. Darf der Glaube nicht ohne Gottseligkeit und Tugend seyn? „Eben so wenig als ein guter Baum ohne gute Früchte „bleiben kann. Der Glaube ohne Tugend ist Heucheley „und ein eiteles Vorgeben.„ Wie kann aber die Lehre Pauli mit der Lehre Jacobi bestehen, der deutlich saget, daß wir durch die Werke gerecht werden und nicht durch den Glauben allein? „Die beyden Apostel sind „nur in den Worten und nicht in der Sache selbst verschieden. Paulus streitet gegen diejenigen, die die „Werke, sonderlich die Werke des jüdischen Gesetzes zur „Rechtfertigung für nöthig hielten; Jacobus gegen diejenigen, die einen blos historischen todten Glauben für „hinreichend hielten. Jener lehret daher, daß der lebendige Glaube ohne solche Werke hinlänglich sey, dieser,

„daß

„daß der todte Glaube, der keinen Grund der Tugend „enthält, nicht hinlänglich sey. Sie sind also einander „nicht entgegen. Paulus lehret nirgends, daß der Glaube, „der nicht thätig ist, uns rechtfertige; und Jacobus will „nicht sagen, daß der thätige Glaube allein uns nicht „rechtfertige.„ S. 327. Wie aber, wenn wir keinen Trieb dazu (zum heil. Abendmahl) haben? „Das ist „ein sehr schlimmes Zeichen, wenn wir gar keine Lust dazu „zu haben. Ein besonderer starker Trieb aber ist nicht „nöthig.„ Muß man es noch vor seinem Tode em„pfangen? „Das ist erbaulich und nützlich, aber nicht „nothwendig. In der ersten Kirche wußte man von der „Communion der Kranken nichts, und es ist Aberglaube, „wenn man es zu der Todesbereitung für unentbehrlich „und hinlänglich hält.„ Warum ist es aber doch nütz„lich, wenn es füglich geschehen kann? „Weil man da„durch bekennet, daß man in dem Glauben an den Erlöser „sterbe und sich in der Hofnung des ewigen Lebens stärket.„

W.

Methodus tradendi prima elementa religionis, sive cathechizandi. Accedit ad calcem brevis historia cathechetica, sistens fata cathecheseos, nec non celebriores, qui prodierunt usque ad nostra tempora, cathechismos. Authore *Mich. Ignat. Schmidt*, S. S. theol. Baccal. Reverendiss. ac celsiss. S. R. I. Principis ac episcopi Bamberg. et Wirceb. &c. Epheborum in Seminario ad S. Kilian moderatore. Cum privil. S. Caes. Majest. et Approbat. Superior. Bambergae et Wirceburgi, sumtibus Tobiae Goebhardt, Bibliopolae specialiter Privilegiati, 1769. gr. 8. 420 Seiten.

Die Lehrsätze und Meynungen, worin der Verf. seiner Kirche folgt, bey Seite gesetzt, empfehlen wir dieses Buch in der Hauptsache jedem Katecheten, der sich von dem, was er zu beobachten hat, gründlich unterrichten will. Der Verf. zeigt darinn gleich viel Gelehrsamkeit und Belesenheit auch in protestantischen Gottesgelehrten, und

und handelt mit ungemeiner Gründlichkeit und Ordnung unter sechs Kapiteln, welche zum Theil wieder in unterschiedene Abschnitte getheilet sind; I. von dem Katechisiren und dessen grossen Nutzen zur Belehrung der Christen überhaupt. II. Von den Eigenschaften des Katecheten in Ansehung seines Verstandes und Herzens. III. Von den Pflichten des Katecheten und wie er sich zum Katechisiren zubereiten solle. IV. Vo dem, was er während der Katechisation in Ansehung der Lehrart für seine Person und zur Belehrung der Katechumenen zu beobachten hat; V. von dem; was ausser derselben zu thun ist und VI. von der Geschichte des Katechisirens. Es hat uns viel Vergnügen gemacht, in diesem auch in zierlichem Latein geschriebenem Buche durchgängig dergleichen richtige Urtheile zu lesen, als die folgenden, welche wir in dem 1 Kap. §. V. gefunden haben und zur Probe hieher setzen wollen: ;, Inter varios et multiplices fructus, qui ex hac methodo per quaestiones et responsiones instruendi proveniunt, juvat aliquos saltem delibare, quorum primus est, quod mediam ferme unicum sit rescienidi, quos sibi quisque notiones circa religionem formaverit, illasque corrigendi, si emendatione indigeant.*) Al-

*) Qui experientiam vel parum consulerit, nimium saepe perspiciet, quod qui primo religioni addiscendae sese applicant, praecipue juniores, non nisi verbis soleant onerare memoriam; quid vero verba sibi velint, parum sint solliciti; vel si etiam ideas verbis conjungere soleant, res tam sublimes quas religio proponit, soleant non raro sinistre omnino accipere; et crassas, quas per sensus hauserunt, imagines, ad res a sensu et materia remotissimas transferre. Quinam sint fontes hujus mali, alibi pluribus docebitur: hic tantum adnotasse sufficiat, quod medium illi obviam eundi unicum sit, peraccommodas quaestiones experiri, utrum cathechumeni ultra verba sapiant, et si sapiant, utrum non ideas sibimet ipsis finxerint erroneos, vel undecumque suggestas adoptarint; error enim, qui non cognoscitur, insanabilis est, et qui cognoscere Magister poterit errorem discipulorum, nisi ipsimet manifestent, utpote

Alter, quod omnium sit accommodatissima ad veritatem hominibus etiam rudibus tradendam.*) Tertius demum, quod melior sit re- liquis

pote qui soli sciunt, quid intra se agatur? et quomodo manifestabunt, nisi in ea methodo, ubi et ipsis loquendum est, et per quaestiones scite factas eo adigun- tur, ut, quidquid in mente haeret, in lucem profe- rant? Magna sana ars catechizandi in hoc vix non tota vertitur, ut Cathecheta faciat Cathechumenum loqui, et sensus suos intimos proferre, illos corrigat et emendet, ubi emendatione indigent, usque dum illis exacte respondeant; quos ipse Cathecheta de rebus in Cathechismo occurrentibus sibi formavit. In ea vero methodo, ubi solus loquitur Magister veluti in concione, vel explicatione alia quacunque, quae sit absque quaestionibus, hoc vel eo ex capite impossibile erit, quod nunquam scire possit, utrum auditores mentem ipsius fuerint assecuti, nec ne.

*) Mira ingeniorum ut vultuum varietas est; sunt, quibus veritatem vel monstrasse sufficiat, quam illico capiunt; ast *rari* hi sunt *nantes in gurgite vasto;* plerique enim, si de divinis sermo est, dum in aliis omnibus clare vident, nescio quo mentis hebetudine laborare solent, in omnibus ingeniosi, praeterquam in salutis negotio. Mire falleretur, qui, quae semel in publicum dixit, hoc omnium haerere in mentibus crederet. Habet autem in hoc Cathechesis procul dubio eximium quid prae concione. Orator sacer, etiamsi pleraque pars auditorum ipsum non fuerit assecuta, non potest cursum orationis sistere, nec eandem rem pluries dicere, nisi fastidium ciere velit reliquis; adeoque vel in ignorantia relinquuntur ibi, qui nihil omnino eorum, quae dixit, intellexerunt, vel in errore, qui sinistre illa intellexerunt. Secus omnino est de cathegesi, in qua locus datur repetitioni, imo lex est dicta omni Cathechetae: ut eandem rem diversimode proponat, usque dum prudenter judicare possit, eam ab omnibus fuisse intellectam.

Demum quod sunt inter homines etiam ingenio valentes, qui ita uti didicerint intellectu suo, ut oratio- nem

liquis omnibus ad figendam discipulorum attentionem. „*),

Wie sehr wäre zu wünschen, daß man den grossen Nutzen öffentlicher Katechisationen nicht mit Kindern allein, sondern auch mit Erwachsenen, in der protestantischen Kirche ebenfalls mehr einsehen und sie anstatt einiger Predigten, da deren zu viele gehalten werden, einführen möchte.

Em-

nem integram uno filo deductam attentione sua sequi possint? Facillime aliquid elabitur, quo fit, ut subsequentia non amplius tam facile possint intelligi; vel fieri etiam amat, ut obliviscantur priorum, dum, quae sequuntur, retinere cogitant. Secus est de instructione cathechetica, ibi enim Cathecheta non tam secundum praeformatum quoddam systema agit, quam cogitationes ipsius discipuli, prout sibi se offerunt, ordine naturali sequitur, unam ex alia dilucidat, resolvit, emendat et corrigit.

*) Si multi sint, qui non possint satis, plures sunt, qui nolint attente de coelestibus cogitare; adeo enim in pectore eorum praedominatur amor bonorum sensibilium, ut de his solum diu noctuque cogitent; imo pondere affectuum terrenorum adeo terram versus premuntur, ut arduum aliquo modo ipsis accidat, mentem ad coelestia elevare; inde tam facile evagantur, et de aliis omnibus cogitant, dum de coelestibus ipsis sermo est; praecipue, si impunem sciant hanc evagationem futurum, nec sibi de eo, quod memoria retinuerunt, rationem reddendam. Haec una ex primariis procul dubio rationibus est, cur tam parum homines ex sermonibus publicis etiam optime elaboratis proficere soleant. In Cathechesi vero dum ipsimet non auditores tantum sint, sed et sensus suos proferre debeant, coguntur sane, ut magis imaginationem suam cohibeant et attendant ad ea, quae dicuntur, cum quilibet debeat esse paratus ad dandam responsionem, si interrogetur, et illi etiam, qui non actu interrogantur, saltem studeant, quid ipsi essent responsuri, si interrogarentur, et interim suspensi haereant; gaudeant, si tetigerint, si erraverint, occulte corrigant.

Empfindungen des Christen. Neue Auflage. Zürch, bey Orell, Geßner und Comp. 1769. gr. 8. 159 Seiten.

Herr Wieland, der sich seit der ersten Ausgabe dieser Empfindungen durch vortrefliche Werke des Verstandes und Witzes von anderer Art, als einer der grösten Originalschriftsteller unter den Deutschen berühmt gemacht hat, zeigte damals in diesen ersten Proben seines feurigen Genies zugleich den möglichsten Enthusiasmus für die Religion und das Christenthum. Sie werden deshalb immer ihren Werth behalten, wenn gleich der Verf. nicht sowol das sanft rührende, natürliche Gefühl der Ehrfurcht gegen Gott, der Freude über seine Wohlthaten u. s. w. wie es in einer jeden guten Seele rege wird, darinn ausgedrückt, sondern mehrentheils lauter hohe, zum Theil kühne Flüge der Einbildungskraft gethan hat, zu denen der entzückte Dichter sich hinauf schwingt, ohne den gemeinen Christen im Gefolge zu haben, der sich so hoch nicht mit erheben kann. Die Zuschrift an Hn. Sack in Berlin und die darinn vorkommende starke Erklärung gegen große Dichter, die ihren Geist zu dem höchsten Schwung angefeuert haben, um unwürdige Könige oder rosenfarbigte Mädgen zu vergöttern — — die alle ihre Stärke angestrengt haben, unser Herz für unmoralische Helden zu rühren — — die mit einer unedlen Gefälligkeit für die herrschenden Vorurtheile sich erniedriget haben, Macht, Reichthum, Schönheit, und was sonst von aussen gleißet, und die sinnliche Seele bethört, als große Güter weit über ihren wahren Werth zu erheben u. s. w. — gegen den Schwarm von Anakreontischen Sängern, gegen die schlüpfrigen Fabeldichter, wie la Fontaine, und die schwärmenden Anbeter des Bachus und der Venus, die man an der inbrünstigen Andacht, womit sie diese elenden Götzen anbeten und lobpreisen, für eine Bande von Epicurischen Heyden halten sollte, die sich zusammen verschworen haben, alles, was heilig und feyerlich ist, lächerlich zu machen, und die wenigen Empfindungen für Gott, die im Herzen der leichtsinnigen Jugend schlummern, völlig auszutilgen — Diese Erklärung sticht auf eine so ganz eigene Art mit den neueren Wielandschen Schriften ab, daß wir mit Gewißheit vermuthen, daß diese Stellen ohne Wissen des

Verfassers, in dieser neuen Ausgabe, wieder abgedruckt worden.

D.

Biblia, das ist die ganze heilige Schrift A. und N. Testaments, verdeutscht von Hrn. D. Martin Luther: und auf gnädigste Verordnung des Durchl. Fürsten und Herrn, Herrn Ernsts, Herzogen zu Sachsen, ꝛc. von etlichen reinen Theologen dem eigentlichen Wortverstand nach erkläret u. s. w. Nürnberg, in Verlegung der Johann Andreä Endterischen Handlung. Anno MDCCLXVIII. in Fol.

Eine neue Ausgabe der bekannten Weimarschen glossirten Bibel, welche von dem Herzog Ernst, dem Frommen, veranstaltet und im Jahr 1640. das erstemal gedruckt worden. Seit 1736. da sie zum zweytenmal aufgelegt worden, hat man keinen neuen Abdruck als den gegenwärtigen, worinn die Verbesserungen sich nicht weiter als auf Druckfehler, Kupferstiche, Landcharten, Einleitungen und andere ausserwesentliche Nebendinge erstrecken. An Sauberkeit des Drucks und Papiers fehlet es dem Werke auch in dieser Ausgabe nicht. Sonst ist alles darin so geblieben, wie dasselbe gleich anfänglich vom Gerhard, Glassius und ihren Mitarbeitern, unter der Aufsicht und Revision der damaligen theologischen Fakultät zu Jena, nach dem Lehrbegriff der evangelisch-lutherischen Kirche eingerichtet wurde, und eingerichtet werden mußte. D. Cyprian urtheilet zwar in der Vorrede zu der Ausgabe vom Jahr 1736. sehr richtig: daß nach der täglichen Erfahrung das Wachsthum des Erkenntnisses allerdings statt habe, so wie ehemals bey Unfleiß und Nachläßigkeit die Ignoranz und Finsterniß gleichsam ganze Secula, worinn doch viel wiedergebohrne Lehrer gelebt, überschwemmet hätte, und daß nicht allein die Gottseligkeit, sondern auch hebräische und griechische Sprache und andere Wissenschaften zur soliden Erklärung der heil. Schrift nöthig sey; daher sich auch Gott in diesem Stück weder an die Scheinheiligkeit noch Gottseligkeit bände, sondern auch wohl den Unwiedergebohrnen seinen Geist zur Erklärung seines Worts schenkte. Indessen merkt man doch in der angezeiten Ausgabe eben nicht

nicht, daß von den höhergestiegenen Kentnissen und zum Theil ausgemachten Wahrheiten, womit wiedergebohrne oder für unwiedergebohren gehaltene Kritiker, Sprachkundige, Geschichtschreiber, Erd- und Reisebeschreiber, Alterthumsforscher, Philosophen u. s. w. in den neuern Zeiten die theologischen Hülfwissenschaften bereichert haben, wäre Gebrauch gemacht worden. Wir haben schon bey anderer Gelegenheit zu erkennen gegeben, woran in den gegenwärtigen Zeiten des überhand genommenen Unglaubens unsers Erachtens wahre Gottesgelehrte Hand anlegen sollten, um die alte Würde der heiligen Schriften zu retten, und die Bibel einem jeden Christen, wenigstens das neue Testament, recht verständlich zu machen. Sollte etwa diese wichtige, und so dringend nothwendige Arbeit auf einen grossen Herrn warten müssen, der den Werth des geläuterten Christenthums kennte und fühlte, und ein solches Geschäft, so wie Herzog Ernst zu seiner Zeit, veranstaltete, oder doch unterstützete? Tüchtige Männer dazu wären gewiß itzo, so wie damals da. In Geduld darauf zu hoffen, es von der alles lenkenden Regierung Gottes zu wünschen, und übrigens nicht nur den Fleiß und die Einsichten unserer arbeitsamen Väter, sondern auch die Kentnisse und gelehrten Bemühungen ihrer wo nicht mehr, doch wenigstens eben so aufgeklärten Kinder, zum bessern Verstande der heil. Schrift zu nutzen, das wird wohl der beste Rath dabey seyn.

Erläuterungen des vernünftigen Gottesdienstes in zwölf Predigten verfasset, darinnen die Natur, Nothwendigkeit und Billigkeit des Glaubens an das Evangelium, und das erhabene in dem Lehrbegriff desselben erkläret und vertheydiget wird, von D. Christian August Crusius, Prof. Primar. zu Leipzig, der Philosophie Prof. Extr. rc. Zwote Auflage. Leipzig, 1768. gedruckt und zu finden bey Joh. Friedr. Langenheim, gr. 8. 482 Seiten.

Diese Vorträge sind mehr gelehrte und in dieser Betrachtung achtenswürdige Abhandlungen, als Predigten zur Erweckung des gemeinen Christen. Was weis doch der grosse Haufe unter den Zuhörern von Arianern

und Socinianern, deren bisweilen gedacht wird. Vielleicht ist es aber auch einem Dokter der Theologie, der zu Kathedervorträgen gewöhnt ist, schwer, Sachen, die in das gelehrte theologische System gehören, von der Kanzel wegzulassen, und da blos gemeinnützige christliche Wahrheit, wie sie der gemeine Christ verstehen und auf sein Leben anwenden kann, in einer populären Sprache ohne Weitschweifigkeit vorzutragen.

Moralische Reden, in der Garnisonkirche zu Halle gehalten von Johann Friedrich Tiede, Feldprediger des Hochfürstl. Anhalt-Bernburgischen Regiments. Zweyter Theil. Halle, verlegts Carl Hermann Hemmerde, 1767. Dritter Theil, 1768. Vierter Theil, 1769. 8. zusammen über 2 Alph.

Diese Predigten von Ostern bis zum 18ten Sonntage nach Trinit. sind wieder theils über evangelische, theils willkührliche Texte gehalten worden. Man muß dem V. das Lob wiederfahren lassen, daß er als ein sorgfältiger Beobachter der menschlichen Sitten und Characktere, welche er von der guten und schlimmen Seite ausstudirt hat, solche durch christliche Unterweisungen zu bessern bemühet sey, und er hat auch in diesen Predigten sein Augenmerk besonders mit darauf gerichtet, daß er zur Widerlegung des practischen Unglaubens seinen Zuhörern bey allen Gelegenheiten die Uebereinstimmung der göttlichen Gebote in der heil. Schrift mit den natürlichen Empfindungen des Gewissens fühlbar zu machen suchet. Ein Zweck, der für einen christlichen Prediger, dessen Vorträge hauptsächlich auf moralische Besserung abzielen müssen, rühmlich und anständig ist. Wir wünschten nur, daß er über manchen Theil seiner moralischen Reden nicht bloße abgebrochene Gedanken vortragen, sondern die Sachen etwas mehr ausführen möchte, welches man doch in gedruckten Predigten erwartet, wozu er auch Zeit und Raum gewinnen würde, wenn er die Eingänge, welche viel zu lang sind und Stoff zu eigenen kleinen Predigten in sich begreifen, mehr abkürzen wollte. So enthält zum B. der Eingang zu der 3ten Predigt des 3ten Theils über den evangel. Text auf den 6ten Sonntag nach Trin. der Mensch ist meistentheils weit böser, als er es denkt, eine sechs Seiten lange Betrach-

Untersuchung über die Ursachen, warum die meisten Menschen sich selbst so wenig kennen, welche sonst an sich sehr richtig ist und sich zu dem abzuhandelnden Thema gar wohl schickte. Manche Betrachtungen des V. welche bey dem Zuhörer, wenn er sie verstehen soll, gewisse wissenschaftliche Kentnisse voraussetzen, möchten auch wohl über die Fähigkeiten des großen Haufens und besonders der gemeinen Kriegesleute hinausgehen. Dahin gehört unter andern die 14te Predigt des 3ten Theils über Ps. 119,73. mit einem sieben Seiten langen Eingange, in welcher der V. den Satz abhandelt: Unsere angebohrnen Triebe weisen uns auf Gottes Gebote. I. Der Unterricht unserer natürlichen Verabscheuungen. II. Der Unterricht unserer natürlichen Zuneigungen. III. Ihre Uebereinstimmung mit den Geboten Gottes. Diese Rede hat an sich Wahrheit und richtige Bemerkungen zum Grunde. Allein wenn die Aesthetick, die Psychologie, die philosophische Moral, eine jede ihr Antheil, so sie daran hat, zurückfodern, so möchte von dem, was dem gemeinen Christen faßlich und interessant ist, wohl wenig übrig bleiben. Auf zusammenhängende Betrachtungen aus der christlichen Glaubenslehre, die mit der Moral in einer so genauen Verbindung steht, läßt sich der V. fast gar nicht ein. Er gedenkt gelegentlich der Erbsünde, des Bräutigams unserer Seele, des Herrn Jesu, der unsere Gerechtigkeit ist, oder seines Versöhnopfers auf Golgatha, mehrentheils aber geschieht es nur in den unbestimmten, wiewol in die Kanzelsprache von Alters her aufgenommenen Redensarten, wenn er beyläufig auf eines oder das andere davon zu reden kommt. Uns dünkt es sehr merklich, daß der V. die Wahrheiten der christlichen Moral, die sein eigentliches Fach zu seyn scheint, mehr als die Glaubenslehren durchgedacht habe, wenigstens weis er sie nicht in dem hellen und deutlichen Lichte darzustellen, als jene. Es fehlet daher den Reden des V. als moralischen Predigers, nicht an Klarheit und Deutlichkeit in den Vorstellungen, nicht an Wichtigkeit des Inhalts, nicht an Originalzügen einer wahren Beredsamkeit, nicht an gewissen neuen unerwarteten Wendungen, Vergleichungen und Beyspielen, die ihm seine lebhafte Einbildungskraft zuführet und die Aufmerksamkeit des Zuhörers rege macht oder unterhält. Wenn es wahr ist, sagt er S. 16. des 3ten Theils, daß ein jedes Jahrhundert, oder ein jedes Volk besonders

Laster heget; so ist die Lieblosigkeit die Modesünde in unsern Tagen. Unsere Voreltern hatten den Ruhm der Gastfreyheit, einer dienstfertigen Redlichkeit und Menschenliebe. Aber wir lassen ihre Hospitäler, ihre milden Stiftungen verfallen und eingehen. Bey uns ist es möglich, daß eine Familie im fruchtbarsten Jahre verhungert, daß ein Reisender unter freyem Himmel erfriert, ein Kranker unerquickt stirbt und ein ehrlicher Greiß betteln geht, weil er nicht mehr arbeiten kann. Unsere Vorfahren würden uns nicht für ihre Kinder erkennen, wenn sie in die Welt zurück kämen; aber wir würden sie auch verkennen und sie kaum in den Ueberbleibseln ihrer milden Stiftungen ohne Eigennutz, aufnehmen. Wir leben in dieser lieblosen Zeit blos für uns und unsere Kinder. Wir betteln lieber an der Thürschwelle der Großen um etwas Ehre und Vortheil, als daß wir von unserm Ueberfluß Allmosen austheilen sollten. Dergleichen treffende Bemerkungen kommen häufig vor. Es gefällt uns auch, daß der V. bisweilen eine bibl. Vorstellung, z. B. die sprichwörtliche Rede des Heylandes, Matth. 5, 21. 22. S. 54. mit wenig Worten gut erklärt: Eure alten Thoren, sagt Jesus zu ihnen, haben das fünfte Gebot gänzlich verunstaltet. Sie lehren euch, daß jeder rein vom Todschlage sey, der nicht vorsätzlich und mit eigener Hand den andern umbringt, und daß nur der als ein Schuldiger im Gericht belanget werden könne, der wirklich jemanden muthwillig getödtet hat. Ich aber sage euch, wer mit seinem Nebenmenschen ohne Grund und ohne Maas zürnet; wer ihn seiner Gebrechen wegen verhöhnet oder boshaft verläumdet, auch der, auch der hat einen Todschlag, ja noch mehr hat er verübet. Allein an solchen Vorstellungen, womit die schon angeführte dritte Rede S. 65. sich schließet: Ich will demnach, wenn der Stolz mich anwandelt, in meinen Busen greifen und fühlen, daß ich noch Fleisch und Blut habe. Das Gesetz des Herrn soll gleich einem Donner meine sichere Eigenliebe erschüttern; und der Wandel Jesu soll mein bestes Verhalten beschämen, weil es noch lange nicht christlich genug ist (dieser letzte Gedanke ist unverbesserlich). Oft will ich durch Todesbetrachtungen die Lobsprüche von mir scheuchen, welche Schmeichler oder ein verführtes Herz mir freygebig darbringen. Ich will mein Böses aufsuchen und erröthen. Mein Gutes zeichnen, ja ohnedem Engel auf, und tragen es vor deinen Thron, o Gott, von dem ich es empfieng: an solchen Vorstellungen

hat

hat die Einbildungskraft des Dichters wohl den stärksten Antheil; denn so blumenreich spricht man nicht, wenn das Herz redet. Und dann haben wir uns ein klein Verzeichniß von Ausdrücken gesammelt, die auf die Kanzel nicht so recht gehören. Wir wollen es doch hersetzen: Hand in Hand vor Gott stehen und beten; dem Grabe entkriechen; Unterricht, von dem wir einige Winke bemerken wollen; Kinder fühlen das vierte Gebot in ihre Brust geäzt; diese Triebe lispeln dir zu, daß eine Zukunft sey; verliebt in sich selbst dem großen Gerichtstag entgegen schlummern; den Selbstbetrug enthüllen; die Lüste schleichen sich doch heimlich ins Herz und erwarten nur Sonnenschein, oder einen bequemen Zeitpunkt, um zu Handlungen ausgebrütet zu werden; der friedfertige Jesus soll die schäumende Rachgierige umarmen? Dergleichen Ausdrücke, welche, wir wollen nicht sagen den schönen Geistern abgeborgt sind, aber doch der Würde des Predigers nicht entsprechen, sollte der V., der die Sprache genugsam in seiner Gewalt hat, gewissen neologischen Schriftstellern überlassen. Als etwas neues ist es uns aufgefallen, daß der Verf., wenn er den Mangel der menschlichen Ehrerbietung und Liebe gegen Gott ausdrücken will, das Wort Lieblosigkeit gegen Gott gebraucht, von welcher die 2te Pred. des 3ten Th. handelt. Bis daher ist das Wort zur Bezeichnung dieser Idee wenigstens ungewöhnlich gewesen.

In der Vorrede zu eben diesem Theil hat sich Hr. T. zum voraus gegen den Tadel zu verwahren gesucht, mit welchem ihn etwa seine künftigen Kunstrichter deswegen belegen möchten, daß verschiedene seiner Reden nicht ungezwungen aus dem Texte flößen. Er hat nicht ganz unrecht und wir pflichten ihm völlig in demjenigen bey, was er über den Zwang der vorgeschriebenen Texte beybringt. Wenn er aber frägt: Müssen alle geistliche Reden durchaus über einen Text geschehen? so antworten wir, das nicht, allein wenn man sich einmal einen biblischen Text wählet, und er nicht umsonst gelesen seyn, oder der gedruckten Predigt vorstehen soll, so muß auch der Vortrag die möglichste, genauste Beziehung darauf haben. Man kann noch mehr sagen, aber das muß doch am vorzüglichsten gesagt werden, was in dem Texte steht. Mit den meisten evangelischen und einigen epistolischen Texten läßt sichs freylich nicht anders thun, als daß man öfters nur eine entfernte

Veranlassung zu der anzustellenden Betrachtung daraus hernehme. Weiter unten führet der Verf. an: Die Regeln der Einheiten und der bestimmten ungeraden Aufzüge sind auch ein Zügel für eine ausschweifende Einbildungskraft. Aber zum Unglück sind sie es auch zuweilen für den besten Schauspieldichter, und ihnen haben wir diese regelmäßige kalte Stücke zu verdanken. Das Gängelband ist gut für Kinder, der Erwachsene hütet sich von selbst. Wir hätten noch keine Meßiade, wenn der Reim nicht seine despotische Gewalt verlohr, und vielleicht wären unsere deutsche Kanzelredner dem übrigen Europa bekannter, wenn sie ihrem Genie mehr als einer zu gekünstelten Homiletick folgten. Jenes wäre freylich besser als dieses, welches nicht seyn sollte, aber sonst passet diese Anmerkung in so weit auch nicht auf den Prediger, als dieser nach einem ganz andern Plan und nach ganz andern Regeln arbeiten muß, als der Schauspiel- oder Heldendichter.

D.

Antonii Augustini, Archiep. Tarraconensis de emendatione Gratiani dialogorum libri duo cum *Stephani Baluzii* et *Gerh. Mastrichtii* notis curante *M. Ios. Ant. de Riegger*, Caes. Reg. Acad. Robboret. Socio — Liber prior — posterior. Viennae Austriae, ap. Paul. Krauss, MDCCLXIV. 2 Alph. pl. 5.

Dieser neue Abdruck der Baluzzischen Ausgabe, unterscheidet sich von dem im Jahr 1760. in Italien besorgten durch die beygefügten Mastrichtschen Anmerkungen und die vorgesetzte lesenswürdige Vorrede des Hrn. von Riegger; Er verliert aber dagegen im äußerlichen, wegen des schlechten Papiers und der Menge eingeschlichener Druckfehler.

Aurelii Augustini, Hippo. Episcopi de spiritu et littera ad Marcellinum liber vnus e recensione Benedd. e Congreg. S. Mauri Varietate lectionum animadversionibusque brevibus illustratus ab *Ioh. Christ. Benjam. Teegio*, S. S. Theol.

Theol. cult. — Lipsiae, apud Io. Fried. Wizleben, A. C. CIↃ IↃ CC LXVII. 8. pl. 6.

Ein seltnes obgleich Beyfallswürdiges Unternehmen von einem Studioso Theologiae, und die Art der Ausführung eben so rühmlich. In der Vorrede wird zuerst von dem Inhalt dieser Augustinischen Schrift, von dessen Urtheilen über ihren Werth und von den verschiedenen Ausgaben seiner Werke, Nachricht gegeben; dann folgt sie selbst, so daß der Text nach dem von Clerc besorgten Abdruck der Benedictiner Ausgabe geliefert wird, und aus demselben, oder nach der von dem Herausgeber weiter angestellten Vergleichung, die verschiedenen Lesarten der Handschriften und früherer Ausgaben in den Noten beygefügt. Die eignen Anmerkungen des Hrn. T. betreffen theils Correctionen in Stellen, in welchen sich die Benedd. in ihren Anzeigen einer verschiedenen Lesart geirrt, theils die Abweichungen der Uebersetzungen des A. T. von einander, in den daraus angeführten Stellen. Die letztere Art von Anmerkungen hätte nun wohl hier wegleiben können, nicht zu gedenken, daß sie oft unrichtig sind, z. E. wenn S. 61. bey einer angeführten Stelle aus dem Buch der Weisheit gesagt wird in versione τῶν ό sic leg. — welches offenbar falsch seyn würde, wenn man auch erweislich machen könnte, es sey ehemals ein hebräisches Original davon vorhanden gewesen. Dafür hätten wir gewünscht, daß Hr. T. die Interpunktion, wo sie selbst in der Benedd. Ausgabe offenbar unrichtig ist, berichtiget hätte, als S. 79. Si autem respondetur, - - - - - - - quod cum crearemus accepimus. Attendat etc. statt - accepimus; attendat etc. Ein einzigesmal §. 21. hätte auch erinnert werden sollen, daß von den Worten an — deinde subinfert (sc. aliquis) bis ans Ende des §. ein etwas langer Einwurf der Gegner vorgetragen wird, und dies noch sichtbarer zu machen, ein eigner Paragraph daraus gemacht werden sollen; u. s. w. Anfänger, für welche dergleichen kleine Ausgaben einzelner Schriften der ersten kirchlichen Gelehrten, besonders nützlich seyn können, werden aus dieser den ganzen Augustin kennen lernen, wie er bald aus der lateinischen Uebersetzung zum Eckel beweißt, wo im Grundtext gar nichts davon steht, z. E. §. 17. bald mit Worten spielt — quid intersit breviter dicam. Quod operum lex minando *imperat*, fidei lex credendo *impetrat*

(§. 22.) auch richtige Auslegungen (wie §. 50. ex fide und per fidem ist einerley) doch nicht aus der Sprache, sondern mit vielen Umschweifen beweist, endlich ein Künstler der ganzen Technologie gewesen ist, mit welcher man bis auf unsre Zeiten die freye väterliche Gnade Gottes umzäunt.

F. Augustini Gervasio, Erem. August. in universitate Vindobonensi S. S. Theol. Publici Professoris; de legibus, peccatis, et peccatorum poenis libri tres in usum Academicae juventutis brevi methodo adornati — Vindobonae typis — Trattner — MDCCLXIV. 8. 1 Alph. pl. 12.

Doctrina theologica de legibus, peccatis, et peccatorum poenis conscripta a *Georgio Roman* Soc. Iesu Presbytero, artium liberalium, philosophiae et S. S. Theologiae doctore, in universitate Vindobonensi emerito Professore — Vindobonae, typis — de Trattner — 1767. 8. 2 Alph. pl. 2.

Das Unterscheidende dieser beyden Schriften von gleichem Inhalt ist kurz dieses. Hr. Gervasio hält sich weniger als Hr. Roman bey scholastischen Subtilitäten, Distinktionen und unnützen Fragen auf, und erklärt sich deßfalls einmal ausdrücklich — cetera antiquis Scholasticis permittenda. Turpe est enim cum utilia suppetunt, persequi inutilia &c. Er zeigt mehrere Belesenheit in den Schriften der Protestanten; und läßt ihnen mehr Gerechtigkeit wiederfahren; Er beruft sich nicht auf das Ansehen der Kirchenlehrer, Concilien und Dekreten als beweisend, sondern führt sie mehr zur Erläuterung an, und um seine Uebereinstimmung mit ihnen zu beweisen: Er ist vollständiger in der Abhandlung von den Gesetzen, indem er zugleich eine kurze Geschichte des juris civilis und canonici liefert, auch unpartheyisch die Fehler und Mängel des letzten gesteht; die Vorstellung des Hobbes von dem Recht der Natur weitläuftig widerlegt, und in der Lehre von den Strafen der Sünden, die ewige Dauer derselben gegen Bailens Einwürfe und die Zwei-

fel

fel des Lock, Tillotson, Clerck vertheydiget. Dagegen läugnet Hr. Roman, daß der Decalogus uns noch weiter verbinde (sublata est illa obligatio sc. ex lege Mosaica orta — lex vetus universa est abrogata) setzt die künftigen Strafen der Kinder, die ohne Taufe gestorben, blos in dem Verlust der höhern Glückseeligkeit, wogegen Hr. Gerv. sie auch zu der sogenannten poena sensus verurtheilet; geht noch besonders in der Abhandlung von den Sünden die Eintheilung in peccata personalia und habitualia durch, und ist überhaupt an Zeugnissen und Beweisen aus den Vätern reicher. Sonst kommen beyde darinnen überein, daß sie die unterscheidenden Lehrpunkte ihrer Kirchen Communion, als de Evangelio tanquam lege nova; de peccatis ex natura sua venialibus, de purgatorio, de poenis infantum unverändert vortragen; in Ansehung der Methode, erst den zu behauptenden Satz beweisen, dann die Einwendungen der Gegner anführen und widerlegen; endlich in Ansehung des lateinischen Ausdrucks sich beyde gut lesen lassen.

D. Siegmund Jacob Baumgartens Geschichte der Religionspartheyen — Herausgegeben von D. Joh. Salom. Semler, der heil. Schrift Doktor und öffentlichem Lehrer ꝛc. — Halle bey Johann Justinus Gebauer, 1766. 4. 7 Alph. 6 Bog.

Abermals Vorlesungen des seel. Mannes vom Jahr 1754. und 55. von Hrn. M. Bertram unter der Aufsicht des Hrn. D. Semlers in Ordnung gebracht und aus der Vergleichung mehrerer Nachschriften berichtiget. Sie bestehen aus siebzehn Abschnitten, in welchen die Partheyen in folgender Ordnung gestellt und gemustert werden. — Die Freygeister, als Atheisten, Deisten, Indifferentisten; die Heyden und zwar theils überhaupt, theils besonders, die Magier, Sabier und Phönicier, Griechen und Römer, Egyptier, alten Deutschen, neuern Ostindischen, Chinesischen, Americanischen und Africanischen; die Juden, gleichfalls nach ihren verschiedenen Sekten; die Muhammedaner; die verschiedene Irrgläubigen in den ältesten Zeiten der christlichen Kirche, als Gnostiker, Manichäer, Sabellianer u. s. w. Die griechische Kirche, die übrigen morgenländischen Partheyen, als Chal-

Chaldäer, Jacobiten, Copten ꝛc. Die römische Kirche, die Gemeinen, welche sich vor der Reformation davon abgesondert, Waldenser, Hußitten —; die reformirte Kirche; die englische; die Antitrinitarier; die Taufgesinnten; die Remonstranten; die Quacker; kleinern Schwärmer, wie die Schwenkfelder ꝛc. Die evangelischlutherische Kirche u. s. w. Die Geschichte einer jeden von diesen Partheyen, wird weiter so vorgetragen, daß ihre unterscheidende Denkungsart, ihre Hauptanführer und Vertheydiger, ihre Gegner, beyde namentlich und nach ihren Schriften, endlich das Verhalten gegen sie, mit großer Belesenheit und Richtigkeit beschrieben wird. Sind es solche, die sich selbst untereinander entzweyt, so werden auch noch ihre innern Streitigkeiten, soviel ihrer nur vorgefallen sind, mit gleicher Genauigkeit erzählt: Z. E. in der lutherischen Kirche, die antinomistischen, osiandrischen u. s. w. Man denke, was der Mann alles gekannt, gelesen, gesamlet und beurtheilt hat, wie viel er der Nachwelt der Gelehrten vorgearbeitet, so daß es Sünde seyn würde, kleine Mängel und Fehler ihm öffentlich nachsagen wollen. —

Theologiae elenchticae initia in usum praelectionum publicarum concinnata a *D. Wyttenbach*, Theol. in univers. Marpurg. D. et Prof. P. P. etc. — Tomus secundus, Francf. ad Moenum, ap. Io. Gottl. Garbe, 1765. 8.

Der erste Theil dieses Compendiums enthielt die Vorstellung und Beurtheilung der von den protestantischen Lehrbegriff abweichenden Religionsmeynungen anderer christlichen Partheyen; hierauf folgt nun in dem gegenwärtigen zweyten die Anleitung zur Vertheydigung der natürlichen und christlichen Religion gegen die Atheisten, Deisten und Zweifler: Sie ist mit vieler Belesenheit und Bescheidenheit abgefaßt.

W.

2. Rechtsgelahrheit.

F. R. Engau, &c. elementa juris canonico-pontificio ecclesiastici. Post obitum auctoris edidit, no-

notasque et animadversiones suas adjecit *Ioach. Erdmann. Schmidt*, *D.* Iuris Publici et Feudal. nec non Histor. P. P. O. consiliarius Aulicus Saxonicus. Ienae sumpt. viduae Croeckerianae. 1765. 8. 1 Alph. 23 Bogen.

Die Vorzüge und Fehler des Engauischen Lehrbuches sind bekannt genug. Die Schmidtischen Anmerkungen sind eben nicht von Wichtigkeit, und werden niemanden reitzen, sich diese neue Auflage anzuschaffen.

S.

D. *Justi Claprothi* P. P. O. Facult. Iurid. Assess. Extraord. Societ. Regiae Teuton. Membri Ord. Primae lineae Jurisprudentiae Extrajudicialis Theoretico-Practica, in usum auditorii adornatae. Editio secunda, Goettingae sumtibus viduae Adam. Vandenhoeck 1766. 19 Bog. 8.

Die Absicht des Verf. ein beynahe wüstes Feld zu bebauen, ist allerdings lobenswürdig. Die Ausführung ist auch so gerathen, daß ihr der Beyfall des Publici nicht entstehen kann. Eine deutliche Auseinandersetzung der verschiedenen Grundbegriffe ist eine vorzüglich gute Eigenschaft eines academischen Lehrbuches, und selbst denenjenigen nützlich und angenehm, welche in einzelnen Fällen einer entgegengesetzten Meynung zugethan sind. Vielleicht würde es als eine Verbesserung dieser zweyten Auflage anzusehen gewesen seyn, wenn ein gutes Register angehänget wäre, sollte auch der Nutzen des weitläuftigen Conspectus dadurch verringert werden.

Arnoldi Corvini a Belderen I. C. Iustinianus Imp. Catholicus. Editio altera, Vindobonae, Typ. Ioh. Thom. nob. de Trattnern 1766. 149 S. 12.

Eine neue Auflage von diesem Buche hätten wir zu unseren Zeiten nicht mehr erwartet. Schon ein ganzes Jahrhundert ist seit seiner ersten Erscheinung verstrichen, u welcher ohne Zweifel Gelegenheit gab, daß der Verf. wenig Jahre vorher, zur römisch-catholischen Religion übergegangen war. Die Hauptabsicht ist, dem Angeben

nach,

nach, zu zeigen, daß der Käyser Justinian ein Papist gewesen, zu welchem Ende Stellen des Codicis und der Novellen hauffenweise aufgeführet werden; indeß bemerket man einen beynahe noch grösseren und recht ängstlichen Eifer bey Begründung des geistlichen Regiments, wobey, nach Art der Ueberläuffer, die hefftigsten Ausfälle und zuweilen offenbar falsche Beschuldigungen und Vorwürfe, gegen Protestanten und Reformirte, den Calvin, Kemnitzen rc. nicht gespart werden. Die göttlichen Eigenschaften, und Dreyfaltigkeit, die Kirche, heil. Schrift, Traditionen und Concilien, der Pabst, die Ketzer und die Gewalt über dieselben, der Glaube, gute Werke, die zehen Gebote, (von welchen Luther sagen soll, daß sie blos die Juden und nicht die Christen verbänden S. 45.) die Prädestination, die sieben Sacramente nebst der Meße, das Kirchen-Regiment, die Geistlichkeit und ihr Gerichtsstand, der Cölibat und übrige Gelübde, die Mönche, die Seelmessen, das Fegefeuer, die Anruffung der Heiligen, die Verehrung der Reliquien, Bilder der Heiligen und des heil. Kreutzes; die Wallfarthen; Feyer der Festtage; die Fasten, das Gebet, die Einweihung und Zierde der Tempel, die Kirchen-Lichter, das Weih-Wasser, Oel, Brod rc. die Betstunden, Litaney und Begräbniße sind die Gegenstände, welche nach der Lehre des Tridentinischen Concilii, des Bellarmini rc. in besondern Titeln behandelt werden, allein so seichte, daß unseres Wissens, dieses Buch keiner theologischen Streitigkeit würdig geachtet worden. Den Justinian insonderheit anlangend, ergiebt sich aus der dritten Novelle, besonders Kap. 1. §. 1. wenigstens so viel, daß derselbe die Gewalt des Pabstes nicht in der Maßen anerkannt habe, daß er dadurch behindert würde, von seinen Majestäts-Rechte Gebrauch zu machen, in Ansehung der Geistlichkeit selbst Gesetze ergehen zu lassen, und Einschränkungen zu verordnen.

Anweisung, wie die Regeln des gemeinen und des Sächsischen Proceßes geschickt anzuwenden sind. Auf Verlangen in den Druck gegeben von Achatius Ludwig Carl Schmid, Hochfürstl. Sachsen-Weimar und Eisenachischen Geh. Aßistenz-Rath. Jena, im Verlag Joh. Wilh. Hartungs 1766. 12 Bogen 8.

Der

Der Verf. giebt in diesem kleinen Werke eine deutliche und überall mit Beyspielen erläuterte Anweisung zu demjenigen, was bey dem solennen Civil-Proceß Richter und Sachwalter in der ersten Instanz bis zur Sentenz zu beobachten haben. Das hauptsächlichste Augenmerk ist hierbey auf den Sächsischen Proceß gerichtet, jedoch werden zugleich einige Abweichungen des Reichscammergerichts, Reichshofraths und des gemeinen Processes bemerket. Nun fehlet es zwar nicht an dieser Art Schriften, indeß empfiehlet sich gegenwärtige vorzüglich, durch die große Genauigkeit und Deutlichkeit, mit welcher die Sachen erzählet, und in den Noten des mehreren erläutert werden, so daß einem Anfänger bey einiger Aufmerksamkeit kaum zweifelhaft bleiben kann, wie er sich zu verhalten habe, daher es nicht allein auf Academien bey practischen Ausarbeitungen mit Nutzen zum Grunde gelegt werden kann, um, ohne nöthig zu haben, sich mit einer weitläuftigen Erklärung der Sachen aufzuhalten, sogleich deren Anwendung zeigen zu können, sondern es kann auch denenjenigen sehr zu statten kommen, welche aus Nachläsigkeit, oder durch andere Umstände behindert, keinen practischen Unterricht auf der Universität bekommen haben. Diese Deutlichkeit erstrecket sich sowol auf den Inhalt derjenigen Schriften, zu deren Verfertigung hier eine Anweisung gegeben wird, als auch auf die äussere Form derselben, z. B. wie die Zeugen-Aussage am bequemsten zu Papier zu bringen; wohin auch folgende S. 98. Not. 6. befindliche Stelle gehöret: *Es würde nicht übel gethan seyn, wenn man sich zur Verfertigung eines richtigen Beweises zubereitete, daß man den Bogen in drey Columnen legte, und auf die erste die Beweissätze, unter fortlaufenden Zahlen, schriebe, auf die zweyte, die Gründe, mit Bemerkung der Zahl des Beweissatzes, zu welchen die Gründe gehörig sind, und auf die dritte, die Beweismittel ebenfalls mit Ausdrückung der Zahl der Beweissätze, und des Unterscheidungs-Zeichens der Gründe, welche durch die Beweismittel gestärkt werden sollen.* Der Verf. hat bey dieser Anweisung des P. W. Schmids practisches Lehrbuch zum Grunde geleget, und die Anwendung der daselbst vorgetragenen Regeln, mit Bemerkung des Ortes, wo selbige zu finden, gezeiget. Nach einer natürlichen Ordnung wird, nach vorangesetzter Erinnerung von der nöthigen Vorbereitung eines Sachwalters bey Uebernehmung eines Processes,

zesses, von der Klage, der Citation, der Vollmacht, von der Einlassung, dem Beweise und Gegenbeweise, und endlich von dem Hauptverfahren der Partheyen das nöthige angeführet, die Anweisung aber, wie Sentenzen abzufassen, zur Referierkunst verwiesen. Da die Art des gerichtlichen Verfahrens längst bestimmt ist, so konnte freylich nichts neues gesaget werden, und in diesem Betracht hat der Verf. vielleicht das Anführen von Reichs- und anderen Verordnungen, wie auch von Schriftstellern, überflüssig zu seyn erachtet. In Ansehung der Schreibart finden wir das besondere, daß, statt der lateinischen Kunstwörter, so viel möglich die, in praxi doch weniger üblichen, deutschen Wörter gebraucht werden, weil aber die Deutlichkeit dabey sehr verlieret, so mußte nothwendig der lateinische Ausdruck beygefüget werden, wobey dennoch die beständige Wiederholung unangenehm wird, und uns überflüßig zu seyn scheinet. Brauchbarer würde dieses Buch dadurch werden, wenn zu denen folgenden Instanzen sowol, als auch zu denen übrigen Proceßarten gleiche Anweisung gegeben würde, wozu, nachdem der Verf. das academische Leben verlassen, wohl wenig Hofnung ist.

Pm.

Vormerkungen zur peinlichen Rechtsgelehrsamkeit entwirft zum Gebrauch seiner Zuhörer Jos. Ant. Riegger, Ritter. Augspurg und Freyburg in Breisgau, bey den Brüdern Ignaz und Anton Wagner 1766. 118 S. 8.

Diese Prolegomena bestehn aus acht und dreyßig Sätzen, wovon ein guter Theil eben sowol vor den römischen Institutionen stehn könnte, als vor einer peinlichen Rechtsgelehrsamkeit vorausgeschickt ist. Sie gehören in keiner Absicht hieher, und beweisen nichts, als daß ein unzeitigfertiges Gedächtniß der Genauigkeit schadet, und Allotria hervorbringt.

Was soll zum Exempel im 5ten Satz die Wiederholung von der Bedeutung des Worts Recht? da der Verf. voraussetzt, daß seine Zuhörer, für die er seine Vormerkungen eigentlich nur geschrieben, das Naturrecht, die Institutionen, Pandecten schon gehört haben; so werden sie doch wohl die Verschiedenheit dieses Worts kennen? Hernach

nach legt er auch dem Worte Recht eine Bedeutung bey, die es in dem Deutschen nicht wie im Lateinischen (jus) hat. Er sagt nemlich Recht bedeutet auch den Ort, wo Gericht gehalten wird. Kann man sagen, in das Recht gehn, statt, in das Gericht gehen? Ein oder zwey Stellen, die er für sich anführen kann, sind wohl poetische Freyheiten oder Latinismen. Ferner wirft er im 9ten Satze Fragen auf, die eigentlich nicht hieher gehören, und doch nur mit Citaten beantwortet werden. Was lernt denn ein junger Mensch, wenn er diese und jene Disputation den Titel nach kennt? Im 20. 21. redet er von der juristischen Hermeneutick, und schweift bey dem Worte Kritick, bis auf Homens Grundsätze und Baumgartens Aesthetick aus.

Wir müssen aber auch gestehn, daß wir viel Gutes in diesen Vormerkungen gefunden, zum Beyspiel von der Verbindung der Theorie und Praxis, u. dergl. Wir empfehlen ihm daher, nur aufmerksam zu seyn, und nicht gleich niederzuschreiben, was ihm durch den ähnlichen Klang eines Worts, oder auf eine andre dergleichen Weise einfällt.

Institutiones jurisprudentiae privatae Romano germanicae in usum Auditorii sui systematica adornatae methodo a *Ioach. Georg. Daries* &c. Edit. 2 auctior et emendatior. Ienae apud Chr. Henr. Cuno, 1766. gr. 8. 1 Alph. 18 Bog.

Eine neue Ausgabe eines bekannten Lehrbuchs. Der berühmte Verf. hat sich in der Vorrede gleich erklärt, was er durch eine systematische Methode verstanden haben will. Und nach dieser Erklärung ist sie nichts, als ein leichter deutlicher Vortrag, wo man die im Rechte vorkommende Dinge erst definirt, und das Definirte richtig eintheilt, und den Unterschied der Theile wiederum durch richtige Definitionen bestimmt.

Auch hat der Herr V. die gewöhnliche Ordnung der Justinianischen Institutionen nicht beybehalten, und wir können nicht läugnen, daß sie philosophischer, genauer, und natürlicher ist. Freylich hat sie ungeachtet aller ihrer Vorzüge bey Anfängern die Unbequemlichkeit, daß sie, da sie die Eintheilung des römischen Rechts nach den Justinianischen Juristen auch wissen müssen, eine doppelte

Arbeit haben, wo sie mit einer einfachen eben so gut wegkommen könnten.

M.

M. P. Baumhauers, Rechtsgelehrten, neue juristische Gedanken über das Recht der Wiederbezahlung der Capitalien bey Veränderung des Münzfußes, nebst einer Anwendung auf den Zustand von Frankfurt am Mayn.

Medium tenere beatum est.

Frankf. und Leipz. bey Gotth. David Schulz, Hochfürstl. Hessen-Hanauischen Hofbuchhändler, 1767. 4. 48 S.

Die nach dem Kriege in den Gerichten so fruchtbar gewordene, auch vorher schon zu aller Zeit wichtig gewesene Materie von der Wiederbezahlungsart der alten Capitalien hatte in Frankfurt am Mayn einen eigenen Münzfuß veranlasset, der zwischen dem eigentlichen Conventionsfuße, die feine Mark zu 20. fl. gerechnet und dem im Reiche angenommenen Zwischenfuße, die Mark zu 24 fl. gerechnet, das Mittel halten soll, nemlich die M. zu 22 fl. Nach diesem Fuße müssen alle alte Capitalien, sie mögen nach dem Zinnischen oder Leipziger Fuße ausgethan seyn, zurück bezahlet werden. Ein Gesetz, das in allem Betrachte heilsam ist, weil viele verderbliche Processe damit auf einmal entschieden sind!

Dieses Gesetz will der Verf. widerlegen, hütet sich aber sehr, wider den Gehorsam zu verstoßen, den man den Gesetzen schuldig ist.

Er hoffet, ein allgemeines Reichs-Münzgesetz werde nächstens alle Interimsfüße verdrängen.

Zu jener grossen Absicht soll diese Schrift ein Privat-Beytrag seyn, der aber nur in die Materie, die auf dem Titel angezeigt ist, sich einschränkt.

Sein Vorschlag, den er dabey thut, ist dieser. Nicht auf den innerlichen Werth zur Zeit des Contrakts und nicht auf den äusserlichen zur Zeit der Wiederbezahlung, sondern auf den äusserlichen Werth, den alle Münzen ein Jahr zuvor gehabt haben, ehe indessen, da das Capital stund, eine Veränderung des Münzfußes vorgegangen

en war, und zwar auf den Durchschnitt davon zu sehen,
nd hiernach den Werth oder den Fuß der Wiederbezah-
ung zu reguliren.

(Aber, wenn also der innerliche und der äusserliche
Werth nichts gelten sollen, ist denn der äusserliche Werth
in Jahr vorher nicht auch ein äusserlicher Werth?)

Der Verf. greift hier insonderheit den juristischen
:acktischen Satz an, daß der Schuldner des Kapitals zu-
eich eine Art von Eigenthum, mithin auch die Gefahr
bernehme, die indessen dem Kapital durch Zufälle, wor-
nter auch die Veränderung des Münzfußes gehört, be-
orstehen kann. Er will es nicht glauben, daß der Schuld-
er Eigenthümer sey, oder die Gefahr des Eigenthums
bernommen habe, sondern setzt die Gefahr blos in die
nteressen, die dem Glaubiger und nicht dem Schuldner
eigen und fallen oder, wie er eigentlich sagen will, die
m Glaubiger, so wie sie bedungen sind, recht seyn müs-
n, wenn gleich überhaupt in selbigem Lande die Procen
n indessen gestiegen oder gefallen wären, in welchem
alle also Gewinn und Verlust, als der Charackter des
igenthums, den Glaubiger und nicht den Schuldner
effe.

Politisch und philosophisch von der Sache geurtheilt,
at der Verf. freylich überall recht, obwol unter einer
Menge Voraussetzungen, darunter die vornehmste diese
t, daß der Werth der Waaren und Bedürfnisse von
ugenblicken zu Augenblicken mit dem Münzfuße immer
einer vollkommenen Gleichheit steige oder falle; aber
nn ist es nichts neues; denn die Sache ist schon so oft
sagt, daß sie fast darüber schon zu der Zeit, da diese
ogen geschrieben wurden, aus der Mode gekommen war.
ingegen dieser Verf. will uns neue und zwar keine poli-
che oder philosophische, sondern juristische Gedanken
gen; die haben wir nicht gefunden, denn das Exempel
n den Interessen und der Gefahr des Steigens und Fal-
ns derselben, ist nichts weniger als juristisch, und doch ist
sein Beweis gegen die Eigenthumsgefahr des Schuld-
rs, und daß nicht dieser, sondern der Glaubiger für den
igenthümer in Rechten zu halten sey. Aber weis denn
r Verf. nicht, daß Condictio certi ex mutuo eine bloße
tio personalis sey, das Eigenthum aber actiones reales
d nicht personales hervorbringe, rei vindicatio auch,
ie der Name schon giebt, nichts anders als actio realis seyn

 könne?

könne? Man hat aber noch nie gehört, daß jemand anstatt der Condictionis ex mutuo, rei vindicationem angestellt hätte. Mehr braucht man für Leser von Profeßion hier nicht zu sagen. Wenn der Verf. ja seiner Idee vom Eigenthume hätte folgen wollen, wie kam er doch auf die Begriffe vom dominio directo und utili, die allemal real sind und blos zwischen Lehnherrn und Lehenmann gefunden werden, davon der letztere auch immer dazwischen irgend emphyteuta heissen kann? und warum nahm er nicht lieber den Unterschied von dem dominio naturali, das die Ehefrau über ihren dotem und von dem dominio civili, das der Ehemann während der Ehe über denselben dotem hat, zu Hülfe? Der 5. und 10. L. Cod. de jure dotium würde ihm viel ähnlichere Eigenthums Ideen erwecket haben, wenn er unter dem Schuldner sich einen dominum civilem und unter dem Glaubiger einen dominum naturalem hätte gedenken wollen; der Schuldner hat auf diese Weise alle Gefahr auf sich, und doch hat nach der Art dieses dominii der Glaubiger oder der Constituente des dotis gegen den Schuldner keine actionem realem, sondern emti venditi, die eben so personel ist als die Condictio ex mutuo.

Der letzte Bogen enthält die Kritick eines Ungenannten, der mehr Juriste zu seyn scheint, als der Verf. Sein Urtheil ist aber sehr vernünftig und praktisch, und der Verf. der Schrift ließ es auch Rechtskräftig wider sich werden.

Daniel Nettelbladts, Königl. Preußischen Geheimen Raths und ordentlichen Lehrers der Rechte auf der Friedrichs-Universität zu Halle, Versuch einer Anleitung zu der ganzen praktischen Rechtsgelahrheit. Halle im Magdeburgischen zu finden in der Rengerischen Buchhandlung, 1767. 4. 490 S.

Ist ein Lesebuch, welches aus des V. Abhandlung von der practischen Rechtsgelahrheit überhaupt, aus dessen Versuch einer Anleitung zu der aussergerichtlichen practischen Rechtsgelahrtheit und aus dem Vorhaben auch eine Anleitung zur gerichtlichen practischen Rechtsgelahrtheit zu schreiben, entstanden ist.

Der V. ist bey seinem längst entschiedenen Ruhme, er andern eine Zuversicht einflösen würde, alle seine Werke er gelehrten Welt als Geschenke auszustellen, so beschei-en, diese Arbeit nicht nur einen Versuch zu nennen, son-ern ihre Einrichtung auch dem Urtheil unpartheyischer enner zu überlassen. Es ist zwar eine Bedingung dabey ngehängt, daß derjenige, dem die ganze Ordnung und inrichtung nicht gefalle, es besser machen möge, weil er adurch am besten beweisen könne, daß sein Tadel gegrün-et sey; aber wir glauben nicht, daß dieses auf uns ge-ünzet sey, weil wir an der gewählten Ordnung nichts uszusetzen und zum Besser machen, nicht Zeit genug ha-en, wenn wir anders unsere Leser, die wir nun auf diese nzeige ohnedem schon Jahr und Tage haben warten las-n, nicht gar zu lange aufhalten wollen.

Jetzt müssen wir sie für das erste mit dem Inhalte des uches bekannt machen. Nach einer Vorbereitung zu em, was der V. mit dem Begriffe der practischen Rechts-elahrtheit verbindet, macht er einen Unterschied unter er eigentlich sogenannten practischen Rechtsgelahrt-eit und der Kunst mit Akten umzugehen, ohngefähr wie derjenige, der über die Methode in der Musick, über e Stellung des Körpers, die Lage der Finger und Aus-ehnung des Mundes, über die Vorsichtigkeit nach der Ver-hiedenheit der Gegenstände und Zuhörer auch verschie-ne Instrumenten und Täcte zu wählen, ein Collegium sen wollte, sich von einem andern, der auf dem Clavier, r Violin und der Flöte selbst Anweisung giebt, unter-heiden würde, wenn wir anders den V. recht verstanden iben; man müßte aber auch jenes musikalisch-praktische ollegium nicht mit dem theoretischen verwechseln, worinn e Schönheiten in der Musick zu erfinden und zu beur-eilen, mit einem Worte das Componiren gelehret wird, id eben so muß man den theoretischen Theil der Rechts-lehrsamkeit, wobey wir die Wahrheiten des Rechts erfin-en und beurtheilen lernen, von diesem praktischen Theile rgfältig unterscheiden. Diesem praktischen Theil betrach-t der V. nach zwey Gegenständen, davon er den einen vil und den andern criminal nennt — Diese Einthei-ng ist praktisch genug, denn man weis gleich, wie die iviljurisdiction von der Criminaljurisdiction unterschie-n sey, sobald man einem praktischen Manne diese Namen r nennt; aber ausserdem deucht uns die Erklärung etwas

zu enge zu seyn, weil der Criminal-Richter und der Delinquent doch allemal auch Cives sind. Es ist uns aber, die Wahrheit zu sagen, sehr gleichgültig, ob dergleichen Eintheilungen so oder anders gemacht werden, wenn sie nur bequem genug sind, dem Lernenden die Sachen leicht und so bey zu bringen, daß sie nicht zweymal gesagt werden dürfen; ob sie hinten oder vorne gesagt werden, das ist gleichviel; es ist doch bey allen Systemen mehr Methode als Natur. Weil also hier blos das criminelle dem civilen entgegen gesetzt ist; so siehet man leicht, daß der Verf. sich damit den Weg bahne, das Ius publicum und privatum beysammen zu behalten und auch als ein Civilrecht anzusehen; denn theilt er aber beyde wieder ab und macht bey dem jure privato noch eine besondere Unterabtheilung in aussergerichtliche u. Gerichtliche Privatrechtsgelahrtheit;

Hierauf folgt erst die criminelle Rechtsgelahrtheit und nach diesem macht die Kunst mit den Akten umzugehen den Beschluß, die nach zwey Gegenständen, nemlich der Referir- und Dekretir-Kunst, und der Registratur-Wissenschaft abgehandelt wird. Unsere Pandeckten- und Codex-Lehrer werden freylich sich nimmer abgewinnen können, ihre besthergebrachte Lehrart umzubilden, und auf unsern Canzleyen und Ober-Gerichten, wo lauter aus solchen Schulen gekommene Männer sitzen, wird dieser Geschmack kräfftigst unterstützet. Ein Candidat ist unglücklich genug, der nicht beweisen kann, oder den doch sein Gewissen nicht selbst überzeugt, wo nicht 4. doch zum wenigsten 3. mal die Pandeckten gehört zu haben; Wir wollen auch nicht behaupten, daß man zuviel fordere; denn so lange das römische Recht noch die Regul bleibt, so müssen wir bey dem Gesetzbuch bleiben, und so oft wir uns den Inhalt desselben vortragen lassen, so oft haben wir eine andere Absicht und wenn wir allezeit bey der Ordnung des Gesetzbuches bleiben; so bekommen wir unvermerkt memoriam localem und damit einen Vortheil in die Hand, womit sich die größten Juristen gebildet haben. Doch was ist gros? —

Wenn das Corpus Juris dem Juristen das ist, was dem Theologen die Bibel; warum wird ad ordinem Bibliorum die Dogmatick nicht gelesen? Wir wollen unser Urtheil hier nicht eröffnen, weil die Sache selbst redet. Aber unserm Verf. müssen wir doch die Ehre wiederfahren lassen, daß seine Bemühungen um eine deutlichere und bequemere Methode

thode in der Rechtsgelehrsamkeit, so viele Anfechtungen in vorigen Zeiten seine Schriften darüber auch gehabt haben, einen grossen Theil beygetragen haben, an den höchsten Reichs-Gerichten in gerichtlichen Producten und Deductionen dem systematischen Vortrage den Eingang zu verschaffen. Noch vor 10. oder 12. Jahren würde es niemand gewagt haben, bey dem Kayserl. und des R. Cammergericht eine in §. §. abgesetzte Schrift mit Remißionen auf vorherige oder nachfolgende §. §. mit vorgesetzten tabellarischen Inhalte und darinn gemachten Ober- Mittel- und Unterabtheilungen zu erscheinen und gegen den Styl sich zu versündigen, anstatt, daß es jetzt eine Empfehlung eines Practicanten und seiner Sache ist, wenn er diese Methode zu gebrauchen weis. Dieser Umstand allein, wenn man auch für sich an Deutlichkeit und Kürze nicht Geschmack genug hätte, gibt dem Buche unsers Verf. schon einen gewissen Werth. Sein Systema elementare, welches schon lange durch dick und dünne durchgelaufen ist, muß man nothwendig haben, wenn man eine gewisse Trockenheit, die alle Skelete haben, bey diesem Buche nicht fühlen will. Für den Zuhörer ist es vorhin unentbehrlich, dieser hat aber noch den Vortheil des mündlichen Vortrags, wobey, wenn er lebhaft ist, die trockene Compendien öfter nützlicher sind, als die gar gedehnten und Exempelreichen.

Vermuthlich wird diese Auflage sich bald vergriffen haben, und dann wollten wir wünschen, daß der Verf. das Staatsrecht und Criminalrecht, worüber er ohnedem nur flüchtig hingehet, weglassen, und hingegen den letzten practischen Theil, die Kunst mit Acten umzugehen, mehr ausdehnen, und mehr Formuln beybringen, auch die deutsche in Gerichten unbekannte, folglich in gewisser Maaße unbrauchbare Terminologien auslassen oder wenigstens überall nur einmal vorbringen, sonst aber die lateinischen beybehalten möchte.

Wenn wir oben nicht schon die Erklärung gethan hätten, daß wir mit der Ordnung zufrieden wären, so wollten wir zu einer künftigen Auflage auch noch den Vorschlag thun, daß alsdenn die Ordnung des theoretischen Lehrbuchs gewählet werden könnte, weil dadurch eine Menge Sachen wegfielen, die alle dorten schon vorgekommen seyn müssen; und wenn dieses nicht wäre, in diesem practischen Buche doch zu sparsam angebracht wären. E.

Rechtliche Untersuchung der Frage: ob der Torf zu den Regalien gehöre? von Sixtus Jacob Kapff. I. U. L. Herzogl. Rath und Hofgerichts-Assessorn auch öffentlichen Lehrern der Rechte bey dem Collegio Illustri und der Universität. 4. Tübingen, bey Johann Georg Cotta. 1767. 3½ Bogen

Da es bekannt, daß in der Lehre von den sogenannten Regalibus Fisci keine allgemeine Regel gegeben werden kann, indem, in dem einem Lande eine Sache ein Regale ist, die in andern Ländern nicht vor dergleichen gehalten wird; so ist zur Beantwortung dieser Frage in Ermangelung anderer Entscheidungsgründe, dergleichen Verträge und eine rechtliche Observanz sind, allerdings nöthig, die von den Rechtsgelehrten angenommenen Grundsätze zur Bestimmung eines Regals in diesem Fall auf den Torf anzuwenden. Es wird also a) zuerst §. 1. erwiesen, daß der Torf unter die Foßilien gehöre, diese aber nach §. 5. schon längstens Regalien gewesen sind. Ferner b) findet die Anmerkung des Hrn. Hofr. Pütters in seinem deutschen Staats Recht §. 208. S. 171. über den Grund der zufälligen Regalien: daß jede höchste Gewalt berechtiget ist, die natürliche Freyheit einzelner Unterthanen zum allgemeinen Besten einzuschränken, mithin sich selber oder dem Fisco Vortheile zuzuwenden, so fern die gemeine Wohlfahrt dadurch befördert wird, und keinen wohl erworbenen Gerechtigkeiten der Unterthanen zu nahe geschiehet, bey dem Torf seine völlige Anwendung, und giebt also einen neuen Grund für die Regalität desselben ab §. 6. Endlich c) so leiten Ludewig, Dornfeld u. a. m. für die Regalität der Steinkohlen einen Grund aus der Einträglichkeit derselben her, welches auch auf die Torfmoore gezogen werden kann §. 7. Zuletzt d) gilt auch hier der Satz aus dem Sachsen- und Schwaben-Spiegel: Alle Schätze unter der Erden tiefer als ein Pflug gehet, begraben, gehören zu der Königl. Gewalt §. 8. Aus diesen Gründen, und weil verschiedene Rechts-Gelehrte, als Klock, Stryk, Dornfeld und Barthold, Hertius und Staudacher u. a. m. §. 9., den Torf namentlich zu den Regalien rechnen, pflichtet der Hr. Verf. diesem Satz ebenfalls bey, und zeigt §. 10., daß also alle rechtliche Würkungen eines Regals auch bey dem Torf statt haben müssen.

H.

Da-

Danielis Nettelbladt, ICti Halensis Initia Historiae litterariae Iuridicae universalis. Halae Magdeb. in off. Renger. 1764. gr. 8. 560 S.

Der berühmte V. will hiermit eine von der Geschichte des Rechts abgesonderte juristische Literärgeschichte liefern.

Sein Plan ist sehr methodisch systematisch und hat mit der Pütterischen Gelehrten Geschichte von Göttingen vieles gemein; man findet auch, wie in jener, keine Beurtheilung der Schriften oder Methoden. Wir wollen doch den Lesern das Nöthigste von dem Plane dieses insonderheit für die schöne Jurisprudenz sehr brauchbar eingerichteten Lehrbuches mittheilen.

Den Anfang machen: Allgemeine Vorerkenntnisse der juristischen Gelehrten Geschichte; darauf folgen allgemeine Nachrichten von der alten Juristen Herkommen, von ihren Sekten, Arbeiten, Collegien, akademischen Vorzügen, Antecessorenstellen, Schutzgöttern und Festtagen. Dieses macht den ersten Theil aus. Im zweyten wird von den Juristen einzeln gehandelt, nach der Zeitordnung der Jahrhunderte vom dritten anzufangen bis zum eilften; dann kommen die Männer des mittlern Alters und die Glossatoren, darauf die neuern todten bis zum XVIII. Säc. hiernächst die noch lebenden, erstlich die auf Akademien und Gymnasien und dann die ausser denselben leben. Der dritte Theil dieser Nachrichten hat die Leibes- Gemüths- und Glücksumstände der Juristen zum Gegenstand, wobey der V. gegen die Mikrologen fleißig protestirt, ihnen nicht in das Angreifen zu wollen. (Fast zweifeln wir, ob diese Protestation hinlänglich seyn werde.) Jetzt kommt eine neue Abtheilung von der Geschichte der Jurisprudenz, nach 3. Altern der Juristen und von ihren Schicksalen. Und nun folgt eine Abtheilung von juristischen Schriften, von ihren Schicksalen, von ihrem Werthe, (der aber nicht beurtheilt, sondern nur beurtheilen zu lernen gezeigt wird) von juristischen Bibliotheken, von den großen Sammlungen, von Bonefidius und Leunclavius an bis auf Meermanns Thesaurum Juris; von den juristischen operibus und opusculis; Plan zu einer juristischen Special Bibliothek. Darauf folgt ein anderer Plan zu einer Doctrinal-Bibliothek, und drey Anhänge machen den Beschluß; der erste handelt von anonymen

 mit

mischen und pseudonymischen Schriften, der zweyte von raren Büchern und der dritte enthält ein alphabetisch Verzeichniß aller in dem Tractatu Tractatuum und von Otto und Meermann gesammelten Abhandlungen.

E.

---

3. Arzneygelahrheit.

Alb. Halleri Praes. S. R. Sc. Gött. opuscula pathologica partim recusa, partim inedita, quibus sectiones cadaverum potissimum continentur. Editio nova aucta et emendata. Lausannae Grasset 1768. 209 p. 8 maj.

Diese Ausgabe unterscheidet sich von der, die 1755. zu Lausanne, Neapel und Venedig herauskam, auch ins Englische übersetzt ward, dadurch, daß die Versuche vom Odemholen weggelassen sind, die nun in den opusculis minoribus vorkommen. Dagegen sind die eigentliche pathologische Bemerkungen bis auf 80. vermehrt. Diese Oktavausgabe ist indessen selbst nur ein Abdruck aus dem III. Th. der opuscul. minorum in Quart, um ihn mehreren in die Hände zu bringen. In der Vorrede vertheydigt sich Hr. v. H. gegen van Doeveren u. a., so die Unempfindlichkeit der Pulsadern u. a. Theile bestritten haben. Die merkwürdigsten Zusätze sind folgende. Bey einer Apoplektischen waren in zwo Hirnkammern die ausgegossenen Feuchtigkeiten, in einer nicht, wie in der andern. Also öffnen sich die Hirnkammern nicht in einander. Ein junger Mensch, der in 41 Tagen 13 Linien gewachsen war, verschiedne Krankheiten ausgestanden hatte, und mit einem Herzschlage, der in der ganzen Brust zu fühlen war, an einem Blutsturze starb, hatte ein Herz ungeheurer Größe, so die ganze Brusthöle einnahm. Hr. v. H. hat bey einer Frauen den Ausfall des umgekehrten Grimmdarms, und ein andermal des umgekehrten Mastdarms gesehen. Der Wundarzt Kühn hat einem Mädgen einen Stein von ziemlicher Größe zur Harnröhre herausgezogen, und einen andern Stein hat er aus einer Weiberbrust gebracht, der von verhärteter Milch entstanden war. Vom elektrischen Schlage hat Hr. v. H. die gepriesenen Wirkungen nicht wahrgenommen. Mehrmals hat er mit einem Absude der Fieberrinde in Milch die Schwindsucht ge-

geheilet. In dieser Krankheit ist fürs Frauenzimmer keine Genesung zu hoffen, wenn beym Blutspeyen die Reinigung ausbleibt. Bey Wunden innrer Theile räth er nichts, als die strengste Diät zu brauchen. Eine Nierenwunde, die äusserlich, wie eine bloße Hautwunde, blos mit einer Compresse bedeckt war, hat er mit Mandelmilch und Gerstenschleim geheilt. Eine Epidemie, die 1762. nach einer großen Hitze herrschte, nahm Anfangs den Schein eines Seitenstichs an: gieng aber bald in ein Fieber fäuliger Art und ward oft mit Schlafsucht und dämischem Staunen, bösartig und schnell tödtlich. Es halfen Abführungen und Mineralsäuren, und zwar gab er den Schwefelgeist oft jedesmal zu 80 Tropfen. Seine eigne Erfahrung, da er zwey Pfund Vitriolöl in einer langen Krankheit verbraucht, hatte ihn gelehrt, daß wir die Mineralsäuren in großen Dosen ertragen können. Die sinkenden Kräfte hob er durch Mixtura simplex und in schwerern Fällen durch den Goldschwefel des Spießglaßes. Die hitzigen Fieber von der fäuligen Art hat er jährlich in Helvetien bemerkt und schreibt sie den niedrigen Zimmern und der großen Ofenhitze zu. (Es müssen doch wohl mitwirkende Ursachen seyn, weil auf dasselbe an andern Orten die Folge nicht dieselben sind.) Die Mineralsäure hat er mit gleichem Nutzen beym Fieber, Rasen und Zückungen der Wöchnerinnen gebraucht, da die Reinigung der Mutter stockte. Eine Blatternde, bey der der ungeheure Geschwulst eine Erstickung drohte, rettete er durch Dämpfe von warmen Wasser, die er durch die Röhre eines Theetopfes einsaugen ließ. In einem Nervenfieber eines jungen Schotten, hat er Wein, Campher, Serpentaria, Zugpflaster und Säure gebraucht. Dies ist das einigemal, setzt er hinzu, da ich in einem hitzigen Fieber gewürzhafte und hitzende Mittel gegeben habe. (Wir wissen gewiß, er würde sie in mehreren Fällen gegeben haben, als im eigentlichen Nervenfieber, wenn der große Mann aus der Praxis je sein Geschäfte hätte machen können.) Mit großem Nutzen hat er das Extrackt des Baldrian in der Epilepsie mit und ohne Stahl und Fieberrinde gegeben. (Wirklich wünschen wir, die Practici möchten diese alte Arzney in den überhandnehmenden Nervenkrankheiten mehr brauchen. Sie ist wohl dadurch, daß man selten die echte kräftige Wurzel erhält, um ihr verdientes Lob gekommen. Hill hat mit seiner Tinctur davon Glück gemacht, und bey dem brittischen Frauenzimmer ist es zum Hausmittel gegen ihre Vapours geworden.) Hr. v. H. wünscht, man möchte die Spica Celtica statt ihrer einführen, weil sie schärfer riecht

(an-

(angenehmer und flüchtiger ist der Geruch: Aber er hat nicht so viel, als der Baldrian, von dem halbeckeln, das zum specifischen Nardengeruch mit gehört.) Mit dem blossen Absud der Fieberrinde hat er beydes eine Nervenschwäche mit Angst, Zittern und fast hysterischen Convulsionen bey einem Officier und eine Schwäche des ganzen Körpers und besonders der Augen, die fast bis zur Blindheit gieng, bey einem Gelehrten gehoben. Von geschwollenen Drüsen des Schlundes, die von einem Gallertartigen Schleime strotzten, und ein schweres Schlucken verursachten, befreyte er einen Mann durch Pillen von Quecksilber, Aloe und Campher, und einen Knaben durch zerflossenes Weinsteinöl in Hünerbrühe. Mit demselben Mittel hat er eine Wassersucht der Brust gehoben. Die so häufigen hysterischen Uebel, legt er der zu großen Empfindlichkeit der Nerven zu Schulden und räth daher, sie durch die Mineralsäure und geistige Mittel abzuhärten. Er giebt also eine Mischung von Vitriolöl mit gleichen Theilen Alcohal, so mit einander digerirt worden, zu 12. bis 15 Tropfen in Wasser. Hr. Pomme, der die hysterische Zufälle der Verhärtung, oder, wie er es nennt, Verharnung der Nerven zuschreibt, wird mit dieser Theorie schlecht zufrieden seyn.

Y.

Vollständige Anleitung von der Rehkrankheit der Pferde s. w. nebst einer anatomischen Beschreibung des ganzen Vorderschenkels s. w. herausgegeben von J. B. von Sind, Churfürstl. Köllnischen Stallmeistern und Obersten eines Regiments Cavallerie. Frf. und Leipz. Brönner 1768. 166 S. in 8.

Wir haben schon angemerkt, daß Hr. v. S. mit mehr als gewöhnlichen Kenntnissen zu Untersuchung der Pferdekrankheiten kommt. Auch diese besondre, nebst den damit verwandten Krankheiten ist vernünftig beschrieben und behandelt. Immer Schade, daß Hr. von S. nicht einen guten Anatomikus sowol, als einen etwas kritischen Arzt zum Freunde und Beyrath hat. Die Vorschriften sind meistens ein sonderbares Gemische von wirksamen und unthätigen Sachen; auch großen Theils in der Vieharzney wirklich zu theuer.

Kl.

D.

D. Leon Elias Hirschels Gedanken die Heilungsart der hinfallenden Sucht betreffend. Berlin, gedruckt bey Christian Moritz Vogel, 1767. 4 B. in 8.

Herr H. spricht fast jederzeit das Gehirn von der Ursache dieses Uebels, als idiopathisch betrachtet, frey, und setzt sie gegentheils in Fehlern des Magens und der Gedärme. Diese sind entweder mit einer zähen oder gallichten Schärfe beschweret, oder es befinden sich Würmer in denselben; und der hierdurch entstandene Reitz verbreitet sich auf den übrigen Körper. Der Hr. Verf. hält daher sehr viel auf Brechmittel, und wenn diese die ersten Wege gereinigt haben, giebt er die Chinchina, welche er den andern gewöhnlichen Mitteln wider die Epilepsie bey weitem vorzieht. Als specifick wird der versüßte Salpetergeist, oder Vitriolgeist mit dem flüchtigen gewürzhaften Salmiackgeist vermischt, ausgegeben. Einige ausführliche Krankengeschichte führt der Hr. Verf. zur Bestätigung der von ihm erwähnten Ursachen an. Eine Frauensperson brach eine Menge Springwürmer (Ascarides) aus, woraus man erkennt, daß diese nicht blos in dem Afterdarm befindlich sind. So wie von Rosenstein und Monro überhaupt bey den Zufällen von Würmern die Brechmittel empfehlen: so preiset Hr. H. sie besonders bey dem Bandwurm an; doch waren sie ihm auch einmal untreu. Dem Salmiack traut er gegen diesen Wurm das mehreste zu. Oft haben sich aber die Nerven durch die oftmaligen Anfälle so sehr an das Uebel gewöhnt, daß keine Hülfe statt findet. Die fallende Sucht von Schrecken hebt der Hr. Verf. durch besänftigende und dem Krampf widerstehende Mittel. Hr. H. schreibt auch die in diesem Uebel dienliche Diät vor. Zuletzt erwägt er die Epilepsie der Kinder nach ihren verschiedenen Ursachen. Besonders rühmt er dabey den Brechweinstein, den er auch in dem convulsivischen Husten bewährt gefunden, selbst in Fällen, wo kein wirkliches Brechen erfolgt ist; wie auch in Steckflüssen. Hr. H. hätte besser gethan, wenn er bey der einzelnen Materie von der Ursache der Epilepsie stehen geblieben wäre, und sich nicht ins Allgemeine ausgedehnt hätte. Denn hievon hat er zu wenig gesagt.

D. Leon Elias Hirschels Beyträge zu seinen Betrachtungen über den innerlichen Gebrauch des Mercurii sublimati corrosivi und des Schierlings, worinnen die Einwürfe des Herrn Joseph Jacob Plenks,

Me-

Medicus der Wundarzeney und Geburtshülfe zu Wien, gegen dieselben widerleget werden. Nebst einem Schreiben gegen dessen Traktätgen betitelt: Nova et facilis methodus argentum vivum aegris venerea labe infectis exhibendi. Berl. bey August Mylius, 1767. 4½ Bogen.

Wir besorgen unsern Lesern unangenehm zu seyn, wofern wir die Einwürfe des Hrn. Plenks und die Vertheydigung des Hrn. H. hier wiederholen wollten. Denn nicht jeder Privatstreit ist, wenn er gleich gedruckt wird, dem Publico erheblich. Hr. H. druckt die Worte seines Gegners *) ganz ab, und so thut er es auch bey seinen Citaten, da dann leicht einige Bogen voll werden können. Noch immer ist er der Sublimatsolution zuwider, und er hoffet noch manche Anhänger in dieser Gesinnung zu erhalten. Welcher Arzt hat jemals behauptet, daß er in allen und jeden Fällen der Venusseuche mit dieser Solution auskommen könne? — Der V. hat es noch immer mit den Bestandtheilen des Schierlings zu thun, um daraus dessen Wirkung zu beurtheilen. Diese Unwissenheit würden wir Hrn. Pl. und jedem andern Vertheydiger des Schierlings gerne zu gut halten, wofern nur die Kraft des Krauts im Krebs so bewährt, wie sie es behaupten, wäre. — Damit aber des Streits nicht sogleich ein Ende werde, macht Hr. H. auf Hrn. Plenks *Methodus nova* u. s. w. einen Ausfall. Er läugnet ihm die Wahrheit seiner Versuche ab, und beruft sich auf die von ihm selbst angestellte Wiederholung derselben. Was er von den daraus gezogenen Schlüssen des Hrn. Pl. hält, wird man leicht daraus abnehmen können. — Die Herren mögen es unter sich ausmachen. Indessen ist Hrn. Pl. Schrift doch auch den Engländern erheblich, denen Hr. William Saunders schon eine 2te Ausgabe in ihrer Sprache geliefert hat.

Ioanni Friderici Faselii Phil. et Med. Doctor. Theoret. Profess. publ. ordinar. Elementa medicinae forensis praelectionibus academicis accommodata edidit *Christianus Rickmann*, M. D. Jenae impens. Io. Wilh. Hartung, 1767. 15 Bogen in 4.

Der

*) M. s. unsere Bibl. den 5ten B. das 2te St. S. 261.

Der sel. Faselius hat, wie man schon aus seiner Ausgabe des Teichmeyerschen Handbuchs weis, die gerichtliche Medicin mit besonderm Eifer bearbeitet. Weil aber in demselben mehrere Punkte unberührt geblieben, und manche unter den abgehandelten stärkere Beweisgründe erforderten: so hatte er nachher zum Gebrauch seiner Zuhörer nach einer andern und ihm gefälligere Ordnung eigene Sätze entworfen. Diese sind dem Hrn. R. von den Erben, nach des Verfassers eigenen Handschrift, zur Ausgabe in die Hände geliefert worden, und erscheinen hier mit einigen wenigen von dem Herausgeber in Anmerkungen angebrachten Zusätzen. Wir wünschten, daß der Hr. Verf. die Vorschriften, die bey Untersuchung der Apothecken zu beobachten sind, weitläuftiger auseinander gesetzt hätte, da man dieses Stück gemeiniglich in dieser Art Handbücher mit Stillschweigen übergeht, welches doch offenbar in dieses Feld gehöret. Auf einer Kupferplatte werden die bey der Tortur gebräuchlichen Werkzeuge vorgestellt. Das Werk schickt sich zu der Absicht, wozu es bestimmt ist, recht gut. Denn es ist in guter Ordnung, in kurzen Sätzen und deutlich geschrieben, und hat bey seiner Kürze das Verdienst alle zur gerichtlichen Medicin gehörige Stücke erörtert und dieselben mit bündigen Gründen bewiesen zu haben.

Johann Friedrich Faselius der Weltweisheit und Arzeneygelahrheit Doktors und der theoretischen Arzeneygelahrheit auf der hohen Schule zu Jena o. öff. Lehrers gerichtliche Arzeneygelahrheit, worinnen die vornehmsten Materien des bürgerlichen, criminal- und geistlichen Rechts, nach denen neuesten und besten medicinischen Grundsätzen erläutert und erkläret werden. Herausgegeben von Christian Rickmann d. Arzn. Doktor, und seiner Vortrefflichkeit wegen ins deutsche übersetzet, von Christian Gottfried Langen, der Arzn. Doktor und Prakticus zu Budissin. Leipzig und Budissin, verlegts Jacob Deintzer, 1768. 11 Bogen in 8.

Wir haben nicht Ursache das Lob, das wir dem Faseliusschen Buche schon gegeben haben, zurück zu nehmen, es erschöpft, in so fern dies von einem Lesebuche geschehen kann, seine Materie. Und kann man ihm daher gern einige wenige

Stel-

Stellen das Vortrags verzeihen, die nach einer gewissen Lehrart schmecken, und einige Fehler, die er bey der Specification der Gifte, weil die Naturgeschichte wohl nicht Hrn. Faselius Sache war, begeht. Auch giebt es Leute, welche der Kenntnisse in der gerichtlichen Medicin nicht entbehren können, ob sie gleich der Gelehrtensprache entbehren. Diese befriedigt Hr. L. mit einer guten Uebersetzung. Die Kehladern (Venae jugulares) von jugulum können doch nicht Jochadern genannt werden. Einige Anmerkungen hat er untergestreut, wobey gleichwol zu wünschen gewesen wäre, daß er sich weniger auf Woyts Schatzkammer verlassen hätte.

L.

Tables nosologiques et metereologiques tres-etenduës dressées a l'hotel — Dieu de Nîmes depuis le I. Juin 1757. jusques au I. Janv. 1762. Par Mr. *Razoux*, Docteur en Medecine de l'Université de Montpellier, Medecin de l'hotel — Dieu de Nimes, de l'academie Royale de la meme Ville, de la Societé medico-phys. de Bâle, Correspondant de l'academie Royale des sciences de Paris et de la Societé Royale de Montpellier. Basle chés Iean Rodolphe Im-Hof et Fils, 1767. 2 Alph. 6 Bogen in 4.

Dies ist die Arbeit eines fleißigen Mannes, der dem grossen Hospital zu Nimes als Arzt vorsteht, und die von andern Hospitalärzten nachgeahmt zu werden verdiente. Dem Recensenten ist es wenigstens jederzeit vorgekommen, daß unter allen Stationen eines Arztes diejenige eines Hospitalarztes zur Aufnahme der Arzneykunde, die beste Gelegenheit gäbe. Bey dieser erscheint eine grosse Mannigfaltigkeit von Krankheiten, der Kranke ist verbunden, auf alle Fragen zu antworten, der Arzt kann zu jeder Zeit seine Beobachtungen anstellen, er kann die Arzneyen mehr nach Gefallen wählen, theure und unangenehme mehr ausgeschlossen, er ist sicher, daß das verschriebene in guter Ordnung und auch wirklich gebraucht werde, und solche Ausschweifungen vermieden werden, welche ihre Wirkung stören. Und ein vernünftiger und gewissenhafter Arzt wird niemals die Freyheit, die er hat, Versuche anzustel-

zustellen, mißbrauchen, sondern, Trägheit und Routine verachtend, neue zum Wohl seiner Kranken und des ganzen menschlichen Geschlechts zu unternehmen wissen.

In einem Discours preliminaire zeigt der V. den Einfluß der Lage, der Witterung und der Lebensart auf die in Nimes herrschenden Krankheiten an. Das gebaute Land wird durch viele Heiden umgeben, und ist überhaupt flach. Nur einen einzigen Brunnen besitzt die Stadt, dessen Wasser so langsam fließet, daß es mitten in der Stadt stille stehet und einen Gestank von sich giebt. Kalte Fieber herrschen daselbst sehr. Die Witterung ist sehr warm und trocken; dennoch ist der Regen stark, wenn er einmal zu fallen anfängt. Die Manufakturen ziehen dem gemeinen Mann mancherley Krankheiten zu. Er klagt über den Mißbrauch des Coffees und Tobacks. Die Bäder sind den trockenen Körpern der Einwohner sehr nützlich. Sehr kurz giebt er von dem Krankenhause, wobey er Arzt ist, Nachricht. Es besteht mehrentheils aus Soldaten. Mit den Fleischbrühen übertreibt man es da so sehr, daß, so gar in hitzigen Krankheiten, deren 7. innerhalb 24 Stunden gegeben werden; welches Hr. R. wohl wegen eines alten Herkommens muß gelten lassen, aber sonst, so wie andern Mißbräuchen, ihm gar nicht mit ist. Der angenommenen Formeln sind nicht viele, ihre Zusammensetzung kömmt uns doch viel zu lang vor; aus Hrn. Sauvages Pathologie ist ein kurzer Auszug gemacht.

Das Werk selbst machen aber Tabellen über die Witterung, über die Krankheiten, über die Zahl der Geneseten und Gestorbenen aus; und zwar alles nach den Monaten. Die Tabellen lassen dem Hrn. V. so viel Raum zur Seite über, daß er einige ihm vorgefallene Fälle weitläufiger beschreiben, oder auch seine Gedanken darüber ausdrücken kann. Diesen sind zuletzt einige Beobachtungen in Memoiren und Briefen angehängt, von einer Wasserscheu, durchs Einhauchen der Dünste eines tollen Hundes, von Würmern, die aus dem Bläsgen einer Pocke ausgetreten, von andern, die aus der Nase gekrochen, von den Wirkungen der Dulcamara, von einem zur Gewohnheit gewordenen Brechen, von epidemischen Flüssen, zu Nimes, von dem kritischen Puls, von der Einpfropfung der Pocken zu Nimes, und von den exanthematischen Krankheiten überhaupt. —

L.

Ioh. Henr. Grosser M. D. Hospitalis Generalis in Aub. Med. ord. &c. Analysis medico-oeconomica in bonam hospitalium constitutionem. Cum Permissu superiorum. Wirceburgi. Nitribitt, 1766. 4 B. in 8.

Der Titel ist schon eine Probe des Lateins. Sonst ist über die Luft, die Gemächer, die Betten, die Lebensordnung in Hospitälern und vornemlich über die nöthige Reinlichkeit viel Gutes gesagt. Und es ist sehr billig, daß besonders die Vorsteher des dortigen Hospitals den gegründeten Beschwerden des Hrn. G. abhelfen. Daß es an reinen Betttüchern, hinreichenden Hemdern und gar Geschirre zur Reinlichkeit fehlt, ist unverantwortlich. Wenn jemand so gerechte Ursache zu Klage hat: so trit der Leser auf die Seite desselben und vergibt es, daß Hr. G. nicht etwas neues über seine Materie gesagt hat. Freylich müssen Betten und noch mehr Madratzen in einem Spital seyn: allein in vielen Fällen sind wir darinn mit Hrn. G. eins, daß das Strohlager, so ein durus et dirus lectus sey, auf welchem die Genesenden Gefahr laufen, eine Entzündung des Rückens zu bekommen, und den Wundärzten in die Hände zu fallen. Sie sind wirklich zu Zeiten den Federbetten vorzuziehn.

D*.

Erfahrungen, die vollständige Geburt betreffend; so auf dem Königl. freyen Geburtshause in Kopenhagen angestellet sind, zugleich mit der theoretischen Lehre derselben durch Matthias Saxtorph. Aus dem dänischen übersetzt, Kopenhagen. Mumme 1766. 94 S. in 8.

Die meisten Schriftsteller von der Geburtshülfe, merkt Hr. S. an, geben die regulas obliqui: ich habe mir Stoff gesammelt, die regulam recti zu beschreiben. Und sehr wahr ist es: der gewöhnlich Lernlingen in der Geburtshülfe zu weitläuftig und zu sorgfältig gegebne Unterricht, von unregelmäßigen Geburten, verursacht bey denselben, im Anfange ihrer Ausübung, einen gar zu merklichen und wahrhaftig nachtheiligen Hang, allerwegen eine widernatürliche Geburt zu sehen, und darnach Anstalten vorzukehren. Die meisten nd mit dem gemeinen Wege der Natur zu wenig bekannt, und daher immer fertig, auf Abweichungen anzulegen und zu arbeiten. Der erste

Theil

Theil enthält die Geschichte der vollkommnen natürlichen Geburt. Sie ist die deutlichste und lebhafteste Zeichnung, die wir kennen, und man sieht es ihr an, daß die Natur vor Hr. S. gesessen hat. Der zweyte Theil, die Theorie, ist aus einer genauen Anatomie und einer gründlichen Physiologie. Hr. S. muß halten, was er verspricht, er muß uns die abweichenden Geburten auch beschreiben.

Y.

Der Hrn. Tissot und Rosenstein Abh. über die Einpfropfung der Blattern zum gemeinnützigen Gebrauche besonders herausgegeben nebst einer Vorrede von E. G. Baldinger, Langensalza, Martini 1768. 6½ B. 8.

Die Abhandlungen sind bekannt genug. In der Vorrede berührt Herr B. etwas von den „Vortheilen, welche die Staaten von der Arzneykunst erwarten können, und wie nöthig es sey, daß Fürsten die Aufnahme der Arzneykunst befördern.„ Die Materie verdient tiefer erörtert zu werden.

H*.

Der Hrn. Tissot und Rosenstein Abhandlung von der Natur und Cur der Kinderblattern zum nützlichen Gebrauch besonders herausgegeben und mit einer Vorrede von den herrschenden Vorurtheilen bey der Blattercur begleitet von E. G. Baldinger Dr. Langensalza, Hergarts Witwe, 1768. 8.

Herrschende Pocken, die weniger durch ihren bösartigen Charakter, als durch die Quacksalberey und durch Vorurtheile tödlich geworden, haben diesen besondern Abdruck veranlasset, durch den Hr. B. den Menschenverstand bey den Pocken, gemeiner und wohlfeiler zu machen sucht. Die unglücklichen Vorurtheile seiner Gegend, die Arten der Pocken mit ihren Zufällen und verschiednen Heilmethoden in einem Auszuge sind der Inhalt der Vorrede. Bey 3 Subjecten hat Hr. B. blutige Pocken gesehen, und sie mit dem Absud der Fieberrinde geret-

tet. Freind's variolas siliquosas verdeutscht Hr. B. schottige. Sollten sie nicht lieber weniger wörtlich — etwa bläsige leere — übersetzt worden seyn?

Medicinische Beobachtungen und Versuche von Hrn. Franz Home, der Arzneygel. D. und Mitglied der Königlichen Gesellschaft der Aerzte in Edinburg. Aus dem Englischen übersetzt von D. Geo. Heinr. Königsdörfer. Altenburg, Richter, 1768. 240 S. 8. ohne 24 S. Vorbericht.

Ein kündlich wichtiges Werk, von bereits festgesetzten Werthe, und welches schon lange verdient hätte, neben dem deutschen Pringle zu stehen, mit dem Home zugleich im Felde gewesen und zugleich beobachtet hatte.

Y.

Die wohlunterwiesene Hebamme, d. i. gründlicher Unterricht von demjenigen, was eine Hebamme wissen und bey allen vorkommenden natürlichen und widernatürlichen schweren Geburten durch eine geschickte Handübung verrichten muß. Mit einigen Kupfern. Desgleichen von den Zufällen der Kindbetterinnen und der Kinder, nebst dazu dienlichen Mitteln und von den Säugammen. Hat sowol denen Hausvätern als Hebammen zum Nutzen in Fragen und Antworten deutlich vorgestellet von Joh. Heinr. Schütte, M. D., Landphysikus des Herz. Cleve und der Grafsch. Mark, Mitglied des Provincialcollegii medici zu Cleve, Erfinder und Medikus des Clevischen Gesundbrunnens. Frankf. und Wesel. Eßlinger und Röder, 1766. 216 S. in 8.

Für einen Hebammenkatechismus viel zu groß und in allem unter dem Bösselschen, mit dem er auch den Fehler gemein hat, daß er verschiedne Seitenlange Antworten enthält, die

die am wenigsten denen behaltsam sind, für die er geschrieben ist, und die wieder einer Zergliederung in viel andre Fragen und Antworten bedürfen, wozu gewiß die Prediger und Schulbediente, die den Hebammen nach Hr. S. Meynung sie vorlesen sollen, gewiß so wenig im Clevischen als andrer Orte Muße und Geschick haben werden. Am ersten geht es da noch an, wo ein mündlicher Unterricht hinzukommt. Am besten aber gefällt uns unter allen ein kurzer einfältiger zusammenhängender Vortrag der Hauptlehren: nachher aber, eine Reihe Fragen ohne Antworten, die sich die Hebammen selbst aus dem Vortrage ziehen müssen, wodurch ihr Verstand besser beschäftigt und geschärft und die Lehren tiefer eingedrückt werden, als wenn die Antworten sogleich neben an stehen. Thebesius hat es so in seiner Hebammenkunst gemacht: aber Thebesius Werk ist viel zu groß. Wir haben auch nach dieser Anlage Zopfens Historie und die Schullehrer wissen, daß sie nicht ohne Nutzen zu brauchen sind: aber man muß nachher die Antworten nicht beydrucken lassen.

Hr. S. dringt sonst mit Recht fleißig auf die frühe Wendung. Auch ist sein Vortrag verständlich genug: aber er kommt doch wirklich oft zu tief ins Receptiren; ist auch mit seinen medicinischen Räthen nicht immer über den Apotheckenschlendrian weg. Was soll z. E. die Aqua radicis Graminis zu den Laxiersyrupen gegen die Würmer?*) Was soll der alte blaue Schieferstein S. 160. und das Kraftmehl oder Stärke S. 165. in den Salben?**) Nach H. S. Erfordernissen S. 215. werden auch die guten Ammen wohl ein wenig rar zu finden seyn. Das rothe Haar mag unsertwegen ein Hinderniß seyn oder nicht. Aber Ammen mit schwarzem oder castanienbraunem Haare zu erhalten, die dabey sanguinischen Temperaments sind und eine reine weisse Haut haben, ist wohl so gar leicht nicht. Man sollte nie entweder falsche oder doch schwer zu erfüllende Gesetze geben. Der Schriftsteller, der den gemeinen Mann unterrichten will, muß darinn zwiefältig behutsam seyn. Es gehören gewiß mehr Talente dazu, als man denkt. Wer seinen Kunstgenossen Irrthümer sagt, oder schlechte Anweisungen giebt, wird weggelegt und vergessen. Nicht also wer für die Layen in der Kunst schreibt. Er verewigt falsche Begriffe. Wer ließt, was Rosenstein und Schütte

*) Der Aufguß wäre doch noch eher was.

**) Sollten auch die Petersilienwurzeln in den Suppen der Kindbetterinnen S. 158. wirklich den Blähungen derselben abhelfen?

von den Eigenschaften einer Amme sagen, der wird gewahr werden, wer von ihnen zum Menschenlehrer einen würdigen Beruf gehabt hat.

Zu einem reichen Schachte, aus dem eine Menge neuer Titel zu Tage gefördert werden kann, wird der gelehrte Leser eine Anleitung in der Aufschrift dieses Buchs finden.

Kl*.

Joh. Huxhams Sammlung medicinischer Schriften von Fiebern, Kinderblattern, Lungenentzündung, Seitenstechen und Halskrankheiten, wie auch medic. und chym. Beobachtungen vom Spießglase, nach der vermehrten Londner Ausgabe von 1764. aus dem Engl. übersetzt. Bremen Förster 1765. 408 S. in 8., Zwote vermehrte Auflage, Bremen Förster 1769.

Es gereicht gewiß zur Aufnahme der Kunst, wenn Huxhams Schriften auch von deutschliebenden Aerzten studirt werden, die darinn einen Schatz medicinischer Weisheit finden, woraus sie nicht nur ihre Einsichten bereichern und verbessern, sondern auch die Nichtigkeit der einförmigen Methoden, und die Nothwendigkeit einer feinen sorgfältigen Beurtheilung jeden Falls erlernen können. Wir zeigen daher mit Vergnügen die zweyte Ausgabe zugleich an, weil sie beweist, H. habe wirklich deutsche Leser gefunden. Eigentlich ist diese aber auch schon die deutsche dritte, weil bereits vor vielen Jahren Huxhams Werk von Fiebern durch des Hrn. v. Wolter Veranstaltung zu München herausgekommen, obwol eigentlich nach einer franz. Uebersetzung gemacht war. Die zweyte Auflage enthält auch vor der ersten einige Vermehrungen, nemlich zween sehr seltne Fälle an Kutty; von einer besondern Kolick an Jurin; von Polypen im Herzen einiger aus Westindien gekommner Schiffsleute an Mortimer; von der Kolick in Cornwall 1724. Warum der Hr. Uebersetzer die letzte nach Cornwall setzt, wissen wir nicht. Unsrer Meynung nach, ist sie in Devonshire (Colica Damnoniorum) gewesen. In der deutschen Ausgabe sind die comm. de aëre et morbis ausgelassen, weil sie wirklich nur für Gelehrte sind. Aber da man doch H. practische Werke alle sammelte, warum ließ man die Beschreibung der abartigen Blattern von 1724. und 25. und die beyden seltene Fälle an

Ju-

darin im 3. Bande der Reichelschen Ausgabe weg? Einige kleine Abhandlungen aus den comm. de aëre et morbis, als de febribus lentis nervosis u. a. würden die Gemeinnützigkeit der deutschen Ausgabe sehr vermehren. Wir entsinnen uns hiebey noch eines Briefes von H. an Dr. Watson, worinn H. ein paar merkwürdige chirurgische Fälle erzählt, die ein Wundarzt Ch. Adams gehabt. Er ist selbst dem fleißigen Nachsuchen des Hrn. Reichels entwischt, und uns ist er auch nur aus dem Gentleman's Magazin von 1763. Jul. bekannt. Der Inhalt ist indessen merkwürdig. Eine Halswunde, bey der die Luftröhre fast gänzlich durchschnitten war, und die von einem Ohre zum andern gieng, ist durch die Sutur glücklich geheilt worden. Der alte Arzt wünscht dabey, man möchte durch dies Exempel belehrt, dreister werden, die Bronchotomie zu verrichten, wo sie nöthig wäre, und bey der rühmlichen Bemühung unsrer Zeitgenossen, Ertrunkne u. a. ins Leben zurück zu ruffen, sind dergl. Exempel auch unter uns wichtig. Der andre Fall ist die Heilung eines vom Blitz getroffenen Mannes. Er war durch Rock, Weste und Hemd am Oberarm hinunter bis zu den Fingern; von da nach der Nabelgegend hin und wieder und so herunter zu den Lenden und Füssen bis zu den Knöcheln herab gefahren. Das Oberzeug des Rocks, Beinkleider und Strümpfe an der Aussenseite waren unversehrt; aber Hemds- und Westärmel, auch das Unterfutter des Rocks am Arme und an Schenkel und Füssen, die inwendige Seite der Kleidungsstücke waren versengt und in Zunder verwandelt. Wo er am Oberarme eingefahren war, war das Fleisch einen Zoll tief verbrannt; der Brand ward je weiter herunter desto weniger tief und hatte oft nur die Oberhaut gestreift, bis unten an den Knöcheln, da er wieder tiefer eingebrannt hatte. Die Schuhschnallen waren streifweise nach verschiedenen Richtungen geschmolzen. Adams beugte der Entzündung durch Blutlassen und Laxiermittel vor, bähete die Stellen, brauchte Eytermachende Mittel und gab die Rinde. Merkwürdig war es, als die Absonderung der mortificirten Theile begann und der Wundarzt ihr durch tiefe Scarification nachhelfen wollte, daß er mit keinem Messer durch die verbrannten Stellen durchdringen konnte, die so hart und zähe, wie ein lederner Riemen waren.

Von gegenwärtiger Uebersetzung müssen wir noch anmerken, daß sie nachläßiger gemacht ist, als wir wünschten. Man darf nur aufschlagen. S. 341. heißt es: „Auflösungen von flüchtigen alcalischen Salzen, schwächen den Ton der Fasern

und die Kraft der Gefäße und folglich das Hauptgewicht des Bluts in dem ordentlichen Fortgang des Umlaufs „ das Original sagt: weaken the Tone of the fibres et Power of the vessels and consequently the Momentum of the blood in the regular course of circulation. Gleich darneben wird fluttering pulse durch unehen nicht treffend genug, und solid crassamentum des Bluts wird sehr unrecht durch dichten Körper übersetzt. Wir hoffen nicht, daß der Uebersetzer ein Arzt ist, und ein Arzt hätte er doch wohl seyn sollen.

Y.

Tissot Sermo de Valetudine Litteratorum. Lips. Dodsley, 1769.

Anleitung für Gelehrte und Personen von einer sitzenden Lebensart, in Absicht auf ihre Gesundheit von H. Tissot s. w. nebst Gottlieb Suchers Anleitung zur Gesundheit des Geistes, oder Versuch der Naturgeschichte eines Weisen. Hamburg, typogr. Gesellschaft No. 4. 1768. 166 S. in 8.

S. A. D. Tissot von der Gesundheit der Gelehrten, übersetzt von Joh. Rud. Füeßlin. Zürich, Füeßlin und Comp. 1768. 263 S. in 8.

Von der Gesundheit der Gelehrten vom H. Tissot, s. w. Leipz. Müller, 1768. 190 S. in 8.

Die ämsige Beschäftigung des Geistes schwächt die Nerven und dadurch den ganzen Körper, besonders den nervenreichen Magen. Es werden hier nicht blos, wie bey andern Erschöpfungen, Flüßigkeiten verschüttet; sondern die Werkzeuge selbst erschwächen, das Gehirn wird zu sehr erschüttert, das Blut ins Haupt getrieben und die animalische Fiber ersteifet früher, als nach dem Laufe der Natur.

Bey dem Mangel an Bewegung erschlaffen die Muskeln; der Umlauf des Bluts wird träge; die Säfte und die Ausführungen stocken.

Die sitzende Stellung, die Nachtarbeiten, die eingeschlossene Luft, bey vielen die Unreinlichkeit, Studiren nach Tische, Aufhalten der nöthigen Auswürfe und Enthaltung von Gesellschaft und Fröhlichkeit tragen das Ihre auf viele Art bey.

Auf

Auf viel Neues muß sich der Gelehrte hier nicht gefaßt machen: aber hat er Lust, sich seine Wahrheiten, gegen die er sich gerne verstockt, sagen zu lassen: so hat er hier eine Schrift, worinn sie ihm mit den gesundesten Begriffen, mit reicher Kenntniß, mit wohlgenutzter und nie unnöthiger Gelehrsamkeit, und das in dem deutlichsten, lichtvollesten Ausdrücken gesagt werden. Hr. Tissot ist, unsers Dünkens, das wahre Muster des dogmatischen Vortrages für Aerzte und Unärzte. Das möchten sich wohl alle die merken, alle die vielen Tissötchen, die, seit Tissot im ganzen Glanze von Wahrheit und Vernunft hervor trat, neben ihm täglich aufsprießen und weil sie auf demselben Boden wuchern, auch Menschenlehrer zu seyn sich dünken.

Es wird aber auch keine Art von lesenden Menschen diese Lesung dauern. Es ist alles schön und vieles nicht alltäglich. Sehr wahr ist, daß alle Speisen nur relativ schädlich und unschädlich sind. Die Aerzte, so immer von motus und potus knarren, werden in Hinsicht des letztern sehr richtig widerlegt. Eben so wichtig ist die Erinnerung: den Gelehrten in hitzigen Krankheiten (ach! auch in gesunden Tagen) nicht übereilt und zu reichlich Blut zu lassen. Eher dienen ihnen noch Laxiermittel und Aloe noch mehr, als Rhabarber. Ueber den so erschlaffenden Thee hält er eine verdiente Strafpredigt. Wir vermutheten auch ein wenig von dem vielen Suppenessen. In einem besondern Falle, der sehr gut erzählt wird, hat der Thee als Medicin seine steintreibende Kraft in Europa erwiesen, die er als Präservativ in China haben soll. Caffe wird nicht vollend so sehr: desto mehr aber der Toback getadelt. Der Gebrauch des Weins wird sehr eingeschränkt und daß er der Verdauung förderlich sey, geläugnet. Hr. T. lebt zwar in einem Weinlande: aber uns dünkt doch, das Bier hätte nicht übergangen werden sollen und gewisse edle Biere dürften Gelehrten nicht unzuträglich seyn. Die Quäßia ist fast mehr tonisch, als die Fieberrinde, doch, wo Fieber, Brand und Gichter zugegen sind, ist diese kräftiger. Vortreflich ist die Erziehungsmaxime: „wenn von 10. Kindern eins zu den Wissenschaften bestimmt wäre: so wünschte ich, es möchte von ihnen dieß eins im neunten Jahre das ungelehrteste von allen seyn.„ O! wer wollte so ein Buch nicht lesen!

Die Einwendung, daß einige der größten Gelehrten (uns fielen noch Milton, Wolff, Young, Morgagni bey Hrn. T. Namen ein) doch alt geworden, berührt Hr. T. §. 18. „Vielleicht, sagt er, giebt es Leute, die zu den gelahrten Excessen

gebohren sind. Vielleicht ist die glückliche Anordnung der Fasern, welche grosse Männer formirt, die nämliche, die zu einem hohen Alter bringt. Ueberdies haben sie sich mehr durch die Stärke ihres Geistes, als durch fleißiges Arbeiten ihren Ruhm erworben. Angenehme Erholungen, Zerstreuungen, die ein großer Name nach sich zieht, und Bewegung, so die Pflicht ihres Standes sie sich zu machen nöthigte, verbesserten das Uebel, welches ihnen das Studieren verursacht.„ Alles schön: Aber uns dünkt, man könne weiter gehen. Gewisse Arten Studien spannen mehr an, als andre; einige erregen eine schärfere Oscillation der Nerven; unter den wissenschaftlichen Genies giebt es mehr Alte, als unter den feinen; wo die Nerven des Unterleibes mehr erschüttert werden, als bey den Studien, wozu Leidenschaft und Enthusiasmus gehören, oder wo sich Ruhmsucht und Nahrungssorgen anfechten, scheint nicht so sehr ein langes Leben Statt zu haben, als wo ein kaltes Blut und ein uneitles Gefühl seiner selbst sich findet; die vielschreibende Gedächtnißgelehrten halten sich für dem Abgang an Geist körperlich und am Leben schadlos, z. E. D. Lange s. w. Zusammen genommen, mit den verschiedenen Nachrichten von der häuslichen Lebensart der Gelehrten, glauben wir, daß ein Mann von Hrn. T. Lektür und Erfahrung und von einem eben so sehr auswickelnden Geiste, uns seine Bemerkungen über das zusammengesetzte Verhältniß der verschiednen Arten, Studien und Complexionen gegen Gesundheit und Kränkeln s. w. mittheilen könnte.

Außer einem Nachdrucke der lat. Urschrift de valetudine litteratorum, Leipzig, Dodsley, 1769. erscheint es auf einmal in drey Uebersetzungen. Die lat. Rede, wie sie Tissot beym Antritt des med. Lehramts zu Lausanne gehalten, ward sogleich franz. übersetzt, im Iourn. des Sçavans holl. Ausg. nachgedruckt und nach dem letzten ist die Hamburger Ausgabe veranstaltet. Hr. T. will diese franz. Ausgabe nicht anerkennen und hat selbst eine vermehrte veranstaltet, nach der die Züricher und Leipziger übersetzt sind. Vor der Leipziger hat der Uebersetzer eine sehr anzügliche Vorrede gegen Hrn. Füeßlin, Verleger und Uebersetzer der Züricher, vorangesetzt. Es ist wahr, in der letzten sind einige Provincialausdrücke: aber dies ist doch zu entschuldigen. Sie liest sich sonst sehr gut. Wir wollten auch lieber die Züricher Fehler begangen, als die Leipziger Vorrede gemacht haben. Füeßlin wollte seine Uebersetzung seinem Vater dediciren, und da der inzwischen starb, widmet er sie einem genauen Freunde desselben. Sie ist voll zärtlicher

licher Achtung gegen jenen und voll Verehrung gegen diesen. Und über dies Denkmal spottet der Leipziger Vorredner sehr unanständig.

Gottlieb Sucher beweißt, um gesund zu seyn, sey es nöthig, auch rechtschaffen zu seyn. Er sagt es aber im Titel auf eine so besondre Art, und in der Ausführung mit so sehr metaphysischer Miene, aber doch so verwirrt und so wenig dem gemeinen Verstande angemessen, daß er seines guten Zwecks verfehlt. Er giebt sich auch so deutlich zu erkennen, daß darüber das vorstehende Schreiben mit nicht sonderlichem Anstande seinen Platz erhalten hat.

XL.

Tissot von der Epidemie in Lausanne im Jahr 1766. Aus dem Franz. übersetzt, und mit einer Vorrede begleitet von J. G. Zimmermann. Zürich bey Füeßlin und Comp. 1767. 70 S. in 8.

Ein Schreiben an einen Freund, vermuthlich Hrn. Z. selbst, dem Hrn. T. die Epidemie von 1765. zugeschrieben hatte. Diese von 1766. war äusserst tödlich, erweckte Losanne den Ruf der Pest und bestand aus verschiednen Krankheiten von der galligen und fäuligen Art.

Der gallige Seitenstich, der die Hauptkrankheit ausmachte, war von der gefährlichsten Art, konnte nicht wohl Aderlässe tragen, und hatte das Besondere, daß die Schweiße sehr nützlich waren, befördert werden mußten, und zurück gehalten, Durchfall und Tod verursachten. Schweiße also, die so anrüchtig gemachten Schweiße befördert — — ein Tissot. Nachdenkende Leser werden pausiren, sie werden es beklagen, daß man Mittel deswegen verdammt, weil sie einmal übertrieben worden; sie werden mit uns wünschen, daß die unglückliche Sitte, so allgemein zu bejahn und zu verneinen nicht so herrschend seyn möge; sie werden den nie genug einzuprägenden Schluß machen, daß dieselbe Krankheit in verschiednen Epidemien nicht dieselbe sey, und nicht nach einer Methode behandelt werden könne; sie werden nach Tissots Vorgang, wo Tissots Fall ist, sich nicht scheuen, den Schweiß zu fördern: aber sich auch bescheiden, daß Tissots Fall allerwegen sich nicht finde.

Vorhergehende Ausführungen aber waren nöthig, sie werden durch Manna, Mittelsalze, Tamarinde und Sennesblätter

r erhalten, und durch Weinstein befördert. Meistens indi-
rte Eckel und Bitterkeit, auch Brechen, wozu der Brechwein-
:in wieder gewählet ward. Ueberhaupt vertheydigt T. die
lige Ausführung im Anfange gegen die, so erst lange eine
ochung veranstalten wollen. Die Unreinigkeiten sind in die-
r Krankheit regsam (im Orgasmus) genug und wenn jemand
:n Hippokrates für das Zaudern aus der Uebersetzung aufruf-
n wollte: so wendet Hr. T. die Geschichte des Doct. Oque-
s und Andros auf ihn an, und sagt kecklich: „der Tod kam
r bey Kochung, und riß den Kranken hinweg, weil sein
rzt nicht Griechisch verstand.„

Den bösartigen Stich, d. i. das bösartige Fieber mit einem
ersatz auf die Lunge, deuteten an die Kraftlosigkeit, so mit
r Ohnmacht gränzte, der kleine gesunkne Puls, das entstellte
oße Antlitz und die Verwirrung, wenigstens Betäubung der
sinne: Hier diente die Ipecacuanha besonders, bisweilen
ich Rhabarber mit Weinstein, (wir sagen hier, allgemein
öchte es nicht seyn, daß Brechen wohl thäte und oft dürften
ich mehr kühlende Abführungen dienen) um eilig auszulee-
n. Nachher mußten die Kräfte unterstützt und der Schweiß
ständig unterhalten werden. Hier schwächten bloße Säuren
sehr. Aber Hofmanns schmerzstillender Liquor und die
Mixtura simplex thaten gut, besonders aber hob Campher die
räfte und Blasenpflaster thaten Wunder zur Heilung.

Beyläufig rühmt Hr. T. den großen Nutzen der Ipecacu-
:ha in bösartigen Fiebern. Sie führt auch durch die Stühle
:s, belebt die Kräfte und befördert die Ausdünstung. Er
gt ihr selbst beträchtliche antiseptische Kräfte bey, und glaubt
r. Wagner sey dadurch veranlasset worden, ein Specificum
raus zu machen. (Der Rec. erinnert sich hiebey einer sichern
Anekdote, Hr. Wagner betreffend. Hr. Wagner rühmt
h in einer kleinen Abhandlung, ein besonders Specificum ge-
n das Friesel zu besitzen. Hr. Allioni untersuchte es, und
b es für eine Mercurialbereitung aus. Er hat Recht: aber
stere ist die Hauptsache nicht. Es war die Ipecacuanha nur
it gleichen Theilen mineralischen Aethiops verlarvt.) Hr.
verstärkte seine Ipecacuanha mit Salpeter, Salzen, Ma-
esia und diaphoretischem Spiesglase und redet dem letztern
gen Hr. Triller das Wort.

Vom Scharlach und Faulfieber merkt Hr. T. nichts be-
nders an. Die mit Grimmen begleiteten und mit Blute ge-
chneten schleimigen Durchfälle waren keine Ruhren. Sie
iren ohne Gefahr und ohne Fieber und daher trägt Hr. T.
Be-

Bedenken, ihnen einen gefürchteten Namen einer schlimmern Krankheit zu geben. (Aber der Grad ändert doch das Wesen nicht.) Sie foderte Manna, Rhabarber, Bittersalze, Tamarinde und besonders Weinstein in grossen Dosen, wenn anders der Magen nicht schwach, und ein saures Aufstossen nicht dabey war.

Wir haben aus einer so kleinen Schrift vieles angeführt; aber es ist genug übrig, wodurch das Lesen der ganzen Schrift sich belohnen wird. Hr. Zimmermann, der so schön übersetzt, als er schreibt, empfiehlt in der Vorrede mit Recht die Beschreibung jetziger Epidemien mit ihren Mitteln, damit unsre Welt ihre Vorurtheile ablege und die Nachwelt von Aerzten ein Archiv von Erfahrungen vorfinde. Er zieret noch seines Freundes Nachricht von der Epidemie mit einer Nachricht, so die Menschenliebe intereßirt, von einem Würdigen, „der eine erstaunende Anzahl unter der Armuth seufzender und mit dem Tode ringender Kranken täglich besucht, getröstet, gesegnet, mit Aerzten, Arzneyen, Lebensmitteln und Gelde versehen, und viele, wie ein Engel Gottes, gerettet hat.„ Man sagt nur von ihm, daß er mit der Ueppigkeit der Höfe und dem blutigen Schlachtfelde vertraut, daß er ein Fürst sey — alles Umstände, bey denen das Herz schwerlich weich zu behalten ist; aber warum sagte man zum Beyspiele und zur Beschämung unsrer hartherzigen Götter der Erde seinen Namen nicht heraus. Es ist leider! das Errathen indessen leicht. Ziemlich gewiß ist dieser Würdige der Prinz Ludwig Eugen, dessen ganz menschliches Leben auf der Wage des ächten Verdienstes wohl ein Heldenleben werth ist.

Y.

Christ. Tob. Ephr. Reinhards D. und Stadtarzts zu Sagan Bibelkrankheiten. Nebst Augustin Kalmets Abhandlung vom Aussatze der Juden. Frf. und Leipz. Günther, 1767. I. und II. Buch 281. und LI. S. III. IV. Buch. 384 S. V. Buch 1768.

Groß genug, wenn nur gut genug. Adams tiefer Schlaf, Davids hohes Alter, die sechsfingerigen Riesen, der erweckte Jüngling zu Nain sind Bibelkrankheiten und über Adams Wunde, über der Lea Triefauge, über Jakobs Verrenkung des Fußes werden lehrreiche Untersuchungen angestellt.

Adams

ter erhalten, und durch Weinstein befördert. Meistens indicirte Eckel und Bitterkeit, auch Brechen, wozu der Brechweinstein wieder gewählet ward. Ueberhaupt vertheydigt T. die eilige Ausführung im Anfange gegen die, so erst lange eine Kochung veranstalten wollen. Die Unreinigkeiten sind in dieser Krankheit regsam (im Orgasmus) genug und wenn jemand den Hippokrates für das Zaudern aus der Uebersetzung aufruffen wollte: so wendet Hr. T. die Geschichte des Doct. Oqueros und Andros auf ihn an, und sagt kecklich: „der Tod kam vor der Kochung, und riß den Kranken hinweg, weil sein Arzt nicht Griechisch verstand.„

Den bösartigen Strich, d. i. das bösartige Fieber mit einem Versatz auf die Lunge, deuteten an die Kraftlosigkeit, so mit der Ohnmacht gränzte, der kleine gesunkne Puls, das entstellte bloße Antlitz und die Verwirrung, wenigstens Betäubung der Sinne: Hier diente die Ipecacuanha besonders, bisweilen auch Rhabarber mit Weinstein, (wir sagen hier, allgemein möchte es nicht seyn, daß Brechen wohl thäte und oft dürften auch mehr kühlende Abführungen dienen) um eilig auszuleeren. Nachher mußten die Kräfte unterstützt und der Schweiß beständig unterhalten werden. Hier schwächten bloße Säuren zu sehr. Aber Hofmanns schmerzstillender Liquor und die Mixtura simplex thaten gut, besonders aber hob Campher die Kräfte und Blasenpflaster thaten Wunder zur Heilung.

Beyläufig rühmt Hr. T. den großen Nutzen der Ipecacuanha in bösartigen Fiebern. Sie führt auch durch die Stühle aus, belebt die Kräfte und befördert die Ausdünstung. Er legt ihr selbst beträchtliche antiseptische Kräfte bey, und glaubt Hr. Wagner sey dadurch veranlasset worden, ein Specificum daraus zu machen. (Der Rec. erinnert sich hiebey einer sichern Aneckdote, Hr. Wagner betreffend. Hr. Wagner rühmt sich in einer kleinen Abhandlung, ein besonders Specificum gegen das Friesel zu besitzen. Hr. Allioni untersuchte es, und gab es für eine Mercurialbereitung aus. Er hat Recht: aber letztere ist die Hauptsache nicht. Es war die Ipecacuanha nur mit gleichen Theilen mineralischen Aethiops verlarvt.) Hr. T. verstärkte seine Ipecacuanha mit Salpeter, Salzen, Magnesia und diaphoretischem Spiesglase und redet dem letztern gegen Hr. Triller das Wort.

Vom Scharlach und Faulfieber merkt Hr. T. nichts besonders an. Die mit Grimmen begleiteten und mit Blute gezeichneten schleimigen Durchfälle waren keine Ruhren. Sie waren ohne Gefahr und ohne Fieber und daher trägt Hr. T.

Be=

Bedenken, ihnen einen gefürchteten Namen einer schlimmern Krankheit zu geben. (Aber der Grad ändert doch das Wesen nicht.) Sie foderte Manna, Rhabarber, Bittersalze, Tamarinde und besonders Weinstein in großen Dosen, wenn anders der Magen nicht schwach, und ein saures Aufstossen nicht dabey war.

Wir haben aus einer so kleinen Schrift vieles angeführt: aber es ist genug übrig, wodurch das Lesen der ganzen Schrift sich belohnen wird. Hr. Zimmermann, der so schön übersetzt, als er schreibt, empfiehlt in der Vorrede mit Recht die Beschreibung jetziger Epidemien mit ihren Mitteln, damit unsre Welt ihre Vorurtheile ablege und die Nachwelt von Aerzten ein Archiv von Erfahrungen vorfinde. Er zieret noch seines Freundes Nachricht von der Epidemie mit einer Nachricht, so die Menschenliebe intereßirt, von einem Würdigen, „der eine erstaunende Anzahl unter der Armuth seufzender und mit dem Tode ringender Kranken täglich besucht, getröstet, gesegnet, mit Aerzten, Arzneyen, Lebensmitteln und Gelde versehen, und viele, wie ein Engel Gottes, gerettet hat.„ Man sagt nur von ihm, daß er mit der Ueppigkeit der Höfe und dem blutigen Schlachtfelde vertraut, daß er ein Fürst sey — alles Umstände, bey denen das Herz schwerlich weich zu behalten ist; aber warum sagte man zum Beyspiele und zur Beschämung unsrer hartherzigen Götter der Erde seinen Namen nicht heraus. Es ist leider! das Errathen indessen leicht. Ziemlich gewiß ist dieser Würdige der Prinz Ludwig Eugen, dessen ganz menschliches Leben auf der Wage des ächten Verdienstes wohl ein Heldenleben werth ist.

Y.

Christ. Tob. Ephr. Reinhards D. und Stadtarzts zu Sagan Bibelkrankheiten. Nebst Augustin Kalmets Abhandlung vom Aussatze der Juden. Frf. und Leipz. Günther, 1767. I. und II. Buch 281. und LI. S. III. IV. Buch. 384 S. V. Buch 1768.

Groß genug, wenn nur gut genug. Adams tiefer Schlaf, Davids hohes Alter, die sechsfingerigen Riesen, der erweckte Jüngling zu Nain sind Bibelkrankheiten und über Adams Wunde, über der Lea Triefaugе, über Jakobs Verrenkung des Fußes werden lehrreiche Untersuchungen angestellt.

Adams

Adams Schlaf und Wunde mögen zur Probe dienen. Hr. R. erörtert, ob der Schlaf ein kranker, oder gesunder tiefer; ob er ein ängstlicher oder sanfter gewesen? Beydes letztere behauptet er, weil Adam im Stande der Vollkommenheit war. Warum fiel Adam aber in den tiefen Schlaf? Einige sagen, damit er ohne sein Vermerken zu diesem Segen Gottes kommen möchte. Davon glaubt nun H. R. kein Wort: sondern, damit Adam nicht zu sehn kriegte, auf was Art Eva gebauet würde. Daß eine Verletzung fester Theile eine Wunde sey, läugnet jetzt kein Bartscherer mehr. Es ist also klar, bey Abnehmung der Ribbe sey Adam von Gott dem Schöpfer eine Wunde zugefügt worden. Bis dahin weis indessen Hr. R. nicht, ob die Ribbe aus der rechten oder linken Seite gewesen. Und obgleich ein Sinndichter (diese Herrn braucht Hr. R. stark und nimmt ihren Namen in sehr weitläuftigem Verstande) behauptet: mulierem esse laevam levemque; so giebt Hr. R. doch die aufrichtige Versicherung, daß er manche wackre Frau kenne, (leicht kann Hr. R. eigne dazu gehören) die unter ihrer Haube mehr Verstand habe, als ihr ganzer Mann unter seinem Tressenhute. Kräftig nimmt Hr. R. Adam in Schutz, daß man ihn Anfangs mit einer Ribbe zu viel, nicht unter die Monstra, und nachher mit einer zu wenig, nicht unter die Krüppel rechnen solle. Hr. R. will sich zwar in die theologischen Speculationen über die Ribbe nicht einlassen. Es hat aber doch seine Richtigkeit, daß Adam vor der Einbuße der Ribbe ein ἀνδρόγυνος gewesen, und haben die Rabbinen wohl Recht, die behaupten, es sey damals die männliche und weibliche Natur getrennt worden. Solche große gemeinnützige Wahrheiten werden von S. 1-24. erörtert und von Adams und Evens Nabel eine Zugabe beygefügt, bey welcher Gelegenheit behauptet wird, sie seyn mit diesem Geburtsbriefe nicht versehn und nicht genöthigt gewesen, auf der erhabnen Mitte des Bauchs eine Narbe zu tragen. Auch ist es recht anmuthig und herzlich zu lesen, warum Abisag von Sulamith (von Sunem lesen andre) ein so schickliches Linderungsmittel für den Frost des K. Davids gewesen, ja von weit besserer Wirkung, als das weichste und niedlichste Schwanenfederbett.

Herrn R. ahndet es in der Vorrede; man werde es ihm übel deuten, daß er sich mit den Krankheiten beschäftige, die in der heil. Bibel vorkommen. Er kennt die Unart jetziger Zeiten, die ihm wohl gar die Bibel aus den Händen reisen

und

und ihm verbieten wird, sich damit abzugeben. Das werden unsre Zeiten nicht: aber sie werden ihm wünschen, gesunden Verstand zu beweisen, Kenntniß von dem zu haben, wovon er schreibt; sie werden ihm die tiefe Ueberzeugung davon wünschen, daß zum Schreiben selbst etwas mehr, als fertige Finger erfodert werden.

Hr. R. hat aus den Kirchenvätern, aus den Commentatoren sowol Juden als Christen, aus seinen Vorgängern, die über die Bibelkrankheiten geschrieben haben, was nur zusammen zu stoppeln war, alles hier aufgehäuft und mit allem Witze seines Gemächts in Prosa und in Versen ausstaffirt. Wedel, sagt er, schließt, weil bey der Vertilgung Sodoms Schwefelfeuer vom Himmel geregnet, sey Loths Weib zur Glassäule geworden; und setzt hinzu: „ihr Freunde lacht nicht! Im Ernste, diese Schlußfolge ist nachgesetzter völlig gleich, nemlich:

> Krispine soll ein Kindgen kriegen
> Krispine war Kamillens Magd:
> Drum muß er Vater seyn und wiegen:
> Ja! Ja! Saganne hats gesagt.

Ueber die gemeinsten Sachen auf die gemeinste Art geschwätzig zu seyn, darinn kennen wir H. R. gleichen nicht.

Und wenn er denn doch nur medicinisch zuverläßig wäre! Aneurisma verum ist bey ihm ein Blutaderbruch B. 3. S. 16. Miasmata übersetzt er B. I. S. 82. Schädlichkeiten. B. I. S. 55. versichert er, alles Salz, was der Mensch in sich hat, sey ein alcalisches oder Laugensalz. Besonders ist es doch an einem Arzte, daß er 6. wahre und 6. falsche Ribben hat B. I. S. 23.

Am Ende seiner geschwätzigen Vorrede sagt er von derselben: „sie mag nun entweder ein Gallimathias oder ein Bombast, entweder eine Mißgeburt, oder gar ein Ungeheuer seyn„ — O! sie und das ganze Werk ist alles das, und von dem, was Hr. R. mit dem Munde sagt, wünschen wir nur, daß auch seine Seele lebhaft überzeugt seyn möge.

H*.

Daniel Turners, der Arzneykunst Doctors, Abhandlung von den Krankheiten der Haut, nebst einem kurzen Anhang von den äusserlichen Mitteln, und der Art, wie sie wirken. Aus dem Englischen über-

übersetzt. Altenburg, in der Richterschen Buchhandlung 1766. 1. und 2. Theil, 2 Alph. 7 Bog.

Die Uebersetzung dieses Buchs erscheint ziemlich spät: da das Original schon in den Jahren 1714. und 1726. in London abgedruckt worden. Indessen müssen wir denjenigen, die es nicht kennen, zum Besten, von der Einrichtung desselben einige Nachricht geben. Nach einer Einleitung von der Beschaffenheit und dem Nutzen der Haut wird in dem ersten Theil von den Krankheiten der Haut überhaupt, und im zweyten von denselben insbesondere gehandelt. Wir ersparen uns die Zeit, die Titel der Kapitel abzuschreiben. Nur müssen wir anmerken, daß, wider die Erwartung, der Krebs, die Güldenader, die Verstopfung und Verwachsung natürlicher Wege des Körpers, die Verletzung der Haut durch den Biß giftiger Thiere und Insekten, wie auch durch giftige Werkzeuge, hier eine Stelle finden; womit der Leser doch nicht nöthig hat, unzufrieden zu seyn. Das Werk ist nach dem Geschmack des Broockesschen Handbuchs, oder dieses vielmehr nach jenem geschrieben.

Eine allgemeine Krankheitsgeschichte geht bald mit Hrn. T. eignen, bald mit fremden Worten voran. Sodann folgen Excerpte aus praktischen Schriftstellern, von einzelnen Fällen, nebst den gebrauchten Mitteln, die mit verschiednen eigenen Beobachtungen von Hrn. Turner abwechseln. Hr. T. hat eine Menge Arzneymittel gekannt; daher seine Vorschriften zu zusammengesetzt, und gar zu abwechselnd ausgefallen. Wie ungewiß unter solchen Umständen das Urtheil von der Wirksamkeit der Mittel werden müsse, erkennt man leicht, manche harmoniren unter sich selbst und mit der Krankheit nicht recht. Manche müssen nothwendig wegen ihrer Beschaffenheit und Dosis, dem Patienten eben so sehr oder ärger, als seine Krankheit, zusetzen. Solche Schriften haben, wofern man auch nicht auf das eigene des Schriftstellers sieht, ihren Nutzen; vorzüglich für solche, die großer Büchersammlungen, oder der Zeit, sie zu nutzen, entbehren müssen. Sodann müßten aber die Auszüge mit Sorgfalt gemacht seyn, und dem Leser die Gabe einer guten Beurtheilung nicht mangeln. Die Richtersche Buchhandlung hat ein Verdienst, daß sie die Deutschen mit so vielen guten englischen Aerzten bekannt macht. Sollte sie aber nicht ihre Landsleute noch mehr verbinden, und viele Fremde mit ihnen, wenn sie nebst den Uebersetzungen gute Nachdrücke der Originale veranstal-

tete. Bey dem Eyfer der deutschen Aerzte und ihrer Kenntniß des Englischen, ist der Gewinn der Buchhandlung eben so gewiß, als des Lesers. Man fange mit dem so unterrichtenden Pringle an.

L.

---

4. Schöne Wissenschaften.

Memoriae immortali *Herm. Sam. Reimari* Lingu. Orient. in Gymnas. Hamburg. per 41. annos Professoris qualecunque hoc monumentum officii et pietatis causa posuit *Ioannes Georgius Büsch*, Math. P. P. O. in Gymn. Hamb. Hamb. Piscator 33 S. Fol.

Ein so großer Gelehrter verdiente dies Denkmal, und Hr. Büsch verdient viele und aufmerksame Leser. Wir lernen einen Mann näher kennen, dessen Schicksale mit wenig Worten gesagt sind. Sein Leben war das stille genügsame Leben eines Weisen. Er hätte an Orte versetzt werden können, wo er mit Würden, mit weit mehr Einkünften, in einem weit größern Kreise von Zuhörern und Bewunderern hätte glänzen können. Aber er schränkte sich darauf ein, den Jünglingen seiner Vaterstadt nützlich zu werden. Und diesen zum Besten ließ es der große Mann sich nicht verdrießen, ihnen die Anfangsgründe der Grammatick mit eben der Treue beyzubringen, mit der er ihnen in den höchsten Wissenschaften Unterricht gab. Immer hat man es bewundert, daß der Herausgeber des Dio Caßius die Wahrheiten der natürlichen Religion schreiben können. Es ist eine seltne Erscheinung, in dem hohen Maaße zugleich Philolog und Philosoph zu seyn, und es ist in unsern Zeiten um so viel merkwürdiger, da man sich fast bestrebt, nur Eins auf Kosten des andern zu werden. R. war ein Schüler von Buddeus, der aber aus Wolfen seine tiefe Einsichten bereicherte, der alle theoretische Theile dieser Wissenschaft besaß und dieselben durch seine Naturkenntnisse noch in seinem Alter ausschmückte. Er war aber auch in jeder andern Wissenschaft kein Fremdling und in den meisten Meister. Man sieht es seinen Schriften an, daß er ein homme universel gewesen, wenn es uns Hr. B. auch nicht versicherte, und um so mehr haben wir es bedauert, daß er seine Encyklo-

pädie nicht zu Stande gebracht. So vorzüglich sein gelehrter Charakter ist: so liebenswürdig war es auch sein persönlicher. Wir haben es mit Vergnügen bemerkt, daß der Philosoph und der Kritikus dem angenehmen Gesellschafter nichts angehabt, daß er leutsprächig, gesellig, freundlich, selbst heiter gewesen; daß er Gesellschaft gesucht: aber zugleich gesucht und gewußt, sie anmuthig und unterrichtend zu machen. Seine Wahrheitsliebe, die Entfernung von Sektirerey, die allgemeinen Einsichten mit allgemeiner Schätzung aller Wissenschaften verbunden, seine Bescheidenheit s. w. alles dieses verdient von unsern Gelehrten gelesen und nachgeahmt zu werden. Wir haben ein Muster an ihm von der stillen Größe eines Gelehrten.

Wenn wir seine Encyklopädie nicht wünschen sollen: so mögen wir doch wohl eine Sammlung seiner kleinen Schriften wünschen, die meistens Gelegenheitsschriften sind; aber wenigstens als Muster der Schreibart dienen können. Es fehlt auch nicht, daß sich nicht manche durch den Inhalt oder beyläufig eingestreute Anmerkungen empfehlen sollten.

S. 23. kommt ein Umstand vor, der wirklich lächerlich ist. Der englische Uebersetzer der Wahrheiten der nat. Religion sagt auf dem Titel, diese Schrift sey gegen den Lucrez, Büffon, Maupertuis, Rousseau, la Mettrie u. a. gerichtet. Die Verf. des Iournal encyclopédique, dieses seichten Journals unsrer Nachttische, sahen den Titel und urtheilten, das Werk sey lächerlich, und R. habe die Herrn, die er nennt, nicht gelesen. Das war nun den französischen Verf. zu verzeihen, zumal man ohnehin im Zuge ist, ihnen viele Ignoranz zu gut zu halten. Aber ein deutsches Journal „Auszüge „aus den besten Wochen- und Monatsschriften„ hat das Urtheil von Bouillon in Frankfurt am Mayn ganz ernstlich nachgebetet, und von Einer unsrer besten Schriften auf des Encyklopädisten Geleit versichert, daß es ein lächerliches Buch sey, dem gesunde Vernunft und reife Beurtheilungskraft fehle.

Y.

Vermischte Gedichte von Hrn. J. C. Rost herausgegeben, 1769. 9 Bogen in 8.

Der Herausgeber dieser Sammlung besitzt eine ziemliche Dose von Unverschämtheit und Muthwillen. Unverschämtheit; denn er giebt vor, daß er Rostens Freund gewesen, welches eine notorische Unwahrheit, und daß er diese Gedichte, aus Rostischen Handschriften herausgebe, welches ihm

wun-

wunderbar (wird heissen sollen auf wunderbare Art) in die Hände gefallen, dies letztere ist höchst unwahrscheinlich, denn wenigstens die Erzählung die Nachtigall kann unmöglich in Rostischen Handschriften seyn gefunden worden, denn sie ist nicht von ihm, sondern von einem Dichter, der in Berlin noch lebt und dessen Gedichte überhaupt nicht sehr bekannt sind.

Muthwillen, beweiset der Herausgeber, wo möglich noch mehr. In der spöttischen Zueignungsschrift an Bodmern begegnet er dem alten Manne, vollkommen, wie ein ungezogener Knabe. Er redet, von Greisen die kindisch geworden, er räth Bodmern, sich in Bedlam einzuquartiren u. d. gl. mehr. Eben so gehts mit der Vorrede, da wird Ernesti spöttisch angestochen, ein Pasquill auf Clodius ganz eingerückt, Wielanden ein spröder Seitenblick gegeben, und das alles, wie die Franzosen sagen, à propos de bottes en pleine mer.

Das einzige beträchtliche Stück in dieser Sammlung, ist das bekannte Gedicht — das Vorspiel. Aber der Verf. hat einige von den Noten der Quartedition weggelassen, und andere sehr unnöthige hinzugesetzt: z. B. S. 23. auch damals gab es schon Wichmanns! Aus diesem bey den Haaren herbeygezogenen Anfall auf den Verf. des Antikritikus ist schon abzunehmen, aus welcher Schule der Verf. ist, und man wird sich nun über seine bezeigte Ungezogenheit weniger wundern.

Der fröhliche Jüngling, sind matte Reime, die nicht verdienten aufbewahrt zu werden, sie mögen auch seyn, von wem sie wollen.

Die Nachtigall, eine freye Uebersetzung einer bekannten Erzählung des la Fontaine. Dies Stück ist, wie schon gesagt, gar nicht von Rosten, sondern von einem andern noch lebenden Dichter. Wir wollen ihn nicht nennen; sondern die Anekdotensucher, sollen hiemit abermal eine Tonne haben, mit der sie spielen können.

Die Brautnacht. Dies Gedicht wird für Rostens Arbeit ausgegeben. Aber gewiß, kaum zehn Verse sind seiner würdig, das übrige sind trockne Zoten, mit denen sich, (mit des V. Worten zu reden,) niemand belustigen kann, als dem

Zum Opfer vor Cytheren
Die frostige Natur, den besten Dienst versagt.

Dies ist nun alles, was diese Sammlung enthält, und wofür niemand dem Herausgeber sonderlichen Dank wissen wird.

Miß Fanny oder der Schiffbruch, ein Trauerspiel i fünf Aufzügen, 1766. 8.

Der Schein betrügt; ein Lustspiel in fünf Aufzügen Berlin bey Bosse, 1768. 8.

Der Graf von Olsbach: Oder die Belohnung de Rechtschaffenheit, ein Lustspiel in fünf Aufzügen Leipzig bey Jacobäern 1768. 8.

Diese drey Stücke sind von einem Schauspieler, Hrn. Bran des, der einige Anlage zum theatralischen Dichter ha Was bey der Aufführung sich ausnimmt, versteht er als Schau spieler sehr gut, daher ist in den Comödien der Dialog ziem lich natürlich, er weis solchen Situationen, die auf dem Thea ter in die Augen fallen, herbey zu führen, und er erhält die han delnden Personen beständig in Bewegung, sollte es auch zu weilen nur durch Caffe- und Theetrinken geschehen, die Cha racktere sind meistens entweder etwas schaal, oder sind andern nachgeahmt, aber sie sind doch ziemlich richtig beobachtet. Sein Plan ist meist gekünstelt.

Das erste Stück Fanny ist ein Probestück, welches zeiget, daß der Verf. es im Trauerspiele niemals weit bringen wird. Er hat lange weinende Redensarten, aber wenig Empfindung.

Der Schein betrügt. Ist etwas besser. Aber Hr. von Randolph ist ein unerträglicher Grobian, der alle Lebensart vergißt, und Hr. von Hill ist selbst für einen Stutzer viel zu schaal, so daß es dem Geschmack der Frau von Milbach eben nicht viel Ehre macht, daß sie diese Geschöpfe um sich leiden kann.

Der Graf von Olsbach ist des Verf. bestes Stück. Nur ist die Fabel fast allzuunwahrscheinlich. Zween feindliche Obersten, die beyde ihren Namen verändert haben müssen, damit sie sich erst am Ende erkennen! und die Erzählung S. 126. „von der Grafschaft Olsbach, die durch das Absterben des letz„tern Grafen Anton Emanuel, aus dem Caroaspischen Ge„schlechte, als ein Lehn an den König zurück gefallen ist,„ wird gewiß in dem Munde der Schauspielerin stecken bleiben, die sie sagen soll, und doch ist dies der Anfang der Entwickelung, der Wundergeschichte. Sternfels ist der nachgeahmte Paul Werner, inzwischen schadet dies nicht viel. Er ist aber nicht die schlechteste Person in dem Stücke, Aulpel aber ist ein plumper niederträchtiger Kerl, der blos einen eckelhaften Widerwillen erregt.

Diese

Diese wenige Anmerkungen, werden hoffentlich den Verf. nicht von mehrern Versuchen abhalten. Will man Kenntniß des menschlichen Herzens und Kenntniß der Welt erlangen, so gehört eine lange Erfahrung, und viel Beobachtung über das erfahrne dazu; und beyde müssen lange fortgesetzt werden.

S.

Schweitzerlieder. Von einem Mitgliede der helvetischen Gesellschaft zu Schinznach. Bern, bey Ludwig Walthard 1767.

Der vortrefliche Vorschlag, welchen Hr. Planta der helvetischen Gesellschaft in Schinznach gethan hatte, die patriotischen Gesinnungen bey der Jugend durch Lieder zu erwerben und auszubreiten, ist nicht unfruchtbar gewesen. Ein würdiges junges Mitglied dieser Gesellschaft, hat die rühmliche Arbeit übernommen, den zukünftigen Lykurgen seines Vaterlandes den Dienst zu leisten, welchen der Dichter Tules dem spartanischen geleistet hatte. Er hat einen Versuch von Liedern drucken lassen, der zugleich ein rührendes Denkmal seiner edeln Gesinnungen und ein nicht zu verachtender Beweis seines poetischen Geistes ist. Vielleicht können diese Lieder, die für die Schweiz geschrieben sind, ausser derselben nicht völlig einen so starken Eindruck machen. Der Recensent gesteht, daß Helvetien sein Vaterland ist, und daß er warm von Vaterlandsliebe, sich bey Lesung dieser Lieder, den Verf. als einen wohlwollenden Mitbürger vorstellet.

Dieser Versuch ist in zwey Bücher eingetheilet. Das eine besinget die Schlachten der alten Eydsgenossen; und das andere muntert zu den friedfertigen Tugenden des Patriotismus auf. Man siehet aus der glücklichen Ausführung, daß der Verf. mit größern Vergnügen an dem letzten gearbeitet hat. Das Lied auf den Meistertag*) in Zürich hat uns vorzüglich wohlgefallen. Wir wollen, um einen Geschmack von der Dichtungsart des Verf. zu geben, dasselbe hier ganz einrücken:

Willkomm, willkommen tausendmal,
Du Tag der neuen Meisterwahl;
Du schönster unsrer Tage;
Es jauchzt was in Zürich lebt
Dem Tage zu, der sich erhebt;
Der Freyheit schönem Tage.

*) Der Meistertag in Zürich ist der Tag der Wahl gewisser obrigkeitlicher Personen.

Theur sey uns unser Freyheitsband.
Wir schwörens Gott mit Herz und Mund,
Den besten nur zu wählen.
Nein, der ist nicht der Freyheit werth,
Der einen schlechten wählt, und schwört,
Den besten nur zu wählen.

Schmach treffe dessen Angesicht,
Der Eyde schwört und Eyde bricht
Vor Gott in einer Stunde.
Der straft sich selber tausendfach;
Fluch und Verzweiflung folgt ihm nach.
Dem feilen falschen Munde.

Drum, wer die Hand zum Himmel hebt,
Denk nur an den, der ewig lebt
Den falschen Eyd zu strafen.
Der Menschen Furcht sey von uns weit,
Der scheut sie nicht der Gott nur scheut,
Der macht sich nie zum Sclaven.

So seh sich jeder mit Vernunft
Und Freyheit um auf seiner Zunft,
Und prüfe still die Geister.
Und wer der best- und wägste *) ist,
Der beste Bürger, beste Christ,
Der werde unser Meister.

Er fürchte Gott, und heuchle nicht,
Voll Friede sey sein Angesicht,
Und Himmelrein sein Wille:
Zur Arbeit stark sey seine Hand
Ihn zier ein männlicher Verstand,
Bescheidenheit und Stille.

Er sey dem Geitz von Herzen feind,
Sey mäßig, keusch, der Einfalt Freund
Dem Wohlthun ganz ergeben.
Und allem Guten sey er hold;
Er schätze Freyheit mehr als Gold
Und höher als sein Leben.

Das Lied der jungen Schweizerinnen hat seine auszeichnenden Schönheiten. Wie auch das Abschiedslied an einen reisenden Schweitzer. Selbst das überfließende Maaß von Na-

*) Wägste — ist der Ausdruck in dem Eyde den die Bürger bey dieser Gelegenheit schwören.

Nationalstolz kleidet ein Lied gut, obwol er das Herz eines weisen Jünglings entzieren würde, welcher wissen soll, daß er in allen Ländern Beyspiele und Aufmunterung zur Tugend finden kann, und um welche zu suchen, seine Freunde ihm wohl erlauben könnten, über die Alpen, über den Jura und über den Rhein zu gehen. Das Lied an die helvetische Gesellschaft übertrift alle übrige an Feuer, an Geist, an Gefühle. Folgende Stellen zeichnen sich besonders aus:

Sey ewig heilig stiller Saal,
Der in so ehren voller Zahl
Helvetier vereinet.
Du Saal, wo mancher grosse Geist
Der Freyheit Wollust frey geneußt,
Und Freudenthränen weinet.

Hebt euer Aug, hebt euer Ohr
Ihr Väter! aus dem Staub empor,
Seyd Zeugen dieser Scene!
Steht auf: Steht auf und triumphirt
Daß Eintracht uns zusammen führt
Uns Brüder, eure Söhne.

Hier singen wir im kühlen Wald
Daß Aar und Habsburg wiederhallt,
Von euren Thaten, Vätter!
Ein jeder von uns, sagen wir
Sey redlich, tapfer, frey wie ihr,
Ein Schützer oder Retter!

Du Einfalt nur bist unser Glück:
Das sagt uns Brüder! jeder Blick;
Nicht der Besitz von Kronen.
Hier lerne Freude, Menschenfreund!
Hier flieh uns, zitternd unser Feind!
Wo Treu und Eintracht wohnen.

Wenn unter uns ein Bruder sitzt
Ders Recht nicht ehrt nicht Freyheit schützt,
Und heimlich schleicht ins Krumme:
So werde falscher Patriot,
Von uns dein schlaues Antlitz roth,
Dein Schmeichelmund verstumme.

Wer Gott verehrt und Menschen liebt,
Und ganz sein Herz dem Staate gibt,
Der, der ist unser Bruder!

Sein Name sey uns ewig theur;
Hier flamme reiner Freundschaft Feur.
Für ihn, den treuen Bruder.

Steh Jüngling still hier! rufe du
O Schinznach, späthen Enkeln zu,
Die fern vorüber gehen.
Hier feyrt mit ihrer Söhne Schaar
Die Freyheit froh ihr Jubeljahr
So lang die Alpen stehen.

Wir überlassen dem Leser dieser Anzeige den Schluß zu machen, was sich die Schweitz von einem solchen Bürger für Hofnung machen könne. Wir bitten aber seine Freunde, ihn nicht nur zu loben, sondern auch, wo er es verdient, zu tadeln. Das Nachläßige, das Schielende, das Unrichtige, das Unbeständige in seiner Sprache, in seinen Ausdrückungen, in seinen Bildern, in seinen Uebergängen (transitions), die so häufig, insonderheit in dem ersten Buche, vorkommen, diese muß er meiden, wenn er ein claßischer Dichter werden will. Wenn, wie er sonst verdienet, er bey den Jünglingen zu Heldenstein, die Stelle des Horazen und des la Fontaine vertraten soll. Wir wollen einige Beyspiele anführen:

Was ist das S. 12.

Die Trommel tönte noch so laut
Als unter einem Batt.

Wie sonderbar ist S. 19. die Erzählung von W. Tell

Nimmt eilends Pfeil und Bogen — spannt.
Blickt scharf — vest steht der Knab
Und drückt mit unbewegter Hand.
Es knallt — den Apfel ab!

Mangeln hier nicht Richtigkeit und Nettigkeit. Wer hat hier gedrückt, der Knab oder der Vater. Und ist Wilhelm Tells unsittliche Handlung eigentlich ein Muster zur Nachahmung?

Ein Patriotenklee S. 26. heißt dies ein Kleeblatt von Patrioten?

Gold schützt, und Schwerdter retten nicht
Und Stärke hilft nicht stets.

sagt dieses nicht, daß das Gold beschütze?

Die Thränen künftigen Geschlechts
Das noch nicht Augen hat.

S. 68.

S. 68. fällt dieses nicht ein wenig in das poßierliche! Das Wort Officier S. 69. scheint hier etwas niedrig.

> Nein, wir verschenken unsern Leib,
> Nicht Fürsten unser Gut.
> Eh kämpfen wir für Kind und Weib.
> Und kämpfen bis aufs Blut. S. 75.

Sind die zween ersten Verse hier nicht ganz unrichtig, und die letzten matt und schwach. Desgleichen

> Und Wesenbrücke brach.

S. 79. wie undeutlich.

Das Wort Wissen für Gewissen in dem Liede auf den Meistertag entzieret auch dieses schöne Stück. Von dieser Art, sind noch gar viele Stellen in diesen sonst vortreflichen Liedern. Wir sind versichert, daß der Verfasser derselben in einer neuen Auflage solche Stellen verbessern wird.

Wir sehen es als ein Zeichen seines patriotischen Urtheils an, daß er bey dem Burgundischen Kriege aufgehöret hat, die Schlachten seiner Väter zu besingen. Sobald die Eydsgenossen anfiengen, für Fremde um Geld zu fechten, verdienten sie nicht mehr besungen zu werden.

Wir wünschen, daß dieser glückliche Dichter einer neuen Auflage, noch ein Bändgen beyfüge, in welchem er den Friedfertigen, Tugendhaften seines Vaterlandes, das Lob zutheile, das sie sowol verdienen, als seine Helden. Da nähme er neben den großen Verdiensten des Conrad Geßner, und der würdigen Männer, welche dessen Namen noch glänzender gemacht haben; der beyden Bernoulli, eines Balthasars, eines Bodmers, eines Hallers, eines J. Michael Augsburgers, eines Bürgermeister Eschers, eines Niclaus von Fluch, eines Tschiffeli, des Vaters der landwirthschaftlichen Gesellschafter, eines Kleinjoggs und anderer Muster von tugendhaften Eydsgenossen.

Wir müssen nicht vergessen, unsern deutschen Mitbürgern anzuzeigen, welchen von unsern Dichtern der Sänger von Schinznach zu seinem Meister gewählet habe. Er sagt es selbst.

> Wenn Leser, dir mein Reim gefällt,
> Danks dem Tyrtäus Gleim.
> Der sang von Helden, wie ein Held,
> Und dessen iß mein Reim.

Und er hat in den Kriegerischen Liedern sein Urbild fast beständig erreichet, und in den patriotischen selten zurückgelassen,

Der Druck ist recht schön, und des Verlegers würdig. Hr. Walthard thäte besser, wenn er lauter solche Urstücke druckte, als daß er durch seine Nachdrücke so manchem Buchhändler Unrecht zufüget.

Mr.

Fables et Dissertationes sur la nature de la Fable, traduites de l'allemand de M. *Gotthold Ephraim Lessing*, par M. *d'Antelmy*, Professeur à l'Ecole Royale Militaire. à Paris, chez Vincent et Pankonke 1764. 12.

In einem vorausgeschickten Schreiben an den Hrn. Hofr. Junker, Prof. der deutschen Sprache bey der königl. Kriegsschule übergiebt ihm der Verf. diese Uebersetzung der Leßingischen Fabeln als sein erstes Probestück einer Uebersetzung aus dem Deutschen, und als ein Zeichen seiner Erkenntlichkeit für dessen Unterricht in dieser Sprache. Zu den Fabeln selbst hat er das Zutrauen, daß sie seinen Landesleuten sehr gefallen werden, allein für die Abhandlungen ist ihm ein wenig bange. „Diese didacktischen und tiefgedachten Materien, sagt er, sind nicht nach dem Geschmacke der meisten Leser.„ Um aber doch seine Landesleute und deren Geschmack nicht dadurch zu beleidigen, daß er diese Abhandlungen übersetzt hat, so schmeichelt er ihnen, wenn sie dieselben nur flüchtig durchlaufen wollen, mit der angenehmen Entdeckung, daß ihre Litteratur in Deutschland sehr bekannt ist. Dabey versichert er aufs feyerlichste, daß er sehr weit davon entfernt ist, in allen Stücken mit Hrn. Leßing übereins zu denken. Vermuthlich wird er also Hrn. L. tiefgedachte Abhandlungen, wie er sie selbst nennt, durch noch tiefer gedachte Beurtheilungen zu berichtigen und zu verbessern gesucht haben? — So böse meynt es Hr. A. nicht. Ihm sind nur einige muntre Einfälle des Hrn. L. anstößig, oder vielmehr wie er sich ausdrückt, unverzeihlich, wiewohl er ihn sonderbar genug damit entschuldigt, er habe diese Einfälle ohne Zweifel eingestreut, um die Aufmerksamkeit seiner Leser desto muntrer zu erhalten. Ein dürftiges Mittel, das wohl niemand weniger nöthig hat, als Hr. L. dessen Schreibart bey der unfruchtbarsten Kritick sich immer blühend zu erhalten weis. Und was sind denn dies für muntre Einfälle? — „daß er den Franzosen eine sehr nachläßige Lecktüre der alten „Schuld giebt.„ — Aber diese Anmerkung ist wenigstens da, wo

wo Hr. L. sie macht (S. 221. seiner Fabeln) sehr wahr; denn nichts kann verkehrter seyn, als der Gebrauch den la Fontaine von einer Stelle des Quintilians macht; und uns Deutsche befremdet es eben nicht, daß diese Anmerkung so ins Allgemeine geht. — „Daß er einen Fontenelle, den Verf. der Gespräche „von mehr als Einer Welt, der Geschichte, der Orackel und „der Akademie der Wissenschaften, einen witzigen Kopf nennt, „der hernach das Unglück hatte, hundert Jahr witzig zu blei„ben.„ — Freylich ein etwas boshafter Einfall, und wir möchten, wie la Motte bey Fontenellens Einfalle ausrufen: *Mot plaisant, mais solide!* Herr A. hätte immer noch eine eigne Abhandlung hinzufügen, und die Theorie des Herrn L. die ihm nicht ganz richtig zu seyn dünkt, mit Gründen bestreiten sollen. Aber freylich müßte das besser ausgefallen seyn, als die Probe, welche er S. X. der Vorrede, wie er sagt, nur im Vorbeygehen giebt, daß Theon von der Fabel ganz anders urtheile als Hr. Leßing, weil er sage: Ὁ μυϑος ποιητων μεν προσελϑε, γεγενηται δε και ῥητορων κοινος ἐκ παραινεσεος. Denn, uns dünkt, es ist offenbar, daß Μυϑος hier die Fabel überhaupt, ihrem Inhalte, nicht ihrem Vortrage nach bedeute; und von der letzten nur, und von der äsopischen Fabel insbesondre, behauptet Hr. L. daß sie in das Gebiete der Rhetorick gehöre. Am Ende der Vorrede verspricht Hr. A. eine Uebersetzung der Meßiade, die, wie wir hören, itzt in Frankreich soll erschienen seyn.

Die Uebersetzung selbst hat freylich im Ganzen und was das Wörtliche betrift, Treue und Richtigkeit genug; allein den ganzen Geist des Fabeldichters, die unterscheidende Manier desselben, wird man darinn nur sehr schwach ausgedrückt finden. Die Wendung ist oft ziemlich gezwungen, und da, wo die größte Schönheit des Originals in derselben liegt, ist sie zuweilen ganz verlohren gegangen, oder entstellt. Begriffe, die in jenem nur kurz angedeutet werden, sind in der Uebersetzung oft ausgeführt und umschrieben. Hiedurch wird der Ton des Ganzen nicht wenig geschwächt. Wir überlassen es unsern Lesern, diejenigen Leßingischen Fabeln, welche Hr. Huber übersetzt hat, mit dieser Uebersetzung des Hrn. Antelmy zu vergleichen; und sie werden, zum Vortheile der erstern finden, daß die französische Sprache eines glücklichen Ausdrucks dieser Erzählungsart nicht ganz unfähig ist, ob wir gleich gestehen müssen, daß auch Hr. Huber uns nicht alle Schönheiten derselben erreicht zu haben scheint.

Hin

Hin und wieder sind uns doch einige Unrichtigkeiten vorgekommen, welche wir anmerken wollen. Z. B. S. 28. „C'est une sotte fiction de l'homme *qui s'est apparemment designé lui même* sous l'embléme du Merops.„ Im Originale steht: „Das ist eine alberne Erdichtung des Menschen. Er mag selbst ein solcher Merops seyn.„

S. 49. „*Que Iupiter est prudent!* il n'a pas encore „essayé.„ — Im Originale: Er soll es noch versuchen, „der kluge Jupiter!„

S. 79. „Sa Majesté Lionne„ und im Originale: „der „majestätische Löwe.„

S. 82. sagt bey Hrn. Leßing der Bär zum Elephanten: „Was fodern sie (die Menschen) nicht alles von uns bessern Thieren!„ Dies wird übersetzt: „Que n'exigent-ils pas de nous, *quoique nous valions mieux qu'eux!*„

In der ersten Abhandlung, S. 136. erklärt Hr. L. die Handlung in der Fabel durch „eine Folge von Veränderungen, „die zusammen ein Ganzes ausmachen.„ In der Uebersetzung S. 139. steht: „J'entens par action *une suite des* „*situations*, qui font ensemble un seul tout.„ In einer Anmerkung setzt Hr. A. hinzu: „J'original dit: une suite „des mutations.„ Es scheint, daß der Uebersetzer die Erklärung selbst nicht recht eingesehen habe; weder auf die eine noch die andre Art wird der Franzose sie verstehen.

N.

Herrn Johann Christian Cuno's, Kaufmanns in Amsterdam rc. Versuch einiger moralischen Briefe an seinen Enkel und Pflegesohn, in gebundener Rede. Mit einer Vorrede Hrn. J. J. D. Zimmermanns, Archidiac. in Hamburg rc. Dritte verbesserte Auflage. Hamburg bey Joh. Chr. Brandt, 1766. 12 Bogen in gr. 8.

Ist herzlich gut gemeynt. Diese Briefe sind auch wirklich in gebundener Rede, das heißt in gereimter Prosa abgefaßt; beydes können wir bezeugen. Es ist auch gewiß, daß, wenn der Herr Enkel Geduld genug gehabt hat, die etwas langweilig vorgetragene Lehren des Hrn. Großpapa ganz durchzulesen, und ihnen zu folgen, er ein ganz guter frommer Bursche werden wird.

Des seel. Hrn. Archidiaconus Zimmermanns Vorrede, eifert mit Recht über den Mißbrauch der Dichtkunst, zur Ueppigkeit und schlüpfrigen Gedanken, wenn er sich aber von seinem Eifer verführen läßt S. 21. zu behaupten: „daß die „Kunst zu lieben in ihrer wahren Bedeutung nicht viel ed„ler sey, als die Kunst zu stehlen, oder Gift zu mischen,„ so möchten wir wohl wissen, was der seel. Mann eigentlich für die wahre Bedeutung gehalten haben mag. Selbst der schlimmsten (und ganz falschen) Bedeutung nach, ist die Kunst zu lieben, doch noch bey weitem keine Giftmischerey.

Wenn Hr. Z. beym moralisiren bleibt, so gehts noch an, wenn er aber wie S. 9. von der Dichtkunst schwatzen will; so sieht man wohl, daß dies seine Sache gar nicht gewesen ist. S. 14. Der Vorrede lesen wir mit Erstaunen, daß Hr. Cuno, an einem epischen Gedichte arbeite. Wir ersuchen ihn um seiner eignen Ehre willen, dies epische Gedicht ja niemanden sehen zu lassen, als dem lieben Enkel und Pflegesohn, an den diese moralische Briefe geschrieben sind, und allenfalls der Hochedlen, Ehr- und Tugendbelobten Frauen, Frauen Elsje Warsing, seiner Lieb- und Ehrenwerthesten Ehegenossin, der sie dediciret sind. Hr. Cuno scheint wirklich, wie ihn Hr. Z. schildert, ein sehr rechtschaffener und gutdenkender Mann zu seyn, aber mit Versmachen, (und am allerwenigsten mit epischen Gedichten,) sollte er sich nicht abgeben. Doch eben sehen wir, daß die Vorrede 1753. dadirt ist; wer weis also, ob unsere gutgemeynte Warnung nicht zu spät kam und schon irgendwo, ohne daß wir es wissen, die dritte und verbesserte Auflage des epischen Gedichts gedruckt worden.

S.

Christian Gottlob Klemms Beyträge zum deutschen Theater. Erster Band. Wien bey Trattnern, 1767. 1 Alph. 3 Bog. in 12.

Man hat bisher gewöhnlich gegen diejenigen Werke des Witzes Nachsicht gehabt, welche wir aus dem Reiche und aus solchen Gegenden erhielten, in denen sich die schöne Litteratur noch nicht genug verbreitet hat; und einige Genies waren dieser Nachsicht sehr würdig, welche uns durch Meisterzüge in ihren Werken für die kleinen Fehler der Schreibart und der Wendungen schadlos hielten. Wollte man diese Nachsicht auch

Hin und wieder sind uns doch einige Unrichtigkeiten vorgekommen, welche wir anmerken wollen. Z. B. S. 28. „C'est une sotte fiction de l'homme *qui s'est apparemment designé lui même* sous l'emblême du Merops.„ Im Originale steht: „Das ist eine alberne Erdichtung des Menschen. Er mag selbst ein solcher Merops seyn.„

S. 49. „*Que Iupiter est prudent!* il n'a pas encore „essayé.„ — Im Originale: Er soll es noch versuchen, „der kluge Jupiter!„

S. 79. „Sa Majesté Lionne„ und im Originale: „der „majestätische Löwe.„

S. 82. sagt bey Hrn. Lessing der Bär zum Elephanten: „Was fodern sie (die Menschen) nicht alles von uns bessern Thieren!„ Dies wird übersetzt: „Que n'exigent-ils pas de nous, *quoique nous valions mieux qu'eux!*„

In der ersten Abhandlung, S. 136. erklärt Hr. L. die Handlung in der Fabel durch „eine Folge von Veränderungen, „die zusammen ein Ganzes ausmachen.„ In der Uebersetzung S. 139. steht: „l'entens par action *une suite des* „*situations*, qui font ensemble un seul tout.„ In einer Anmerkung setzt Hr. A. hinzu: „J'original dit: une suite „des mutations.„ Es scheint, daß der Uebersetzer die Erklärung selbst nicht recht eingesehen habe; weder auf die eine noch die andre Art wird der Franzose sie verstehen.

N.

Herrn Johann Christian Cuno's, Kaufmanns in Amsterdam etc. Versuch einiger moralischen Briefe an seinen Enkel und Pflegesohn, in gebundener Rede. Mit einer Vorrede Hrn. J. J. D. Zimmermanns, Archidiac. in Hamburg etc. Dritte verbesserte Auflage. Hamburg bey Joh. Chr. Brandt, 1766. 12 Bogen in gr. 8.

Ist herzlich gut gemeynt. Diese Briefe sind auch wirklich in gebundener Rede, das heißt in gereimter Prosa abgefaßt; beydes können wir bezeugen. Es ist auch gewiß, daß, wenn der Herr Enkel Geduld genug gehabt hat, die etwas langweilig vorgetragene Lehren des Hrn. Großpapa ganz durchzulesen, und ihnen zu folgen, er ein ganz guter frommer Bursche werden wird.

Das

Des seel. Hrn. Archidiaconus Zimmermanns Vorrede, eifert mit Recht über den Mißbrauch der Dichtkunst, zur Uepigkeit und schlüpfrigen Gedanken, wenn er sich aber von seinem Eifer verführen läßt S. 21. zu behaupten: „daß die „Kunst zu lieben in ihrer wahren Bedeutung nicht viel edler sey, als die Kunst zu stehlen, oder Gift zu mischen„ so möchten wir wohl wissen, was der seel. Mann eigentlich für die wahre Bedeutung gehalten haben mag. Selbst der schlimmsten (und ganz falschen) Bedeutung nach, ist die Kunst zu lieben, doch noch bey weitem keine Giftmischerey.

Wenn Hr. Z. beym moralisiren bleibt, so gehts noch an, wenn er aber wie S. 9. von der Dichtkunst schwatzen will; so sieht man wohl, daß dies seine Sache gar nicht gewesen ist. S. 14. Der Vorrede lesen wir mit Erstaunen, daß Hr. Cuno, an einem epischen Gedichte arbeite. Wir ersuchen ihn um seiner eignen Ehre willen, dies epische Gedicht ja niemanden sehen zu lassen, als dem lieben Enkel und Pflegesohn, an den diese moralische Briefe geschrieben sind, und allenfalls der Hochedlen, Ehr- und Tugendbelobten Frauen, Frauen Elsje Warsing, seiner Lieb- und Ehrenwerthesten Ehegenossin, der sie dediciret sind. Hr. Cuno scheint wirklich, wie ihn Hr. Z. schildert, ein sehr rechtschaffener und gutdenkender Mann zu seyn, aber mit Versmachen, (und am allerwenigsten mit epischen Gedichten,) sollte er sich nicht abgeben. Doch eben sehen wir, daß die Vorrede 1753. datirt ist; wer weis also, ob unsere gutgemeynte Warnung nicht zu spät kam und schon irgendwo, ohne daß wir es wissen, die dritte und verbesserte Auflage des epischen Gedichts gedruckt worden.

S.

Christian Gottlob Klemms Beyträge zum deutschen Theater. Erster Band. Wien bey Trattnern, 1767. 1 Alph. 3 Bog. in 12.

Man hat bisher gewöhnlich gegen diejenigen Werke des Witzes Nachsicht gehabt, welche wir aus dem Reiche und aus solchen Gegenden erhielten, in denen sich die schöne Litteratur noch nicht genug verbreitet hat; und einige Genies waren dieser Nachsicht sehr würdig, welche uns durch Meisterzüge in ihren Werken für die kleinen Fehler der Schreibart und der Wendungen schadlos hielten. Wollte man diese Nachsicht auch

solchen Leuten schenken, die ohne Fähigkeiten und Talente, der Fertigkeit ihrer Feder freyen Lauf lassen, und dann sich schmeicheln, durch ihre Werke der Litteratur einen Dienst geleistet, und den Werken des Geschmacks Beyträge dargereicht zu haben; so würde man gewiß dem Geschmacke der ungebildeten Gegenden eben so sehr schaden, als man ihm durch jene Nachsicht gegen Genies aufhelfen kann. Dem Hrn. Verf. der angezeigten Beyträge gestehen wir daher aufrichtig, daß das deutsche Theater, bey allem seinem Mangel, ihrer sehr wohl entbehren kann; vielleicht sind sie dem wienerischen Theater so unentbehrlich nicht, und das beklagen wir. Denn in der That, wir erinnern uns von allen Schauspielen, welche die Gottschedische Schaubühne enthält, kein einziges, das schlechter wäre, als irgend eins von den Schauspielen des Verf. deren an der Zahl eilf sind. So sehr fehlt es allen an Anlage, Erfindung und Ausführung, am guten Dialog, an Situationen und Interesse. In Ansehung der Sujets haben wir noch nie solche Dürftigkeit gesehen. Wir können alle zehn Lustspiele des Verf. auf einen einzigen Inhalt zurückbringen; denn in einem jeden sind etliche närrische Charaktere junger Verliebten, und ein Mägdchen das so gescheidt ist, ihnen einen vernünftigen Liebhaber vorzuziehen. Dies macht bey Hrn. K. alle Erfindung, allen Contrast, alle Verwickelung aus. Wir wollen die Stücke ganz kurz nach der Reihe anzeigen.

Die seltne Zärtlichkeit, ein Lustspiel in zwey Acten, dessen Titel sich zum Inhalte sonderbar genug schickt. Ein Mägdchen und ein junger Mensch sollen einander heyrathen, und beyde kennen einander noch nicht. Sie widersetzen sich also dem Willen der Eltern, und gestehen beyde, daß ihr Herz nicht mehr frey ist. Endlich entdeckt es sich, daß sie beyderseits eben diejenigen Personen sind, denen jedes von ihm sein Herz schon geschenkt hat. Das arme Mägdchen wird unter deß von einem Gecken, der ganz à la Francoise seyn will, nicht wenig geplagt. Lauter gemeine, und unbelebte Charactere, und so wie in den folgenden Stücken ein Dialog, der bald leidlich, bald niedrig, bald decklamatorisch und romanhaft ist.

Philint und Cleone, eine Operette von zween Aufzügen. Ein Oberster thut als wollte er seine Tochter an einen jungen närrischen Stutzer verheyrathen; sie liebt seinen Oberjäger, und erhält ihn. Die Intrique des Stücks ist elend, und die Ausführung sehr ungeschmackt. Als Operette mögen wir das Stück gar nicht einmal beurtheilen. Die Liederchen darinn sind nicht nur größtentheils höchst unmusikalisch (z. E. S. 74.)

son-

sondern auch unpoetisch, schlecht versificirt, und oft abentheuerlich. Das Kammermägdchen sagt z. E. S. 77. seinem gnädigen Fräulein, daß sie gleichfalls den Oberjäger liebt; und über diese Entdeckung brechen die beyden guten Kinder in folgendes Duett aus:

Beyde. Flieh denn aus deiner bangen Höhle
Gekränkte, schmerzensvolle Seele!
Für dich ist nun kein Glücke mehr.
Die Welt ist ganz von Freuden leer.

Lisette. Ach warum muß ich für Philinten
Was andre fühlen, auch empfinden?
Ich armes Mädchen! ach! ich bin
Cleonens Nebenbuhlerinn?

Beyde: Für mich ist nun kein Glücke mehr,
Und alles ist von Freuden leer.

Noch eine recht schmetternd zärtliche Arie des gnädigen Fräuleins S. 102.

Geliebter Vater! laß mich nur
In diesem Thal, in dieser Flur
Dein Leben dir versüßen!
Laß meine Tage hier verfließen
In deiner Huld, in stolzer Ruh.
Und nahet einst der Tod herzu,
Des Lebens Faden abzureissen,
So will ich sterbend dich noch preisen,
Noch in des Grabes stiller Ruh.

zurück mit solcher Poesie in die Zeiten Neukirchs und Stoppens!

Der Besuch. Leidlicher als das vorige, aber wieder von sehr dürftiger Erfindung. Närrische und gescheidte Charactere werden, wie gewöhnlich, durcheinander geworfen; das Stück ist kein Schauspiel, sondern ein Gespräch; ein Alltagsbesuch, Wettergespräche, Verläumdungen und Kuppeleyen.

Alzimire, ein Trauerspiel in einem Aufzuge, in Versen, oder vielmehr in Bombast. Das Stück selbst ist eine wahre Haupt- und Staatsaction, und die Personen wahre Marionetten, ohne bestimmte Charactere. Bey allem dem ist das Schauspiel schaudricht, und sehr, sehr blutig.

Die Probe des Reichthums, ein Lustspiel in einem Aufzuge, ist wieder von gewöhnlicher Art. Ein reich gewordnes Mägdchen hat noch Standhaftigkeit genug, einen armen, aber vernünftigen Liebhaber, für einen reichen Gecken zu wählen. Freylich eine schwere Probe!

Der Wettstreit, oder der Sieg der wahren Liebe. Nicht viel besser. Zwey Liebhaber, der eine ein Narr, der andre vernünftig; der erste blendet seine Schöne durch Geschenke, der andre gewinnt ihr Herz durch seinen Verstand. Plan und Ausführung sind gleich mittelmäßig.

Die Schule der Liebhaber, oder die Wahl eines Ehemanns. Ein Lustspiel von zween Aufzügen, nach dem beliebten Leisten des Verf., voll närrischer Liebhaber, die mit ein paar vernünftigen contrastiren sollen. Dies Stück halten wir für das elendeste. Billig hätte es die Schule der Köche heissen sollen; denn diese und alle, denen daran gelegen ist, finden hier einen vollständigen Küchenzettel, ein Register der Wienerischen Küchenwörter, und einen glaubwürdigen Bericht, was in den vornehmsten Städten Deutschlands für vorzügliche Gerichte und Gemüße sind.

Die bürgerliche Heyrath, in einem Akte. An diesem Stücke finden wir nichts zu loben, als den Anfang, eine Art von Prolog, der von einem jungen Kinde hergesagt, und wirklich ganz artig ist. Das übrige ist alltäglich und sinkt zuweilen noch sehr unter das Niedrigkomische.

Die Jagd. Eine Operette in zween Aufzügen, die der vorigen Operette nichts nachgiebt. Nur ist sie durch die schönen Heldenthaten und Prügeleyen, die darinn vorkommen, für einige Zuschauer ohne Zweifel interessanter.

Daphne, eine Comödie in zween Akten, von der dem Verf. nur die Ausführung gehört, in die er eine gewisse Naivität hat bringen wollen, der er umsonst nachgejagt ist.

Der Triumph Clarissens. Der Inhalt ist aus der Landbibliothek genommen; aber sehr schlecht genützt und ausgeführt.

Die Heyrath wider die Mode, in drey Aufzügen, ein würdiger Pendant zu den vorigen Stücke; nur ist die Sprache darinn noch unleidlicher, als in irgend einem.

Sollen wir dem Verfasser aufrichtig rathen, so schreibe er nicht mehr fürs Theater; er lasse sein Titelblatt zum zweytenmale umdrucken, und die Worte: **Erster Band,** wegnehmen. Doch der gute Mann hat Entschuldigungen; wir müssen sie dem Publikum vorlegen, vielleicht ist es damit zufrieden: „Meine Freunde, und sonst noch etwas, mit dem wir witzigen Köpfe sehr vertraut sind, haben mir gerathen, diese „Operette hier wieder abdrucken zu lassen.„ — „Die „Zeiten sind eisern, und ökonomisch genommen, ist es allemal für den Autor vortheilhafter, wenn das Buch dicker,

„als

„als wenn es so mager ist.„ Ja wohl ökonomisch genommen für den Autor! Aber wie kommt der Käufer und besonders der Leser, dabey zurecht?

N.

---

5. Schöne Künste.

a) Mahlerey und Kupferstecherey.

Herrn Paul von Stetten des jüngern, Erläuterungen der in Kupfer gestochenen Vorstellungen, aus der Geschichte der Reichsstadt Augsburg. In historischen Briefen an ein Frauenzimmer. Augsburg C. H. Stage, 1765. 35½ Bogen und 18 Kupferplatten in gr. 4.

Sechs und dreyßig Vorstellungen aus der Augsburgischen Geschichte, von Gottfried Eichler gezeichnet, und von verschiedenen Kupferstechern gestochen, werden von dem Hrn. von St. in Briefen an ein Frauenzimmer erkläret, und die Geschichte und die Sitten seines Vaterlandes erläutert. Der V. schreibt angenehm, nur wünschten wir, daß er zuweilen etwas weniger tändelnd und wortreich wäre. Wir wünschten, daß der V. diesen Fehler in einer neuen Auflage verbesserte, denn er hat gewiß Talente zur Geschichte. Vielleicht wäre es denn auch besser, lieber eine aneinanderhangende Erzählung, als Briefe zu liefern, in denen die Complimente an die Madame zuweilen überflüßig vorkommen. Einige Geschichtchen, z. B. von der heil. Afra, dem heil. Columbanus u. d. gl. sind eben auch nicht sehr nöthig.

Dieser kleinen Mängel ungeachtet, verdient dies Werk doch Beyfall. Es verdienet auch außer Augsburg gelesen zu werden, sonderlich ist der V. in Schilderung alter Gebräuche sehr glücklich, auch aus der Künstlergeschichte, werden sehr angenehme und brauchbare Nachrichten geliefert.

Anweisung zum Miniaturmahlen, vermittelst deren diese Kunst ganz leicht und ohne Lehrmeister zu begreifen, nebst vielen raren, hinzu gehörigen Kunststücken rc. Dritte Auflage. Leipz. bey Junius, 1766.

Ein altväterisches, schlechtes Buch, von dem nicht zu begreifen ist, wie es jetzt zum drittenmale hat können gedruckt werden.

Untersuchung des Schönen in der Mahlerey und der Verdienste der berühmtesten alten und neuen Mahler, durch Daniel Webb. Aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt. Zürich, bey Orell, Geßner und Compagnie, 1766. 19 Bogen in 8.

Einem jeden, der einen richtigen Geschmack in der Mahlerey erhalten will, ist diese Schrift sehr anzupreisen. Sie enthält die nützlichsten Untersuchungen, und führet gleich den Winkelmannischen Schriften zur verständigen Betrachtung der Werke der Kunst.

Der vorangesetzte Brief, an den Uebersetzer, ist, wo wir nicht irren, von Herrn J. H. Füeßlin, eben demselben der Winkelmanns Geschichte der Kunst ins Engländische übersetzt hat. Er giebt darinn Nachricht von einigen Kunstwerken, die er auf seiner Reise nach Italien, betrachtet hat. Dieser Brief ist gleichfalls lesenswerth.

Iconologie tirée de divers Auteurs &c. par *I. B. Boudard.* III. Tomes. Vienne chez I. T. de Trattnern, 1766. 42 Bogen in gr. 8. mit vielen eingedruckten Kupfern.

Ein Nachdruck eines bekannten Buchs, das zuerst 1758 zu Parma herauskam. Es ist eine Anweisung allegorische Personen durch Beywerke zu bezeichnen; aber der größte Theil, dieser Bezeichnung ist so undeutlich, daß, wenn nicht die Erklärung dabey stände, man sie aus dem Bilde nicht leicht errathen würde. Dies Werk scheint uns also sehr geringen Nutzen zu haben, und man hätte die Kosten der neuen Auflage zu etwas nützlichern wohl sparen können.

Allgemeines Künstlerlexicon: oder kurze Nachrichten von den Leben der Mahler, Bildhauer, Baumeister rc. Erstes Supplement enthaltend einige hundert alte und neue Artickel — nebst einer großen Anzahl von Berichtigungen, Zusätzen und Verbesse-

besserungen. Zürich, bey Füeßlin und Compagnie, 1767. 320 Seiten in 4.

Das Künstlerlexicon des Hrn. Johann Rudolph Füeßlin, welches in Zürich 1763. ans Licht trat, ist allen Liebhabern der schönen Künste bekannt genug. Der Verf. hat seitdem sein Werk beständig zu vermehren und zu berichtigen gesucht, und daher ist dieses erste Supplement entstanden, welches die Brauchbarkeit des Werkes selbst, um ein großes vermehret. In der Vorrede verspricht der Verf. daß er „an einem Auszuge aus diesem Werke arbeite, der als ein Handbuch für „Reisende, bequem zu gebrauchen wäre.„ Ein Werk, das von einem so einsichtsvollen und fleißigen Autor ausgeführt, sehr gemeinnützig seyn wird.

H*.

b) Musick.

Musica Mechanica Organoedi. Das ist: gründlicher Unterricht von der Struktur, Gebrauch und Erhaltung ꝛc. der Orgeln, Clavicymbel, Clavichordien und anderer Instrumente; in so fern einem Organisten von solchen Sachen etwas zu wissen nöthig ist. Vorgestellet von M. Jacob Adlung, weil. der Churf. Maynz. nützlicher Wissenschaften in Erfurt ordentl. Mitgliede, des evangel. Raths-gymnasii ordentl. Lehrer, wie auch Organisten an der evangel. Raths- und Predigerkirche daselbst, ꝛc. Nebst zwo Tabellen und vielen Figuren, in 2 Bänden, in 4. Berlin, gedruckt und verlegt von Friedr. Wilh. Birnstiel 1768.

Der erste Band enthält 1 Alph. 15 Bogen; ohne den Vorbericht. Der zweyte Band hat, ohne die Vorrede; 1 Alphabet und auch noch eine Tabelle nebst etlichen Figuren.

Aus dem Titel, und dem, dem ersten Bande beygefügten Vorberichte, ersieht man, daß dies Buch erst nach dem Tode des Verf. vom Hrn. M. Joh. Lor. Albrecht, Cantor und Musickdirektor zu Mühlhausen in Thüringen ꝛc. aus des Verf. hinterlassenen Handschrift in Ordnung gebracht, mit Anmerkungen und einer Vorrede, die das Leben des Verf. beschreibt, und

von seinen herausgegebenen Schriften Nachricht giebt, versehen, und zum Druck befördert worden. Ueberdies hat auch noch der K. P. Hofcomponist Hr. Agricola in Berlin, einige Anmerkungen, Erläuterungen und Zusätze beygefüget.

Dies Buch thut der Absicht, in welcher es geschrieben ist, völlige Gnüge. Die Orgel wird, nebst allem was zu ihr gehöret, mit allen ihren Stimmen, oder, welches hier einerley ist, Registern, u. s. w. nicht allein auf das vollständigste beschrieben, sondern auch zur Untersuchung, Erhaltung, Verbesserung und Reparatur derselben, die deutlichste Anweisung gegeben; und auch ein so vollständiges Verzeichniß von Orgeldispositionen, oder Anzeigungen der in jeder Orgel befindlichen Stimmen, und ihrer Vertheilung in so viel Claviere als jede Orgel hat, geliefert, als man noch nicht im Drucke gehabt hat. Diese Disposition-Sammlung ist noch vom Hrn. Agricola, dessen Zusätze überall durch besondere Zeichen und Druckerschrift von dem übrigen unterschieden ist, mit vielen mehr oder weniger merkwürdigen Dispositionen vermehret worden.

Ausser der Orgel werden in diesem Buche auch alle andere Instrumente, die durch Claviere klingend gemacht werden, eben so gut und richtig als die Orgel beschrieben. Hierbey finden wir auch eine kurze Geschichte des sogenannten Piano forte, und eine hinlängliche Beschreibung und Abriß des Cembals d'Amour, welche ebenfalls Hr. Agricola beygefüget hat.

Dies Buch ist, wie auch der Titel anzeigt, hauptsächlich in der Absicht geschrieben, einen Organisten mit dem Instrumente, welches zu handhaben ihm obliegt, und mit andern die auch unter dies Geschlecht gehören, vollständig bekannt zu machen. Seines gleichen hat man in Deutschland noch nicht gehabt. Zum eigentlichen Gebrauch des Orgelbauers aber, kömmt jetzo in Frankreich ein Werk in drey Theilen in gr. Folio heraus, welches diesen Titel hat: *L'art du facteur d'orgues.* Par D. Bedos de Celles, Benedictin.

Wir haben den ersten Theil davon, der 1766. das Licht erblicket hat, gesehen. Er enthält nicht nur eine genaue Beschreibung der Orgel, in so fern diese hauptsächlich den Orgelbauer angeht, sondern auch, in schönem Kupferstiche, auf das genaueste gezeichnete Abrisse, der Orgel überhaupt, jedes Theils derselben, und der meisten in sie gehörigen Stimmen, deren Gestalt, und Maaß, oder Mensur jeder Pfeife, aufs richtigste berechnet, angegeben und vorgezeichnet wird.

Wir wünschen von diesem letztern Werke, zum Besten unserer Landsleute, eine richtige Uebersetzung ins Deutsche, bey

wel=

welcher aber alle aufs genaueste nachgestochene Kupfer vorfinden seyn müßten. Wenn nun dazu noch das, was der Hr. Hoforganist Sorge in Lobenstein über die richtige Temperatur der Orgelstimmen ꝛc. heraus zu geben willens ist, und dessen Beförderung wir auch wünschen, genommen würde: so würde man, an diesen 3 Werken, von der Orgel, und von allem was ihr zugehöret, eine ganz vollständige und ganz genaue Beschreibung haben, deren sich vielleicht kein anderes mechanisches Kunstwerk, in solchem Umfange rühmen könnte. Wie viel würden nicht ausser manchen Organisten auch manche Orgelbauer, wenn sie wollten, noch daraus lernen können! Die geschicktesten unter ihnen, würden gewiß diese 3 Werke am liebsten lesen. Denn an wie vielen Orten würden sie nicht ihre Grundsätze mit den Lehren der genannten Verf. einstimmig finden!

Y.

---

6. Weltweisheit.

Die Bestimmung des Menschen, von neuem verbesserte und vermehrte Auflage mit einigen Zusätzen. Leipzig bey Weidmanns Erben und Reich, 1768.

Wir sehen es als eine Sache an, die dem Geschmacke unserer Nation unendlich viel Ehre machet, daß diese vortrefliche Abhandlung von derselben so fleißig gekaufet, und wir wollen auch hoffen, gelesen wird. Der Verfasser derselben hat durch diese neue Auflage sich sein Vaterland aufs neue verbindlich gemacht, indem er seinem Werke durch einige glückliche Verbesserungen einen höhern Grad der Vollkommenheit gegeben hat. Die Einleitung, die bey dieser Auflage zuerst erscheinet, setzet den Leser in diejenige Fassung, durch die er am besten vorbereitet wird, die einfältigen und erhabenen Wahrheiten zu nützen, welche das Werkgen selbst ihm darbietet. Die wichtigste Verbesserung aber hat uns das neue Licht geschienen, in welchem Hr. Spalding die geselligen Pflichten darstellet. Die sittliche Natur des Menschen, wird da in ihrer vollkommnen Schönheit entfaltet. Die kostbaren Gefühle, die den Menschen beseeligen, indem er andre Wesen seiner Art glücklicher oder minder unglücklich machet; die Erhöhung und Vermehrung der menschlichen Glückseligkeit durch

die Vervielfältigung und durch die Erweiterung der Verhältnisse, welche denselben auffordern, zum Wohlthäter von seines gleichen zu werden; diese unerschöpflichen Quellen der erhabensten Vergnügungen, werden hier mit einer ausnehmenden Geschicklichkeit eröffnet; und derjenige muß mehr als ein Unmensch seyn, in dem nicht durch diese rührenden Vorstellungen von der Würde der menschlichen Natur der Wunsch erzeuget wird, tugendhaft zu werden, und wenn sein Gelübd aufrichtig gemeynet ist, so rathen wir ihm in jedem letzten Monate jedes Jahres den neuen Phädon, und in dem ersten die Bestimmung des Menschen zu lesen, und die erhabenen Wahrheiten niemals aus den Augen zu setzen, mit denen ihn diese Lesungen befreunden werden.

Dürften wir hier für uns und für andre einen Wunsch beyfügen, so wäre es derjenige, daß Hr. Spalding sich entschließen möchte, ein Andachtsbuch zu verfertigen — ein Buch, welches den gottseeligen und vernünftigen Menschen lehrete, auf jede Fälle des Lebens, und auf jede Tage der Woche, sich die großen Verhältnisse lebhaft vorzustellen, in denen er gegen Gott und gegen andre Menschen, in denen dieses Leben gegen die Ewigkeit stehet; ein Gebetbuch, das zugleich eine Uebung der Gottseeligkeit, eine Vorbereitung zum Leben und eine Prüfung von demselben wäre. Wir kennen niemand, der so viele Einfalt mit Erhabenheit, Deutlichkeit, mit Stärke und Feuer, mit Gründlichkeit vereinigte; und dieses sind, wenn wir uns nicht betriegen, die Eigenschaften eines ascetischen Buches, welches der Würde der vernünftigsten Religion entsprechen soll.

K.

Lehrbuch, darinn ein kurzgefaßter Unterricht aus verschiedenen philosophischen und mathematischen Wissenschaften, der Historie und Geographie gegeben wird. Zum Gebrauch in Schulen. Zweyte, verbesserte Auflage. Berlin, im Buchladen der Realschule, 1766. 605 Octavs. 4 Kupfert.

Dieses Buch dient auf Schulen sowol denen zur Vorbereitung, welche künftig eignen Fleiß auf die Gelehrsamkeit wenden wollen, als auch solchen, die sich einer andern Lebensart bestimmt haben, nöthige und nützliche Kenntnisse zu geben. Den Anfang machen Lehren von der Seele, mit einigen Le-

hendrägen. Darauf folgt eine kurze Naturlehre, eine ziemlich ausführliche Arithmetick, Geometrie, Mechanick, Optick, Baukunst, Astronomie, Chronologie, Gnomonick, Naturhistorie, Politische, Kirchen- und Gelehrte Historie, Geographie. Die Zergliederung des Vortrags in Fragen und Antworten, ist bey Büchern, die für die Jugend geschrieben werden, wohl nicht so sehr zu tadeln, als manche thun, die eine solche Einrichtung nach den Regeln eines Gesprächs beurtheilen, da es ein Examen seyn soll. Da so viel in einem engen Raum zusammengepreßt werden mußte, so kann die Einkleidung nicht geschminkt seyn, der Lehrer, ohne welchen dieses Buch von der Jugend nicht sollte gebraucht werden, wird es erläutern und angenehm machen. Auch ist die Absicht nicht, daß alles darinnen sollte auswendig gelernt werden, z.E. lange Reihen von Namen in der Geschichte; es kann genug seyn, wenn der Lehrling bey künftigen Vorfällen weis, daß er an diesen oder jenen Stellen des Buchs, Nachrichten findet, die ihm alsdenn erst brauchbar seyn werden. Daß die mathematischen Wissenschaften ohne Beweise und nur praktisch abgehandelt werden, ist aus der Absicht des Buches schon zu sehen. Es sind doch die brauchbarsten Handgriffe ziemlich umständlich vorgetragen, vielleicht auch einige mehr, als unumgänglich nothwendig wäre, z.E. die Mittags, Mitternachts, Morgen- und Abenduhr, dienen ohne Zweifel mehr zum Vergnügen und zur Vorbereitung, declinirende Sonnenuhren, davon hier nicht konnte geredet werden, zu zeichnen, als zur Nothwendigkeit. Es ist indessen ein geringer Fehler eines solchen Buches, wenn es, ohne Weglassung des Nothwendigen, eines und das andere über das Nothwendige enthält. Octaedrum, Icosaedrum, u. s. w. sind unrichtig durch: Achteck, Zwanzigeck übersetzt. Diese Körper haben nicht so viel Ecken, sondern so viel Seitenflächen. Der Verf. Hr. Reccard, jetziger Prediger und Professor zu Königsberg, hat sich dadurch um die Jugend sehr verdient gemacht. Die erste Ausgabe kam 1765. heraus. Bey der zweyten sind nur einige wenige Veränderungen gemacht, die derselben Vorrede anzeigt.

Auszug aus dem Lehrbuche, darinn ein kurzgefaßter Unterricht aus verschiedenen Wissenschaften gegeben wird, zum Gebrauche der Landschulen in den Kön. Preuß. Provinzen. Berlin, im Buchl. der Realschule, 1765. 72 Octavs. 1 Kupfer.

Wenn ein Landmann aus diesem Buche die nothwendigsten Begriffe von sich und der sichtbaren Welt gefaßt hat, so wird er von Sachen, die alle Menschen angehen, richtiger denken, als mancher grosser Gelehrte. Es versteht sich aber, daß diese wenigen Blätter zu erklären, die Lehrer zu den Landschulen, anders als gewöhnlich beschaffen seyn müssen, ohngefähr so unterwiesen, wie in dem Seminario der Realschule geschicht. Bey Ermangelung einer solchen Vorbereitung, wird dem Schulmeister gerathen, weitere Erläuterung bey seinem nächsten Vorgesetzten zu suchen; — Das wäre doch wohl der Pfarrer. Aber warum soll der eben wissen, was eine Pyramide ist, und wenn die Venus Morgen- oder Abendstern ist? Wissen das doch wohl nicht alle Superintendenten.

B.

Johann Christian Försters, Prof. Phil. in Halle, Einleitung in die Staatslehre nach den Grundsätzen des Hrn. von Montesquieu. Halle in Magdeburgischen, verlegt von Carl Christian Kümmel, 1765. 15½ Bog. in 8.

Der Verf. betritt in Beurtheilung des Hrn. von Montesquieu die Mittelstraße, und hat sein System auf dessen Grundsätze mit Vorsicht gebaut. Allenthalben zeigt er sich als einen denkenden Mann, und die ganze Einleitung ist mit so vieler Ordnung und Gründlichkeit abgefaßt, daß wir nicht umhin können ihr viele Leser zu wünschen. Die Schreibart ist auch dem Lehrvortrage angemessen und rein. Hin und wieder treffen wir jedoch eine schielende oder unregelmäßige Wortfügung an. Z. B. Ein Weltweiser kommt bey der Staatslehre ohne Hülfe der Erfahrung leicht nahe an eine platonische Republick, worinn die Gesetze zwar an sich sehr gut und heilsam seyn können, nur Schade, daß die wirklichen Bewohner dieses Erdbodens nie Glieder eines solchen Staats werden können, anstatt, worinn aber die wirklichen Bewohner u. s. w. Da der Verf. nicht, wie Montesquieu, die Staatslehren blos so giebt, wie sie in den verschiedenen Regierungsformen überhaupt sind, sondern auch wie sie seyn sollten: so wünschten wir, daß er allenthalben mehr auf die Nothwendigkeit der moralischen Tugend gesehen hätte. Jede politische Tugend, ob es gleich schon ein Glück für einen Staat ist, wenn selbige da ist, gründet sich dennoch mehr auf Chimären, als aufs Wesen der Dinge.

Der

Der Grund der menschlichen Wohlfahrt wird blos durch die möglichste Beförderung der moralischen Tugend fest und unerschütterlich. Man sieht auch, daß der Verf. dies zugiebt; allein er hätte dies besonders im Abschnitt von der Erziehung nachdrücklicher zeigen sollen. Das Werk ist in 3 Bücher abgetheilt. Im ersten handelt er von den Gesezen in Absicht der Grundverfassung eines Staats, im zweyten von den Gesezen in Absicht der Landesregierung, im dritten von den Gesezen eines Staats in seinen Verhältnissen mit andern Staaten betrachtet.

D.

Crusius philosophische Abhandlung von den Verderbnissen des menschlichen Verstandes, so von dem Willen abhängen, aus dem Lateinischen übersezt. 1768. 8. 7½ Bogen.

Die lateinische Urschrift war eine 1740. gehaltene Inaugural-Disputation, und erscheint nun von G. J. Wichmann Deutsch übersezt. Daß der Sinn des Originals getroffen worden, erhellet daraus, weil nicht nur der Uebersezer aus des Verf. Schule ist, sondern lezterer die Uebersezung durchgesehen und berichtigt hat. Sie soll dermalen darum nothwendig seyn, weil besonders die Wolfianer der menschlichen Freyheit zu nahe treten, und die Verderbniße des Verstandes fast gar nicht aus dem Willen herleiten. Wir sollten aber doch denken, daß die Fälle selten sind, wo sich jemand mit Wissen und Willen seinen Verstand verderbt, und zwar blos um ihn zu verderben. Daß aber Begierden und Leidenschaften sehr oft dem Verstand eine schiefe Richtung geben, daß man eben daher sehr ofte Dinge sieht, die ganz anders, oder auch gar nicht da sind, und hingegen andere nicht sieht, die man sehr wohl sehen könnte, wenn man wollte, ꝛc. daran hat doch vermuthlich noch niemand gezweifelt, der auch nur ein wenig auf sein und andrer Thun und Lassen Achtung gegeben hat. Wird übrigens die Freyheit durch das Vermögen nach Wissen und Willen zu handeln erklärt, wie es die durchgängige Lehre von der Zurechnung, auch vor dem menschlichen Tribunal, erfordert, so sehen wir nicht, daß daraus schlimme theoretische Folgen sollten gezogen werden können. Es könnten übrigens Wolfianer und Crusianer untersuchen, ob man bey dem Sectirgeiste recht frey sey?

G. F.

G. F. Meiers Untersuchung verschiedener Materien aus der Weltweisheit. Erster Theil. Halle, Hemmerde 8. 1768. 12 Bogen.

Der Hr. Pr. welcher bereits mehrere philosophische Untersuchungen über einzelne Gegenstände der gelehrten Welt mitgetheilt hat, sagt in der Vorrede sehr richtig, daß der bisherigen Bemühungen ungeachtet noch viele Gegenden in diesem weiten Felde zu bearbeiten bleiben, und daß die Weltweisheit in Verfall gerathen würde, so bald man aufhören wollte, sie ferner aufzubauen. Ob eine solche Zeit bevorstehe oder schon da seye, sagt Hr. M. nicht. Man sollte es aber fast daraus vermuthen, daß er wegen einiger tiefsinnigern Untersuchungen, so er hin und wieder mit einfliessen läßt, sich entschuldigt. Die Klage wird ohnehin allgemeiner, daß Kenntniße, die Zeit, Gedult und Nachsinnen fordern, seltener und damit auch, wegen Mangel der Uebung, die Kräfte des Verstandes schwächer werden. Jedoch, wenn dieses der Lauf der Zeiten mit sich bringt, daß erst eine neue Kindheit mit Tändeleyen und dann eine förmliche Barbarey erfolge, so mag die spätere Nachwelt, um ein so erfindungsreiches Jahrhundert sich umsehen, wie das vorhergehende war, wo Eyfer und Trieb zu lernen, glückliche Einfälle erweckte, und häufigere Versuche, glückliche Zufälle veranlaßten. Wir hoffen noch das bessere, und glauben, daß es noch Leser giebt, die lernen wollen, wo sie was zu lernen finden, ungeachtet man dennoch sagt, daß die gründlichsten Schriften, in den Buchläden nach und nach vermodern. Vielleicht aber geschieht dieses nur, weil sie nicht alle Jahre wiederum in den Bücherverzeichnissen stehen. Dem sey wie ihm wolle, so werden wir wenigstens unsern Lesern kurz anzeigen, was sie in Hrn. Pr. M. Untersuchungen zu finden haben. Es sind ihrer Drey. Die erste betrift eine an sich schwere Frage von dem Wesen der Dinge, und wiefern Gott als das Grundwesen derselben anzusehen seye? Obgleich Hr. M. hiebey die Ontologie und die natürliche Gottsgelehrtheit voraussetzt, so handelt er die Sache doch so ab, daß seine Schrift auch für sich gelesen werden kann. Er führet an, daß ihm die von andern Weltweisen aufgesuchten Unterschiede in dem Wesen der Dinge, wohl bekannt seyen, daß er aber eben nicht nöthig erachte, solche Unterschiede sämtlich mit in Betrachtung zu ziehen, sondern, daß er den Begriff eines Wesens, so wie ihn Wolf mit den ältern Weltweisen gemein hatte, zum Grunde lege. Dieses konnte nun allerdings angehen. Da

aber

aber Hr. M. die Sache von dem ersten Anfange herholet; da die von ihm angeführten Unterschiede nicht die einigen sind, da das Wort Wesen wirkliche Vieldeutigkeiten hat; und diese Vieldeutigkeiten noch zuweilen Verwirrung verursachen: so hätten wir dennoch gewünscht, daß der Hr. Verf. sich bey diesen Anfängen umständlicher aufgehalten hätte. Im deutschen hat das Wort Wesen seine eigene Vieldeutigkeiten. Denn außer, daß es in den Redensarten: **Viel Wesensmachen; Sie hatten ihr Wesen allda, Act. 14, 28.** vorkömmt, wird es in dem Ausdrucke: **Das höchste Wesen für Gott** als die Sache selbst gebraucht, und in den meisten Redensarten, wo selbst im gemeinen Leben das Wort: **wesentlich** vorkömmt, wird es sehr ofte mit beziehungsweise genommen, so, daß man die Wörter: das wesentlichste, das fürnehmste, die Haupsache, das erheblichste, das dienlichste, das merkwürdigste rc. mit einander verwechselt. Eben so geht es mit dem Worte zufällig, wodurch man bald accidens bald contingens, bald fortuitum &c. versteht. Dieses alles hat zwar in des Hrn. M. Abhandlung keinen weitern Erfolg, da er ein für allemal angiebt, was er durch das Wort **Wesen** verstehe. Und da er es in dem Verstande nimmt, in welchem man von Alters her gesagt hat, daß die **Wesen** der Dinge ewig, unveränderlich rc. sind, so sucht er in den Dingen dasjenige, was so seyn kann, auf, und benennt daher ihre innere Möglichkeit und was in jedem Dinge selbst dazu gehört, mit dem Worte Wesen. Da er nun aus dieser Erklärung nicht wiederum den Satz herleitet, daß die Wesen ewig rc. sind; so vermeidet er allerdings dadurch den logischen Circul, den man in mehrern metaphysischen Lehrbüchern findet. Hr. M. sucht eben keinen Triumph, und so widerlegt er auch nicht Namentlich solche Weltweisen, die in einigen Stücken anders dachten. Er führt ihre Meynungen als Meynungen einiger Weltweisen an, und erwägt sie mit philosophischem Kaltsinn und Bescheidenheit. So verfährt er S. 1. mit dem Unterschiede der wirklichen und möglichen, der logischen und reellen Wesen. S. 25. mit dem Unterschiede des Erkenntnißgrundes und des Sachgrundes. S. 27. mit der Frage, ob der Verstand Gottes die Quelle aller Wesen oder innern Möglichkeiten seye, S. 32. mit dem Satze, daß bey dem Läugnen des Daseyns Gottes der Satz des Widerspruches, und mit diesem sodann alle Möglichkeiten und Wesen wegfallen müßten, eine Folge, die man bey jeder geläugneten Wahrheit würde ziehen können, weil jeder apagogische Beweis auf den Satz des Widerspruches kann gebracht werden. S. 40. mit dem

ver-

verschiedenen Gedanken der Weltweisen von der Zufälligkeit endlicher Substanzen ꝛc. Solche Betrachtungen nimmt Hr. M. gelegentlich mit, indem er in der Entwickelung und dem Beweise seines Hauptsatzes immer fortgeht. Nach demselben ist nun das göttliche Wesen der Inbegriff oder die beysammen Möglichkeit aller möglichen Realitäten. Da diese demnach sämmtlich beysammen möglich sind, so sind sie auch nach ihren besondern Combinationen und Graden beysammen möglich. Nun ist die Beysammenmöglichkeit einiger Realitäten das Wesen der endlichen Substanzen. Demnach ist dieses in dem Wesen Gottes gegründet ꝛc. Hr. M. zeigt hierauf, daß dieses nicht blos ein Erkenntnißgrund ist, und führt sodann, weil dieser Beweis fürnehmlich auf Substanzen und auf deren Realitäten geht, noch an, was es mit den Schranken und mit den Accidenzen für eine Bewandniß habe. Man sieht überhaupt, daß von Monaden die Rede ist, deren jede nur eine gewisse Zahl der göttlichen Realitäten, und in bestimmten Grade hat. Wer es hingegen nicht für unmöglich hält, daß Gott Dinge von ganz heterogener Art, z. E. einen Stoff, dessen Wesen in der Theilbarkeit besteht ꝛc. erschaffen könne, der wird zum Theil etwas anders schliessen müssen. Die innere Möglichkeit beruht auf dem Nichtwidersprechen, und auf der Gedenkbarkeit. Zur positiven und vollständigen Möglichkeit aber, wird wohl auch das existiren können gehören, und dieses setzt die göttliche Allmacht voraus, so wie das wirklich werden sich auf den göttlichen Willen beziehe.

Die zweyte Abhandlung betrift den Ursprung des Uebels. Der Hr. Verfasser handelt diese Lehre überhaupt eben so, wie in seiner Metaphysick, aber weitläuftiger ab. Er unterscheidet den Ursprung des Uebels, von dessen Zulassung, schränkt das Uebel so ein, daß es nirgend statt hat, ausser wo ein denkendes Wesen Verdruß empfindet, giebt eben daher, weil das metaphysische Uebel in den bey endlichen Dingen unausbleiblichen Schranken besteht, nach Art eines widersinnigen Satzes, die ganze Welt als ein metaphysisches Uebel aus, zeigt aber, daß dieses weiter nichts sagen will, und leitet das böse oder moralische Uebel aus den Schranken denkender Wesen her, so, daß er alles auf Unwissenheit und Mangel genugsamer Ueberlegung zurückbringt. In der That fehlt es auch dem Menschen, um glücklich und glückseelig zu seyn, nicht am Wollen, sondern an Kenntniß dessen was er zu thun hat, warum und wie er es thun solle, wo er die Mittel dazu

her:

hernehmen und die Hinderniße wegräumen könne. Wer alles weis, kann alles haben.

In der dritten Abhandlung, welche für viele Leute vorzüglich brauchbar seyn wird, kömmt die Betrachtung der Allgemeinheit der göttlichen Vorsehung vor, und zwar nicht als eine allgemeine Theorie, sondern in Absicht auf verschiedene besondere Vorstellungen, die man sich darüber macht. Dahin gehört z. E. der Einfall, als wenn die göttliche Vorsicht sich nicht um einzelne Geschöpfe, sondern nur um die Erhaltung der Arten und Gattungen bekümmere. Ferner der Einfall, als ob in die Führung der göttlichen Vorsehung sich ein gewisses Ungefähr einmenge. Sodann die Art zu schließen der meisten Leute, als ob natürliche Zufälle, als Erdbeben, Mißwachs ꝛc. von Gott, hingegen Ungerechtigkeit, Unterdruckung ꝛc. nur von Menschen oder Teufeln herrühre, und nur jene als göttliche Strafen anzusehen seyen, diese aber gleichsam ohne alle Zwischenkunft der göttlichen Vorsehung in der Welt vorgehen. Endlich die Gewohnheit derer, die alles, was ihnen nach Wunsch ausfällt, in frommer Andacht, als ganz besondere Mitwirkungen, wo nicht gar Wunderwerke der göttlichen Allmacht ansehen. Von allem diesem ist Herr M. bemüht, richtigere Begriffe anzugeben, und darinn besonders deutlich zu seyn. Wir glauben daß da, wo er von Strafen redet, nicht undienlich gewesen wäre anzumerken, daß jede Strafen, als Strafen betrachtet, nicht nur einen Gesetzgeber und ein Gesetz, sondern auch eine bestimmte Art von Handlungen betreffe, und der Umsturz des Thurms zu Siloa eben daher nicht als eine Strafe für die darunter Erschlagenen angesehen werde, weil dieser Umsturz weder auf vorsetzliche Handlungen der Erschlagenen folgte, noch als eine Strafe auf solche Handlungen gesetzt war.

I. D. *Grau* Principia cognitionis humanae. Lemgoviae, Typis Meyerianis 1767. 8. 19 B.

Der Titel scheint eine Metaphysick, wenigstens eine Ontologie zu versprechen, er würde aber durch den Beysatz Principia *formalia* näher bestimmt gewesen seyn. Denn das Werkchen ist eigentlich eine Vernunftlehre, und entlehnt aus der Ontologie nur so viel als dem Verf. dazu nöthig geschienen. Z. E. Die Lehren vom Object, Subject, vom Ganzen und dessen Theilen, vom Zusammenhang, von Ursachen und Wirkungen ꝛc. Demnach die Loci logici, wie sie ehmals von den

Scho-

Scholasticken und besonders von *Ramus* gebraucht worden sind. Die Vorrede ist in Form eines Sendschreibens an alle Philosophen gerichtet, und fängt mit Hoffmanns Bemerkung an, daß, seitdem man den Weg der Scholasticker verlassen, man im Vortrag der Vernunftlehre sehr veränderlich sey, keine erweisbare Ordnung habe, und daher zuweilen nur herumschwärme. Der Verf. trägt diesem Texte zufolg 9 Regeln vor, nach denen die Vernunftlehre abgehandelt werden solle. Sie sind ganz recht, scheinen aber nicht speciell genug zu seyn. Indessen setzt der Verf. feste, daß diese Wissenschaft die Verknüpfung der Sätze (nexus propositionum) zum eigentlichen Gegenstande habe, und so nimmt er zuerst das Subject, sodann das Prädicat und endlich die Verknüpfung vor. Eine Schlußrede ist die Verknüpfung zweener Sätze ꝛc. Der Verf. geht durchaus nach zweygliedrigen Eintheilungen, die allerdings die leichtesten sind, indessen aber einige Behutsamkeit erfordern. So z. E. nachdem er die Eintheilungen in individuum et abstractum getroffen, setzt er, die Kenntniß des erstern sey allemal historisch, des letztern allemal philosophisch. Und da er auf diese Art für die mathemathische Kenntniß nichts drittes mehr findet, so wirft er sie §. 179. so viel als ganz weg, ohne zu bemerken, daß sie zu einem andern Fundamento divisionis gehört, und von dem historischen und philosophischen ohne Unterschied alles wegnimmt, was berechnet und gemessen werden kann, beyden aber hinwiederum den Vortheil der Genauigkeit und völligen Zuverläßigkeit gibt. Mit dem gewöhnlichen Vortrag der Syllogistick ist der Verf. nicht zufrieden, und leitet daher die Arten zu schliessen, aus der Betrachtung der Subordination und Coordination der Begriffe her. In der Vorrede aber glaubt er einige Syllogistische Grundregeln, wo nicht umzustoßen, jedoch entkräften zu können. Und so behauptet er, daß aus zween Particularsätzen immer ein Schluß folge. Soll dieses seyn, so muß man von den beyden Prämissen mehr wissen, als blos daß sie particular sind. Die Syllogistick geht aber schlechthin nur auf die äusserliche Form, und in so fern sind ihre Regeln genau erwiesen. Der Verf. will auch, daß aus zween verneinenden Sätzen, die noch überdies particular sind, ein Schluß folge, und so schließt er z. E. Quoddam objectum non est animal: Quoddam animal non est homo: Ergo, Quoddam objectum non est homo. Der Schluß ist wahr, aber nicht deswegen, weil er aus den Prämissen folgt, sondern weil er an sich oder aus andern Gründen wahr ist. Der Verf. sieht auf die Subordination der Begriffe selbst.

Das

das mag er immer thun, aber es geht die bloße äussere Form der Sätze nichts an, und besonders bestimmen die particular verneinende Sätze von der Subordination gar nichts. Kurz, die Syllogistick ist dazu immer gewidmet gewesen, daß man wisse, was aus der bloßen Form der Sätze geschlossen werden kann, und wer sie weiter ausdehnt, mengt immer etwas von der Materie mit ein, und zwar mehr als die bloße Form angiebt. Wir sehen aber nicht, daß man Ursache habe, von dem einmal getroffenen Unterschiede abzugehen. Die Vernunftlehre hält sich schlechthin an die Form, und so hatte Wolf ganz recht, daß er die ehmalige logische Topick in die Ontologie verwieset. Der Verf. betrachtet durchaus bey jedem Ganzen nur die Theile und deren Verknüpfungen, erstere sind ihm die Materie, letztere die Form, bey erstern findet er die Quantitäten, bey letzterer die Qualitäten. Es kommen aber dennoch überdiß noch Verhältnisse vor, die nicht wohl unter die Verknüpfungen gerechnet werden können. Und da bey den reellen Verknüpfungen sich Kräfte und Grade gedenken lassen, so sehen wir auch nicht, wie die Quantitäten schlechthin nur bey den Theilen zu suchen seyn sollten, wo meistens nur die *Quantitates discretae* vorkommen, und mehr zu zählen als zu messen ist.

M. I. Carpov, Gnomon veritatis in scientiis et usu vitae cognoscendae. Vinar. ex Officina Hoffmanni, 1767. 8. 20 Bogen.

Der Verfasser las Anfangs über Wolfens deutsche Vernunftlehre und fand sich bemüßigt, verschiedenes, so darinn mangelte, nachzuholen. Um sich die Mühe ein für allemale zu erleichtern, und überhaupt die ganze Vernunftlehre seinem Sinn gemäß vorzutragen, schrieb er gegenwärtigen Gnomon. Die Ordnung ist überhaupt betrachtet, nach Wolfen eingerichtet und natürlich, der Vortrag deutlich, und so mag das Werkchen zu Vorlesungen ganz gut gebraucht werden. Daß die Regeln der Vernunftlehre durch würkliche Uebungen am nützlichsten erlernt werden, schärft der Verf. mit Recht ein. Solche Uebungen sollten den Exercitiis Syntacticis ganz ähnlich seyn. Denn hin und wieder nur ein Beyspiel macht die Sache nicht aus. Man sieht da nur die Möglichkeit, aber die Fertigkeit wird dadurch nicht erreicht. Daß ferner der Verf. die von Wolf eingeführte Methode gebraucht, mag vielleicht denen missfallen, welche die gründlichen Wissenschaf-

schaften nach den Regeln der Dichtkunst beurtheilen, und im Euclid nicht Ordnung, Zusammenhang, Schärfe und Gründlichkeit, sondern Styl, Metaphern, Bilder, Episoden, Numerus Oratorius, Perioden rc. suchen. Allein die Mathematicker sind wohl von ihrer Methode nicht abzubringen. Sie befinden sich viel zu gut dabey. Und unter den übrigen Wissenschaften hat die Vernunftlehre das unmittelbarste Recht, nach der Lehrart der Mathematicker abgehandelt zu werden. Sie giebt der Meßkunst, in Absicht auf die Evidenz, wenig, und in vielen Stücken nichts nach. Carpov beschützt sie also mit Recht wider den Einfall, daß die Methode abgenützt sey, welches höchstens nur sagen will, daß man sie zuweilen bis zum Eckel gemißbraucht habe. Allein welcher Versart in der Poesie ist es anders ergangen? Carpov antwortet endlich auch denen, die alles neu haben wollen. Er sagt, daß man in der Vernunftlehre nicht das Neue, sondern das Wahre vor Augen haben müsse. Wir wollen beyfügen, daß selbst des Aristoteles sein Organon für Anfänger neu ist, und für andere hat Carpov eigentlich nicht geschrieben. Diese können sich anderswo umsehen, denn an neuen logischen Bemerkungen fehlt es eben nicht.

E*.

---

7. Naturlehre, Chymie, Naturgeschichte und Mineralogie.

Albrecht Haller, kurzer Auszug einer Beschreibung der Salzwerke in dem Amte Aelen, auf hohen Befehl herausgegeben rc. 1765. 8. 11 Bogen.

Der Titel dieses Werkchens zeigt den Innhalt genau an: die Salzwerke bey Roche, unfern dem Einfluß des Rhone in den Genfersee, werden darinn nach ihrer äusserlichen und unterirdischen Lage, Anbau, allmähligen Veränderungen, besondern Merkwürdigkeiten, Gradirhäusern, Pfannen, Holzungen rc. der Ordnung nach beschrieben, und besonders auch Versuche mitgetheilt, die wegen der Möglichkeit das Salz durch die Sonnenhitze mit Vortheil auszukochen, mit gutem Erfolge, und so ziemlich in Grossem von dem Verf. als ehmaligen Director dieser Salzwerke

an-

ngestellt worden. Da diese Salzwerke schwache Sohlen
eben, und der Canton Bern aus guten Gründen darauf
ieht, daß solche Sohlen dennoch ganz genutzt werden, so
ind solche Versuche daselbst allerdings von großer Erheb-
ichkeit, zumal da sie dahin gehen, daß die Feuerung, das
Gradiren und damit auch die weitläuftige und kostbaren
Gradirhäuser erspart werden. Der Verf. findet, daß das
luskochen des Salzes an der Sonnenhitze immer viel er-
iebiger war, als bey dem Feuer, weil die Sonne das
Wasser reiner auszieht, bey dem Feuer aber mit dem
Dampfe auch Salztheilchen, und besonders die beste Kraft
es Salzes, weggeht.

E*.

Abhandlung von den zufälligen Farben, von Karl Scherffer, der Ges. Jesu Priester. Wien, von Trattner, 1765. 8. 4 Bogen.

Der Herr P. Sch. zeigt durch einen leichten Versuch, daß das Tageslicht blau ist, oder die blauen Strah-
en in ihm die Oberhand haben. Er setzt bey Tage einen
Körper auf weisses Papier, nebst einer brennenden Kerze.
So entsteht ein doppelter Schatten, in dem einen scheint
nur Tageslicht, in den andern nur Kerzenlicht. Jener
ieht blau aus, dieser gelb. (Das Kerzenlicht, so gelb ist,
hat Algarotti im Neutonianismo per le donne mit der
Bemerkung erläutert, daß sich die Theaterprinzeßinnen
chminken müssen, um bey Lichte nicht gelb auszusehen.)
Nun folgen H. v. B. Erfahrungen von den Farben, die man
ieht, wenn man das Auge lange zu gewissen Sachen starr
richtet, er nennt sie zufällige Farben: (Der Aufsatz befindet
ich deutsch im Hamb. Mag. I. B. 425. S.)

Hr. Sch. erklärt zuerst, wie, wenn man eine Figur,
die man lange Zeit starr angesehen hat, ein Rand, eine
Nebenfigur erheitert, aus der Beschaffenheit des Ein-
druckes, der in das Auge ist gemacht worden, ohngefähr
wie Jurin in seiner Abhandl. vom deutl. Sehen, die bey
Smiths Optick befindlich ist. Die Farben aber die er-
scheinen, wenn man einen gefärbten Köper lange Zeit starr
ansieht, leitet er aus demjenigen her, was Newton Optick
I. B. 2. Th. 6. S. von Bestimmung der Farbe geschrieben
hat, die aus anderer Mischung entsteht. Da aber New-

ton die dasige Eintheilung des Kreises nach der Verhältniß der musikalischen Töne macht, so zieht Hr. Sch. des P. Benevenuti Gedanken vor, die Eintheilung nach dem wahren Verhältnisse der Farben im prismatischen Bilde zu machen, und verweiset dieserwegen auf des P. B. dissert. de lumine. Er erklärt hieraus unterschiedene dergleichen Erscheinungen und zeigt zugleich, wie leicht man sich bey Beobachtungen, wo es auf Farben ankömmt, irren könne. So hat er die mancherley Farbenringe, die Langewith als was besonders bey einem Regenbogen angemerkt, (S. Smiths vollst. Optick nach Kästners Ausgabe 244 S.) nachdem er Langewiths Nachricht gelesen, fast bey jedem etwas lebhaften Regenbogen bemerkt, und selbst neben dem untern Theile. Man braucht nur das Auge eine Zeitlang auf den Regenbogen zu richten, und nachmals etwas darunter auf die trübe Wolke zu werfen.

Sörrn Abildgaards Beschreibung von Stevens Klint und dessen natürlichen Merkwürdigkeiten, mit mineralogischen und chymischen Betrachtungen erläutert, und mit Kupferstichen versehen; aus dem dänischen übersetzt. Kopenh. und Leipz. Mummens Wittwe. 88 Octavs. 3 Kupfert.

Stevens Klint ist eine an der Ostsee gelegene ziemlich hohe und steile Küste an der östlichen Seite von Seeland. Sie besteht grossentheils aus Kreidensteine, mit vielen horizontalen wellenförmigen Feuersteinlagen, hier und dar auch Kiesbälle, imgleichen Versteinerungen. Von Kiese in Kreide war Henkeln nichts bekannt. (Pyritolog. 236 S. der Aufl. von 1754.) Von diesem Vorgebürge stürzen jährlich große Stücke ins Wasser, und mit ihnen allerley Insekten, die sich darinnen aufhielten, welches der V. anführt, um begreiflich zu machen, wie solche Thiere ins Meer, und ferner in den Börnstein kommen können, er vermuthet bey der Gelegenheit, der Börnstein würde sich auch an diesen Küsten fischen lassen. Er glaubt, der Feuerstein habe seinen Ursprung und seine Grunderde aus der Kreide, hält aber für schwer zu zeigen, was eigentlich die Kreide, oder die schwammichte alkalische Erde in Feuerstein verwandelt. Vielleicht ist es eine in der Kreide verstopfte und stillstehende Nässe, die durch eine Art von Fäul-

niß

iß oder Schimmel in innerliche Bewegung gesetzt wird, wodurch vornemlich in einer sehr langen Zeit, die erdichen Theile mehr und mehr aufgelöset, und durch die geringe Nässe, die darinnen ist, zugleich mit dem, sowol hier, als fast überal sich einfindenden, und wunderbar wirkenden feinen brennbaren Wesen, vereiniget werden. Er hat in mürben Kreidesteinen, wo der Anfang der Erzeugung des Feuersteins geschehen war, zugleich einen grünlichten, oder blaulichten, Schleim oder Schimmel gefunden, und bestätiget diesen Gedanken durch andere Erfahrungen. Er will Neumannen nicht glauben, daß die in Berlin gebräuchliche und im Handel vorkommende Kreide, über Hamburg aus Norwegen gebracht werde. In Norwegen giebt es Kreide und Feuersteine nicht in solcher Menge, daß ein Handel damit könnte getrieben werden. Vermuthlich ist diese Kreide, von Möens Klint, einem andern bekannten Kreideberge. Die Kupfer stellen Aussichten und Versteinerungen vor; die letzten sind zwar die in Feuersteine gewöhnlich, werden aber hier besonders in Absicht auf die Verbindung des Feuersteins mit der Kreide, lehrreich beschrieben.

Martini Th. Brunnichii, rer. nat. et oeconom. in univ. Hafn. lector. publ. Ichthyologia Massiliensis; Kopenh. und Leipz. Rothens Wittwe und Proft, 1768. 110 Octavs.

Hr. B. beschreibt hier die Fische, die er bey seinem Aufenthalte zu Marseille hat bekommen können; unterschiedliche, die man noch nicht bey Schriftstellern findet, ausführlicher; er fügt die Namen bey, die ihnen die dortigen Fischer geben. Er rechnet auch darunter, schwimmende Amphibien des von Linné. In der Vorrede vertheidigt er das Verfahren die Knochen*) (radios) der Floßfedern zu zählen, und in Ermangelung anderer Merkmahle daraus die Art (speciem) zu bestimmen. Diese Zahl ist nicht so ungewiß, wie einige vorgeben. Er theilt auch die Kennzeichen der Gattungen (characteres genericos) von Sparo, Labro und Perca, verbessert mit, weil er die Linneische nicht zureichend findet. Als einen Anhang liefert er Spolia

*) Sie deutsch Gräten zu nennen, ist vielleicht wegen der Verwechselung mit den übrigen Fischgräten nicht so bequem; oder man muß allemal: Floßgräten sagen.

naris adriatici; bey einem kurzen Aufenthalte in Dalma-
ien, Istrien und Italien an den Küsten dieses Meers ge-
sammlet, sie sollen also gar nicht etwa eine Geschichte des-
selben seyn. Aus der Corallenfischerey bey Sebenico hat
r ein Aestchen erhalten, das milchweiß, nur ein wenig
osenroth gefärbt ist, oder eine Zinnoberrothe (miniaceus)
Rinde hat. Die Milchfarbe ist also bey den Corallen, ob-
leich sehr selten, doch natürlich, welches Marsigli läug-
ete und Pallas daran zweifelt. Vitaliano Donati, dessen
Versuch einer Geschichte des adriatischen Meeres bekannt
t, war aus Padua gebürtig, et starb auf der Rückkehr
on einer asiatischen Reise, im persischen Meerbusen.
Seine Manuscripte sind entweder gestohlen worden, oder
nter den Barbarn verlohren gegangen. Dadurch glaubt
hr. B. lasse sich das etwas strenge Urtheil des Hrn. Pallas
El. Zooph. praef. p. X.) von diesem Schriftsteller mildern.
Dieses Urtheil betrift gleichwohl seine Nachrichten vom
adriatischen Meere, die Hrn. P. zu mager sind. Die aber
hat D. doch wohl nicht mit auf die Reise nach Asien ge-
nommen, und sie müßten also auch in Italien das Schick-
al der asiatischen gehabt haben.)

B.

Betrachtung über die Natur vom Hr. Karl Bonnet, Mitglied 2c. mit Kupf. 8. Leipz. 1766. bey Junius.

Ein übertriebenes Vorurtheil machte, daß man ein Werk hinreichend anzupreisen glaubte, wenn nur auf dem
Titel und in den Bücherverzeichnissen die Worte: Aus dem
Französischen übersetzt, konnten hingesetzt werden, so sehr
die Urschrift ein Abschaum elender Hirngeburten, die Ue-
bersetzung eine Miethlings-Arbeit seyn konnte. Der Ueber-
setzer des gegenwärtigen Werkes verfährt ganz anders,
indem er uns hier eine Uebersetzung liefert, wozu eine
nicht aus blossen Wörterbüchern, sondern aus den Wissen-
schaften selbst erlangte Kenntniß der Sachen und der Spra-
che erfordert wurde. Sie ist daher auch so gerathen, daß
das so beliebte: Aus dem Französischen, auf dem Titel
wegbleiben konnte, daß deutsche Leser die Französische Ur-
schrift nicht vermißen, wenn sie den Verstand der Worte
finden sollen, und daß sie eben so nicht, um die Redens-
arten zu verstehen, sich erst besinnen müssen, was sie et-
wann im französischen sagen wollen. Das Werk selbst ver-

dient

die Art übersetzt zu werden, und wird auch in Deutschland, auf Bücherschränken wo Reaumür, Derham, Nieuwentüt, Rösel, Ledermüller, der Schauplatz der Natur rc. stehen, seinen Rang behaupten, zumal da Hr. Bonnet auch für solche schreibt, die ohne eben sich ganz auf die Naturkunde und Zergliederungskunst zu legen, die Schönheiten und bewundernswürdigen Mannigfaltigkeiten der Schöpfung bis auch in den kleinsten Theilen wollen kennen lernen. Für solche auch ist das ganze Werk sehr anziehend und reitzend. Die Kupfer, welche auf 3 Platten sind, nebst ihrer Erklärung, hat der Uebersetzer zu mehrerer Erläuterung einiger Stellen beygefügt, und sie theils aus H. Bonnets andern Schriften theils aus den Schäferschen und Ledermüllerschen Werken genommen. Sie betreffen die Polypen, die Entwicklung der Pflanzen aus den Saamen, und der Aeste aus den Knospen.

E*.

R. P. Caroli Benvenuti, S. I. dissertatio physica de lumine; ex edit. Romana anni 1754. recusa. Wien bey Trattner, 1766. gr. 4. 12 B.

Der Verf. betrachtet besonders die farbichten Ringe, die zwischen aneinandergedruckten Objektivgläsern entstehen, die damit zusammenhängenden Farben dünner Blättchen, u. d. gl. daß diese Schrift als eine gute Erläuterung über diesen Theil von Newtons Optick anzusehen ist.

Abhandlung von Wasserbau an Strömen, von Joh. Esaias Silberschlag, Pastor an der heil. Geistkirche zu Magdeburg und Mitgl. d. Kön. Pr. Akademie d. W. zu Berlin. Leipzig bey Casp. Fritsch, 1766. 246 Octavseiten 3½ Bogen Kupfer.

Von Wort zu Wort, dasjenige was zu Leipz. bey Wendlern 1756. unter dem Titel erschienen: Abhandlung vom Wasserbau an Strömen, Preisschrift, welche die in den ökonomischen Nachrichten darauf gesetzte Prämie erhalten. Vielleicht ist nur der Titel umgedruckt.

B.

Joan. Ionstoni Historiae naturalis et de piscibus et cetis libri V. tabulis quadraginta septem ab illo celeberrimo Mathio Meriano aeri incisis ornati ex scriptoribus tam antiquis, quam recentioribus maxima cura collecti, quos ob raritatem denuo imprimendos suscepit F. I. Eckebrecht, bibliopola Heilbrunnensis, 1767. Fol.

Ebendesselben Historiae naturalis de Exanguibus aquaticis Libri IV. Tab. XX. ornati, 1767. Fol.

Und eben desselben Historiae natur. de arboribus et plantis libri X. tomus primus tabulas LXIII. exhibens, 1768. und tomus secundus tab. CXXXVII. exhibens, 1769.

Ungeachtet die Naturgeschichte des Jonstons, als eine zwar mühsame aber schlechte Auslese aus dem aldrovandischen Chaos, wenig oder nichts brauchbares, sowol für den eigentlichen Naturalisten, als auch für den, welcher die Nachrichten der Alten erklären will, enthält; und ungeachtet die mehresten Kupfer, ob sie gleich von der Hand eines sehr geschickten Meisters sind, falsch und abgeschmackt, wenige aber nur zum Theil richtig und die allerwenigsten untadelhaft sind; so hat dieses Werk dennoch die Ehre, daß es bisher von den meisten Schriftstellern, den vortreflichsten Büchern zur Seite, angeführet worden. Die Ursache ist ohne Zweifel, theils weil ihm das Alterthum bereits ein ehrwürdiges Ansehn gegeben hatte, theils weil es doch, so fehlerhaft auch die Zeichnungen sind, in seiner Art noch bisher das vollständigste, und von dieser Seite betrachtet, zugleich das wohlfeilste, auch eben deswegen in vieler Hände gewesen. Die neuern weit vorzüglichern Werke, die jenes hätten verdrängen können, sind größtentheils nur einem besondern und oft nur sehr kleinen Theile der Naturgeschichte gewidmet, und ihre Kostbarkeit, die mit der Schönheit und Pracht der ausgemahlten Kupfer täglich höher steigt, macht sie für die mehresten Liebhaber dieser Wissenschaft wie unbrauchbar. Gut wäre es aus vielen Ursachen, wenn ein oder mehrere Verleger in Gesellschaft, die richtigsten und nöthigsten Kupfer von

von allen Theilen der Naturgeschichte, ohne Mahlerey, unter Beyhülfe eines Kenners dieser Wissenschaft, in einem Werke vereint liefern wollten. Da aber ein so sehr gemeinnütziges Werk wohl nicht so bald zu hoffen ist; so muß man freylich dem H. Eckebrecht für die neue Auflage des Jonstonschen danken.

Er hat die eigenhändigen Kupfertafeln des bekannten Merians an sich gebracht, und diese nebst dem Texte unverändert abdrucken lassen. Der erste Theil de quadrupedibus kam bereits 1755. der de avibus 1756. und der de insectis et serpentibus 1757. heraus. Ein Proceß mit den Merianischen Erben soll die Ursache seyn, warum erst jetzt das Werk vollendet worden.

Wir wünschen, daß ein Kenner der Naturgeschichte Lust hätte, ein kritisches Verzeichniß und eine vernünftige Erklärung der hier vorkommenden brauchbaren Kupfer aufzusetzen. Diese Arbeit, so mühsam und verdrießlich sie wäre, würde das ganze Buch erst recht nützlich machen, und die Wissenschaft für Fabeln sichern, die sonst der neue Abdruck wieder rege machen könnte. Der Verleger würde dabey gar nicht verlieren, da solche Erklärung auch den Besitzern der alten Ausgabe bequem seyn, und verursachen würde, daß man das ganze Werk mit mehrerm Zutrauen brauchen, anführen und empfehlen könnte.

N*.

J. G. Krünitz, Verzeichniß der vornehmsten Schriften von der Electricität. Leipzig bey Hollens Wittbe. 1769. 8. 12½ Bogen.

Hr. K. hat sich seit mehreren Jahren eine Beschäftigung daraus gemacht, die in Druck erschienenen physischen Schriften nach ihren Classen in ein Register zu ordnen, und scheint, wie wir bereits aus einigen Proben sehen, gesonnen zu seyn, seine gesammelten Verzeichnisse Stückweise heraus zu geben. Hier haben wir das in der That sehr vollständige Verzeichniß der von der Electricität handelnden Schriften vor uns. Der Verf. hat dasselbe in 6 Abtheilungen gebracht. 1) Von der Electricität, ihrer Geschichte und angestellten Versuche. 2) Von der Gewitterelectricität. 3) Von der Electricität des Barometers. 4) Von der Verhältniß der electrischen Erscheinun-

 gen,

gen, Körpern, rc. 5) Von electrischen Curen. 6) Vom Schaden der Electricität im menschlichen Körper. Die erste Abtheilung hätte füglich noch ferner abgetheilt werden können, zumal da sie über die Helfte des Verzeichnisses ausfüllt. Bey allen Schriften wird der Titel angegeben, und die Journale, gelehrte Zeitungen rc. angeführt, wo sie recensirt worden, und woraus sie der Verf. meistens genommen. Hin und wieder fügt er auch eine kurze Anzeige des Innhalts, Nachricht oder Beurtheilung bey. Wir wünschten, daß bey jeder Abtheilung die Ordnung der Schriften chronologisch wäre, und daß am Ende wenigstens ein alphabetisches Verzeichnis der Verfasser wäre beygefügt worden. So würde die Arbeit in beyden Absichten bequemer und brauchbarer geworden seyn.

E*.

Onomatologia historiae naturalis completa, oder vollständiges Lexicon, das alle Benennungen der Kunstwörter der Naturgeschichte nach ihrem ganzen Umfange erklärt — von einer Gesellschaft naturforschender Aerzte. Dritter Band. Ulm, Frankf. und Leipzig 1766. in gr. 8.

Wir tragen Bedenken unsern Lesern die Einrichtung eines Werks, dessen schon lang versprochenen dritten Theil wir jetzt anzeigen, umständlich zu erzählen; oder unsere Meynung, wie etwa der Plan eines solchen Werks besser zu machen gewesen wäre, anzubiethen. So viel ist gewiß, daß man mit dem größten Rechte eine weit stärkere Sammlung deutscher Namen und deren Erklärungen in einem solchen Wörterbuche hätte erwarten können. Die wahren Provinzialnamen der Naturalien, die hieher allerdings gehörten, sind recht sehr sparsam angezeigt; aber öfter durch neue, willkührlich gemachte Namen ersetzet worden. Eigentliche Kunstwörter sind auch warlich gar zu selten angeführt. Wie ist es möglich, daß es den Verf. die doch wahre Kenner der Naturgeschichte sind, unbekannt gewesen, daß der von Travemünde bis Stockholm und St. Petersburg häufig vorkommende Dorsch, der Gadus Callarias des Linne ist; und warum war es nöthig, das deutsche Bürgerrecht dieses Namens aus einem französischen Schriftsteller zu beweisen, bey dessen Landsleuten ein richtiger, ja mir kenntlicher deutscher Namen eine wahre Seltenheit ist? Einige

nige Artickel scheinen doch ganz überflüßig zu seyn. Wann wird man z. B. den Namen Dowingzhaam nachschlagen? Etwa wenn man den Ruysch lieset und gern etwas wissen möchte, wodurch man diesen Fisch näher kennen lernen könnte. Und was findet man alsdann in diesem Wörterbuche? Eben dasjenige, was Ruysch sagt; und anders kann es nicht seyn; da man diesen Namen bey andern Schriftstellern wohl schwerlich finden wird.

In den beyden ersten Theilen hatten die Verf. auch die Geschichte der Pflanzen eingeschaltet; aber von nun an, lassen sie solche vorbey, und versprechen für die Botanick ein eigenes Wörterbuch zu liefern; wovon wir doch unsern Lesern keine grosse Hofnung machen wollen.

Hl.

D. *Jacobi Christiani Schäfferi* Icones insectorum circa Ratisbonam indigenorum coloribus naturam referentibus expressae Vol. I. P. I. P. II. Natürlich ausgemahlte Abbildungen Regensburgischer Insecten. Regensburg gedruckt bey Heinrich Gottfried Zenkel 1766. Zusammen 100 Tafeln in gr. 4.

Wir erwarteten in diesem Werk eine systematische Ordnung, brauchbare Beschreibungen, bewährte Synonymen, nebst dem Geburtsort und der Lebensart der Regensburgischen Insecten. Der Verf. hat aber einen andern Plan entworfen. Es ist ihm genug dieselben abzubilden. In diesem Stück entziehen wir dem Werke nicht im geringsten seinen Werth, sondern loben vielmehr die Genauigkeit und Schönheit. Wir sehen es unter der jetzigen Gestalt gewissermassen, als ein Herbarium vivum, das man nach Gefallen anordnen und benennen kann, an. Zu einer solchen Sammlung wird doch erfordert, daß nicht mehr, als ein natürliches Produckt auf jeder Platten vorgestellt wird, und daß, wofern nicht auf der Platten, doch in einem besondern Register verständlich und von andern schon bewährte Namen angemerkt sind. Jenes verboten sich freylich die Käufer, die schon ausserdem über den Preiß der Schäfferschen Werke klagen; Dieses ersetzt Hr. S. durch eigene von ihm angenommene willkührliche Benennungen, die, ausser den Geschlechtsnamen, die bald Linnéisch, bald von eigener Erfindung sind, nur in Nummern bestehen, und keine

Idee von den Insecten selbst erwecken; als Coccinella sexta, septima, Vrocerus secundus, Apis octava, Nemotelus quintus. Wenn das Geschlecht Unterabtheilungen hat, so wird dieser ihr Charackter auch ausgedruckt, als Scarabaeus tribus antennarum lamellis vicesimus secundus, Musca spathula antennarum rotunda tertia. Wir möchten wissen, worauf sich diese Zahlen beziehn? auf Hrn. Sch. Sammlung, oder worauf? Diese Art zu benennen, ist sehr trocken, und möchte auch bey den Insecten, nur zu der Zeit Beyfall erhalten haben, als *Clusius* der gröste Botanicker in der Welt war. Es versteht sich, daß alle diese Namen auch Deutsch gegeben sind. Indessen dienet das Werk darzu, daß andere Insectenkenner die abgebildeten Insecten citiren können. Und so wie Kupfer überhaupt in der Naturgeschichte zu mehrerer Verständlichkeit nützlich sind: so ist es auch mit diesen. Die Ordnung ist dem Hr. V. völlig gleichgültig gewesen; denn auf einerley Platte stehen Schlupfwespen, Nachtfalter, Stutzkäfer, Afterjüngferchen und Wanzen. Auch hat er nicht viel auf den Rang der seltenern Insecten gesehen.

L.

---

8. Mathematick.

Von den Cometen. 1769. 8. 6½ Bogen.

Der ungenannte V. sagt in dem den 14ten October 1769 geschriebenen Vorberichte, daß ihm der damals erschienene Comet Anlaß gegeben, das Zuverläßigste von der Cometenlehre kurz zusammen zu fassen und es auf eine faßliche Art vorzutragen. Er beschreibt demnach auf 4 Seiten den Comet 1769, und theilt sodann seinen Vortrag in folgende Abschnitte. 1. von der scheinbaren Gestalt der Cometen. 2. von der scheinbaren Bewegung. 3. von der wahren Beschaffenheit der Cometen und ihrer Bahnen. 4. von dem Dunstkreise und dem Schweife der Cometen. 5. von der Sichtbarkeit. 6. von der Wärme und Kälte. 7. von der Menge der Cometen und der Zeit ihres Umlaufes. 8. Muthmassungen über die Cometen. 9. Idee des Weltgebäudes. Die Schrift läßt sich überhaupt gut lesen. Sie enthält in geschmeidiger Kürze viele besondere Bemerkungen und überhaupt auch das neueste und Zuverläßigste, welches der Verf. noch mit dem vermehrt, was

er

er selbst über die Sache nachgedacht zu haben scheint. Indessen hat uns seine Erklärung von dem Entstehen, Anwachsen und Abnehmen der Cometenschweiffe nicht völlig Genügen gethan. Wir dächten immer, daß der Schweif sich deswegen verlängere, weil die Theilchen desselben, wegen des widerstehenden Mittels dem Cometen nicht mit gleicher Geschwindigkeit folgen können. Newtons Rechnung, daß der Comet 1680 zwey tausendmal heisser geworden, als ein glühendes Eisen, und 50000 Jahre zum erkälten gebrauche, wird wohl noch oft als ein Glaubensarticel abgeschrieben werden, so sehr man auch bereits mehrmalen dagegen erinnert, daß bemeldter Comet auch 50000 Jahre müßte gebraucht haben, um eine solche Hitze vorerst zu erlangen. Der Verf. räumt doch ein, daß es wohl einige Millionen Cometen geben dürfte. Wir wünschten, daß er anstatt 5 Seiten auf einen Auszug aus des la Caille Cometenregister zu verwenden, lieber 10 Seiten verwendet hätte, dieses Register ganz einzurücken, da der weggelassene Ort des aufsteigenden Knoten und des Perihelium eben so wesentlich ist als das übrige. Die Cometen hält der Verf. zur Bewohnbarkeit untüchtig, und glaubt, die Organische Materie habe vor der übrigen keinen Vorzug, und wenigstens werden auf unserer Erde die Organische Körper unter allen übrigen am häufigsten und leichtesten herfürgebracht. Wir dächten aber, eben hierinn sey ein Vorzug organisirter Wesen zu suchen. Denn alles, wozu in der Welt die Mittel am häufigsten vorräthig sind, muß mit unter die Absichten der Schöpfung gerechnet werden, die am wenigsten zurücke bleiben sollen.

E*.

Merkwürdigkeiten von den Durchgängen der Venus durch die Sonne, von Lampert Heinrich Röhl, Prof. und Obs. der Astr. a. d. Ak. Greifsw. Greifswalde, bey Röse, 164 Octavs. 1 Kupfert.

Zuerst zeigt Hr. R. wie sich finden läßt, wie viel Zeit zwischen einem Durchgange der Venus und dem nähsten verfliessen muß. Die Venus, wenn sie in der Sonne erscheinen soll, muß sich in einer unter Conjunktion, zugleich aber der Erdbahn so nahe befinden, daß ihre geozentrische Breite, weniger beträgt, als die Summe der Halb-

Halbmesser von ihr und von der Sonne. Wie weit zu dieser Absicht aufs höchste Venus von ihrem Knoten seyn darf, läßt sich aus dem bekannten Winkel der Bahn der Venus mit der Erdbahn bestimmen, und so giebt sich ein gewisser Abstand der Venus von ihrem Knoten innerhalb dessen ihre untere Conjunction fallen muß, wenn ein Durchgang möglich seyn soll. Aus den mittlern Bewegungen, der Venus, der Erde, und der Knotenlinie nun, lassen die Zusammenkünfte und die Entfernungen vom Knoten bey jeder Zusammenkunft berechnen, welches Hr. R. ferner durch die wahren Bewegungen verbessert und so die erste Frage beantwortet. Er theilt eben diese Untersuchung für den Merkur mit, wo aber, wegen der grossen Eccentricität, der Ungewißheit der Bewegungen der Knotenlinie und Sonnenferne, Durchgänge als möglich können angegeben werden, die es nicht wirklich sind.

II. Wie der Durchgang der Venus zur Kenntniß der Sonnenparallaxe führt. Nach einigen Erläuterungen von der Parallaxe überhaupt, erklärt Hr. R. Halleys Vorschlag und das wirklich gebrauchte Verfahren. H. R. will dem Hn. de la Lande nicht glauben, daß die innere Berührung auf 2. Zeitsecunden genau könnte beobachtet werden. Er erfodert alle Aufmerksamkeit nicht um 4. oder 6. Secunden zu fehlen.

III. Geschichte der Beobachtungen des Durchganges 1761. Von den vortheilhaftesten Oertern zur Beobachtung, fielen einige in die unbekannten Südländer oder ins stille Meer, auch waren die Könige damals zu sehr mit Kriegen beschäftigt, als daß die Wissenschaft viel Unterstützung hierinnen erwarten könnte, daher mußte man die Sache so gut machen, als sich thun liesse. Die Beobachtungen sind schon bekannt. H. Pingres seine, die so weit von den andern abweicht, läßt sich damit vergleichen, wenn man die leichte Voraussetzung annimmt, daß der, welcher dabey die Uhr gezählet, die Zahl der Minute verschrieben habe, welches doch der Beobachter nicht will auf sich kommen lassen, ob er gleich gesteht, daß er selbst, weder bey der ersten noch bey der zweyten Berührung die Uhr nach der Beobachtung verglichen habe.

IV. Ueber die Atmosphäre der Venus. Hr. R., der solche glaubt, sahe beym letzten Durchgange die Venus in der Sonne mit einen Ringe umgeben, der ein schwächeres

Son-

Sonnenlicht durch ließ, als die übrige Sonnenscheibe zeigte. Auch beym Austritte zeigten sich Erscheinungen, die sich mit einer Atmosphäre vergleichen liessen. Ihm verschwand das Sonnenlicht zwischen dem Planeten und dem Rande der Sonne, nicht, wie sich einige Beobachter ausgedruckt haben, mit der Geschwindigkeit eines Blitzes, sondern nach und nach. Er gesteht, um 10. Secunden der Zeit ungewiß gewesen zu seyn, ob das Sonnenlicht daselbst gänzlich erloschen sey oder nicht, welches ihn wegen der Genauigkeit, die sich die Astronomen vom Augenblicke der Berührung versprachen, zweifelhaft gemacht hat. Er führt Beobachtungen an, die mit seiner übereinstimmen, und empfiehlt daher die Aufmerksamkeit auf diesen Umstand.

V. Ueber den nächstkünftigen Durchgang. Hr. R. giebt einige Umstände davon an, zeigt, wie man die vortheilhaftesten Oerter zur Beobachtung findet, und vermittelst einer Erdkugel die Oerter anzeigen kann, die den Eintritt und dem Austritt zu sehen bekommen. Den 9. Nov. dieses Jahres wird auch Merkur durch die Sonne gehen, welches aber nur in America und im Südmeere zu sehen ist.

Diese Schrift, wo Hr. R. ohne Zweifel mit Vorbedachte algebraische Rechnungen, und was ihr sonst ein furchtbares Ansehen geben könnte, vermieden hat, kann zu Ausbreitung astronomischer Kenntnisse sehr nützlich seyn.

Einleitung in die astronomischen Wissenschaften, verfasset von Lampert Heinrich Röhl, Prof. und Observ. der Astron. auf der Akad. Greifsw. I. Theil, Greifswalde, bey Röse, 440 Octavs. 10 Kupfert.

Bey der jetzigen Weitläuftigkeit der einzelnen mathematischen Wissenschaften, fehlt es an besondern Lehrbüchern für dieselben, und Hr. R. sucht diesen Mangel für die Astronomie zu ersetzen. Das I. Cap. fängt von der Vorstellung des Weltgebäudes an, welche die Sinne geben und wendet darauf die Lehre von den Kugelschnitten an. Hr. R. macht mit Rechte hievon den Anfang, anstatt, daß einige das Auge in die Sonne setzen, und sogleich die copernicanische Weltordnung annehmen. De la Caille ist nicht der erste gewesen, der dieses gethan, wie Hr. R. in der Vorerinnerung glaubt, David Gregory hat schon so verfahren. Das II. C. handelt von Bestimmung der Lage der Oerter

auf

auf der Oberfläche der Erde. Daß die Erde ohngefähr eine Kugelgestalt hat, nimmt Hr. R. als eine Sache an, die aus den gemeinsten Erfahrungen bekannt ist. Dieses vorausgesetzt, sieht man leicht, wie das Uebrige folgt. Auf die eigentliche Größe der Erdkugel, kommt hier noch nichts an. III. C. Methoden und Werkzeuge, wodurch die Lagen der Weltkörper und Oerter auf der Erde gefunden werden. Nachdem Hr. R. einige alte Werkzeuge genannt hat, beschreibt er umständlicher den Gebrauch des Azimuthalquadranten, redet von Erfindung der Polhöhe, Abmessung der Zeit, dem Fernrohre mit Kreuzfäden, dem rautenförmigen Netze, dem Objectivmikrometer u. d. gl. Dieses Capitel schließt sich mit den neuesten Bemühungen zu Erfindung der Länge auf der See. IIII. C. Von der Refraction und Parallaxe. Aus der kurzen Erzählung des Neusten, was in der Refraction gethan worden, zeigt sich, wie ungewiß unsre Kenntniß davon noch ist. Mayer zu Göttingen hielt dafür, die Strahlenbrechung sey an allen Orten auf den Erdboden von gleicher Größe und ihre Abänderung beruhe allein auf den unterschiedenen Stande des Barometers und Thermometers. De la Caille pflichtete ihm in diesem Hauptgesetze bey, nahm aber für einen gegebenen Grad des Thermometers eine andere Abänderung der Refraction an, als Mayer. (Dem Recensenten ist bekannt, daß M. mit la C. Verbesserung eben nicht sehr zufrieden war. Ueberhaupt ist die Richtigkeit dieser Voraussetzung eben noch nicht sehr überzeugend dargethan, und manche leicht in die Augenfallende Zweifel, möchten sie noch bedenklich machen. So zeigt z. E. das Thermometer nur die Wärme der Luft um den Observator herum an: kann diese Wärme nicht einerley bleiben, indem sich vieles in der Luft ändert, durch welche das Licht zum Beobachten kömmt?) V. C. Von den Fixsternen. VI. C. von der Sonne, derselben scheinbaren und wahren Bewegung, der Eintheilung der Erde in Zonen, der Parallaxe der Erdbahn u. s. w. VII. C. Von den Planeten und Kometen; VIII. von den Nebenplaneten; VIIII. von den Bedeckungen und Finsternissen. Hr. R. hat von allem diesen die Hauptlehren sehr deutlich vorgetragen, auch hier und dar Anwendungen der Geometrie, und bey manchen Lehren auch arithmetische Formeln gegeben. Ausführliche sphärische oder theorische Rechnungen oder Beweise, waren vielleicht seiner Absicht nicht gemäß, die nur gewe-

seyn zu seyn scheint, Anfängern etwas umständlichere Nachrichten von der Astronomie, meist nur historisch zu geben, wobey er sich in den Beweisen freylich nach den Kenntnissen richten muste, die er voraussetzen durfte. Man sieht schon aus den angeführten, daß er sich nach der sonst gewöhnlichen Ordnung eben nicht genau richte, z. E. schon viel geographische Kenntnisse frühzeitig einmenge. Er verspricht aber noch einen andern Band, in dem eigentlich mathematische Geographie, Schiffahrt, Chronologie und Gnomonick sollen abgehandelt werden. Der Wissenschaft durch einen leichten und doch dabey so viel sich thun läßt, gründlichen Vortrag, mehr Liebhaber zu erwecken, die alsdenn durch die Schönheit, der ihnen hier dargelegten Lehren gereizt, sich um vollständigere und tiefere Kenntnisse bemühen werden, dazu ist dieses Buch sehr geschickt.

B.

De objectivi Micrometri Vsu in planetarum orbitis dimetiendis. 3 Bogen in 8. Grätz, bey Widmannstatts Erben.

Diese Schrift ist eine 1765 im September zu Rom von einigen Jesuiten gehaltene Schulübung, und zu Grätz abgedruckt. Der Verf. giebt in dem Vorberichte eine historische Nachricht von der Bouguerschen Erfindung, die scheinbare Diameter der Sonne, des Monds und der Planeten, vermittelst eines doppelten Objectivglases zu messen, und zeigt auch an, wie Dollond dabey die farbichten Strahlen zu vereinigen Mittel gefunden. Mit einem von Schort verfertigten Spiegeltelescope unternahm der Verf. den horizontalen und verticalen Diameter der Sonne zu vergleichen, weil Bouguer letztern größer als den erstern gefunden zu haben glaubte. Der Verf. findet den Unterschied nach Abzug der Refraction theils veränderlich, theils unerheblich, und schiebt den Fehler auf die Refractionstafeln, nach welchen allerdings die Luft sich nicht immer bis auf einzelne Secunden und Theile von Secunden richtet. Hierauf führt der V. auch seine Beobachtungen über den scheinbaren Diameter des Mars und der Venus an, und vergleicht sie mit den berechneten Entfernungen dieser beyden Planeten. Diese Diameter sind noch bis auf eine Secunde zweifelhaft, weil die Beobachtungen um so viel von dem Mittel unterschieden sind. Bey andern Fernröhren kann der Unterschied noch anders seyn.

P. R.

R. I. Boscovich Dissertationes quinque ad Dioptricam pertinentes. 37½ Bogen in 4. 3 Kupferplatten.

Die zwo ersten von diesen Abhandlungen sollten in den Commentarien des bononischen Institutes vorkommen, und
bald die erste abgedruckt war, theilte der Verf. die Bogen
seine Bekandte und an einige Akademien aus. Hier erschei
n nun beyde mit neuen Zusätzen bereichert und noch mit drey
dern Abhandlungen vermehrt. Der Verf. war nebst Hrn.
lairaut mit unter den ersten, die die Eulerschen Vermuthun
n und die dadurch veranlaßten Dollondschen Verbesserungen
Fernröhren, auf ihre Theorie zu bringen und bekannter
machen suchten. Die Sache war nach der ersten Entdeckung
sich möglich. Nur fanden sich Schwürigkeiten, sie leicht
d richtig auszuführen. Die erste betraf die dabey anzustel
de Berechnungen, die, wenn man der geometrischen Schärfe
his vergeben will, wegen ihrer verdrießlichen Langwierig
t auch den unverdrossensten Calculator ermüden, und selbst
n. Eulern dieses Geständniß abgenöthigt haben. Man suchte
mnach um die Sache theils abzukürzen, theils thunlich zu
chen, sich mit dem quam proxime zu begnügen, welches
it zu Tage in der Meßkunst beynahe zu viel Mode gemacht
rden. Bey allen Fällen, wo man kleine Umstände genau
berechnen hat, können eben nicht unbedingt Kleinigkeiten
s der Rechnung weggelassen werden. Es kömmt aber dieser
ll bey den Fernröhren vor, und fordert demnach einige Be
tsamkeit, welche aber dennoch dabey beobachtet werden kann.
es P. B. Abhandlungen laufen nun dahinaus. Er sucht
rch geschmeidige Formeln und Constructionen zu bestimmen,
lcher Grad von Undeutlichkeit von der sphärischen Figur der
läser herrührt. Hierinn folgt er überhaupt betrachtet dem
n. Clairaut. Sodann untersucht er auch die von den far
hten Strahlen herrührende Undeutlichkeit, und läugnet, daß
durch zwey Gläser durchaus könne gehoben werden, weil
ner Rechnung nach durch zwey Gläser nur zwo Farben ver
nigt werden. Wir sollten dennoch glauben, daß wo die äus
sten Farben zusammentreffen, die mittlern eben nicht merk
h seitwerts ausweichen werden. Indessen beruft sich Hr. P.
. auf Versuche, die er hierüber mit seinem von ihm soge
nnten Vitrometer, angestellt hat. Endlich nimmt er die
erechnung von beyden Undeutlichkeiten zusammen, und sucht
sonders durch eine leichte Bestimmung und Zeichnung der

Cam

Läuflichen Linie den Erfolg davon klarer zu machen. Dies alles betrift noch nur die erste Schwierigkeit, die von der Berechnung herrührt. Die andere betrift die Anwendung der Theorie auf Versuche. Die Berechnung und Zerstreuung der farbichten Strahlen muß bey jeder Art von Glase durch dazu eingerichtete Versuche, und zwar mit aller möglichen Genauigkeit bestimmt werden. Dieses ist aber nicht so leichte. Indessen bringt Hr. P. B. sein Vitrometer in Vorschlag. Vermittelst zweyer Plangläser macht er ein Prisma von Wasser, dessen Winkel, der herabwerts geht, grösser und kleiner gemacht werden kann, je nachdem man mit einer Schraube ohne Ende, die Neigung der beyden Plangläser verändert. In dieses Prisma wird das Gläserne so gestellt, daß dessen Winkel aufwerts geht. Sodann läßt er das Licht so einfallen, daß der Strahl durch beyde Prismen durchgeht. Und dabey wird der Winkel des gläsernen Prisma so lange geändert, bis erstlich die Strahlenbrechung, und sodann auch die Farbenzerstreuung verschwindet. Darauf werden die Winkel, so von der Figur und Stellung der Prismen herrühren, gemessen, das übrige aber berechnet. Dieses ist, was sich hier davon ohne Figur anzeigen läßt. Man sieht, daß es eine Nachahmung von der Art ist, wie Dollond es mit Prismen von Crowglas und Flintglas angegriffen. Wir sehen aber nicht, daß diese Art zu verfahren, alle Schärfe habe, die man dabey wünschen könnte. Ob die Farbenzerstreuung gehoben werde, muß dabey nach dem Auge beurtheilt werden, und ein geübtes und empfindliches Aug kann sich um einen 20ten Theil irren. Sodann lassen sich die Winkel auch nicht alle genau messen, und endlich sind vollkommene Plangläser ebenfalls sehr selten anzutreffen und zu verfertigen. Aus allem diesem schliessen wir, daß die Sache zwar zuweilen zutreffen, und gut ausfallen kann, daß dieses aber sodann nicht der Geschicklichkeit des Künstlers zugeschrieben werden könne. Die genaue Verfertigung der Gläser, nach den durch die Rechnung angegebenen Vorschriften, gehört ebenfalls auch unter solche Sachen, die, wenn sie einmal gut ausfallen, dagegen 20. mal fehlen. Uebrigens dehnt Hr. P. B. seine Berechnung auch auf mehrere Gläser, auf Spiegel und die selbst von den Glasflächen zurücke geworfenen Strahlen aus, und leitet aus diesen letztern her, wie es möglich ist, durch ein Fernrohr das Bild z. E. eines Sterns doppelt und mehrfach zu sehen. Es ist bekannt, daß Hr. P. Hell diese Anmerkung auf den Satelliten der Venus angewandt, und denselben für nichts anders als den Widerglanz des Planeten im

Fernrohre ausgegeben hat. Warinn aber die so bemeldten Satelliten gesehen haben wollen, nicht auch etwann einen von Mars, und einen fünften Satellit von Jupiter, oder gar noch vier Satelliten von seinen vier Satelliten gesehen haben, wird dadurch nicht erörtert. Und doch ist es nicht vermuthlich, daß diese Beobachter ihre Fernröhren schlechthin nur zum Aufsuchen des Trabanten der Venus sollten gebraucht haben, zu geschweigen, daß wenn man leicht die Lage der Fernröhre ändert, auch der Ort des Widerglanzes geändert wird.

E*.

Anfangsgründe der Analysis endlicher Größen, zum Gebrauche der kön. preußl. Artillerie, von G. F. Tempelhoff, kön. preußl. lieuten. bey dem Feldartilleriecorps. Berlin, bey Wever, 1769. 66B. Octavs. 4 Kupfert.

Herr T. handelt im ersten Abschnitte von der Addition und Subtraction, wie sie in der Algebra gebraucht wird, wobey die Begriffe von den verneinten Größen vorkommen. Der zweyte Abschnitt handelt von Entstehung der Größen auseinander, der Multiplication und Division. Die Art und Weise, wie eine Größe A, aus einer andern B, von einerley Art mit ihr entstehen kann, heißt Herr T. die Verhältniß der beyden Größen gegen einander. Schwerlich wird ein Anfänger bey diesem: entstehen, etwas denken. Herr T. ist selbst genöthigt, ihn 70. §. durchs Messen zu erläutern. Warinn also nicht lieber von dem verständlichem angefangen? Auch hat Herr T. hier hauptsächlich die geometrische Verhältniß in Gedanken, wie daraus erhellt, weil er die Multiplication und Division daraus herleitet; aber ein Anfänger könnte Hn. T. Ausdruck leicht auch auf die arithmetische anwenden. Wenn B aus A völlig auf die Art entsteht, wie D aus C; so nennt Herr T. die Größen A, B, C, D, proportional, und versteht unter A. D = B. C nur daß diese vier Größen proportional sind, unter $D = \frac{B.C}{A}$, daß D die vierte Proportionalgröße zu A, B, C, ist. Er meynt, die Algebra hätte ganz füglich bestehen können, wenn man auch nicht die Begriffe der Multiplication und Division darinnen angebracht hätte. (Weil sich aber alle Größen als Zahlen betrachten lassen, wenn man eine gewisse Einheit ihrer Art annimmt, so liessen sich diese Begriffe

ganz

ganz wohl anbringen. Verhältnisse und Zusammensetzungen derselben sind allerdings dienliche Mittel zu Erfindung unbekannter Grössen und werden oft vortheilhaft gebraucht, Rechnungen abzukürzen, die aus Gleichungen, durch Multiplicationen und Divisionen weitläuftiger müssen geführt werden; aber den ersten Anfang der algebraischen Begriffe von ihnen zu machen, ist wohl deßwegen nicht rathsam, weil ein Anfänger durch solche abstracte Begriffe, die ihm nothwendig schwer fallen, abgeschreckt wird.) Der dritte Abschnitt handelt von einfachen aritmetischen (so schreibt Hr. T. beständig, nicht: arithmetischen) Aufgaben. Man findet ihrer hier eine Mannichfaltigkeit, mit geschickten Auflösen. Den Schluß macht eine bequeme Art, die Coefficienten zu bezeichnen, die in unterschiedene Gleichungen, zu einerley unbekannter Größe gehören; Hr. T. braucht für einen solchen Coefficienten, der z. E. zu x gehört, in allen Gleichungen einerley Buchstaben, z. E. A; nur mit einem oder mehr Strichen bezeichnet. Das giebt den Vortheil, den ganzen Fortgang der Rechnung und den Zusammenhang der Größen leicht zu übersehen. Im vierten Abschnitte von einfachen geometrischen Aufgaben, empfiehlt Hr. T. mit Recht zu Anfange die geometrische Analysis. Bey den Exempeln, die durch Rechnung aufgelöst werden, bringt er besonders die trigonometrischen Formeln häufig in Uebung. Der 5. Abschn. handelt von den reinen Gleichungen. Der sechste von den verwickelten (affectis) quadratischen Gleichungen. Den Ursprung der letzten leitet Hr. T. aus folgenden her: Von zwo unbekannten Größen, ist die Summe, und das Produkt gegeben, oder $x+y=P$; $xy=Q$; so kömmt daraus $xx=Px-Q$ oder auch $yy=Py-Q$; auf eine ähnliche Art betrachtet er im siebenten Abschnitte den Ursprung der höhern Gleichungen, z. E. wenn von drey unbekannten Größen die Summe der Größen selbst, die Summe der Produkte aus ihren drey Paaren, das Produkt aus allen dreyen gegeben sind, so entsteht eine cubische Gleichung. Daraus leitet nun Hr. T. her, daß sich jede Gleichung mit $x-a$ dividiren läßt, wenn a ein solcher Werth der unbekannten Größe x ist, der macht, daß alle Glieder der Gleichung zusammen sich aufheben. Hr. T. äussert in der Vorrede, daß er diese Art bequemer halte, als wie insgemein die Lehre von den Gleichungen abgehandelt wird, und ihm die Methode nie gefallen habe, ihre Natur durch die Multiplication zu erklären. Da er indessen den Ursprung der Gleichungen aus der Multiplication sogleich hat aus seiner Vorstellung herleiten müssen, ehe

er was anders von den Gleichungen lehren konnte, so muß wohl die gewöhnliche Art ziemlich brauchbar seyn. Wie sie in den Wolfischen u. a. Büchern vorgetragen wird, kann bey ihr ein gewisser Zweifel entstehen, der Vortrag muß aber so wie in der Kästnerischen Analysis eingerichtet werden. Eine bestimmte Menge einfacher Factoren, wie x — a u. s. f. giebt zum Produkte eine Reihe, die nach den Potenzen von x fortgeht, und diese Reihe = 0 gesetzt, ist eine Gleichung. Wie fruchtbar dieser Begriff ist, zeigen so viel Lehren und Methoden, die sich leicht daraus herleiten lassen, z. E. Hr. Eulers Integrirung der rationalen Differentiale. Aus ihm fliest das Verhalten der Coefficienten, gegen die Wurzeln der Gleichungen viel leichter und natürlicher, als Hr. Tempelhof aus diesem Verhalten jenen Begriff herleitet, und warum in jeder Gleichung soviel und nur soviel Wurzeln sind, als sie Abmessungen hat, ist auch aus der Multiplication sogleich offenbar. Hr. T. zeigt nun die Eigenschaften der Gleichungen, selbst den harriotischen Lehrsatz. Bey den Vorschriften, wie man sich der Wurzel nähert, ist nicht angezeigt, wie viel Decimalziffern man bey jeder Operation höchstens suchen darf. Im achten Abschnitte werden trigonometrische Formeln, nebst ihren Gebrauche gegeben. Der 9. 10. 11. handeln von unbestimmten Aufgaben, Functionen, und Constructionen der Functionen, wo auch allgemeine Lehren von krummen Linien vorkommen. Eine Menge wohlgewählter Exempel, machen dieses Buch auch für denjenigen brauchbar, der schon die Lehren selbst anderswoher gefaßt hätte; wegen der Lehren selbst, scheint es, als ob Hrn. T. Vortrag oft abstracter und schwerer wäre, als eben zur Gründlichkeit, zur Richtigkeit nothwendig erfordert würde. Wenigstens setzt er, bey fähigen Köpfen viel Eifer und Geduld zum voraus, wie er allerdings bey denen, die ihren Namen vom Genie führen, erwarten konnte.

B.

J. P. Eberenz, erster Gründe der Wasserbaukunst an reissenden Strömen, theoretischer Theil 17 Bogen, 6 Kupferplatten, praktischer Theil 13 Bogen, 13 Kupferpl. 1767. 8. Freyburg im Brißgau bey Satron.

Der erste Theil enthält die zum Wasserbau gehörigen vorläufigen physischen und hydrodynamischen Kenntnisse von flüßigen Körpern, ihrem Druck, Fallen, Kraft, Bewegung

gung, von den Erdlagen, Ursprung, Lauf und Wirkung der Ströme, von der Gegenwirkung anderer Körper in die Flüsse, von der Luft und den Winden, vom Strombette und dessen Durchschnitt. Nebst einigen Tafeln, worinn der Stoß des Flusses nach den verschiedenen Geschwindigkeiten und Einfallswinkeln, und die Winkel selbst nach den Chorden berechnet vorkommen. Der Verfasser schickt dieses alles voran, weil, wie er in der Vorrede anmerkt, die meisten Wasserbauleute sich die Mühe nicht geben, es in den bereits häufig vorhandenen Anleitungen zur Naturlehre, Mechanick und Hydrodynamick aufzusuchen und zu erlernen. Es sind freylich meistens Leute, die nur auf die Einkünfte des Amtes sehen, und daneben gern ohne nichts zu lernen alles gleich wissen möchten. Nur ist es Schade, daß man den Trichter es mit einemmale einzugiessen, wohl niemals erfinden wird. Der Verfasser hält sich bey Kühns Abhandlung vom Ursprung der Quellen auf. Die Abhandlung hätte kaum einer Erwähnung verdient, da sie so oft schon als eine gedankenlose Hirngeburt verworfen worden ist. Der praktische Theil beziehe sich fürnemlich auf die Brisgauische Ufer am Rheinstrom, wo der Verf. Wasserbaudirektor und Rheininseln-Inspektor und zugleich öffentlicher Lehrer der bürgerlichen und Kriegsbaukunst zu Freyburg ist. Er nimmt ausser der Lehre von Befestigung und Schützung der Ufer noch den Brückenbau mit, und führt hin und wieder eigene Erfahrungen an. Nur ist zu bemerken, daß bald jeder Strom etwas besonders hat, und daher die für eine Gegend gut befundene Regeln nicht so blindhin auf andere angewandt werden können. Auch dieses macht eine vorläufige Theorie nothwendig.

Lebensgeschichte des berühmten Mathematickers und Künstlers, Peter Anichs, eines Tyrolerbauers. München, bey Crätzen, 1767. 10 Bogen in 4.

Diese Lebensgeschichte ist im eigentlichsten Verstande eine Lobrede, die den Peter Anich zu einem Wunder der Welt macht, und ziemlich gedehnt ist. Die Geschichte selbst läßt sich kurz zusammenfassen. Peter Anich lernte von seinem Vater ein wenig drechseln, fühlte aber in sich einen Trieb zu einer ungleich höhern Mechanick. In seinem 28ten Jahr führte ihn dieser Trieb in das Jesuitercollegium zu Jnspruck, und seine Anfrage an den dortigen Lehrer der Mathematick, war auf gut tyrolerisch [illegible] derjenige, dessen Amt es ist,

den Himmel und die Erde zu beobachten? Auch ich habe bey meiner Heerde den Lauf der Sterne beobachtet. Diese ungekünstelte Anfrage hatte den Erfolg, daß Peter Anich die Erlaubniß erhielt, an den Feyertagen in das Kloster zu kommen, und des fernern Unterrichts zu genießen. Es gelang ihm nach und nach, daß er Weltkugeln, Landcharten, und andere mathematische Instrumente verfertigte. Die Himmelskugel wurde an die Kayserin dedicirt, mit dem Erfolg, daß Peter Anich sich begnügen mußte, die Erdkugel an die Regierung zu Inspruck zu dediciren. Er hätte freylich besseres verdient. Bey Hofe sollte es eine patriotische Pflicht seyn, gute Genies aufzusuchen. Was kann man aber davon denken, wenn man solche Genies auch da stecken läßt, wo sie sich von selbst darbieten. Jedoch nach und nach gieng es besser. Peter Anich legte eine Gegend von Tyrol in Grund, und erhielt darauf Befehl die übrigen auch in Grund zu legen. Er that es. Nun sollte er noch den Riß kleiner machen. Er fieng auch dieses an. Er wurde krank, erhielt eine Medaille, um sie an Feyertagen um die Brust zu hängen. Einige Tage vor dem Tode wurde ihm auch eine Pension von 200. Gulden allergnädigst zuerkannt, und da er sie nicht genießen konnte, wurde seiner Schwester 50. Gulden jährlich gereicht. Peter entschlief, und wurde zu seinen Vätern gesammlet. Sein Lehrer erhielt endlich, daß man ihn nach drey Monaten ausgrub, und in die Hauptkirche beylegte. Die Leichbegängniß hatte nun das zweyte mal mehr Feyerlichkeit, und Peter erhielt eine Grabschrift in Marmor. Ein neues Beyspiel, wie es mit Homer, Cartesius und mehrern andern ergangen, und allem Ansehen nach auch künftig noch ergehen wird.

A. G. von Münnich, Oldenburgischer Deichband, mit einer Vorrede und Anmerkungen herausgegeben, von J. W. A. Hunrichs. Leipzig, bey Breitkopf, 1767. Fol. 44 Bog. 10 Kupferplatten.

Die Oldenburgisch und Delmenhorstische Marschländer haben immer von Ueberschwemmungen großen Schaden erlitten, wodurch eben so, wie ehmals die Holländer genöthigt wurden, auf Beschützungsmittel zu sinnen, und dem Ergiessen der Wasser durch Deiche (Digues) zu steuren. Indessen blieb die Sache bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts, jedem Eigenthümer besonders überlassen, bis endlich A. G. von Münnich, ein Vater des in Rußland so berühmt gewordenen Grafen

sen von Münnich, zum Generaldeichgrafen der beyden Grafschaften ernannt worden. Dieser untersuchte die bis dahin errichteten Deichwerke, übersahe sie im Ganzen, entdeckte die noch rückständigen Lücken, und gab Anschläge, die meistens nach und nach mit gutem Erfolge ausgeführt worden. Alles dieses macht den Innhalt des vor uns liegenden Werks aus, welches überhaupt in Marschländern von Nutzen seyn mag, indessen aber dennoch am unmittelbarsten für erwähnte beyden Grafschaften dient. Die Generalcharte, deren Ermanglung das Werk anfangs weitläuftig und mühsamer machte, und die, nach des Herausgebers Bericht seit dem zu Stande gekommen, hätte dem Werk beygefügt werden sollen, da sich aus den 4. einzeln Stücken, so auf der 4-6te Kupferplatte stehen, das Ganze nicht übersehen läßt. Uebrigens werden alle bey dem Deichbaue im Oldenburgischen üblichen Kunstwörter hier als bekannt vorausgesetzt. Dieses konnte der Verf. thun, der Herausgeber hätte sie aber auswärtigen Lesern zu Gefallen, in ein Register bringen, und hinlängliche Erklärung davon geben können.

E*.

---

9. Kriegswissenschaft.

Tactic und Manövres der Preußen; des Hrn. Grafen von Gisors, ein Werk, welches nach seinem Tode herausgekommen. Benebst einigen Briefen und Antworten des Königes von Preußen an den General-Lieutenannt Baron de la Motte Fouquet. Vom Anfange des 1759. Jahres, aus dem Französischen 1768. gr. 8.

Der Titel des Buchs ist viel zu prächtig. Es ist nichts, als eine kurze Nachricht des Grafen von Gisors, von einer berlinischen Revue der Preußischen Truppen. Für ganz schlecht kann man die Uebersetzung nicht halten; aber auch für gut? — hiezu gehört etwas mehr als in dem ersten dem besten Dictionaire Wörter-Jagd anstellen. Da wo Gisors sich dem Deutschen des Ue. auf gut Glück unterwerfen muß; ist er ungewöhnlich und zweydeutig. Gleich auf der ersten Seite sagt der Franzose „L'ordre de Battaille des Prussiens et leurs façon

„ de developper leurs colonnes, dont j'avois entendu dire
„ confusement quelque chose, etoient depuis longtems
„ l'objet de ma curiosités j'ai eu occasion de la satisfaire à
„ Berlin, ou j'ai vu rassembler trente Battaillons dont deux
„ de Grenadiers et seize Escadrons.„ Der Ue. aber: die
„ Stellung der Preußen zum Gefechte und ihre Weise aus
„ den Colonnen aufzumarschiren, waren seit geraumer Zeit ein
„ Vorwurf meiner Neugierde gewesen. Ich hatte verschiede-
„ nes aber nichts bestimmtes gehört, bis ich in Berlin Gele-
„ genheit fand, selbige zu vergnügen, allwo ich 30 Battaillons,
„ worunter zwey Grenadiers waren, und 16 Schwadronen
„ zusammen fande.„ Ausser dem, daß Gisors seine Gedanken
der Natur der Sache nach, weit besser ordnet, und nicht eher
nach einer Sache neugierig wird, bis er etwas davon confu-
sement sprechen gehöret; sein Ue. hingegen von ganz umge-
kehrter Natur ist, und weit zuvor auf etwas neugierig ist, ehe
er noch das allergeringste davon vernommen, befremdet es uns,
daß er aus dem deux de Grenadiers zwey Grenadiers macht.
Wer siehet nicht, daß zwey Grenadierbataillons stehen soll.
Ferner will Gisors das Deployren mit zwoen Colonnen be-
schreiben, und thut dieses als französischer Tactiker; unser Ue.
aber, der bey seinem lieben Wörterbuche alles Untersuchen ver-
gißt, und dem es in der Hitze seiner Arbeit gar nicht einfällt,
daß man ein preußisches und französisches Reglement hiebey
gegeneinander halten könnte; lieset S. 8. l'Infanterie mar-
choit par demi-quart de rang, la Cavallerie par quart
d'Esquadron. O! das ist ihm leicht geworden, man höre,
„ die Infanterie marschirte mit achtel Gliedern, die Cavalle-
„ rie mit viertel Schwadronen„ da es doch heissen sollte:
Infanterie und Cavallerie, beyde marschirten in Zügen; und
dieses darum, weil ein französisches Battaillon „ pelotons de-
mi-quart de rang, quart de rang, demi rang zur Abthei-
lung hat, ein preußisches aber aus Zügen und Divisionen be-
stehet. Hätte er nun gewußt, daß ein solches Battaillon in
acht Zügen abgetheilt wird, so würde er das demi-quart de
rang durch Zug gegeben haben. Mit der Cavallerie ist es
eben so, weil eine Schwadron vier Züge enthält.

„ Au second coup de Canon les Colonnes doublerent
„ leurs fronts„ sollte heissen: auf den zweyten Canonen
Schuß wurde mit Divisionen aufmarschirt, nur nicht: „ auf
„ den zweyten verdoppelten die Colonnen ihre Fronte.„ Wenn
der Franzose sich überhaupt mit dem Worte Division (Abthei-
lung) behilft; so ist es ihm weiter nicht übel zu nehmen; aber

ei-

einem Deutschen, der ihn übersetzen will, und nicht nachlieset, was er billig doch nachlesen sollte, um gelegentlich sein Original zu verbessern — dem rathen wir, um seiner selbstwillen, sich ins künftige, zum wenigsten mit Tactischen Uebersetzungen nicht mehr abzugeben.

O.

L'Ecole de la Fortification, permanente, reguliere et irreguliere, par *J. de Fallois*, Major du Corps des Ingenieurs de Saxe, &c. 4to. Dresde, chez G. C. Walther, 1768. 1½ Alph. et 29 planches.

Es kömmt in diesem Lehrbuche vorzüglich nur Vauban und Coehorn vor. Dies sind nun freylich zween Meister, die zu einer Zeit lebten, wo viel zu verbessern und besonders viele Festungen wirklich zu bauen, zu vertheydigen und zu belagern waren. Indessen hätten wohl mehrere Befestigungsarten mitgenommen werden können, weil alle ihre gute und schwache Seiten haben, und schon dadurch dienen, angehenden Ingenieurs ihre Begriffe zu erweitern. Statt aller übrigen führt der Verfasser einen Ungenannten und dann auch sich selbst an. Der Ingenieur Anonyme hat die wunderliche Meynung, es sey besser, wenn eine Festung nicht rings umher gleich stark ist, weil sonst der Commendant nicht wisse, wo der Feind angreifen werde, und gar zu sehr auf seiner Hut seyn müsse. Der Verfasser selbst ist für die Ricochetschüsse besorgt, die so viel Unheil anrichten. Er will daher die Aussenwerke wo nicht höher, doch wenigstens so hoch als die Hauptwerke, gemacht wissen. Diese bleiben demnach vor Canonschüssen und allenfalls auch vor Ricochetschüssen sicher, bis die Aussenwerke eingenommen sind. Das grobe Geschütz wird auf die Aussenwerke gepflanzt, um den Feind fern von der Festung abzuhalten. Allein der Feind gräbt sich in die Erde, richtet Batterien auf, und seine Ricochet richtet er nun gegen die Aussenwerke und das darauf gepflanzte Geschütze. Und wenn dieses auf den Aussenwerken ruinirt ist, so kann es zur Hauptfestung nicht mehr dienen. So schützt auch die Höhe der Aussenwerke vor den Bomben nicht. Diese Aussenwerke sind bey dem Verf. nicht bloße Ravelinen, halbe Monden, Contrescarpen rc. sondern noch überdies eine von ihm sogenannte Cremaillere, die sich aussen um alle übrigen Werke der

Festung herumzieht und einen aus lauter Facen und theils angesetzten, theils abgesonderten Flanken bestehenden Wall bildet. Die Festung wird im Durchmesser dadurch doppelt grösser und bey dem wirklichen Anbau um vierfach kostbarer. Wir würden daher eben so gut den Anschlag geben, statt derselben schlechthin nur 5. oder 6. kleine Citadellen in der Runde herum anzulegen, wovon jede, wenn die Breschen zum Sturmlaufen groß genug sind, durch Minen zu Grunde gerichtet und dem Feinde unbrauchbar gemacht werden kann. Denn die Absicht ist doch nur, daß der Feind eine geraume Zeit aufgehalten werde und viel aufwenden müsse, und dies wird besser erhalten, wenn er 5. oder 6. Eroberungen machen, und jede wie von neuem anfangen muß.

C. A. Struensee, Anfangsgründe der Artillerie. Zweyte Auflage. Leipzig und Liegnitz, bey Sigert, 1769. 8. 1½ Alph. nebst 29 Kupferplatten.

Diese Auflage ist von der ersten 1760. Seite für Seite abgedruckt, nur daß hier die Erinnerung wegen der zweyten Auflage auf 2. Seiten hinzugekommen, und die vorläufige Einleitung theils weitläuftiger gedruckt, theils mit der Anzeige einiger neuerer Schriften vermehrt worden. Dieses macht, daß vom 5ten Bogen an, der neue Abdruck ordentlich um 2. Seiten weiter geht, als in der ersten Auflage. S. 325. ist vermuthlich die Ladung von 3. Pfund bey dem 12. Zölligen Mörser ausgelassen, und die vier letzten Ladungen müssen jede um ½ Pf. grösser genommen werden. Der Verfasser macht übrigens Hofnung, was zu mehrerer Vollständigkeit hätte beygefügt werden können, gelegentlich nachzuholen.

G.

10. Philologie und Kritick.

Bützowische Nebenstunden, verschiedenen zur morgenländischen Gelehrsamkeit gehörigen Sachen gewidmet. Erster bis fünfter Theil. Bützow, 1764 - 1769. jeder von 5 oder 6 Bogen.

Ein erbärmliches Geschmiere! Wer Lust hat, Nachrichten von der Geschichte der Juden im Mecklenburgischen, von neuen jüdischen Schriften, von Münzen, von unerheblichen

Va-

Varianten (mit gutem Vorbedacht lateinisch aufgesetzt, da mit, sagt der Verf. selbst, z. E. Kenicott in England sich derselben bedienen könne!) u. d. d. gl. Dingen) zu lesen: und zwar dies alles mit vielem unnützen Gewäsche, in einem unausstehlichen, und oft pöbelhaften Styl, vornemlich auch mit einem reichen Maaße von schriftstellerischer Unbescheidenheit versetzt; der mag das Buch lesen. Gern unterschreiben wir den guten Rath, den ihm (schreibt er selbst, Th. 2. Vorrede jemand gegeben „daß er zur Ersparung seines zu seinem noth„dürftigen Unterhalt kaum hinreichenden Gehalts, lieber gä„nichts drucken lassen möge.„ Aber er wird ihm nicht folgen „Die Lobsprüche, welche die gelehrtesten Juden von meine„großen rabbinischen Gelehrsamkeit, weitläuftigen Briefwech„sel mit ihnen u. s. f. untereinander machen, flößen ihne„keine gemeine Hochachtung gegen mich ein.„ Z. E. Th. 3 „Ein Brief an mich in hebr. und deutschen Reimen aus Str„litz den 16. Apr. 1766., von Simon Elkana, Gesetzschre„ber daselbst„ — wo es unter andern heißt:

Ach, wenn ich doch ein Münzmeister wäre, oder ein geschickte Medailleur
So nehme wie gewiß die Ehre, und prägete auf sein holländisc Kehr
Euer Edlen Bild, wie Antoninus, den frommen Kayser,
Sie gleichen in Menschenliebe der Venus, in Wissenschaften ei rechter Weiser.
Man hat nie gehört noch gesehn von einem so großen Professo
So viel mit Israeliten umzugehn! —

Nun, so laß er sich denn von seinen Israelitischen Dichter vergöttern! Es ist übrigens sein Glück, daß die Verleger un Kupferstecher keine Zunft und Gilde ausmachen; sonst möch ten sie dem lieben großen Professor bald das Handwerk legen Denn er verlegt (leider! aus Mangel eines Verlegers, wi er oft bitterlich klagt) sein Werk selbst; und sticht auch selb dazu in Kupfer: Kufische, arabische, persische Münzen, jü dische Grabschriften, laut beyliegender 5. Kupferplatten al Olao Gerardo Tychsen LL. OO. P. P. O. in Alma Fri dericiana Bützoviensi A. C. 1769. mit eigner Hand, sorg fältig unter jeder angemerkt.

B*.

Διηγησις πανυ ωφελιμος του εν οσιοις πατρος ημω ΕΦΡΑΙΜ του ΣΥΡΟΥ περι εαυτου προς του μ

μοναχους. Νυν δε εκ της Ελληνικης εις την απλην Διαλεκτον μεταφρασθεισα, και εις κοινην ωφελειαν των φιλαρετων τυποις εκδοθεισα. Εν Αλλη τη Μαγδεμπουργικη. 1768. 8. 3½ Bogen.

Erzählung von Ephräm Syri, Leben und Bekehrung. Halle, im Waisenhause, 1768. in Sedez, auf fünf halben Bogen.

Der Verlust würde gar nicht bedauernswerth seyn, wenn der griechische Text auch völlig verlohren gegangen wäre, der itzt hier in Gesellschaft einer neugriechischen Uebersetzung erscheint, ob sie wohl eigentlich nicht für unsre Gegenden bestimmt ist. Aber die deutsche Uebersetzung ist uns doch zugedacht? — Sie ist überdem in einem so artigen kleinen Format gedruckt, daß sie eben Platz genug hätte, in dem kleinen grünen atlassnen Beutel der schönen Kammerjungfer, mit der Yorik längst dem Quai de Conti zusammen gieng. — Darf man den Herausgeber fragen, wozu uns dies Mährchen soll? Der Vater Ephräm erzählt einige Knabenstreiche, wie er eine trächtige Kuh aus lauter Muthwillen zu Tode gejagt, die einem armen Manne zugehört hätte, welchen er nachmals entsetzlich geschmähet habe; und wie ihm einen Monat nachher, obgleich fälschlich, Schuld gegeben worden, daß er den Schaafdieben förderlich gewesen wäre, und dafür in den Kerker wandern müssen. Hier, im Kerker nach 40 Tagen, erschien ihm ein Jüngling, der, (doch nur im Traum,) sehr erschrecklich anzusehen war, und belehrte ihn mit sanfter Stimme, daß Gott gerecht sey, und kein Böses vor ihm ungestraft bleibe, wenn es auch eine Zeitlang so schiene. — Und nun noch lange so hohnneckend zu fragen: Was dies Büchelchen soll? Die Laien sollen sich daran erbauen; erbauen sollen sie sich! — Ey lieber, zürne nicht, daß noch eine Frage gethan wird: was heißt denn das hier, (sich) erbauen? — Nichts mehr und nichts weniger, als: Werdet Einsiedler! Denn nur in einer Einsiedeley, und sonst nirgend sind die rechten Diener Christi. — Das Gebet zu Gott dem Allmächtigen, um Errettung aus dieser Noth, „daß ich würdig werde, ein Einsiedler zu werden, und dir zu dienen,„ S. 63. 64. verräth es unwidersprechlich, daß dieses die Hauptsache eigentlich sey; und bey der dritten Erscheinung des Jünglings wird dieselbe Bitte wiederholet, S. 68. Dahin eben, wollte ihn der erschienene Jüngling haben; und flugs ist die Errettung da, S. 75.

So

Sogar da, wo die Möncherey in vollem Schwange bisher gegangen, fängt man itzt an, den großen Schaden, der dadurch angerichtet worden, zu fühlen, so lange und so sorgfältig er auch verhelet wurde. Und wie? wir wollen nun wieder anfangen, durch solche Quackeleyen Lust dazu zu machen? Was meynen wir? Wie weit würden wir denn noch entfernt seyn, z. E. von dem heiligen Stocke des heil. Magnus, oder wie der heilige Gesell heißt, um ihn aus der Abtey Fueßen mit Läutung aller Glocken und mit allen ersinnlichen oder vielmehr unsinnigen Feyerlichkeiten einzuholen, und damit die Raupen, die Maulwürfe, die Mäuse aus unsern Gärten und Aeckern zu verscheuchen, oder der Viehseuche zu steuren, oder die Ketzer damit zu bekehren? —

VI.

Aeschinis Socratici dialogi tres graece iterum edidit, recensuit, animadversionibus illustravit indicemque verborum adjecit, *Io. Frid. Fischerus.* Lips. sumt. I. S. Mülleri, ½ Alph. 1 Bog. 1766. gr. 8.

Diese zweyte Ausgabe ist um vieles vermehrt und verbessert; wovon wie auch von denen, die sonst um dieses schätzbare Denkmal der Sokratischen Philosophie sich verdient gemacht haben, in der Vorrede ausführlicher Bericht erstattet wird.

10.

Ferdinandi Stosch, D. T. Compendium archaeologiae oeconomicae novi testamenti, ducentis thesibus comprehensum et aliis aliisve notis illustratum. Leipzig, 1769. gr. 8. 10½ B.

Dieser kurze Inbegriff alles dessen, was von ökonomischen oder häußlichen Gebräuchen und Dingen aus den Alterthümern in dem neuen Testament vorkommt, oder vorzukommen angegeben wird, ist in der natürlichen und besten Ordnung geschrieben. Nach vorabgelassener Bestimmung des Begriffes von häußlichen Alterthümern wird gezeiget, was bey den alten eine Familie heiße, und darauf von der Hochzeit, von dem Ehestande, von der Geburt, von den Namen, von der Erziehung der Kinder, gehandelt; wie auch von den Knechten.

ten. Die Hausthiere sind nicht vergessen. Die Familien wohnten in Hütten oder Häusern. Beyde werden nach allen ihren Theilen beschrieben; nicht weniger das Haußgeräthe. Darauf folgen Kleidung, Essen, Trinken, Mahlzeiten, Geschirre dabey, Besuche, Reisen, Briefschreiben, Studien, Handwerke, Ackerbau, Jagd, Thiere, Gevögel, Ergötzungen, Krankheiten und deren Arzeneyen, und endlich Todt, Begräbniß und Trauer. Es wird mit Anzeigung der Zeiten, worinn alles dergleichen verrichtet worden, geschlossen.

Der Hr. D. hat dieses compendium ehmals für die Studenten zu Lingen aufgesetzt. Seine Absicht und dabey beobachtete Lehrart können wir nicht besser, als mit seinen eigenen Worten aus der Vorrede anzeigen. Scopus erat (schreibet er) ut in illis explicandis verum a falso discernere, etiam in hoc studio, docerem, et, ab una parte, loca ex antiquitatibus omnino exponenda, nec, sine illarum ope, recte unquam intelligenda, sua in luce collocarem; ex altera vero rei μικρολογίαν, et quantum haud pauci in illo amaverint et sectati fuerint inane, et quam hic quoque omne nimium vertatur in vitium, aperte auditoribus ostenderem et declararem. Verae certe eruditioni melius vix ac ne vix quidem consuli potest, quam, si clare demonstretur, id ipsum, quod inter multos magnae eruditionis nomen habet et speciem, magnum omnino esse nihil &c. Die ganze Vorrede und insbesondre die Unterscheidungen wahrer und falscher Alterthümer, sind lesenswürdig.

Die Anmerkungen sind dreyerley. In einigen werden einzelne Schriftsteller, welche der Hr. D. geglaubet hat, manchen unbekannt zu seyn, genennet. Einige enthalten kleine Nebenanmerkungen, als S. 2. 7. 8. und an vielen andern Stellen. Einige erläutern Schriftstellen ausführlich, als S. 11. 15. 23. u. m.

Ueberhaupt ist das Buch so eingerichtet, daß es zu Vorlesungen sehr bequem und nützlich seyn kann. Bisher hat man so etwas vollständiges nicht gehabt.

*

Fabularum Aesopiarum collectio, ad *Exemplar* Hudsonianum recensuit indicemque adjecit *Christ. Aug. Krigel*, A. M. et Scholae Thom. Lips. Collega. Lips. apud Langenhemium, 18 B. in 8. 1769.

Pla-

Planudes, ein Mönch des 14. Jahrhunderts, hatte die sogenannten Aesopischen Fabeln zuerst gesammlet, Aldus Manutius 1505. zuerst herausgeben, Nevelet, und nach ihm Hudson, die Sammlung mit andern Fabeln vermehrt, Hauptmann des letztern Ausgabe zu Leipzig 1741. wieder auflegen lassen, und Heusinger den Hudsonischen Text berichtigt, hin und wieder eine Lesart verbessert und manche schwere Stellen glücklich erklärt. Daß aber auch die gegenwärtige Ausgabe ein besonderes Verdienst habe, können wir nicht sagen: sie enthält, und zwar nach dem Willen des Hrn. Verlegers, 70. Fabeln weniger, als Hudson und Heusinger geliefert haben, und in allen 296. die lat. Version ist weggelassen worden, und das mit Recht. Der Heusingerische index, der sich nur über 149. Fabeln erstreckte, ist vermehrt, und durch Weglassung der unnöthigen Resolution der Worte wieder abgekürzt worden. In den Noten werden nur mit kurzen Worten die abweichenden Lesarten andrer Herausgeber oder Handschriften angezeigt, auch bisweilen auf den Phädrus gewiesen, wo er eine Aesopische Fabel nachgeahmt hat; und wir hätten gewünscht, daß dies auch in Ansehung der neuern Fabeldichter geschehen wäre. Und wenn gleich die von dem Hrn. Verleger vorgeschriebene Kürze es nicht erlaubt hatte, diese verschiedene ältere und neuere Uebersetzungen und Nachahmungen eben derselben Fabel kritisch zu vergleichen, so hätte doch ein Lehrer dadurch veranlaßt werden können, es mündlich zu thun. Daß aber eine solche Arbeit einen überaus großen Nutzen habe, brauchen wir nicht erst zu erwähnen. Daß übrigens Hr. K. den Text ad *exemplar* Hudsonianum habe abdrucken lassen, lehrt der Titel. Wenn das in der Bibliothek zu Gotha befindl. Manuscript einmal manuscriptum *Gothicum* genennet wird, so ist dies wohl ein Druckfehler. Endlich sind noch zum Schluß aus des seel. Heusingers libris emendationum einige verbesserte Lesarten der Aesopischen Fabeln angehängt: sie sind es aber nicht alle, wie man aus Hrn. K. Worten schließen könnte, sondern, wie wir aus eigner Vergleichung versichern können, nur ein kleiner Theil derselben. Der griechische Druck ist sauber und correkt.

Eh.

Deutsch-lateinische Phraseologie aus den besten Classischen Schriftstellern und andern bewährten Büchern der Alten in alphabetischer Ordnung. Neue

sehr

sehr vermehrte Auflage, Frankfurt am Mayn, bey Franz Varrentrapp, 1766. 4½ Alph. in 4.

Diese Phraseologie ist schon unter einem lateinischen Titel 1751: herausgekommen. In dieser Auflage soll sie noch einmal so stark vermehrt seyn. Da wir die erste Auflage nicht besitzen, so können wir nicht sagen, wie fern dies geschehen sey. Das Werk selbst aber ist so vollständig, als man noch eins dieser Art haben kann. Freylich fehlen viele deutsche Wörter. Allein, alle deutsch-lateinische Wörterbücher sind darinn höchst unvollständig. Die seit etwa 20 Jahren gebräuchlich gewordenen Wörter und Redensarten sucht man überdas allenthalben vergeblich. Man muß sich wundern, daß es überhaupt bis jetzt noch ganz an einem guten und einigermaßen vollständigen deutschen Wörterbuche fehlt. Die benachbarten Nationen bringen ihre Wörterbücher schon zu einem hohen Grad der Vollkommenheit, und dennoch findet man im Nationalcharackter der Deutschen dies Eigenthümliche, daß sie vorzüglich zu beschwerlichen und langwierigen Arbeiten viele Geduld haben. Es ist zu wünschen, daß diese Geduld, ausgebreitete Kenntnisse, ein feiner und sicherer Geschmack, Gesundheit und Muße sich bald bey einem Mann finden, um uns und Liebhabern unserer Sprache sogleich etwas vollkommenes in dieser Art zu liefern. Und wenn sich dieser Mann fände, so hätten wir ihm eine Vollkommenheit besonders zu empfehlen, die bisher vielleicht allen Wörterbüchern fehlt und die keinem fehlen sollte. Dies wäre die Bemerkung, in wie fern die Wörter und Redensarten in Vergleichung mit den ihnen in einer oder mehrern fremden Sprachen entsprechenden Wörtern und Redensarten in Haupt- und Nebenbegriffen und in Absicht auf die verschiedenen Arten des Styls gleich oder ungleich edel wären. Fast gleichviel bedeutende Wörter und Redensarten werden oft höchst verschieden in verschiedenen Sprachen gebraucht. Im Lateinischen leidet oft der feine Geschmack, die anständige und edle Sprache und selbst die Dichtkunst einen Ausdruck, davon der ihm entsprechende deutsche kaum im Niedrigkomischen und gemeinen Leben zu gebrauchen wäre. Was die Vollständigkeit eines Wörterbuchs betrift: so kann diese nur erst nach wiederholten Auflagen erfolgen. Diese Vollständigkeit wird aber keiner demselben in seiner Sprache geben. Ausländer, welche die Sprache mit Eifer lernen, können dies nur thun. Diese suchen, so wie sie fortlernen, die Wörter im Wörterbuche; und kommen so natürlich auf die

Lü-

Lücken. Der Einheimische weis die Bedeutungen der Wörter aus dem Gebrauch im Reden und wird also nicht bemerken, was noch fehlet. Wer die klaßischen Schriftsteller der Engländer und Franzosen liest, und so vermittelst der Wörterbücher in der Sprache fortlernt, der wird im Johnson selbst und dem Dictionaire de Trevoux noch viele Lücken finden.

D.

Corani caput primum et secundi versus priores cum animadversionibus historicis et philologicis nec non notarum coranicarum ad Vetus Testamentum specimine edidit *M. Iustus Friedericus Froriep.* Lipsiae, impensis Hilscheri, MDCCLXVIII. 8. pl. 5.

Der V. will den Koran nach und nach in einzeln Theilen, zum Gebrauch akademischer Vorlesungen, herausgeben, und liefert von der Art des Drucks, der Uebersetzung und der beyzufügenden Anmerkungen diese Probe, welche den Anfang bis zum 80 Verse des zweyten Kapitels enthält. In der diesesmal vorausgeschickten Vorrede, kündigt er diese seine Absicht an, und giebt zugleich von den vornehmsten Ausgaben einzelner Theile des Korans Nachricht; der Druck des Texts ist correct und wie des Ganzen sauber; auf denselben folgt die Uebersetzung, welche weder zu wörtlich noch zu frey ist; dann die Anmerkungen, in welchen der Sinn weiter aufgeklärt, oder die Uebersetzungen anderer geprüft werden; endlich machen die Erläuterungen einiger Stellen des A. T. aus den vorhergehenden Theilen des Korans den Beschluß; unter diesen haben wir eine einzige gefunden, die uns neu, und der Prüfung werth schien; daß wir nemlich Psalm 24, 11. das Wort כתיריום nach dem Gebrauch des arabischen Worts übersetzen müssen *abnegantes Deum; infideles*, und wiederholt wird die Geyersche sehr richtige Bemerkung, daß man nicht צַלְמוּת sondern צַלְמוּת aussprechen müssen, in der Bedeutung Krebrae und nach der Form מַלְכוּת. Wir wünschten also, daß der Hr. V. bey der Fortsetzung das Publikum nur mit dergleichen Anmerkungen beschenkte, und selbst dabey einen blossen Errinnerer abgäbe; wir wollen sagen, sich so viel möglich kurz zu fassen suchte. Es ist vieles im mündlichen Vortrag für Anfänger nöthig, was der gelehrte Leser weder

dänische Geschichte beschrieben. Der 32ste Band ist bereits 1768. erschienen, und der 33te Band wird im Anfange des Jahres 1770. erwartet, wenn dieser heraus ist, so werden wir beyde Theile zusammen anzeigen. Im 34ten Theile wird Hr. Prof. Toze in Büzow die Niederländische Geschichte beschreiben.

Wir wünschten, daß der Verleger die Arbeiten dieser Gelehrten, die eigentlich mit der englischen allgemeinen Welthistorie nichts gemein haben, auch unter besondern Titeln ausgeben möchte, dies würde vielen Lesern sehr angenehm seyn, die nicht darauf sehen, ob sie viele schön eingebundene Bände in ihrer Bibliothek haben, sondern zufrieden sind, nur das zu besitzen, was ihnen wirklich brauchbar ist.

Grh.

Des Hrn. Pet. Kalms, Prof. der Haushaltungsk. in Abo, und Mitgl. der Königl. Schwed. Akad. der Wiss. Beschreibung der Reise, die er nach dem nördl. Amerika auf Befehl gedachter Akademie und öffentl. Kosten unternommen hat, 3ter Theil eine Uebersetzung. Oder: der Göttingischen Sammlung neuer und merkwürdigen Reisen zu Wasser und zu Land, XIter Theil, Göttingen, bey Vandenhoeks Wittwe 1764. 1 Alph. 18 Bog. in 8. nebst 1 Kupfert.

Dieser eilfte Theil besteht ganz aus dem 3ten Theil der Kalmischen Reise nach Nordamerika, der das Reisediarium vom Jahr 1749. enthält, und nun freylich auch wohl auszugsweise in eine andre Sammlung von Reisen hätte können eingerückt werden, wie es in der berlinischen geschieht, dennoch aber merkwürdig und angenehm genug ist, auch ganz gelesen zu werden. Daß muß bereits aus den vorhergehenden Theilen bekannt seyn, daß Hr. Kalm in ökonomischen Absichten gereist war, und daß man daher in seinem Tagbuch, nicht sowol politische, historische und geographische Nachrichten, wovon es zwar auch nicht völlig leer ist, sondern hauptsächl. Bemerkungen und Nachrichten aus der natürl. Geschichte erwarten muß, worinn man auch seine Neugierde hinreichend befriedigt sehen wird. Zum Schluß sind noch meteorologische Beobachtungen auf dieses Jahr der Reise angehängt.

Joh.

Joh. Mich. Franz, Kön. Grossbrit. Raths und Prof. P. zu Göttingen, allgemeine Abbildung des Erdbodens, in 20 Landchärtlein für die Anfänger in der Geographie, nebst einer vorangesetzten kurzen Abhandlung über die angefügten Landkärtlein. Nürnberg, in der Homannischen Officin, 1764. 6 B. nebst 20 Landkärtchen, beydes in gr. 4.

Der seel. R. Franz hat sich um die Homannische Officin dermaßen verdient gemacht, daß diese sich billig hätte schämen sollen, seine Asche durch ein Werk zu beschimpfen, das sie nach seinem Todt unter seinem angegebenen Namen herausgiebt. Weiter nichts, als die 20 Kärtchen rühren von dem seel. Mann her, die 1758. unter seiner Besorgung herausgekommen sind. Zu dem Gebrauch, heißt es in dem Vorbericht, verlangte man eine kurze Abhandlung, und weil Franz selbst inzwischen starb, so habe diese Arbeit ein Freund und Mitarbeiter des seel. Mannes übernommen. Allein der kann zum höchsten nur ein Officiante der Homannischen Landkarten Fabrick seyn, so schlecht und elend ist sie gerathen. Wir wollen ohne alle Wahl nur sogleich den Anfang hersetzen. I. Cap. von der Weltordnung „§. 1. daß das von Gott erschaffene „Firmament, und die darinn gesetzten Cörper und Lichter, „von den *astronomis* Planeten genannt, nach der richtigsten „Art ihre Ordnung und Laufcirkel haben, das ist der Allmacht „und Allwissenheit des Schöpfers Himmels und der Erden zu „danken, so fort eine auf der Welt bekannte Sache. §. 2. „Daß aber die Menschen auf der Erde sich durch die von Gott „ihnen verliehene Gemüthskräften und innerlichen Sinnen, „besonders die astronomi, welche es heutiges Tages weiter „als die Alten, in der Wissenschaft getrieben, getrachtet, und „noch trachten, die wahre Bestimmung der Laufcirkel der Planeten zu erforschen, das giebt die tägliche Erfahrung. §. 3. „Gleichwie aber des Menschen Wissen nur Stückwerk ist, besonders wenn es die Höhe hinauf gehet, wohin man nicht, „wie auf der Erde, reisen kann; also ist es kein Wunder, wenn „die Menschen in Bestimmung der Planeten und ihrer Laufcirkel im Firmament gegen einander in contradictorio stehen,„ welch ein Styl! welche unbestimmte Begriffe! Zum ärgern ist es, wenn man in folg. 2 Cap. sieht, wie er die verschiednen Zirkel des Globi definirt: der geringste Lehrling in der Homannischen Officin könnte sich nicht ungeschickter ausdrü

drücken, wenn er zum erstenmal einen Globum sähe, und nun eine Probe machen sollte, das was er an demselben gesehen, zu beschreiben. Wir können uns hierbey nicht entbrechen, eine Anmerkung zu machen, die alle unsre geographische Schriftsteller merken können. Wie diese Herren, einen Büsching ausgenommen, den historischen Theil ihrer Arbeit von ihren Vorgängern abzuschreiben pflegen, so machen sie es auch mit dem mathematischen. Sie reden noch von den drey Weltsystemen, als drey Problemen, worunter die Jugend wählen könnte, weil sie es einmal in den ältern Geographien so vor sich finden. Das konnte aber wohl vor einem halben Jahrhundert geschehen: jetzo aber, da kein Mensch von gesunden Verstand, noch an der Wahrheit des Copernicanischen Systems zweifelt, sollte man dieses einzige wahre System in den Lehrbüchern für die Jugend beweisen und begreiflich machen, und etwan historisch anhängen, daß man sich ehmals andere Begriffe von der Ordnung der Weltkörper gemacht habe. Jener alte Schlendrian ist eben so abgeschmackt, als wenn man jetzo auch noch von drey gleich ungewissen Systemen einer Cosmogonie reden, und sie der Wahl der Leser überlassen wollte, nemlich, einer ewigen, einer geschaffenen, und einer aus dem ohngefähren Zusammenstoß der Monaden entstandenen Welt. Daher kömmt es eben, daß die meisten, selbst unter den sogenannten Gelehrten, noch von Schulen her, in diesem Stück, das doch warlich nicht der geringste Gegenstand unserer Erkenntniß seyn sollte, entweder völlig unwissend oder zweifelhaft bleiben, und wohl gar nachher diejenigen verketzern, die davon eine subjective Gewißheit besitzen und auch bey der Jugend zu erwecken suchen.

Ch.

Allgemeine Geschichte der Ost- und Westindischen Handlungsgesellschaften in Europa. Aus dem Englischen übersetzt. Unter der Aufsicht und mit einer Vorrede herausgegeben von J. S. Semler. Erster Theil. Halle, 1764. 300 S. in 4. Zweyter Theil, 1764. 706 S. mit Kupfern.

Nothwendig muß es den Liebhabern der Geschichte und der Handlungswissenschaft sehr angenehm seyn, daß man diese Geschichte, die in drey Bänden der neuern Welthistorie zertheilet angetroffen wird, besonders in diesen beyden Bänden herausgegeben hat. Der erste enthält Geschichte des Han-

Handels der vornehmsten Staaten nach Ostindien; Geschichte der Entdeckungen, Eroberungen und Einrichtungen der Portugiesen daselbst; ingleichen der Spanier bis auf gegenwärtige Zeit; Geschichte der engländischen ostindischen Handlungsgesellschaft. Im zweyten finden wir Geschichte der holländischostindischen; der dänischostindischen, der französischostindischen Handlungsgesellschaften; Geschichte der ostendischen und der schwedischostindischen Handlung und am Ende eine Nachricht von den südlichen Ländern überhaupt und von den verschiedenen Umschiffungen der Erde.

Herr Semler macht in der Vorrede zu einem dritten Theile Hofnung, der nicht nur Ergänzungen der obigen Abschnitte enthalten; sondern auch insonderheit die ehemals vorgewesene, obgleich damals nicht zu Stande gekommene deutsche ostindische Handlungsgesellschaft umständlich und glaubwürdig abhandeln soll. Möchte doch Hr. Semler die hier versprochene Beurtheilung der Reisebeschreibungen bald und recht vollständig liefern!

Hl.

Neue politische Kleinigkeiten. Franckfurt am Mayn, bey Franz Varrentrapp. MDCCLXVII.

Man muß sich an die Schrift vom deutschen Nationalgeiste zurück erinnern, wogegen diese Kleinigkeiten größtentheils gerichtet sind. Sie enthalten I. *Deutsche Gedancken* II. Einige Anmerkungen über die Blätter eines Ungenannten vom deutschen Nationalgeiste. III. *Anfang zu einer Philosophie der Cameralwissenschaft.* IV. *vermischte Anmerkungen.* Die deutschen Gedanken enthalten insonderheit vortrefliche Gedanken über die bürgerliche Freyheit, welche verdienen nachgelesen und erwogen zu werden. Das dritte Stück ist eine sehr feine Abbildung der Denkungsart eines wahren Cameralisten, der es im großen ist. Der schlechte Cameralist kann höchstens im Detail geschickt seyn. Allein auf einen solchen wendet der V. mit Recht an, was Folard von einem General sagt: „Divers Generaux sont „capables de faire le Detail d'une Armée ou d'un Siege „et on les regarde comme fort habiles. Ils entendent le „detail et à la tête d'une Armée, ce n'est rien. Cette „sorte de connoissance n'est jamais entrée dans l'Eloge „d'un grand Capitaine et elle n'a jamais fait l'essentiel du „General.„ Die Anmerkungen über die Schrift vom deutschen Nationalgeist sind voll richtiger Erörterungen manche

wichtigen Sache, worüber seit einiger Zeit unter einigen deutschen Publicisten gestritten worden. Das Buch vom Nationalgeist ist nemlich, wie bekannt, mit vielen dreisten und unbestimmten Behauptungen, in insonderheit verschiedenen sehr comischen Wehklagen angefüllt, deren Innhalt man erwarten konnte, wenn man die übrigen hieher gehörigen Schriften des ungenannten Verf. kennt. Die Schwäche und Unrichtigkeit dieser Sätze sind in diesen Anmerkungen mit vieler gründlichen Philosophie und tiefen Einsicht in die ersten Grundsätze des deutschen sowol, als des allgemeinen Staatsrechts, in ungemeines Licht gesetzt. Allein sie sind unbeantwortet geblieben. Die Erzählung der verschiedenen von beyden Seiten ans Licht gestellten Replicken, Duplicken und Exceptionen, mit allen begleitenden Begebenheiten macht eine kleine Geschichte aus. Kaum waren die Anmerkungen über den Nationalgeist bey Varrentrapp erschienen, als ein neuer Abdruck davon mit Gegenanmerkungen bey der Wittwe Garbe oder Joh. Wilh. Gebhard zum Vorschein kam. Der Buchhändler Varrentrapp glaubte sich dadurch beleidigt, daß man seinen Verlag nachgedruckt hatte, und machte die Sache bey dem Magistrat in Frankfurt am Mayn klagbar. Der Magistrat ließ dem Gebhard die Exemplare confisciren. Hierauf meldete sich der Hr. von Moser als Verf. der Gegenanmerkungen, und verlangte, daß die confiscirten Exemplare ihm ausgeliefert würden, mit dem Versprechen, daß dieselben in keinem Buchladen erscheinen sollten, worinn ihm auch gewillfahrt wurde. Bald darauf erschien die Duplick des V. der Anmerkungen, allein auch hiebey blieb es nicht. Der Herr von Moser vertheydigte sich noch einmal in den

Gedanken über das neu erfundene vernünftige Staatsrecht des deutschen Reichs, mit dem Motto

Instr. Pac. Osnab. art. 8. §. 2.

Fiantque salvo per omnia *iuramento*, quo *quisque* (*status*)

Imperatori et Imperio obstrictus est.

Um den Titel zu verstehen, muß man wissen, daß der Ungenannte in seinen Anmerkungen sonderlich die Blöße gewisser Aktensammler aufgedeckt hatte, die das deutsche Staatsrecht durch Herausgebung unförmlicher Registraturen verwirrt. Er hätte gezeigt, daß mit solcher absichtslosen Aufhäufung von Akten unwichtiger Verhandlungen, zwischen einzelnen Partheyen, die auf die Rechte und Obliegenheiten des Ganzen gar

kein

kein Licht werfen, von einzelnen Entscheidungen, die durch andre längst wieder abgeschaft worden, von gar keinen Nutzen seyn, sobald es auf das allgemeine deutsche Staatsrecht ankomme, daß man hier alles aus den Reichsgesetzen mit Hülfe seiner Vernunft herleiten müsse. Eine solche Behauptung bringt den Verf. dieser Schrift in Harnisch; um sie zu widerlegen, wirft er diese drey Fragen auf und beantwortet sie 1) „Ob in den ältern Zeiten die Vernunft der nächste und „hauptsächliche Grund der deutschen Staatsverfassung gewe„sen sey?„ Antwort: Nein. 2) „Ob sie es wenigstens „jetzt noch sey?„ Nein. 3) „Ob die dermalige allgemein „Lehrart des deutschen Staatsrechts eine Pedanterey seye „und Verwirrung anrichte?„ Nein. Der Ungenannte untersucht diese Fragen auch in dem

Supplement des Versuchs einer pragmatischen Geschichte den deutschen Nationalgeist betreffend, oder gerettete Vernunft gegen die Einwürfe der neuesten Nationalpubliciſten. Frankfurt am Mayn, bey Franz Varrentrapp. MDCCLXVII. mit dem sehr glücklich gewählten Motto:

> Annis mille jam practis;
> Vivimus non solum factis,
> Leges dabat *Ratio*:
> Publicista, si coecutit,
> *Ratione* clare vidit
> *Germandrum Natio*.
>
> ad Hincm. ep. 3. c. 29.

Es ist augenscheinlich, daß das Ueberlegen, wovon in der Geschichte der Reichsdeliberationen beständig geredet wird, nichts anders als der Gebrauch der Vernunft sey, und daß man auch jetzo keine andre Männer zu solchen Berathschlagungen brauchen werde, als die Vernunft genug haben, den Geist der Gesetze zu beurtheilen, und bey streitigen Herkommen mit Ueberlegung zu entscheidigen. Die seichten und schielenden Deklamationen, worinn sich der Gegner hüllt, werden durch den Scharfsinn des Ungenannten siegreich in ihrer Blöße gezeigt. Nur muß man bedauren, daß, je weiter der Streit fortgehet, desto häufiger und bitterer die Anzüglichkeiten werden.

Freye Gedanken über einige der neuesten Staatsstreitigkeiten. Geschrieben im H. R. Reich deutscher Nation. 1767. 8.

Ist vornemlich gegen das Noch etwas zum deutschen Nationalgeiste gerichtet. Der Verf. dieser freyen Gedanken, welcher von dem Verf. des Nationalgeistes verschieden ist, hält diesen Ungenannten für einen würdigen Gegner des H. von Mosers. Und das ist er freylich. Aber dieser würdige Gegner, wie ist der widerlegt? vollkommen in der Manier des H. v. M. das ist, die Antwort paßt selten auf die Frage, ist oft so allgemein; daß sie eigentlich nichts sagt, am meisten aber nichts anders, als eine Menge gehäßiger Schlüße, die aus den Sätzen des Gegners gar nicht folgen. Z. E. S. 49. sagt das Noch etwas. Kan „man sich Gesätze denken, unter welchen der Privatmann „für allen Gewaltthätigkeiten, auch so gar seines allgewal„tigen Oberherrn sicher seyn würde: so werden die Gesetz„gebenden Mächte in Deutschland nie einige Lust dazu be„zeigen. Denn wie würde es alsdenn beym kleinsten Miß„brauche der ausübenden Gewalt des Kaysers um die Frey„heit stehen? u. s. w. der Widerleger weis nicht, ob dies Ernst oder Scherz seyn solle. Warum denn nicht Ernst? Ist denn der Fall, der hier gesetzt wird, schlechterdings unmöglich. Vorausgesetzt aber, es sey Ernst, so zieht der Widerleger folgende schöne Schlußsätze daraus: Es ist also „recht: daß sich die deutschen Reichsstände von dem Bande „der Gesetze losmachen, u. s. w. Hiebey spricht der Verf. immerfort mit aller Zuversichtlichkeit von den Ständen des Reichs, als Unterthanen des Kaysers, S. 63. 67. 68. wenn man darüber nie in der Welt Schwierigkeit gemacht, als wenn nie von einem Unterschiede zwischen den Ständen, noch von einer bloßen Föderalverbindlichkeit, die man auf keine Weise Gehorsam nennen kann, die Rede gewesen wäre.

Patriotische Briefe. Durum iter ad Leges Patriaeque ruentis amorem. Lucanus 1767. 8.

Dieses sehr weinerliche Motto zu erklären, müssen wir eine Stelle aus der Vorrede anführen, die also lautet: „Der „Phrophetenlohn zu allen Zeiten und allen Ständen war: „Sie haben eure Väter gesteinigt, also auch euch. Ich müßte „die große Belohnung, welche der Dienst der Wahrheit in „sich selbst hat, wenig zu schätzen und die Liebe und Vertrauen „eines namhaften Theils meiner Compatrioten schlecht zu ver„danken wissen, wenn ich mir solches fremde seyn lassen woll-

„ſte.„— Es iſt einem geſetzten Manne anſtändig, ſich über Widerwärtigkeiten zu beklagen, die ihn um der erkannten und vertheydigten Wahrheit willen treffen, aber wenn ſeine vorgegebene uneigennützige Freymüthigkeit ihn ſo gar zu einem gewünſchten Ziele führet, ſo iſt es mehr als unanſtändig. Der Hr. von Moſer muß auf ſeinen Nationalgeiſt Hofnungen von der äuſſerſten Wichtigkeit gegründet haben, daß er in der Erklärung, Erweiterung und Vertheydigung deſſelben gar nicht ermüdet. Auch dieſe patriotiſche Briefe ſollen ſeine ſchwankenden Behauptungen noch einmal eben ſo ſchwankend, aber nur wortreicher an das Herz ſeiner Leſer legen. Er hat nach den vielen von uns angeführten Streitſchriften, die darüber gewechſelt worden, die immer von ihm unbeſtimmt gebrauchten Wörter von Nationalgeiſt, Freyheit ꝛc. noch immer nicht beſtimmen wollen oder können. So viel man errathen kann, verſteht er unter Nationalgeiſt etwas, das eigentlich Geiſt der Reichsverfaſſung heißen ſollte. Und dieſer Geiſt, dieſer allgemeine Zweck, der in der ganzen deutſchen Reichsverfaſſung ſichtbar iſt, ſoll die Freyheit ſeyn S. 33. Allein welche Freyheit, es giebt eine polniſche und eine engliſche Freyheit? Iſt die Freyheit der mittelbaren oder blos der unmittelbaren Bürger des Reichs zu verſtehen? Und unter dieſen unmittelbaren iſt die Freyheit bey allen von gleichem Umfange? Nach dieſen genauen Unterſcheidungen muß die deutſche Freyheit eine andere Farbe bekommen. Nun kann man ſich aber leicht vorſtellen, was für ſcharfe und rührende Strafreden über eine ſolche Materie können gehalten werden, wenn ich einem mächtigen Churfürſten mit eben der Nutzanwendung ans Herz gehe, die allenfalls für einen Burgermeiſter in einer Reichsſtadt gehört. Wenn zumal dazu ganz irrige Sätze mit einer Zuverſichtlichkeit behauptet werden, als wenn man nie darüber nur gezweifelt hätte; als z. E. der; (S. 34.) „kein Reichsſtand „hat ſichs noch erinnächtigt, ſeinen Mitſtänden auf den Kopf „hinzuſagen; daß es auf ihre Unterjochung angeſehen, —— „ſelbſt in der Wuth der drey heftigſten Kriege, die ſeit 200 „Jahren Deutſchland betroffen haben, hat kein Theil ſelbſt die „Sprache geführt, noch weniger ähnliche Beſchuldigungen des „andern auf ſich kommen laſſen.„ Das letzte wird wohl niemand wollen, das erſte aber iſt höchſtens in Nordamerika zu ſchreiben erlaubt.

Buntſchäckiges Gemählde, verfertiget von einem deutſchen Bidermanne. 1766. 8. 2 Bogen.

Es

[illegible] ist sehr gut, ein Biedermann zu seyn, aber um ein gutes Buch zu schreiben, muß man auch über dem noch die Sache verstehen. Zwar scheint es der Verf. selbst nicht zu behaupten, daß seine Brochüre eine gute Schrift sey. Er nennt sie ein buntschäckiges Gemählde, und um das zu machen, braucht man nur einen Pinsel halten und in den Farbentopf tunken zu können, man braucht im geringsten nicht ein Mahler zu seyn. Es kann übrigens gar wohl seyn, daß der Verf. einige von den angeführten Mißbräuchen an kleinen Höfen in seiner Nachbarschaft mag bemerkt haben, worüber man auch allenfalls bey Gelegenheit in der Unordnung und mit dem plauterhaften Eifer des Verf. unter guten Freunden schwatzen kann. Aber es drucken zu lassen! Und dann, wenn gar hie und da Absichten durchscheinen, die auch des Biedermanns Verdienst so ziemlich zweifelhaft machen, denn kann eine solche Schrift nur in einem gewißen Zirkel Glück erwarten.

Kurze Abfertigung einer beygefügten giftigen Schrift, betittelt: Briefe die Reliquien und deren Verf. betreffend. 1769. 1 Bogen 8.

Der Verf. dieser eben nicht feinen Satyre begegnet dem Herrn v. Moser mit den bittersten Anzüglichkeiten, indem er sich das Ansehen giebt, die Vorwürfe, die demselben in den angeführten Briefen gemacht werden, zu widerlegen. Wir haben in unserer Bibliothek dieser Briefe auch gedacht, ohne über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit ihres Inhalts zu urtheilen. Indeß liegen sie einmal der Welt vor Augen, und wir haben den Verf. derselben wegen der vorgebrachten Beschuldigungen nicht Lügen strafen können, so lange es dem Angegriffenen nicht gefallen hat, es zu thun, da ihm doch am meisten daran gelegen seyn muß, die Welt darüber eines bessern zu belehren. Die S. 9. dieser kurzen Abf. angeführte Rechtfertigung der Wankelmüthigkeit des H. v. Moser hat seine Richtigkeit. Er pflegt nemlich bey solchen Gelegenheiten, insonderheit bey Gelegenheit der Veränderung seiner Sprache in Absicht auf den König von Preußen, für sich anzuführen. „ Es war mir damalen so, und da mir mein Herz befahl, anders zu reden, so that ich es. „ Dieses kann man ihm auch gern glauben, wofern er nur wiederum nicht übel nehmen will,

daß

daß andere, denen noch so ist, wie ihm ehemahls gewesen, so reden, wie ihnen noch ihr Herz befiehlt:

U.

Kurzer Entwurf der Staatsverfassung aller europäischen Reiche, zum Gebrauch der Jugend auf Schulen, von L. A. Baumann. Brandenburg, 1766. 8.

Immer etwas neues, und selten etwas gutes, dürfte wohl mancher finstre Pedant bey Erblickung dieser Schrift ausrufen und wir können ihm nicht ganz absprechen. Eine Statistick für Schulen, wozu soll diese nützlich seyn? Um die Jugend in Zeiten mit der grossen Welt bekannt zu machen. — Wenn sie nur nicht etwan, bey dieser Bekanntschaft mit der grossen Welt, mit der alten Geschichte und Erdbeschreibung unbekannt bleibet. Diese soll eigentlich auf Schulen getrieben werden, da sie zu dem Verstande der claßischen Schriftsteller, wornach doch schlechterdings der Geschmack gebildet werden muß, ganz unentbehrlich ist. Gemeiniglich aber vernachläßiget man sie und beschäftiget die Jugend mit Dingen, die ihre Fähigkeiten und Jahre übersteigen und gar ofte dem Lehrer selbst nicht bekannt genung sind. Es ist dieses gerade der Fall mit der Statistick. Was verstehet ein junger Mensch auf Schulen (wir nehmen das Beyspiel, wie es uns in die Hände fällt) von den vicariis generalibus der Bischöffe in temporalibus et spiritualibus? Eben deswegen, wird Hr. B. sagen, soll er die Statistick treiben, damit er es lernt. Sehr wohl; aber sollte sein Führer wohl selbst die nöthigen Kenntnisse haben? Der Leser mag urtheilen. Die Landgrafen von Hessen, heißt es S. 200. stammen von den Nachkömmlingen des fränkischen Königs Pharamund her — Warum nicht lieber vom gehörnten Siegfried? Es klänge noch besser. Wenn werden doch unsre Schriftsteller einmal den lieben König Pharamund vergessen können? Jedoch auf der einzigen S. 49. finden wir vier neue Entdeckungen auf einmal: Mit Heinrich II. starben 1024. die sächsischen Kayser aus — Heinrich III. verschafte den Kaysern das Recht, den Pabst zu bestätigen — Unter Heinrichen IV. wurde Deutschland aus einem Erbreiche ein Wahlreich — Friedrich I. ein Sohn Konrads von Hohenstaufen — In der That, dachte denn Hr. B. gar nicht an das bekannte ne sutor —

Her-

Abbildungen und Lebensbeschreibungen berühmter Gelehrten, von Johann Matthias Schröckh, ordentlichen Lehrer der Dichtkunst auf der Universität Wittenberg. Des dritten Bandes erste Sammlung, nebst 2 Kupfern, dem 45sten und 46sten.

Des dritten Bandes zweyte Sammlung, nebst 3 Kupfern, dem 47. 48. und 49sten. Leipzig bey Hilschern, 1769. in 8.

Die erste Sammlung enthält die Lebensbeschreibungen des E. S. Cyprians des Martin Bucers, und des Joh. Albr. Bengels; die zweyte die Lebensbeschreibungen der A. M. von Schurmann, und Matthias Hoe von Hoenegg, welche alle mit vieler Genauigkeit und in einem fruchtbaren und interessanten Vortrage abgefaßt sind, die man unter uns in dieser Art von Schriften nicht ist gewohnt gewesen. An den ungemein richtigen und scharfsinnigen Bemerkungen, es sey über Personen, Schriften, oder Streitigkeiten, fehlt nichts als eine gewisse Kürze, die der historischen Schreibart, Würde und Ansehn giebt; und sie über den gemeinen Ton des vertraulichen Gesprächs erhebt. Zum Beweise mag der Eingang zu Hoeneggs Leben, und der Uebergang zu der Beurtheilung der Vereinigungsbemühungen beyder protestantischen Kirchen dienen. S. 24. der 1. Samml. Bey einem guten Schriftsteller, urtheilt man mit einer Strenge über Flecken, die uns in einem schlechten nicht beleidigen.

U.

Schwedische Biographie, enthaltend eine Sammlung von Lebensbeschreibungen berühmter Kriegs- und Staatsmänner, herausgegeben von August Ludwig Schlözer, der Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg, Stockholm und Göttingen Mitglied. Zweyter Theil, Leipzig, bey Iversen, 1768. 1 Alph. 16 Bog. gr. 8.

Die schwedische Nation hat in verschiedenen Perioden eine zu merkwürdige Rolle auf dem Schauplatze der öffentlichen Begebenheiten gespielt, als daß die Lebensbeschreibungen ihrer Staatsmänner und Generale dem Publi-

blikum gleichgültig seyn konnten. Und von dieser Seite, so wie auch durch die Authenticität der Nachrichten empfiehlt sich die Sammlung des Verfassers. Wir sind ihm größtentheils nur die Bekanntmachung schuldig, und daher sind es auch mehr Materialien zu einer Biographie, als selbst eine. Hätte der V. diese insgesamt bearbeiten wollen, so würden auch freylich manche Kleinigkeiten weggeblieben seyn, welche deswegen, weil die meisten Lebensbeschreibungen von diesen Herren selbst, in einem Tagebuche aufgesetzt worden, mit aufgezeichnet sind. (Man sehe besonders das Leben des Baron Rosenhane.) Zwar ist das erstere gewissermassen in dem Leben des tapfern Grafen von Ascheberg, der unter Carl X. und Carl XI. einer der größten Generale gewesen, und in dem Leben des Baron Cronström geschehen, wo der Verfasser in seinem eignen Namen redet; allein auch hier hat er sich eine große Weitläuftigkeit, und Ausschweifungen erlaubt, die nicht zur Geschichte seiner Helden gehörten. Wir wollen aber dies Werk, als eine Sammlung von Nachrichten ansehen, die den Liebhabern der Geschichte sehr angenehm seyn muß, in einer Schreibart, welche überhaupt genommen, zu diesem Zwecke nicht tadelnswerth ist. Man wird darinn vieles antreffen, was zur Historie der damaligen Zeiten genauere Kenntnisse giebt, und mit Personen bekannter werden, die in derselben zum Theil kein geringes Aufsehen gemacht haben. Ausser den bereits erwähnten Leben, sind noch folgende in diesem zweyten Bande befindlich: Leben des Baron Otter, des Grafen Peter Brahe (welchem eine kurze Nachricht von dem auf dem Reichstage 1756. enthaupteten Brahe beygefügt ist) des Magnus Lagerströms, des Barons Stake, des Matthias Palbitzky, endlich des Grafen Ehrenpreus, welcher mit Carl dem XII. in Bender gewesen. — Wir überlassen zwar den Lesern selbst das Merkwürdige aufzusuchen, doch mögen hier zur Probe einige Anekdoten stehen, die wir uns während des Lesens bemerkt haben. — Der Verf. hat einen Brief des Baron Cronström mitgetheilt über Voltairens Geschichte Carls XII. In diesem wird folgendes von dem Geitze Peters I. erzählt (S. 352.): Während seines Aufenthalts in Paris, überreichte ihm ein Officier im Invalidenhause einen schönen Riß von diesem prächtigen Gebäude und von dessen Kirche. Weil der Officier, verschiedene Monate hinter einander, mit großem

 Fleiße

Fleiße an diesem Riß gearbeitet hatte, versprach er sich eine gute Belohnung. Der Czaar nahm ihn an, lobte ihn sehr, und bezahlte den Verfasser mit einem kaltsinnigen je vous remercie— Von dem Tode Gustav Adolphs wird S. 401. in der Note eine umständlichere Nachricht gegeben. Auch ist die Verwirrung des schwedischen Kalenders, im Anfange dieses Jahrhunderts, sonderbar und beynah poßierlich, deren S. 385. gleichfals in der Note gedacht wird.

Wir wünschten, daß der Hr. Pr. Schlözer, der so große Talente, zur Geschichte hat, die schwedische Geschichte selbst bearbeiten möchte, da aber dieses wegen seiner weitläuftigen Arbeiten in der rußischen Geschichte vor der Hand nicht thunlich ist, so muß man ihm verbunden seyn, daß er uns Nachrichten mittheilet, die mit Einsicht gewählet sind, und alle Zeichen der Glaubwürdigkeit haben.

P.

Neues genealogisches Reichs- und Staatshandbuch auf das Jahr 1768. Erster Theil. Frankfurt, bey Franz Varrentrapp, 26½ Bogen in 8. Neues Adreshandbuch der Staaten von Europa, wie auch der Churfürsten und Fürsten des R. deutschen Reichs, nebst der neuesten Genealogie der mittelbaren Reichs- und auch ausländischen Fürsten und Grafen. Des neuen General-Reichs- und Staatshandbuchs. Zweyter Band. Ebendas. 15 Bogen in 8.

Dieses mühsam zusammengetragene Buch hat seinen ungezweifelten Nutzen, und ist das beste in seiner Art. Da es alle Jahre neu herauskommt, so zeigen wir es hier ein vor allemal an.

S.

Altes und neues Cüstrin, oder Beyträge zu einer historischen Nachricht von den Schicksalen der Hauptstadt und Festung Cüstrin in der Neumark. Aus bewährten Schriftstellern zusammen gelesen und zum Andenken der Wiedererbauung derselben

her-

herausgegeben von S. J. Ehrhardt von Gemünda an der Kreck, Ev. L. Pfarrer und der Herz. latein. Gesellschaft in Jena Ehrenmitglied. Glogau, bey C. F. Günther, 26 Bogen in 4.

Dies Werkchen ist vollkommen in dem elenden Geschmack geschrieben, in dem so viel Chronicken grosser und kleiner Städte in Deutschland beschrieben worden, da wird erst der Name der Stadt Cüstrin, aus der deutschen, lateinischen und wendischen, Etymologie erkläret, denn tummelt sich der Verf. eine Weile mit den Sveven und Semnonen herum, als Völkern, welche von Alters in der Gegend gewohnt haben, wo itzt Cüstrin stehet. Nun kommt die Erbauung der Stadt, von welcher der V. nach vielen angebrachten sehr gelehrten Citationen; freylich gesteht, daß er nicht wisse, wenn und von wem sie geschehen. Alsdenn kommt die Geschichte der Stadt, wobey es sich denn versteht, daß die ganze Brandenburgische Landesgeschichte kürzlich repetiret, die Namen aller Regenten und ihre Geburten, Regierungsantritt und Tod erzählet werden muß, und keine Mordgeschichte Feuers- und Wassersnoth vergessen wird. Nun kommt der Verf. auf den Religionszustand, welcher Abschnitt mehr als die Hälfte des Buchs einnimmt, da kommen denn erst alle Götzen vor, die die Svevischen Heyden angebetet haben, ehe Cüstrin erbauet worden, das Pabstthum wird denn kurz abgefertiget, die Reformationsgeschichte aber ist desto ausführlicher erzählet, und von der Formula Concordiae und dem Interim solche Nachrichten gegeben, die wirklich denjenigen, die von diesen Sachen noch gar nichts gelesen oder gehöret haben, neu seyn könnte. Nun werden, wie es sich gehöret, aller Generalsuperintendenten, Superintendenten, Archidiaconen, Diaconen, Rektoren und Conrektoren Leben sehr ausführlich beschrieben, ihre lieben Weiber und lieben Kinderlein, desgleichen die Titel aller ihrer Schriften angeführet, und alle Erzählungen aus Leichenpredigten, Antritsreden, dem Universallexicon, dem historischen Lexicon und den Unschuldigen Nachrichten, so deutlich bestätigt, daß der sehr ungläubig seyn muß, der noch zweifeln kann. Wenn der Verf. die Namen und Leben der untern Schulcollegen, der Küster und Glockentreter gewußt hat, so wollen wirs ihm zum Verdienste anrechnen, daß

 es

er sie nicht auch hergesetzt hat; denn wahrhaftig, wer hätte es ihm wehren können, wenn ers hätte thun wollen.

Wir wünschen nur, daß diese abgeschmackte Art, die unbeträchtlichsten Dinge zu compiliren, die so sehr bekannt oder so sehr unbeträchtlich sind, endlich einmal abkommen möge. In Gemünda an der Kreck, der Geburtsstadt des Verf., mag sie unsertwegen bleiben, aber in dem übrigen Deutschlande verbitten wir sie. Wir fügen gleich hinzu

Zuverläßige Nachrichten das Kirchen- und Schulwesen zu Guben betreffend, gesammlet und dem Druck überlassen v. C. F. Poppo, Diac. bey der Stadtkirche, und der Jenaischen deutschen Gesellschaft ausserordentlichen Mitgliede. Guben, bey J. M. Kühn. 190 Seiten in 8.

Das ausserordentliche Mitglied, ist nicht ein Haar besser als das Ehrenmitglied, nur im Vortrage noch etwas verwirrter. Doch muß man es zur Ehre der Beurtheilungskrafft des Hrn. Poppo anführen, daß er S. 46. bey der greulichen Erzählung, daß als 1519. annoch nach papistischer Blindheit, die Paßion auf dem Markte bey den Fischbänken gespielet worden, zu den neun vermummten Teufeln, sich der 10te, so der leibhaftige gewesen, eingefunden; daß sage ich Hr. Poppo wirklich zu vermuthen sich unterstehet, daß dieser 10te Teufel, nichts anders als ein vermummter loser Schelm gewesen, doch will er, wie billig ist, S. 44. in dieser wichtigen Sache nichts gewisses bestimmen. Auch findet man schöne Chronodistiche und Gedenkreime in dieser Schrift des Hn. Poppo, ein Vorzug, dessen sich das Werk des Hrn. Ehrhart nicht rühmen kann.

H*.

Historisch- diplomatische Geschichte von der Altstadt Colberg, darinn die Nachrichten, von der Burg, von dem hochwürdigen Domkapitel und Königl. Jungfrauenkloster ertheilet, und durch viele eingestreute Originalurkunden in ein Licht gesetzet werden, von Joh. Fr. Wachsen, Archidiac. rc. Halle bey

bey J. F. Gebauer 1767. 41 Bog. und 2 Kupferblätter in gr. 8.

Diese Nachrichten von der Stadt Colberg sind mit vielem Fleiße zusammengelesen, und mögen auch wohl ganz richtig seyn. Aber freylich sind sie zum Theil sehr unwichtig, die Namenregister von allen Decanis, Scholasticis und Cantoribus des Domkapitels, so viel Mühe sie dem Verf. mögen zusammen zu tragen gekostet haben, so wenig werden sie doch ausser Colberg irgend jemand interessiren. Unter den mitgetheilten Diplomaten sind viele, von denen man eben dieses Urtheil fällen muß. Es ist ganz gut alte Diplomen hervorzusuchen, wenn aber die Erzählung unwichtiger Begebenheiten, mit alten aber eben so unwichtigen Documenten bestärkt, eine historisch diplomatische Geschichte heissen muß, so wird die eigentliche Geschichte unter diesem Wuste endlich erliegen müssen.

Kr.*

Das sehenswürdige Prag, worinn alle sehens- merk- und wunderwürdige Begebenheiten, Denkmale und Antiquitäten, auch andere Hauptmerkwürdigkeiten rc. kürzlich vorgestellet werden von D. Carl Adolph Reden, Hochgräfl. Schönburg. Rath. Frf. und Leipz. 1766. bey J. P. Wolffs Erben, 37 B. in 8.

Ein altes abgeschmacktes Buch, das schon 1710. herausgekommen, und hier beynahe unverändert wieder gedruckt wird, mit der fabelhaften Chronick, und einer Menge unnöthigen Erzählungen, die den größten Theil des Buchs einnehmen, dahingegen das wirklich nützliche bey weiten den kleinsten Theil ausmacht.

Versuch in der Geschichte der Stadt Paris, aus dem Französischen des Hrn. Saintfoix übersetzt. Fünfter und letzter Theil, Koppenhagen bey Mumme 1765. 6½ Bogen in 8.

Da dies angenehme Werk bekannt genug ist, so zeigen wir diese Bogen, die den Beschluß desselben ausmachen, nur blos an. Die Uebersetzung ist sehr französisch

 deutsch.

deutsch. Z. B. Jedermann gieng zu Pferde anstatt ritt. Wenn die französische Sprache einen Begriff aus Mangel eines eignen Worts, in zweyen Worten ausdrücken muß, so muß man es deswegen in der deutschen Sprache nicht eben so machen.

Kr.

Accessiones ad Bibliothecam historicam Brandenburgicam, scriptores rerum brandenburgicarum maxime Marchicarum exhibentem, inque suas Classes distributam, edidit et Indice Auctorum et rerum instruxit *Georgius Godofr. Küsterus*, Gymn. Fried. Rector, et Academiae reg. Scient. Sodalis. Berolini sumtibus Auctoris. 1768. 604 S. in 8.

Herr Küster gab im Jahre 1743. zu Breßlau eine Bibliothecam Brandeburgicam heraus, wozu dies die Accessiones sind, das Buch ist für einen Liebhaber der Brandenburgischen Geschichte, zum Nachschlagen ganz nützlich, weil man eine Menge Büchertitel daraus kennen lernet, davon sonst wohl die meisten möchten unbekannt geblieben seyn. Nur wünschten wir freylich, daß Hr. K. historische Schriften, worinn wirklich wichtige Nachrichten zu finden sind, von solchen unterschieden hätte, die nicht werth sind, daß man sie nachschlage, weil man nichts in denselben finden wird. Manche Titel gehören gar nicht hieher. Sollte man wohl glauben, daß Hr. K. unter den Schriften, die von der Besitznehmung von Berlin durch die Rußische Armee in Jahr 1760. handeln, S. 244. Ramlers Ode auf ein Geschütz angeführet wird.

Historische Beschreibung und kurzgefaßte Nachricht von der R. K. und K. Residenzstadt Wien, und ihren Vorstädten von P. Matthias Fuhrmann, des heil. Pauli ersten Einsiedlers. Zweyten Theils 1ter Band 1766. Zweyten Theils 2ter Band 1767. Wien, bey Krauß. Zusammen 56 Bogen in 8. und 7 Bogen Kupfer.

Wir

Wir haben den 1ten Band dieses Werks in dieser Bibl. (IVten Bds. 1ten Stücke S. 298.) schon angezeigt. Das damals angeführte Versprechen des Verf. in dem zweyten Theile von den Kirchen, Collegien und Klöstern, desgleichen von den Reliquien und Leibern der Heiligen zu handeln, hat er wirklich in vollem Maaße erfüllet, und sehr viele Sachen beygebracht, bey denen ein vernünftiger Catholick sich nicht erbauen wird, und ein ketzerischer Protestant, ein wenig den Mund verziehen dürfte. Z. B. S. 288. „von rothen Tropfen, die sich miraculoser Weise „auf dem Rocke eines Kirchendiebes gezeiget.„ S. 450. „von den Gnadenreichen Bildniß Mariä mit geneigtem Haupte, auf Leinwand gemahlt, welches vom heil. „Dominicus in einem Schutthaufen gefunden worden, „und da er es abgewischet, das Haupt freundlichst geneiget hat,„ und was dergleichen Legenden mehr sind, die auf allen Blättern vorkommen. Die Verzeichnisse der Reliquien sind sehr genau, und man muß es dem frommen Verf. als ein besonderes Verdienst anrechnen, daß er uns die Documente, die über die Avthenticität einer jeden Reliquie insbesondere vermuthlich werden vorhanden seyn, nicht in extenso mitgetheilet hat. Einem denkenden Protestanten, müssen bey den Legenden von den Heiligen, von Reliquien, von miraculösen Bildern, und den Erzählungen von Entstehung der vielen Kirchen und Klöster, freylich verschiedene ernsthafte Gedanken einfallen. Wir hoffen übrigens, der ehrwürdige P. Fuhrmann werde bey der Erzählung von weltlichen Gebäuden, Gemählden, Bildsäulen, Bibliotheken, Fabricken, Manufackturen u. s. w. nicht weniger pünktlich seyn, als bey den Klöstern und Reliquien. Denn freylich auch in katholischen Ländern erkundigt man sich mehr nach jenen als nach diesen.

S.

Versuch einer genauen und umständlichen Beschreibung der Hochf. Heßis. Resid. Stadt Cassel, und der nahegelegenen Lustschlösser, Gärten und anderer sehenswürdigen Sachen. Cassel, bey Schmidt, 1767. 32 Bogen und 4 Kupfertafeln in gr. 8.

Diese Beschreibung verdienet vor vielen andern Beschreibungen deutscher Städte, einen grossen Vorzug. Sie zeigt alle Merkwürdigkeiten von Cassel, in einer anstän-

digen Schreibart, und ohne unnöthige Weitläuftigkeiten. Den Anfang macht eine Geschichte von Cassel, und diese ist ganz angenehm. Hernach werden die itzigen Merkwürdigkeiten von Cassel beschrieben. Unter diese hätte der V. aber nicht historische Nachrichten von Stiftern, Klöstern und Hospitälern, die nicht mehr existiren, mischen sollen, desgleichen scheinen die angehängten Diplomata hier nicht herzugehören, denn solche Bücher gehören doch hauptsächlich für Fremde, die die itzigen Merkwürdigkeiten betrachten wollen, und selten Lust haben, den alten Zustand der Städte, sich durch Diplomen beweisen zu lassen. Auch wünschten wir ein wenig mehr Ordnung z. B. das dritte Hauptstück handelt: von der Eintheilung in die Alte- Unter- und Oberneustadt, auch den beyden ersten insbesondere. Nun kommen verschiedene Specialkapitel, auch zwey Hauptstücke, von der Stadt Cassel Rechten und von den hohen und niedern Collegien, und nun wird erst im XIVten Hauptstücke von der Oberneustadt gehandelt. Billig soll man wohl zuerst eine Stadt im Ganzen beschreiben, damit sich ein Fremder, mit Zuziehung des Plancs, einen allgemeinen Begriff davon machen könne, ehe man die Merkwürdigkeiten einzeln beschreibet. Diese kleine Mängel werden bey einer neuen Auflage leicht können verbessert werden.

Der Verf. dieses Werks ist, wie man unter der Zueignungsschrift siehet, Hr. F. C. Schminke.

Beschreibung der Königlichen Residenzstädte Berlin und Potsdam, und aller daselbst befindlichen Merkwürdigkeiten. Nebst einem Anhange, enthaltend die Leben aller Künstler, die seit Churfürst Friedrich Wilhelms des Großen Zeiten in Berlin gelebet haben, oder deren Kunstwerke daselbst befindlich sind. Berlin, bey Fr. Nicolai, 1769. 622 Seiten in 8. und 2 Kupfertafeln.

Description des villes de Berlin et de Potsdam, et de tout ce qu'elles contiennent de plus remarquable. Traduite de l'Allemand. à Berlin, chez Nicolai, 1769. 1 Alph. 18 Bogen in gr. 8.

Diese

Diese Beschreibung übertrift alle Werke von dieser Art, die man in Deutschland bisher hat, und es wäre sehr zu wünschen, daß wir von mehreren Städten, Beschreibungen nach diesem Muster bekommen möchten.

Dies Werk ist kurz, aber sehr ordentlich, und nichts eingemischet, was nicht zur Sache gehöret. Die Beschreibung von Berlin, enthält 1) Eine Topographie, wo alle Strassen und die in jeder befindlichen merkwürdigen Gebäude angezeigt werden, ferner wird gehandelt, 2) von den Einwohnern, 3) vom K. Hofe, 4) von den hohen Landescollegien die zu Berlin befindlich sind, 5) von dem Bürgerl. und Policeyregimente. 6) Von Religion, Gottesdienste und milden Stiftungen. Hier wird Berlin wegen des Rufs, als ob daselbst lauter Freygeisterey und Atheismus hersche, mit grossem Rechte vertheydiget. 7) Von der Gelehrsamkeit, wo ein Verzeichniß der berühmtesten itzt daselbst lebenden Gelehrten gegeben wird. 8) Vom Handel, Manufakturen, Fabricken &c. Diese Nachrichten sind zwar kurz, aber genau. Es werden alle Fabricken und die Namen der Unternehmer angezeiget. Unsers Wissens hat man von den Fabricken keiner einzigen deutschen Stadt noch bis itzo so genaue und zuverläßige Nachrichten, und es wäre doch sehr zu wünschen, daß man sie hätte, damit man die wahre Stärke Deutschlandes hierinn kennen lernte. 9) Von sehenswürdigen Sachen. Am Ende dieses Abschnitts wird ein Verzeichniß der itzt in Berlin lebenden, Baumeister, Bildhauer, Kupferstecher und Mahler geliefert. 10) Von Lustbarkeiten. 11) Nachrichten für einen Fremden. 12) Von den in der Gegend um Berlin liegenden Lustschlössern.

Die Beschreibung von Potsdam hat ohngefehr eben die Abtheilung, und ist wegen der drey daselbst befindlichen Königl. Lustschlösser sehr interessant.

Der Anhang, der ein Verzeichniß und eine Nachricht von allen Künstlern enthält, die seit Churf. Friedrich Wilhelms des Grossen Zeiten, in Berlin gearbeitet haben, ist zwar kurz, enthält aber verschiedene nicht unbeträchtliche Beyträge zur Künstlerhistorie. Sie ist viel genauer und vollständiger als die Rhapsodie in der Nachricht von Künstlern und Kunstsachen.

Kr.

---

12. Gelehrte Geschichte.

Bibliothecae Thomasianae sive locupletissimi Thesauri ex omni scientia librorum praestantissimorum rarissimorumque, quos olim possedit vir illustris *Gottofredus Thomasius* de *Troschenreut et Wiedersberg*. Volumen I. continens libros compactos ad Theologiam spectantes, Adjectae sunt notae litterariae, quas illustris possessor sua manu non paucis in fronte inscripsit libris, quibus et suas nonnunquam addidit editor M. *Georgius Wolfgang Panzer*, in aede primaria ad D. *Sebaldi* quae Norimbergae est Diaconus. Norimbergae, 1765. prostat apud Wolfg. Schwarzkopfium, 8. 1 Alph. 22 Bogen und Vorrede 2 Bogen.

- - - Vol. II. continens libros compactos ad jurisprudentiam et medicinam spectantes ib. eod. ex off. Fleischmanniana, 2 Alph. 1 Bogen.

Diese Büchersammlung ist zu einer Zeit gemacht worden, wo die Gelehrten noch in dem irrigen Wahn standen, daß ihnen dieser Namen nicht zukomme, wenn ihre Kenntnisse nicht über die Grenzen derjenigen Wissenschaft reichten, die sie sich vorzüglich erwählt hatten. Nun weis man es besser; kein Menschenalter reicht zu, seine Wissenschaft zu erschöpfen, warum sich noch in fremder Gelehrsamkeit zerstreuen, und Bücher sammlen, die weniger als ein todtes Capital sind, und wozu man keine Zeit zu lesen hat. Diese wußten unsere Vorfahren zu finden, und daß es der ehemalige Besitzer dieser zahlreichen Bibliothek, bey seinen übrigen weitläuftigen Geschäften gekonnt, zeigen die häufigen Anmerkungen, die er mit eigner Hand in viele von seinen Büchern geschrieben. Aber mußten sie auch hier nothwendig im Druck erscheinen? und hätte nicht oftmals eine bloße Citation des Buches hinreichen können: woraus diese sowol, als des Herausgebers seine genommen sind. Statt derselben wäre manchmal eine typographische

Be-

Beschreibung von den anonymischen und andern Drucken aus dem funfzehnten Jahrhundert zu wünschen gewesen. Beyde Bände dieses Verzeichnisses enthalten von solchen Büchern einen schätzbaren Vorrath. Ueberhaupt sind in dem ersten Bande 6118 Artickel. Die verschiedenen Classen der Exegetick, Patristick, Kirchenhistorie rc. sind zwar nicht mit den neuen, grossen, und kostbaren ausländischen Werken und Ausgaben, aber mit guten, und seltenen Büchern reichlich versehen. Die Classe der sogenannten Avtographorum Lutheri und seiner Zeitgenossen, von ohngefehr dreyhundert Bänden, ist bereits vor mehrern Jahren in die Gräflich Bünauische, und mit ihr in die Churfürstliche Bibliothek zu Dreßden, so wie die Bücher von den Kirchen-Versammlungen, und Religions-Gesprächen, in 160 Bänden, in eines hamburgischen Geistlichen Sammlung, gekommen. Die juristische Classe hat gegen 600 Bände. Die medicinischen und physikalischen Bücher betragen beynahe fünf tausend Bände. Dreyhundert und funfzig Bände alter Aerzte, von den Griechen bis zu den latinobarbaris. herunter, hatte der s. Günz zu Leipzig im Ganzen gekauft, die man in seinen Catalogo sehen kann. In den Registern bey jedem Bande dieses Verzeichnisses ist nicht genug vor die Bequemlichkeit der Käufer gesorgt worden, da man bey den Autoren, die mehrmals vorkommen, die Titel kurz anzuzeigen verabsäumet hat. Die Verzeichnisse von den historischen und philosophischen Schriften hat man noch zu erwarten. Die Vorrede ertheilt viele angenehme Nachrichten von dem, seinem Bruder in Halle im Ruhm nicht nachgebenden Gelehrten, von seiner ausgebreiteten Wissenschaft, erwerbener Hochachtung bey den Grossen und edlen Betragen auch gegen seine Patienten vom niedrigsten Stande. — Diese Büchersammlung wird nun vereinzelt an die Meistbietenden verkauft, und dieses ist die Ursache, warum wir diese Anzeige desselben haben nachholen wollen.

M. *I. Christiani Klotzii*, Past. prim. et Superint. dioec. Bischofswerd. de libris auctoribus suis fatalibus liber singularis. Lipsiae, ex off. Langenhemia, 1768. 8. 13 Bogen.

Schon im J. 1728. hat der Verf. diese Materie in einer akademischen Abhandlung bearbeitet. Hier erscheint sie, wie die Vorrede sagt, fast gänzlich umgeschmolzen,

zen, und ansehnlich vermehrt. Die Vergleichung zwischen beyden können wir nicht anstellen, da uns die erstere fehlt. Inzwischen scheint das Büchlein noch hie und da eine Reformation nöthig zu haben. So würden wir den Artickel Dauchet S. 30. verwerfen, denn wohl nicht die Hesione, sondern die Verabsäumung seiner Pflicht hat ihm Ungelegenheit zugezogen. Auch sieht man in dem Art. Thuanus, S. 42. nicht, warum er hier stehet. Platina, S. 73. gehört eben so wenig in die Reihe, wovon der V. schreibt. Hans Luften S. 100. waren wir gar nicht unter den Autoren vermuthen und stutzten, einen Geistlichen schreiben zu sehen: I. L. *admodum fatalis* fuit Bibliorum editio, warum? weil der Pabst am grünen Donnerstag dieses Druckes wegen seinen Namen verbrannt haben soll. Luft wußte sich bey diesen grossen Unglück zu trösten, und löschte das römische Feuer, das ihn verzehren sollte, mit einem reichlichen Trunk Wein an diesem Tage. Wir würden diesem Artickel noch einiges Verdienst zugestehen, wenn der Verf. das specielle Faktum beweisen wollte. Der Art. Laur. Valla S. 45. braucht Aenderung und Berichtigung. Bey dem Art. Scioppius S. 37. hätten die Prügel erwähnt werden können, die ihm der englische Gesandte zu Madrid wegen des seinem König entgegengesetzten Ecclesiasticus hat geben lassen. In den Art. Vecchietti S. 57. und Claud. Sanctius S. 52. vermißt man die Benennung der Bücher, wodurch sie sich Verdrießlichkeit erreget. Jener hätte der Bestrafung entgehen können, wenn er sich nicht freywillig der Inquisition gestellt, oder wider seine Ueberzeugung seine Meynung hätte zurück nehmen wollen. S. 61. werden die Bücher des Joh. Lysers irrig vermehrt. Es sind nur neue Titel und Uebersetzungen, die der Verf. als neue Bücher aufführt. Allzu sehr verirrt sich derselbe in die Biographien, und häuft Citationen, worunter doch oftmals die Hauptquellen fehlen, da Kürze bey solchen mikrographisch litterärischen Aufsätzen ein grosses Verdienst ist, darinn man immer die französischen ana nachahmen möchte. Eine Art von unglückseeligen Schriftstellern hat der V. ganz vergessen, solche, die sich durch spätere Schriften um ihren vorher erworbenen Ruhm in der gelehrten Welt, gebracht haben. An Stof hätte es ihm wohl nicht fehlen sollen. Ob der Ton des Verf., besonders bey dem Eingängen allen Lesern gefallen werde, zweifeln wir. De la Monnoye nennt sich, lateinisch, nicht Monachius S. 121.

son-

sondern Monet. Daß der Drucker seine Kunst versteht, zeigt der Augenschein; schade bey dem schönen Druck, daß sich der Corrector nicht eben so vortheilhaft gezeiget.

Im.

Petri Lambecii, Hamburgensis commentariorum de augustissima bibliotheca caesarea vindobonensi liber primus, editus in lucem auspicio ac liberalitate sacratissimi gloriosissimique principis et Dn. N. Imp. Caes. Leopoldi I. pii, Felicis, inclyti, victoris ac triumphatoris semper augusti. Editio altera Opera et studio *Adami Francisci Kollarii*, pannonii neosoliensis, *Mariae Theresiae* augustae a consiliis, et vindobonensis bibliothecae palatinae custodis primarii. Vindobonae, typis et sumtibus Ioan. Thomae nob. de Trattnern, augustae aulae typographi, et bibliopolae vindobonensis. Anno a partu virginis CIↃ IↃ CC LXVI. Fol. 114 Bogen, nebst neun und einem halben Bogen Kupfer.

Wir holen an diesem Buche einen beträchtlichen Beytrag zur gelehrten Geschichte Deutschlands nach, der nach seinem mannichfaltigen Inhalte auch in mancherley Fächer gehöret. Nur ists zu beklagen, daß alles in ihm unter so viel Angebäude und Nebenwerke, Commentarien, und Additamente und Supplemente zerstreuet ist, daß es dem Leser schwer wird, jedes unter seinen Namen zu bringen.

Der Hauptzweck ist, von der Kaiserlichen Bibliothek in Wien Nachricht zu geben, von der ihre Geschichte, ihre Bibliothekäre, ihre vornehmsten Zuwüchse, und Einrichtung insonderheit, die von Lambeck herrühret, erzählet wird — alles aber, wie gesagt, so zerstreuet und Stückweise, daß die Ordnung im dem Buch wohl nicht ein Symbolum der Ordnung auf einer Bibliothek seyn dürfte. Der Ursprung der Bibliothek wird im Commentar selbst nur beyläufig abgehandelt, hat aber nachher das erste Additament zur weitern Ausführung. Allein auch hier wird

wird mehr dem Naudé widersprochen, als eine ruhige und völlige historische Erzählung gegeben: das ausführlichste sind die Verbesserungen, die zum Possevinischen Catalog der Manuscripte dieser Bibliothek, zu Frisens Bibliotheca universalis und zu Anton Verders Bibliotheca Constantinopolitana gegeben werden: und viele daselbst ausgelassene Manuscripte. Ausser einigen einzelnen ausführlich beschriebenen Codicibus ist in einem eignen Additament ein Register der Orientalischen Manuscripte dieser Bibliothek enthalten; in allen diesen zerstreuten Fächern ist also bald für diese bald für eine andre Gattung von Bücherkennern Nahrung. — Bey den beträchtlichsten Vermehrungen der Bibliothek werden häufig Dinge eingestreut, z. E. ein Geschlechtsregister der Grafen von Fugger, verschiedne Annekdoten und Briefe von Busbek, Particularien von Kaysern, zum Theil Briefe, Verordnungen, u. s. w. insonderheit vom Kayser Leopold; kurz, mancherley Dinge, die hieher gehören, und nicht gehören. — Alsdenn die Schicksale der Bibliothek unter ihren verschiednen Aufsehern; die neuliche Einrichtung und Ordnung derselben, die Lambeck getroffen; verschiedne Verdienste, die sie bekannter und unbekannter Weise um gelehrte Werke gehabt hat — eine Menge von zerstreuten Stücken, die beynahe eine Geschichte ausmachen würden, wenn sie gesammlet und vervollkommet würden.

Der zweyte Gesichtspunkt betrift den Beytrag dieses Buchs zur Geschichte einzelner Gelehrten, und auch der ist beträchtlich. Die Lebensumstände derer, die bey der Bibliothek gestanden, werden mit ihren Schriften fast zu weitläuftig gegeben, unter denen sich einige Briefe an sie, und von ihnen gut lesen lassen. Lambeck selbst beschreibt seine zweyte Reise durch Italien und seinen Antritt in Wien ausführlich, und das übrige von ihm nebst einem weiten Verzeichniß der Schriften desselben, und einige Rettungen gegen Mollers Cimbria litterata giebt Hr. Kollar, von dem die Supplemente, der halbe und beynahe der beste Theil des Buchs, herrühren. Das, und noch mehreres von seinen Nachfolgern und Freunden gehört zur Geschichte der Gelehrten.

Nun sollte eine dritte Classe kommen, Antiquitäten; allein diese, ist das unbeträchtlichste. Was hier von Münzen und von Kunstseltenheiten eingestreuet wird, ist in den neuern Zeiten besonders und eigenthümlich abgehandelt erschie-

schicken, und hier zu missen. Was Lambeck von den ausgegrabnen Begräbnißalterthümern hie erläutert, ist nach seiner Gewohnheit sehr weitläuftig und bis aufs zu bekannte gedehnet. Besser lassen sich manche kritische Anmerkungen lesen, die von Hr. K. meistens herrühren — das Buch ist also ein Zusammenschuß von Merkwürdigkeiten und Unbeträchtlichkeiten. —

Insonderheit finden sich die letzten bey den Lambeckischen Aufsätzen. Man muß sich wundern, wenn man eine prächtige Folienseite herab das unwichtigste Zeug von seinem eignen Selbst, einen Stupor paedagogicus gegen alles, was Kayserlich heißt, und Ausschweifung über Ausschweifung lieset. Sein Commentar ist ein Brief und Reisejournal, und Historie der Bibliothek, und der Bibliothekare, und seiner selbst, und Stückwerk von Anekdoten und Anmerkungen und nichts an seinem Ort. Manches unbeträchtliche hat Hr. Kollar schon abgeschnitten und in seine Analekta verwiesen: wie? wäre ihm die Mühe und vieles höher zu stehen gekommen seyn, wenn er mit der reifen Gelehrsamkeit, die er auf allen Blättern zeiget, statt dieser mühsamen Supplemente zu dem Mischmasch seines Vorgängers eine eigne Geschichte der Bibliothek und was dahin gehöret, verfertigt hätte?

Y.

Klaßische Biographie, oder die Leben und Charaktere aller Klaßischen Autoren, der griechischen und lateinischen Poeten, Geschichtschreiber, Redner und Lebensbeschreiber, mit einer historischen und kritischen Nachricht von ihnen und ihren Schriften. Erster Theil, welcher von den griechischen und lateinischen Poeten handelt. Aus dem englischen übersetzt, in Ansehung der wichtigsten Stellen berichtiget und durch einige Anmerkungen verbessert von Samuel Mursinna, der Theologie öffentlichen Lehrer und des Gymnasii illustris in Halle Ephorus. Halle, gedruckt und verlegt von Joh. Jak. Curt, 1767. gr. 8. 420 Seiten und noch 16 Seiten Vorr.

--- Zweyter Theil, welcher von den griechischen und lateinischen Geschichtschreibern, Rednern und Lebensbeschreibern handelt. Aus dem rc. --- 1768. 1 Alph.

Der Verf. wolte mit dieser Biographie vielen zum Lesen der alten Autoren Lust machen, auch denen, welchen sie seit den Schuljahren bereits vergangen war. Er bringt sie deswegen in die nöthige Bekanntschaft mit dem Charakter, dem Leben, der Geschichte, den Zeitumständen, worinn diese grossen Geister des Alterthums gelebt haben; und erzählt ausführlich, was sowol ihre vertrautere, als ihre kaltsinnigere Freunde von ihren Werken sprechen. Jeder, dem dies Vergnügen noch neu ist, wird es dem Uebersetzer Dank wissen, daß er ihm dazu geholfen. Schade aber um alle die schöne Mühe, die an die Uebersetzung der poetischen Stellen in Versen und Reimen recht vergeudet ist! Wären doch lieber gleich die Originalstellen mit hingesetzt, und, um der Schwächern willen, blos in guter Prose übersetzt! so dürfte nun keiner die Warnung hören: Fleuch für diese Verse, oder schlage dir die Stellen in den Autoren selber nach.

Da verschiedene Unrichtigkeiten und offenbare Versehen des engländischen Verf. von dem Uebersetzer so fort gehörig geändert worden, ein Verdienst, daß nicht alle Uebersetzer mit ihm gemein haben, und die Erzübersetzer am allerwenigsten —: so wäre vielen ein rechter Liebesdienst wiederfahren, wenn ihnen noch die saubern, niedlichen Hand- und Taschenausgaben wären genannt worden, sonderlich die neuern, als die Birminghamer, die Londoner bey Brindley rc., die Pariser bey Coustelier und Barbou, auch die Berliner bey Haude und Spener. Denn die ältern, z. E. die elzevirischen sind doch selten anderswo zu finden als in Büchersteigerungen, und dazu oft sehr abgenutzt, oder sonst unbrauchbar. Zu den Ausgaben des Virgils mit Erläuterungen gehört die Heinische vor allen andern.

Ernst Ludwig Daniel Huchs, der Vernunftlehre und Beredsamkeit öffentlichen ordentlichen Lehrers zu Zerbst; der fürstl. Anhalt. deutschen Gesellschaft zu Bernburg Ehren- und der gelehrten Gesellschaft zu Duisburg Mitglieds, Versuch über die Verdienste des Archilochus um die Satyre. Mit einer Nach-

Nachlese wider den Harduin. Zerbst in der Zimmermannischen Buchhandlung 1767. 8. 10 Bog.

Archilochum proprio rabies armavit jambo.
Art. poet. v. 79.

Dieser Vers des Horaz ist eigentlich der Text, wozu der Verf. Lust bekam, eine lange Note zu schreiben, um darinn auszumachen, daß Archilochus der erste sey, welcher zu den Schmähliedern die jambische Versart erwählt habe. (S. 5. Anm.) Und diese Note war wieder sehr fruchtbar an mehr denn 40. andern Noten; deren längste sich von S. 22-56. ausdehnt, und das besondere hat, daß sie am Ende datirt ist (S. 56.). Auch wollte jemand darinn die Ursache sehen, welche Leßingen nöthigen würde, nach Italien zu gehen. Denn der Verf. wollte manches im Laokoon unrichtig finden! Im andern Theile dieses Büchleins bemühet er sich, Horazen gegen Harduin zu vertheydigen; welches ihm unsers Wissens niemand zugemuthet hatte.

VI.

Betrachtungen über die Wissenschaften und schönen Künste des gegenwärtigen Zustandes in Europa. — Tolerabile si ædificia nostra diruerent ædificandi capaces? — Aus dem Französischen übersetzt, Frankf. und Leipz. 1767. 8. 12 Bogen.

Das Original dieses Buches enthält wenig neues und desto mehr seichte und oft gesagte Dinge. Hätte es indeß ja eine Uebersetzung verdient, so hätte sie wenigstens sollen aus dem Englischen gemacht werden, denn das Original ist englisch, und nicht ohne Erinnerungen und Berichtigungen erscheinen sollen, welche wir selbst bey dem Abschnitte, von dem gegenwärtigen Zustande der Wissenschaften in Deutschland, vergebens gesucht haben. Zwar hätte sie der Uebersetzer vermuthlich nicht machen können, denn der kann nicht einmal grammatisch schreiben. Wer hatte wohl je geschrieben: die Wissenschaften und Künste des gegenwärtigen Zustandes in Europa.

N.

D. Joh. Barthol. Riederers Nachrichten zur Kirchen- Gelehrten- und Bücher-Geschichte. 8tes

St. Altorf, 1765. 9tes St. 1765. 10. 11. 12tes St. 1766. 13. 14tes St. 1767. 15. 16tes St. 1768.

Was von den ersten Stücken dieser Sammlung bereits überhaupt gesagt worden, findet auch hier noch statt. Die Danksagungen für die Communication der darinn beschriebenen Bücher sind noch in eben dem Tone, für ein weniger mehr interessirtes Publikum, als der Verf. ist, zu lange gedehnt, und unangenehm. Die Nachrichten selbst, wenn sie nur zum Theil minder weitläuftig wären, sind dem der sie zu nutzen weis, schätzbar. Besondere Aufmerksamkeit hat der Verf. in Ansehung der Uebersetzungen der Bücher der h. Schrift und ihrer Ausgaben gezeigt. Den Liebhabern unserer Muttersprache wird die Beschreibung von der Handschriftlichen Uebersetzung der Paulinischen Briefe, im 9ten St. S. 1. f. angenehm seyn, da sie in Ansehung der Sprache vielerley merkwürdiges hat. Der Verf. liefert in einem eignen Aufsatz eine Anzahl Wörter daraus. Böpfensteins Uebersetzung des B. Ruth Nürnb. 1525. 4. St. 8. S. 373. ist wörtlich nach dem Hebräischen und sehr undeutsch gemacht, die dabey befindlichen Anmerkungen zeigen aber doch, daß der Uebersetzer wenigstens etwas erträglichers hätte machen können, wenn er nicht in dem irrigen Vorurtheile, durch seine buchstäbliche Uebersetzung den Anfängern in der hebräischen Sprache einigen Nutzen zu verschaffen, gestanden hätte. In eben diesem 8ten St. finden sich, eine Beschreibung von W. Fabricius Capitos bisher unbemerkter und für damalige Zeiten nicht übel gerathener Uebersetzung des Propheten Hoseas. Straßb. 1527. 8. die von seinem das Jahr darauf edirten Commentarius verschieden ist; ingleichen L. Hetzers deutscher, und von der in dem Wormsischen Propheten verschiedener Uebersetzung des Propheten Maleachi, 1526. 8. und seines berüchtigten Gehülfens, Hanns Denken Uebersetzung und Auslegung des Propheten Micha, Straßburg, 1532. 8. Im 9ten St. zeichnet sich die sorgfältige Beschreibung von den zwo ersten Wittenbergischen Ausgaben der lutherischen Uebersetzung des N. T. in Fol. und eine unbekannte Ausgabe von der Uebersetzung der fünf Bücher Mosis bey Hanns Luft 1523. 8. aus. Die in dem 8. und 11ten St. stehende Abhandlung von des s. Luthers Verdiensten um den Psalter, ergänzet nicht nur die Nachrichten von den Ausgaben des von ihm verdeutschten Psalters, besonders der Nürnbergischen, 1525. Fol. und Neuburgischen, 1545. 16. sondern

auch

auch die bisher gemachten Sammlungen von den lutherischen Werken, durch den Abdruck einiger in denselbigen noch nicht befindlichen Vorreden. Die Frage, ob die Lehre von der Beicht und Absolution erst nach Lutheri Tode in seinen Catechismus eingeschoben worden, wird gegen den Verf. der Anmerkungen über etliche Sätze des Traktats: die christlichen Lehre im Zusammenhang; in dem 11ten St. verneinet. Der Aufsatz von Jac. Beringers N. Test. Straßb. 1526. Fol. ist eine trefliche Nachlese zu dem, was Hr. Baur in seiner Nachricht von der Drachischen Buchdruckerey zu Speyer, davon geschrieben hat. Es zeigt sich auch hieraus, daß Beringer ganz und gar Luthers Uebersetzung dabey gebraucht, und nur hier und da einige Worte und Redensarten geändert habe. Man vergleiche den Text und die Vorrede mit einander, so wird man sehen, wie sehr diese gegen jenen abspringt. Unter den übrigen Anzeigen von biblischen Büchern verdient noch besonders im 13ten St. des Modeneser Pellegrin Zerl lateinische und italiänische Uebersetzung von dem Psalter, Vened. 1583. 4. Aufmerksamkeit. Der Verf. gehört ohne Zweifel unter die heimlichen Protestanten, der seine Arbeit auf Verlangen eines Bischoffes und Grafens unternommen, und Muth genug hatte, die gewöhnlichen Auslegungen der römischen Kirche zu verlassen und zu bestreiten. In eben dem Stücke hat Hr. R. die Schrift eines andern dergleichen italiänischen Protestanten, *Gabrielis Valliculi*, de liberali Dei gratia et servo hominis abitria Norib. 1536. 8. eingerückt und noch drey dergleichen in italiänischer Sprache geschriebene Werke beschrieben. Die in dem 10. 11. und 12ten St. ertheilte Nachrichten von des D. Eck zu Bologna und Wien gehaltene Disputationen lehren diesen aufgeblasenen, zudringenden, und bey seinen Glaubensgenossen derselbigen Zeit selbst nicht beliebten Mann näher kennen. In dem 13. 14. 15. und 16ten St. werden sieben Sammlungen von Disputationen der Wittenbergischen Reformatoren recensirt. In dem 12ten St. stehet eine Anmerkung über das Buch mirabilia Romae, wodurch die Schneiderische Abhandlung verbessert und ergänzt wird. Merkwürdig ist auch im 10ten St. das freymüthige Schreiben K. Johann des I. in Ungarn an den Clemens VII. wegen seiner Excommunication, das der Verf. zwar nur nach einem deutschen Abdruck von 1531. 8. mittheilt, aber durch einige Stellen aus des Grafen Betlem historiis Pannonico-Dacicis, die derselbe aus diesem Briefe anführt, bewährt. Die päbstliche Bann-Bulle vom 22 Dec. 1529. wird aus einem alten gedruckten Transsumte dessen Druck

vermuthlich auf Veranlassung K. Ferdinands geschehen, im 16ten St. geliefert. Die im 15ten St. aufgeführten Eclogae V. *Sim. Lemnii* Bas. 8. geben dem Verf. Gelegenheit von den Ursachen der Flucht und Relegation des Lemnius aus Wittenberg gegründete Anmerkungen zu machen. Dominicae precationis explanatio etc. Lugd. ap. Steph. Doletum, 1541. 8. im 14ten St. ergänzet das Verzeichniß der von *Doleto* gedruckten, oder geschriebenen Werke, denn der Verf. ist nicht ungeneigt, dieses gut protestantische geschriebene Büchlein demselben beyzulegen. Bey den im 16ten St. angeführten biblischen Figuren, durch Sebald Behem — Fr. 1535. 8. erinnern wir, daß sie bereits 1533. daselbst in Quart abgedruckt erschienen sind. In dieser Ausgabe steht aber auf der letzten Seite S. Paulus allein, ohne die zween ungenannten Propheten, und darunter auf römische Art die Jahrzahl 1533. Die Figuren aus der Offenbahrung Johannis sind auch bereits 1539. (D. M. XXXIX) mit dem lateinischen Titel. Typi in apocalypsi Ioannis depicti — von Egenolfen zu Frankfurt abgedruckt worden. Auch finden sich in dem 15ten St. etliche Aufsätze von den Verf. des Alten aus allen Theilen der Geschichte: M. Chph. G. Grundig — Nachricht von Vincentii Gruneri operis missae sacrique canonis expositione. M. J. G. Weller — von dem Buche: De soven Dot Sunde. Magd. 1490. 4. und M. G. Körner von den Prediche del Fra Gieronimo da Ferrara. Vineg. 1540.

Im

13. Romanen.

Das Frauenzimmer in der Irre, oder Geschichte der Mademoiselle Palsigny von ihr selbst beschrieben mit (abscheulichen) Kupfern. Nürnberg bey Raspe, 1765. 640 S. 8. Ebendasselbe 1769. 8.

Die Uebersetzungssucht scheinet jetzt bey uns aufs höchste gestiegen zu seyn, da man anfängt elende Romanen noch aus dem vorigen Jahrhundert zu übersetzen, als wenn wir nicht schon durch die unbescheidene Dienstfertigkeit der Uebersetzer neuerer Romanen schon geplagt genug wären. Es ist unbegreiflich, daß diese elende schon zum zweytenmale gedruckt worden.

Die

Die Geschichte der Lady Julia Mandeville von dem Uebersetzer der Briefe der Lady Catesby, aus dem Engländischen. Leipzig bey Junius 1764. 1ter Th. 168 S. Zweyter Theil 152 S. 8.

Obgleich die Charaktere in dieser Geschichte fast alle nur liebenswürdig geschildert sind, welches sonst leichtlich einen Roman matt und langweilig machen kann, weil alsdenn keine hervorsticht und besonders intereßirt, so hat der Verf. dieser Geschichte, durch seine Schilderungen und Verbindungen reizender Scenen, diese doch überaus aufgestutzt, und da sie eine unerwartete tragische Wendung nimmt, die zwar ein wenig gezwungen herauskommt, so wird sie dadurch doch gewissermaßen intereßant und an einigen Stellen rührend.

Geschichte der Frau Baronin von Batteville oder die vollkommene Wittwe der Madame le Prince de Beaumont. Leipzig bey Weidemann und Reich 1766. 18 Bogen 8.

Die Romane der B. gehören zwar nicht unter die Meisterstücke in diesem Fache, aber das kann man ihnen auch nicht absprechen, daß sie unter den französischen Romanen, die meistens so leer, so getändelt und dabey so arm an Erfindungen sind, noch immer einen gewissen Vorzug verdienen. Die Ursache, daß es der Verf. mit dieser Art Schriften nicht vollkommen glückt, scheinet darinne zu liegen, daß man es ihren Geschichten allzusehr ansiehet, daß sie um der Moral willen erfunden sind, dahingegen die englische Romanen den Vorzug haben, daß die Moral ganz leicht aus der Geschichte folgt aber keine Scene um der guten Lehre willen da zu seyn scheinet. Nimmt man noch dieses dazu, daß die Verf. immer etwas nach den Grundsätzen ihrer Kirche mit einmischt, so finden Leser die nicht eben so, wie die Verf. denken, da Vorurtheile, wo sie glaubt, die nützlichste Moral zu lehren.

Das Gärtnermädgen von Vincennes aus dem Französischen der Frau von V. Zweyter Theil, Leipzig 1768. 254 S. 8.

Dieser zweyte Theil ist, wie der erste, der in dieser Bibliothek bereits angezeigt ist, ziemlich unterhaltend, und dadurch verliehrt er, daß der Leser die Art der Entwickelung dieser

ser Geschichte schon zu deutlich im 1ten Theile vermischt, daß man hier nichts unerwartetes findet.

Briefe der Sophie an den Chevalier von * aus dem Franz. ins Deutsche übersetzt 1766. 30 B. 8.**

Die verderbten Sitten der französischen Comödiantinnen werden hier geschildert, wie in den Briefen des Marquis von Roselleo die hier nachgeahmt worden sind. Für die Deutschen sind beyde gleich wenig intereßant.

Der Mensch oder Abbildung der Lebensgeschichte der Leidenschaften der Tugenden und Begebenheiten in allen Lebensaltern aus den Schriften des verstorbenen Hrn. Abbt Prevost 6 Theile Ulm 1765. bey Bartholomäi zusammen 1 Alph. 17 Bog. in 8.

Alles ist in diesem Roman seltsam und wunderbar, alles ohne Plan nur so auf gerade wohl flüchtig hingeschrieben. Der Abt Prevost, der als Verf. angegeben wird, hätte wohl etwas bessers geliefert. Die Uebersetzung ist noch schlechter als das Original. Ausserdem, daß viele Seiten keinen rechten Verstand geben, ist die Uebersetzung auch so undeutsch als nur möglich. Nur ein paar Beyspiele hiervon. S. 8. heißt es der Hr. von Senneval hatte sich durch Erledigung des Dienstes zurückgezogen, anstatt er hatte s. Dienst aufgegeben. S. 20. Als ich meine Redekunst geendiget hatte, auf deutsch Schuljahre. S. 121. Ich will von Holland meinem Volke nichts sagen, das ist wohl noch niemanden eingefallen, aus Holland ein Volk zu machen. Das französische est-ce das allemal ganz getreulich durch ist es übersetzt wird, nimmt sich besonders aus. Ist es daß er mich nicht liebt? Ist es daß er ein Unglück gehabt? Ist es daß er seiner unglücklichen Julie nicht genug Gerechtigkeit wiederfahren läßt? Wenn der Verleger nicht so schlecht Papier zu dieser armseligen Uebersetzung hätte nehmen lassen, so würden wir es bedauren, daß es durch den Uebersetzer wäre verderbt worden.

Die Pagen oder lustige Begebenheiten und Streiche am Hofe und auf Reisen. Zweyter Theil, Frf. und Leipz. 1767. 22 Bogen 8.

Eben

Eben so unwitzig als der erste Theil, der in dem ersten St. des vierten Bandes dieser Biblioth. ist angezeigt worden.

H.

Des berühmten Ritters Don Quixote von Mancha lustige und sinnreiche Geschichte von *Miquel Cervantes Saavedra.* Vier Theile. Neue verbesserte und mit Kupferstichen gezierte Auflage. Leipzig, bey Caspar Fritsch, 1767. jeder Theil ungefehr von einen Alphab.

Die Geschichte des Don Quixote gehöret unter die wenigen Schriften, die nicht aus der Mode kommen, daher wird der Verleger nicht Ursache haben, die Kosten, die er auf die Verschönerung dieser Ausgabe gewendet hat, zu bereuen.

Das Leben und die lustigen Begebenheiten eines bis jetzo noch in Nürnberg lebenden Kaufmanns, von ihm selbst aufgesetzt. Frankf. und Leipzig, 1769. 5½ Bogen, 8.

Diese Lebensbeschreibung ist authentisch. Ein alter Greiß der wieder zum Kinde worden ist, setzt sich hin und beschreibt sein Leben, das gerade so merkwürdig ist, als das Leben des Greißes beym Gellert. Der gute Alte muß aber doch seine unwichtigen Begebenheiten für ganz unglaublich halten, denn wer es nicht glauben will, sagt er in der Vorrede, daß es dem V. also ergangen, der kann es aus seinem Munde hören, und damit man auch wisse wo er wohne, so meldet er, daß er mitten in der Stadt Nürnberg ist, nämlich halbweges vom Frauenthore zum Thiergärtnerthor, wo ein Chor am Hause ist. Es fragt gewiß kein Mensch bey ihm zu. Was haben doch alte Leute manchmal für wunderliche Einfälle!

Herrn Heinrich Anshelm von Ziegler und Klipphausen, asiatische Banise rc. Neue ganz verbesserte Auflage. Königsberg und Leipzig, 1764. Zweyter Theil, 1766. zusammen 4 Alphab. 8.

Aus dieser neuen Auflage und dem häufigen Abgang so vieler neuen höchstabgeschmackten Romane, gegen welchen die asiatische Banise noch ein Meisterstück ist, sieht man, wie

viel daran fehlet, daß der gute Geschmack anfange in Deutschland allgemein zu werden.

Die wunderbaren Begebenheiten eines Britten, oder der betrügliche Schein vieler Weltbürgerinnen und süssen Herren, moralisch und historisch abgeschildert. Regenspurg, 1769. 18 Bog. 8.

Weder moralisch noch historisch, sondern abgeschmackt.

Wl.

Die Gleichheit der menschlichen Herzen, bey der Ungleichheit ihrer äusserlichen Umstände, in der Geschichte Herrn Redlichs und seiner Bedienten, in einer Moral. Frankf. und Leipzig, 1769. 2 Theile, zusammen 16 Bogen, 8.

Nie ist eine Schrift sich selbst wohl ungleicher gewesen, als diese von der Gleichheit der menschlichen Herzen ist. Man sieht augenscheinlich, daß diese zween Theile, zween verschiedne V. haben. Der erste Theil ist langweilig, ohne Interesse: er soll aber auch nach der Absicht des V. mehr ein wohlgemeynter Unterricht für Herrn und Gesinde seyn, als ein eigentlicher Roman, obgleich weder Herrn noch Gesinde sich aus diesem Unterricht sonderlich werden erbauen können. Der V. des zweyten Theils bekümmert sich wenig um die Absicht seines Vorgängers, es ist ihm nur darum zu thun, Laune zu zeigen, und die kann ihm auch nicht abgesprochen werden. Ob er diese Bogen gleich mit großer Flüchtigkeit niedergeschrieben hat, mehr wie es uns vorkommt auf Antrieb des Verlegers, als um einen nichtsbedeutenden Roman fortzusetzen: so sieht man doch daraus, daß der V. des ersten Theils, mit dem V. des zweyten, als Romandichter betrachtet, in gar keine Vergleichung komme, und daß dieser letztere etwas gutes in dieser Art zu liefern, würde im Stande seyn, wenn er wollte.

Frau von Gomez, angenehme und lehrreiche Erzählungen in vergnügten Tagen. 2 Theile, neue verbesserte Auflage. Berlin und Leipzig, bey Rüdiger, 1767. gr. 8. beynahe 4 Alphab.

Die Schriften der Frau von Gomez finden noch immer Leser, man hört diese alte Dame zuweilen lieber als einen ganzen Schwarm neuerer französischer Romanschreiber mit ihrer seichten Schwatzhaftigkeit. Der V. hat es an nichts fehlen lassen, dieser neuen Auflage äusserlich ein vortheilhaftes Ansehen zu geben; aber die von ihm in der Vorrede gerühmten innerlichen Verbesserungen, können wir nicht finden. Es sollen verschiedne Anmerkungen, die eine leere Schwatzhaftigkeit verriethen, weggelassen worden seyn, und der Verleger glaubt, daß durch diese Berichtigung, dem Ruhme der V. sowol, als dem guten Geschmacke deutscher Leser ein wirklicher Dienst geleistet worden sey. Was das erste betrift, so hätten ungleich mehrere Stellen, die noch immer leere Schwatzhaftigkeit gnug verrathen, mit Fug und Recht weggestrichen werden können; wenn aber für den guten Geschmack sollte gesorgt werden, so mußte die ganze alte platte Uebersetzung umgearbeitet werden, das ist aber freylich nicht geschehen, sie ist noch immer die vorige. Vielleicht hätte die Verbesserung einiger Kleinigkeiten, die aber sehr in die Augen fallen, der Uebersetzung schon einen Theil ihres altväterischen Ansehens benommen, wenn z. B. das französ. Ihr, das durchgängig beybehalten worden ist, mit Sie wäre vertauscht worden. Anstatt meine Frau, hätte immer können Madame gesetzt werden, dies Wort ist ja in unsre Sprache aufgenommen, das, meine Frau, klingt allzugezwungen. Demohngeachtet wird dieses Buch Leser finden, da neue schlechtere Uebersetzungen aus dem französischen keinen Mangel daran haben.

Lehrreiche Briefe der Frau du Montier von der Frau le Prince de Beaumont gesammlet und herausgegeben. Zwey Theile. Frankf. bey Garben, 1767.

Eine zärtliche Mutter die ihre Töchter unterrichtet, und sie, wie sie nach und nach in die Welt treten, mit gutem Rathe unterstützt, ist für einen moralischen Roman kein übelgewähltes Subjekt. Es ist auch hier so ausgeführt, daß man diesen Roman für einen der besten von der V. halten kann, obgleich zu viel romanhafte Züge in den zweyten Theil eingestreuet sind, da man in dem ersten eine wahre Geschichte zu lesen glaubt. Daß man die Schriften der Madame le Prince allezeit mit einer gewissen Nachsicht gegen die Grundsätze ihrer Religion lesen müsse, dürfen wir hier nicht erst erinnern.

Diese Briefe sind auch in dem zweyten und achten Theil des Abendzeitvertreibes eingerückt, wir erinnern dieses nur um deswillen, damit man nicht einen Roman, ohne es zu wissen, zwey oder dreymal kauffe, wie es bey den häufigen Sammlungen von dieser Art Schriften gar leicht geschehn kann.

H.

Narzanes, ein englischer Roman, aus dem Englischen übersetzt. Gotha und Göttingen bey Dietrich, 1768. 12 Bogen in ganz klein 8.

Narzanes or the injur'd Statesman ward im Jahre 1755. im Waysenhause zu Halle, als ein Schulbüchelgen für Anfänger in der engländischen Sprache gedruckt. Warum man diesen langweiligen Roman übersetzt, dazu sehen wir gar keine Ursach; es müßte denn etwa ein Anfänger seine zur Uebung gemachte Uebersetzung, nicht wollen umsonst gemacht haben, und sie also drucken lassen.

S.

Angenehmer Zeitvertreib beym Caffee, in moralischen und witzigen Erzählungen. Aus dem Französischen zusammengetragen und ins Deutsche übersetzt, von Gottfried Rudolph Wiedmern. Leipz. bey Wilhelm Gottlob Sommern, 1768. 8. 232 S.

Hat man je solche Thorheit gehört? Madam Neumann in Zittau hat Hrn. W. in seinen jüngern Jahren viel gutes erwiesen. Aus brennendem Verlangen seiner Wohlthäterin gefällig zu seyn, übersetzet er dafür einen Band abentheuerlicher Ritter- Liebes- und Mordgeschichte zum Mittel wider die Langeweile am Caffeetisch und dedicirt sie ihr in einer eben so demüthigen als poßierlichen Zuschrift. Wie lächerlich!

D.

Voltairomanie oder Mikromegas aus dem Französischen des Hrn. v. Voltaire übersetzt, nebst Erzählungen und Begebenheiten. Varos (Sorau) 1768. 184 Seiten in 8.

Ein

Ein übersetzender Taglöhner, liefert hier uns eine steife Uebersetzung des Mikromegas, und fügt eine Anzahl Feenmährgen und Liebeshistörchen hinzu, die sich wundern möchten, wie sie hier zum Mikromegas kommen. Dies alles wird Voltairomanie genennet, welches der Titel eines bekannten Pasquills auf den Hrn. v. V. ist. In der That, eine schlechte Uebersetzung kann wohl ein Pasquill auf den Autor heissen ꝛc. Es ist unbeschreiblich, was für Zeit und Papier auf Uebersetzungen verschwendet wird, die kein Mensch verlangt, kein Mensch brauchen kann, und kein Mensch lesen wird.

S.

14. Haushaltungskunst und Gärtnerey.

Nützliche Nachrichten und Abhandlungen das Oekonomie- und Commerz-Wesen betreffend. IXtes Stück im Monat September. Xtes Stück im Monat October. XItes Stück im Monat November. XIItes Stück im Monat December. gr. 8. Wien, gedruckt bey Johann Thomas Edlen von Trattnern, 1767. zusammen 1 Alph.

Im ersten Stück des siebenten Bandes S. 304. haben wir bereits ein nach Wahrheit und Ueberzeugung abgefaßtes vortheilhaftes Urtheil von diesen nützlichen Sammlungen gefället, dabey es noch immer sein Bewenden hat, weil wir in allen folgenden Stücken noch keinen Grund gefunden, selbiges zu ändern. Zur Nachricht an den Leser wollen wir melden, daß mit dem 12ten Stück der erste Band geschlossen, und von dem zweyten bereits acht Stücke zu haben sind, denen folgender Titel vorgedruckt ist:

Zweyter Band der Wienerischen Nachrichten und Abhandlungen aus dem Oekonomie- und Commerz-Wesen, sammt einem Bücher-Verzeichniß. 1768. Wien, gedruckt bey Johann Thomas Edlen von Tratt-

Trattnern, Kaiserl. Königl. Hofbuchdruckern und Buchhändlern.

Die Einrichtung dieses zweyten Bandes ist mit derjenigen im ersten Bande gänzlich einerley, nur ist der Titel der einzelnen Stücke in so weit verändert, daß anstatt nüzlicher Nachrichten u. s. w. selbiger nunmehro

Wienerische oekonomische Sammlungen,

heisset, und nach Art der Schlesischen oekonomischen Sammlungen und des Kopenhagener Magazins zugleich den Inhalt des ganzen Stücks mit kleinen Lettern in gespaltenen Columnen enthält.

Gemeinnützige Anmerkungen zu dem — Traktat: die Aufhebung der Gemeinheiten in der Mark Brandenburg nach ihren grossen Vortheilen ökonomisch betrachtet — von einem Patrioten entworfen — 8. Berlin, 1766. 4 Bogen.

Ferner:

Sendschreiben an den Verf. der gemeinnützigen Anmerkungen — 8. Berlin, 1767. 2 Bogen.

Der Traktat von Aufhebung der Gemeinheiten in der Mark Brandenburg ist von uns im 1ten Stück des sechsten Bandes der Bibliothek S. 324 beurtheilet. Die beyden vor uns liegenden Abhandlungen, welche sich darauf beziehen, betreffen einige streitige Sätze von dieser Materie, sonderlich aber die Frage: Ob die Mark oder Pommern einen grösseren Vortheil von Aufhebung der Gemeinheiten haben werde. Der Verf. der gemeinnützigen Anmerkungen ist ein Pommer und der Verf. des Sendschreibens ein Märker; jeder redet also seinem Vaterlande das Wort — Jedoch wird dieser Streit sehr freundschaftlich geführet, und alles was die Lehre der Aufhebung der Gemeinheiten angehet, von diesen zwey geschickten Landwirthen bey solcher Gelegenheit dergestalt gründlich erörtert, daß wir einem jedem ökonomischen Leser diese drey Traktätchens als die besten in ihrer Art anpreisen können.

Hrn. Joh. Paul Baumers, M. D. Mitglieds der Churfürstlich-Maynzischen Akademie zu Erfurth

Be-

Beschreibung eines zu Ersparung des Holzes eingerichteten Stuben-Ofens, welche den, von dem Königl. Preußischen General-Ober-Finanz-Krieges- und Domainen-Directorio, durch die Königl. Akademie der Wissenschaften ausgesetzten Preiß auf das Jahr 1764. gewonnen hat. Nebst noch zwoen andern Abhandlungen, welche ihr den Preiß streitig gemacht haben. Mit VII. Kupfertafeln. 4. Berlin bey Haude und Spener, Königl. Preuß. und der Akademie der Wissenschaften privil. Buchhändlern. 1768.

Im Vorbericht werden unter andern die Versuche erzählet, welche die Akademie in dem Hause des Herrn Hofrath Jeschke angestellet hat, da sie vier Oefen, deren Beschreibung ihr unter allen übrigen Schriften, dergleichen eine Menge eingesandt waren, am vorzüglichsten geschienen, nach der Vorschrift ihrer Erfinder hat erbauen und mit Büchen- Eichen- Elsen- und Fichten-Holz desgleichen mit Torf nach dem Gewicht heitzen lassen. Sodann folget die Abhandlung des Herrn Baumers, aus welcher wir hier nur den 11ten §. hersetzen wollen, um den Leser einsehen zu lassen, was der Verf. zu der Vollkommenheit eines Stuben-Ofens rechnet: „Je größer, heisset es daselbst, die Oberfläche eines Ofens, je schicklicher das „Windloch angebracht, je lebhafter das Feuer brennet, „und je länger das Feuer und die Hitze von dem Grunde „bis zu dem Zug- und Rauch-Loche laufen (circuliren) „muß, desto vollkommener ist der Ofen, weil ich mit weniger Feuer eine größere Hitze erhalten kann. Ausser „dieser Vollkommenheit kommen noch mehrere Vorzüge „vor, die bey einem Ofen in Acht genommen werden können; als die Bequemlichkeit bey dem Einheitzeloche, ingleichen, daß das Feuer leicht anzumachen und leichte „brennet, daß kein Rauch in die Stube ziehe, daß man „in dem Ofen kochen könne, daß ein Ofen gut und förmlich aussehe, daß er wenigen Raum einnehme, das er „mit geringen Kosten anzuschaffen und zu setzen, ingleichen „die Möglichkeit ihn in allen Zimmern setzen zu können.„ Daß des Herrn B. seine Art Oefen vieles von diesen Vollkommenheiten an sich haben muß, beweiset das Urtheil

der

: Akademie. Die zwo andern Abhandlungen sind kürzer,
d kommen in den wesentlichen Stücken mit dieser überein.
ıchkundige Leser werden alle drey vor sehr gut halten.

ersuch über die Absichten der Landesregierung bey
Leitung der Landwirthschaft, nebst angehängten
Lehrsätzen aus der Policey- Handlungs- und Finanz-
wissenschaft; welche unter dem allerhuldreichsten
Schutze Marien Theresiens, Kayserin, Königin
zu Germanien, zu Hungarn und Böheim rc. und
der Anleitung Josephs Butschek, Lehrers der Ka-
meralwissenschaften, in dem großen Carolinischen
Hörsaale auf der Prager hohen Schule öffentlich
den 12 Maymonats um die 4 Nachmittagsstunde
vertheydigen wird Ignatz Schwietelzky von
Czernczicz von Leutmeriz aus Böheim gebürtig.
4. Prag, gedruckt bey Johann Joseph Clauser,
Königl. Hofbuchdrucker. 1768. 19 Bogen und
2 Bogen Vorrede.

:s ist ein vortheilhafter Umstand für die Aufnahme der
· Landwirthschaft in Deutschland, daß man anfängt,
ırsätze aus derselben und andere dahin einschlagende
aterien der öffentlichen Prüfung in den Hörsälen auf
hen Schulen zu unterwerfen. Eine in Schweden schon
: verschiedenen Jahren eingeführte löbliche Gewohn
t. Die vor uns liegende wohlgerathene Schrift ist zu
n Endzweck aufgesetzt. Der Verf. hat lauter allgemeine
itze, die eine Landes-Regierung bey Leitung des Feld-
ıes zum Augenmerk haben muß, ohne Rücksicht auf die
ondern Umständn dieses oder jenen Landes zum Vorwurf
ıer Abhandlung gemacht. Diese Sätze, welche zwar
ıgstens bekannt und in allen Schriften von der Staats-
:thschaft befindlich sind, können jedoch jungen Leuten
f hohen Schulen nicht zeitig und nicht tief genug einge-
iget werden, um bey etwannigen wichtigen Aemtern, die
chtschnur ihrer Bemühungen für der Länder Wohlfahrt
ugeben. Ein gleiches gilt von den Lehrsätzen aus der
licey- Handlungs- und Finanz-Wissenschaft, welche dieser
hrift angehängt und mit vieler Deutlichkeit, Ordnung
) Gründlichkeit vorgetragen sind.

Ab-

Abhandlung von dem Ursprung und der Erzeugung proliferirender Blumen, nebst einer ausführlichen Anweisung, wie durch die Cultur aus einfachen, gefüllte, und proliferirende, aus gefüllten gezogen werden können, von D. J. Hill. Mit Kupfern erläutert. Aus dem Englischen übersetzt. gr. 8. Nürnberg bey George Peter Monath, 1768. 4 B. und 7 Kupferplatten.

„Seite 3. Proliferirende Blumen oder solche die aus„einander heraus wachsen, werden diejenigen „genennet, wo eine zweyte mit einem neuen Styl, aus „dem Mittelpunkt der ersten, und bisweilen so gar eine „dritte aus dieser zweyten herfür kommt. S. 4. alle pro„liferirende Blumen sind zufällig. Es giebt keine Gattung, „welche natürlicher Weise und für beständig in dieser Ge„stalt erscheinet. Sie sind bloße Abweichungen von dem „ordentlichen Stande der Natur, und werden durch den „Ueberfluß einer besondern Nahrung veranlasset, und „insgemein sind sie die Wirkung einer guten Cultur.„ Diese Cultur wird im achten Capitel sorgfältig und deutlich beschrieben, und ob sie manchem zwar weitläufig, langweilich und mühsam vorkommen dürfte, so denken Blumenliebhaber doch ganz anders, und für diese wird der Traktat, ausser demjenigen was zur Naturkunde gehöret, angenehm und nutzbar seyn.

Wilhelm Bells M. A. zu Cambridge gekrönte Preißschrift von den Quellen und Folgen einer starken Bevölkerung. 8. Wien, gedruckt bey Joh. Thomas Edlen von Trattnern, Kaiserl. Königl. Hofbuchdruckern und Buchhändlern. 1768. 3 Bogen.

Da wir einer kleinen Schrift auch nur einen kleinen Platz in unserer Bibliothek einräumen können, so wollen wir nur kurz melden, daß der Verf. zu den Quellen der Bevölkerung, den Landbau und die nöthigen Künste; zu den Folgen derselben aber die Handlung und die schönen Künste rechnet.

T.

Allgemeine Haushaltungs- und Land-Wissenschaft, aus den sichersten und neuesten Erfahrungen und Entdeckungen geprüfet und in Ausübung gebracht von einer ökonomischen Gesellschaft in England. Fünfter und letzter Theil. Mit Kupfern und vollständigen Registern über alle Theile. gr. 8. Leipzig bey Adam Heinrich Hollens Wittwe, 1768. 19 Bogen und 13 Kupferplatten.

Der Leser wird von diesem vortreflichen Werk unser Urtheil im zweyten Stück des fünften Bandes dieser Bibliothek S. 295. finden, da wir bey Gelegenheit des vierten Theils unser Verlangen äußerten, die so lange verzögerte Endschaft der deutschen Uebersetzung zu sehen. Der vor uns liegende fünfte Theil macht also den Beschluß dieses Buchs, und enthält die Zusätze zu der allgemeinen Haushaltungs-Wissenschaft, welche in 18 Artickeln abgehandelt werden. Diese betreffen folgende Materien: I. Abhandlung vom Olivenbaum S. 1. II. Vom Krappbau „S. 33. III. Abhandlung vom Weinbaue S. 54. IV. Fort„setzung vom Weinbau S. 81. V. Vom Baue des Waids „S. 114. VI. Vom Baue des Zuckerrohrs S. 120. VII. „Vom Baue des Indigo S. 127. VIII. Vom Baue des „Caffeebaums S. 121. IX. Vom Baue der Baumwolle „S. 133. X. Vom Baue des Cacao S. 135. XI. Geschichte „der Kartoffeln S. 137. XII. Vom Baue des Safrans „S. 140. XIII. Vom liefländischen Flachsbau S. 141. „XIV. Von der Dörrung des Korns in Liefland S. 145. „XV. Mittel das Bier vor dem Versauren lang zu be„wahren S. 154. XVI. Abhandlung vom Schotendorne „oder der Acacia S. 157. XVII. Abhandlung von der „Maulbeerbaumzucht durch Schnittlinge S. 175. XVIII. „Vom Baue des Mais S. 187. Die Kupfer sind deut„lich, wir glaubten aber anfänglich, daß sie zahlreicher seyn würden. Da wir bey dem vierten Theil wider das schlechte Papier geeifert haben, so können wir von diesem letztern Theil melden, daß das Papier ungleich besser und demjenigen gleich ist, darauf die erstern Theile gedruckt worden sind.

Gottlieb Rammelt, Kunstgärtners zu Beuchlitz, und Mitgliedes der ökonomischen Gesellschaft in Leipzig, ver-

vermischte ökonomische Abhandlungen zum Besten der Landwirthschaft und Gärtnerey aus eigener Erfahrung und angestellten Versuchen mitgetheilet. 8. Halle bey Johann Gottfried Trampe, 1768. 1 Alphab. und 1 Bogen Vorrede.

Herr R. hat verschiedene von den hier befindlichen Aufsätzen von Zeit zu Zeit an den Hrn. Prof. Schreber gesendet, welcher sie in seinen bekannten Sammlungen hie und da mit eingerücket hat. Sie sind durchgängig aus Erfahrung geschrieben, die man einem alten Kunstgärtner zutrauen kann, der dabey lieset und nachdenket, wie der Hr. Verf. in seinen Abhandlungen deutlich genug beweiset. Der Aufsatz von Krauthacken S. 192. desgleichen von besserer Behandlung der Kopfweiden S. 209. hat uns unter andern vorzüglich gefallen, und gehet Hr. Rammelt in beyden Stücken sehr ab, von der gewöhnlichen Art dieses Geschäffte zu betreiben. Wir empfehlen dies Buch sonderlich denjenigen ökonomischen Lesern, welche bey Betreibung einer kleinen Landwirthschaft Lust und Zeit haben, auf ihren Feldern und in ihren Gärten, alle auch die kleinsten Verrichtungen unter ihren Augen machen zu lassen.

T.

Zuverläßige und in der Wirthschaft wahr befundene Mittel, wodurch der mittlere und kleine Landmann bey Ackerbau und Viehzucht seinen Nahrungsstand verbessern, seine Abgaben sich erleichtern, und auch vor sich selbst mehr erwerben kann, von H. A. Fischer. 8. Budißin, verlegts Johann Carl Drachstedt 1768.

Der Innhalt dieses Traktats überhaupt betrachtet, ist richtig und gegründet, denn er bestehet größtentheils aus solchen allgemeinen ökon. Wahrheiten, die kein vernünftiger Mensch in Zweifel ziehet. Wer überdem ökonomische Bücher lieset, und die Angaben der neuern guten Schriftsteller kennet, dem ist es ein Eckel dergleichen hier wörtlich nachgedruckt zu finden, davon der ganze sechste Theil des Franz Home Grundsätze des Ackerbaues, und des Wachsthums der Pflanzen, einen Beweis abgeben kann. Unsers Ermessens hätte Hr. F. nicht bey allgemeinen Sätzen allein müssen stehen bleiben, son-

dern die Wirthschaft des mittlern und kleinen Landmanns vornehmen, Stück vor Stück durchgehen, und bey einem jeden Fall zeigen sollen, wie es derselbe in diesen Umständen, zu dieser Zeit, bey solchem Acker, bey solchen Wiesen, bey solcher Lage seines Guths, u. s. w. machen müsse, um seine Wirthschaft von den bisherigen Fehlern zu reinigen und selbige zu verbessern. Dies aber ist nirgend geschehen, sondern der grosse, mittlere und kleine Landmann, müssen sich das heraussuchen, was sie brauchen können.

Friederich Ulrich Stissers, ehemaligen Fürstl. Braunschweig-Lüneburg. Amtmanns und nachherigen K. Pr. Krieges- und Domainenraths, Einleitung zur Landwirthschaft und Policey der Teutschen, zum Unterricht in Oekonomie- Policey- und Cammerwesen eingerichtet, von neuen übersehen, an vielen Orten verbessert und vermehret, von D. Georg Heinrich Zinken, Hochfürstl. Braunschweigischen würkl. Hof- und Cammerrath, P. P. O. Juris und Cameralium auf der Universität Helmstädt, und des Hochfürstl. Collegii Carolini in Braunschweig Curatore. 8. Jena, verlegts Joh. Rud. Cröckers seel. Wittbe, 1768. 1 Alph. 14 Bogen.

Im Jahr 1735. ließ der seel. Stisser dies Buch zum erstenmal drucken. Nach dessen Tode wurde es von dem Hn. Hofrath Zinke verbessert und vermehrt herausgegeben. Dies geschahe im Jahr 1746. In dieser Leipziger Ostermesse tritt es wieder mit der Jahreszahl 1768. und einem etwas veränderten Titel ans Licht, wir versichern aber den Leser, daß diese sogenannte neue Ausgabe, bis auf den ersten Bogen, der wegen des neuen Titels ohnedem umgedruckt werden mußte, und die hier ausgelassene Zueignungsschrift an die Herzogin von Braunschweig derjenigen von 1746. in allen Stücken gleich und kein Jota darinn verändert worden ist. Da nun der Plan unserer Bibliothek verbietet, solche alte Schriften zu beurtheilen, so wollen wir nichts weiter hinzufügen, als des Herrn Joh. Rud. Cröckers seel. Wittwe dienstlich ersuchen, hinfort keine neue Titel mehr vor alte Bücher drucken zu lassen,

sein, weil die böse Welt sonsten von ihr ungleiche Urtheile fällen dürfte. Die gute Frau! —

P.

Plan der fränkisch- physikalisch- ökonomischen Bienen-Gesellschaft, zu glücklicher Errichtung der nützlichsten Schwarm- und Magazin-Bienen, auch möglichster Erleichterung der Bienenzucht überhaupt; worinnen alle pracktische Handgriffe insonderheit für den Landmann, auf eine seinen Umständen gemäße leichte, und aller Orten und Gegenden nachahmliche Weise, auf alle Zeiten zugleich aufs vortheilhafteste und dergestalten eingerichtet worden, daß nicht nur keine Bienen mehr umgebracht, sondern alle Schwärme sowol als Mutter-Bienen glücklich erhalten und in kurzer Zeit, Honig und Wachs zum wahren Profit gemacht werden kann, wornach nun nicht nur in Franken, sondern überall, an allen Orten und Enden, auch wo noch meistentheils die sogenannten Klotzbeuten oder große hölzerne Stöcke in mühsamen Gebrauch sind, zu weit größerm Nutzen jede Zucht eingerichtet werden mag; herausgegeben von Johann Leonhard Eyrich Hochfreyherrl. Seckendorfisch. Pfarrer in Ezelheim rc., 8. Anspach, verlegts Jacob Christoph Posch, 1768. 23 Bogen und 3 Bogen Vorrede.

Nichts als Bienen-Bücher! von denen man fast sagen kann: Wenn du eins gelesen hast, so hast du sie alle gelesen. Diese Schrift von der Fränkischen Bienen-Gesellschaft scheinet uns indessen doch einige Vorzüge von den Abhandlungen und Erfahrungen der Oberlausizischen Bienen-Gesellschaft zu haben. Wenigstens kommen keine Gedichte und erbauliche Reden darinn vor.

Q.

Des Hrn. du Hamel du Monceau, Ergänzung zum Traktate von Erhaltung des Getraides, worinnen viele

viele neue Versuche, nebst einer noch einfachern Art das Getraide zu erhalten, als die von 1754. vorgetragen sind. Aus dem Französischen übersetzet von Johann Daniel Tietz, der Naturl. ordentl. Professor zu Wittenberg, der Leipz. ökon. Societät Mitgliede, nebst IV Kupfertafeln, 8. Leipzig bey Johann Friedrich Junius 1768. 10 Bogen.

Der gelehrte Hr. Prof. Tietz liefert hier die wohlgerathene Uebersetzung eines nützlichen Traktats des um die Landwirthschaft unsterblich verdienten Hrn. du Hamel du Monçeau. Dieser große Mann hat gegenwärtige Bogen als einen Anhang seiner Schrift von Erhaltung des Getraides, davon bereits im Jahr 1754. die zweyte französische Auflage heraus kam, drucken lassen; und darinn noch verschiedene neue Vortheile bey diesem für alle Länder gleich wichtigen Geschäfte beygebracht. Obgleich die Art das Korn durch dörren auf viel Jahre zu erhalten, schon lange im Gebrauch gewesen, so ist doch Hr. du Hamel derjenige, welcher durch Erfindung einer besondern Darre hiezu, und anderer Bequemlichkeiten die Sache zu der möglichsten Vollkommenheit gebracht hat. Von dieser Darre werden hier Zeichnungen und eine sehr deutliche Erklärung gegeben, übrigens aber der ganze Proceß dieser Verrichtung ausführlich beschrieben, und verschiedene Versuche die man mit gedörretem und ungedörretem Getraide beym Brodtbacken angestellet hat, beygebracht. Merkwürdig ist hier noch, daß alle Korn-Insecten in einer Hitze von 80 Graden des Reaumurschen Wärmmessers in der Darre umkommen müssen, daher man um diese Korn-Feinde in einem damit angesteckten Getraide los zu werden, die Darre in einer Hitze zwischen 80. und 90 Graden erhalten soll. Der Hr. Uebersetzer hat in einer Anmerkung die französischen Fruchtmaaße, deren Originalnamen er beybehalten müssen, mit dem Dreßdner Scheffel verglichen, welches zur Deutlichkeit höchst nöthig war.

Der Bienenbau in Körben, oder Niedersächsischer Bienenvater. Ausgefertiget von Friedrich Traugott Schmidt, des heil. Predigtamts Candidat, und der physikalischen Classe, der Oberlausitzisch-physikalisch-ökonomischen Bienengesellschaft ordentl.

dentl. Mitgliede. 8. Leipzig, bey Siegfried Lebrecht Crusius. 1768. 15 Bogen.

Die im Sächsischen und im Brandenburgischen auch in einigen andern Gegenden übliche Methode die Bienen in Strohkörben zu halten, ist hier ganz gut und deutlich beschrieben. Nur hätten wir gewünschet, daß der Herr Verf. wie er in der Vorrede verspricht, den eigentlichen Vorzug dieser Art der Bienen-Pflege vor den übrigen Einrichtungen der Bienen-Stände deutlich gezeigt hätte, welches wir aber nicht finden. Das Buch ist praktisch und von einem angehenden Bienen-Liebhaber zum Unterricht gut zu gebrauchen. Die Schreibart ist aufgeweckt, fällt aber zuweilen in das poßierliche.

Johann Christoph Bernhards, Hochfürstl. Markgräfl. Baden-Durlachischen Oekonomie-Raths und Burg-Vogts zu Niefern und Bauschlot, auch Mitglieds der ökonomischen Gesellschaft zu Bern rc. Vorschläge zu einer wirthschaftlichen Policey der Dörfer, oder wie die Landwirthschaft daselbst überhaupt, so wohl in Absicht auf die Policey und der Communen, gemeinschaftliche Einkünfte und Cassen, als auch der Inwohner besondere Haushaltung zu verbessern. 8. Stutgart, bey Johann Benedict Mezler. 1768. 12 Bogen.

Herr Bernhard hat sich durch seine vollständige Abhandlung vom Wiesenbau, dem Publikum auf einer sehr vortheilhaften Seite gezeigt. Denn es sind wenige Zweige der Landwirthschaft so ausführlich und mit solcher vorzüglichen Gründlichkeit abgehandelt als in jenem vortreflichen Werk geschehen ist. Ein so großer Landwirth und ein so geschickter Schriftsteller handelt hier von einer wirthschaftlichen Policey der Dörfer, und man kann es ihm also zutrauen, daß er was gutes hierinn geleistet habe. Seine Vorschläge sind unverbesserlich, nur dünket es uns, daß er in manchen Fällen eine zu große Genauigkeit fordert, welche der allen Menschen angebohrnen Liebe frey zu handeln zu nahe tritt und den menschlichen Eigensinn dagegen empöhret. Würde indessen

auch nur die Hälfte seiner Vorschläge befolgt; so dürfte dieses schon zur Aufnahme der Dörfer nicht wenig beytragen. Der 46. und letzte Punkt in dieser Schrift hat uns besonders gefallen, da er von dem grossen Nutzen eines Landwirthschafts Aufsehers redet, und wir haben schon lange den patriotischen Wunsch zum besten der Landwirthschaft gethan, daß es gut seyn würde, wenn ein ökonomischer General-Fiskal in jedem Lande wäre, der auf die Befolgung der Landesherrlichen Befehle, so die Landwirthschaft angehen, genau hielte, und der Macht und Ansehen genug hätte, daß der Edelmann wie der Bauer ihm Gehorsam leisten müssen.

Der wohlunterwiesene Landwirth oder der Freund des Landmannes, allen Liebhabern der Landwirthschaft zum besten herausgegeben von dem Verf. der wohlunterwiesenen Landwirthinn; aus dem Französischen übersetzt. Nihil agricultura melius, nihil uberius — — nihil homine libero dignius. Horat. 8. Nürnberg, verlegts Wolfgang Schwartzkopf. 1768. 1 Alph. 2 Bogen.

Die wohlunterwiesene Landwirthin ist ein elendes Buch, und haben wir es als solches in der Bibliothek Th. VI. St. 2. S. 289. angezeiget. Der gegenwärtige Landwirth hingegen ist ungleich besser ausgefallen, zwar nicht von Fehlern frey, deren wir viele anführen könnten, jedoch in Absicht verschiedener Theile der Landwirthschaft ziemlich gründlich. Ob indessen alles des Verf. eigene Gedanken sind, oder ob andere gute Schriften, das ihrige haben beytragen müssen, wollen wir für diesmal unerörtert lassen.

P.

15. Cameralwissenschaft.

Versuch über den Luxus. Oder Gedanken von Anwendung der Reichthümer. Königsberg bey Kanter, 1767. in 8.

Wenn

Wenn der weise Samuel Werenfels noch lebete, so würde er seine Abhandlung von den Logomachien der Gelehrten mit einem schönen Hauptstücke vermehren können. Seit dreyßig Jahren kämpfen politische und moralische Schriftsteller über den Luxus. Wir glauben indessen, die meisten würden deshalben einig seyn, wenn sie nicht ganz entgegensetzte Begriffe mit diesem Worte verbänden. Die Alten nennten Luxus, Luxuria, alles was auf eine schädliche Weise an einem Gewächse überflüßig ist, was durch sein Daseyn eine wesentlichere Vollkommenheit hemmet. Einige ernsthafte und strenge Sittenlehrer nennten Luxus, jeden Genuß, der weiter gieng, als was die mit wenigem vergnügte Natur forderte, jeden Aufwand, welcher der Zierde und einer hohen Anmuth gewidmet war, indem andre nur denjenigen Aufwand, nur diejenigen Annehmlichkeiten unter diesem Worte verstunden, welche die Grenzen der Natur und der Weisheit überschreiten, und indem noch andre beyde Arten darunter begriffen — Aus so unendlich verschiednen Begriffen und Erklärungen mußten nothwendig unendlich verschiedene Folgen fließen — und da die Kämpfer sich selten redlich gegen einander aufkläreten: so blieben sie insgemein alle sieghaft, und von den zwey ersten Partheyen hatte jede nach ihrem Sinne Recht, und auch die letzten würden es gehabt haben, wenn sie, wie der Urheber der gegenwärtigen Schrift, den schädlichen Luxus von dem unschädlichen unterschieden hätten — Indessen wäre sehr zu wünschen gewesen, daß man dem Worte Luxus seinen ursprünglichen Sinn gelassen, und durch dessen Aenderung nicht Anlaß zu Irrthümern, zu falschen Vorurtheilen und zu unnöthigen Streitigkeiten gegeben hätte.

Der Verfasser der Abhandlung, die wir hier vor Augen haben, nennet Luxus jeden Gebrauch der Reichthümer und der Emsigkeit, um sich das Leben angenehm zu machen. In diesem Sinne wird gewiß bey allen Vernünftigen der Luxus ein Mittelding, er wird sogar gut seyn, so lang der Gebrauch nicht in den Mißbrauch verwandelt wird; welches der ursprüngliche Sinn des Wortes aus sich schließet. Da aber der erleuchtete Verfasser dieser Abhandlung einmal diese Bedeutung dieses Wortes angenommen hat, so können wir nicht anders, als ihn sehr lobenswürdig finden, daß er beyde Arten des Luxus sowol unterscheidet, und daß ohne die pedantische Deklamation eines Asceten zu affektiren, er die schädlichen Folgen des übertriebenen, des unordentlichen Luxus mit der lichtvollesten Stärke zeiget. Seine kleine Schrift ist voll

der gesündesten Aussichten und der weisesten Grundsätze — welche von Staatsmännern fleißig erwogen und durchgedacht zu werden, verdienen. — Die Vorschläge insonderheit, die er gegen dem Ende seines Werkgens thut, sind einer vorzüglichen Aufmerksamkeit würdig — Sie setzen aber die sehr schwere, obwol nicht unmögliche Auflösung einer sehr wichtigen Ausgabe voraus — Wie sollen und wie können dieselben ausgeführet werden?

Es wird uns erlaubt seyn, aus Anlasse einer Abhandlung über den Luxus eine Anmerkung über diesen Gegenstand beyzufügen. Die Ueppigkeit der Großen, der Reichen und der Mächtigen ist ohne Zweifel ein großes moralisches und politisches Uebel. Es bedünket uns aber, die politischen Schriftsteller haben den Luxus der niedersten Classen der Gesellschaft nicht genug beherziget. Sollte dieser nicht in dem ökonomischen, politischen und moralischen Gesichtspunkt höchst wichtig seyn? Wäre es nicht möglich, daß er der allgemeinen Wohlfahrt eben so schädlich wäre, als nirgend ein anders politisches Uebel. —

16. Vermischte Nachrichten.

Belisar, von dem Hrn. von Marmontel, aus dem Französischen übersetzt, mit Kupfern. Leipzig, bey Crusius, 1767. gr. 8.

Frankreich hat uns seit wenig Jahren zwey der wichtigsten Werke geliefert. Das Handbuch des Bürgers an den Unterredungen des Phocion des Hrn. Abbt Mably und dasselbe von dem Fürsten an dem Belisarius des Hrn. von Marmontel. Derjenige geschickte Mann, welcher dieses letztere übersetzet hat, hat dadurch seinen der franz. Sprache unkundigen Landsleuten, einen nicht geringen Dienst gethan, und ein nicht minder wesentliches Verdienst hat der edle Hr. von Trattner sich erworben, daß er durch einen Nachdruck dieser Uebersetzung solche in Ländern gemein gemachet hat, wo ehemals solche kaum hätte verkaufet werden dürfen. Es würde überflüßig seyn, einen weitläufigen Auszug von diesem Werke zu liefern, das schon durch den Beyfall des ganzen erleuchteten Europa und durch den Widerspruch der Sorbonne, allgemein bekannt ist, und das neben dem Telemach ein Elementarbuch zu dem Unterichte zukünftiger Monarchen werden wird.

Hi

Hillär von einem Metaphysiker, nebst der Censur der Sorbonne und den übrigen den Belisär des Hrn. Marmontel betreffenden Stücken. Aus dem Französischen übersetzet. Leipzig bey Siegfried Lebrecht Crusius, 1768.

Es war nicht anders möglich, als daß eine so wichtige Erscheinung, wie der Belisarius des Hrn. von Marmontel ist, grosse Erschütterungen verursachen sollte. Auch haben der Erzbischof von Paris, die Sorbonne viele ansehnlichsten Geistlichen in Frankreich mit einem Eyfer, welcher nahe an die Wuth gränzet, sich diesem Werke widersetzet — und sollen wir es natürlich sagen, sich widersetzen müssen, wenn sie den Geist, mit welchem die römischkatholische Kirche, oder doch der päbstliche Hof immer gehandelt haben, nicht verläugnen wollten — Es haben hingegen die Freunde des Hrn. Marmontel und seiner Denkungsart der Sorbonne eben so wenig geschonet, und dieselbe mit einer Menge Schriften angegriffen, von denen die meisten dem wahren Geiste der Philosophie eben so wenig angemessen sind, als viele theologischen Widerlegungen des Hrn. von Marmontel demselben von der Religion. Insonderheit hat der Hr. von Voltaire bey diesem Anlasse, wie bey vielen andern, mit eben so vieler Intoleranz wider die Geistlichkeit geschrieben, als diese jemals wider ihre Feinde gehandelt hat. Die dem Hillär beygedruckte Sammlung enthält viele dieser Stücke, deren einige der Geistlichkeit und andre der Philosophie nicht allzuviel Ehre machen. Des Hrn. Marmontels Anzeige der Bewegungsgründe, die ihn abhalten, die bürgerliche Intoleranz zu billigen, hat uns am besten gefallen, und ihres Verfassers würdig gedeucht. Uebrigens ist diese Sammlung sehr unvollständig, und dieselbe würde wohl nicht übersetzet worden seyn, wenn das Uebersetzen nicht ein Handwerk wäre. — Wir wollen von allen diesen Stücken nur des Hillärs gedenken. Dieser ist eine nicht übel gerathene Parodie des Belisarius, und weil doch in Frankreich alles muß parodiert werden: so sehen wir es als einen Vortheil an, daß der Hr. Marmontel es auf eine Art geworden ist, durch die sein Werk wirklich auch den niedern Classen der menschlichen Gesellschaft unmittelbar nützlich werden könnte. Er gehörte aber eben deswegen nicht in diese Sammlung, indem er nicht einmal die Streitigkeiten ange-

het, welche der Belisarius erreget hat, und indem er das berüchtigte funfzehnte Kapitel mit einer schätzbaren Klugheit in einem Werke wegläßt, das unter der Würde solcher wichtiger und verehrungswürdiger Gegenstände ist. Dieses Werkgen hätte besonders gedruckt werden sollen, und wir wünschten, daß es auf eine Weise geschehen könnte, durch welche dasselbe in einem sehr geringen Preise in die Hände des gemeinen Mannes gebracht würde — Die Gefühle von Menschlichkeit, von Redlichkeit und von Ehre, sind in Seelen von niedrigem Stande vorhanden, wie in denen vom höchsten Range — Aber sie müßten durch andere Wege rege gemachet und beleuchtet werden. Die Bemühung, Parodien in diesem löblichen Sinne und in so gemeinnützigen Absichten zu machen, könnte wohl von einem unbeschreiblichen Nutzen seyn.

K.

Natürliche Geschichte des menschlichen Geschlechts aus dem französischen; mit einem Vorberichte von dem wahren Nutzen der Geschichtkunde, dem Königl. Institut der historischen Wissenschaften zu Göttingen zugeeignet von einem ordentlichen Mitgliede desselben *I. Chr. E. Springer*. Lemgo bey Meyer 1768. 8. 328 S.

Der wahre Verf. dieser Schrift, den zwar einige für den Abbt Pichon halten wollen, ist uns mit Gewisheit nicht bekannt. Der Uebersetzer verlangt damit dem Publikum keinen besondern Dienst zu thun, sondern seine Absicht ist nur Freunde der Geschichte zu erwecken, die ohngefehr nach dieser Anlage versuchen möchten, die Geschichte einzeler Nationen, nur aber gründlicher zu bearbeiten. Indessen hat Hr. S. durch seine Anmerkungen, womit er seinen Schriftsteller theils widerlegt, theils berichtigt, und dann auch durch die vorangeschickte lebhafte Abhandlung, die zwar zu einer ganz andern Gelegenheit verfertigt zu seyn scheint, doch aber hier an gelegenen Orte angebracht ist, diese Schrift so interessant zu machen gewußt, daß man sie gerne liest und daß der philosophische Freund der Geschichte sie nicht entbehren kann.

***

Raisonnement über die protestantischen Universitäten in Deutschland. Erster Theil, Frankf. und Leipz. 1768. 8. 294 S.

Freymüthige Betrachtungen über das vor einiger Zeit herausgekommene Raisonnement über die protestantischen Universitäten in Deutschland nebst einem Anhange von akademischen Gymnasien. Erster Theil, Frankfurt an der Oder und Tübingen, 1769. 8. 87 S.

Ueber die protestantischen Universitäten in Deutschland neues Raisonnement von einigen Patrioten. Straßburg, 1769. 8. 366 S.

Drey oder eigentlicher dreyerley Verf. eröffnen ein Feld, das bisher noch ganz unfruchtbar war, man könnte es die Politick der Universitäten nennnen, Gundling, Scharf, Seip, und andere haben von der Methode und theils auch von den privat Sitten der Studirenden viel gutes geschrieben. Aber über die Grundsätze, die den Fürsten oder die Minister bestimmen sollen, Universitäten anzulegen, zu unterstützen oder eingehen zu lassen; was nach solchen Grundsätzen für eine Wahl in den Wissenschaften und unter den Lehrern zu treffen, wie die Fehler in der Methode hiernach zu verbessern und die Policey unter den Studirenden einzurichten sey; davon hatten wir bisher noch nichts ganzes. In Bestimmung dieser Grundsätze sind die Verf. nicht einig; der erste sieht alles mit cameralischen Augen an, und will alle deutsche Universitäten bis auf 6. zusammenschmelzen, diese aber nicht sowol zu Schulen nützlicher Kenntnisse als vielmehr zu Gesellschaften hoher und spekulativer Wissenschaften bilden, und der letzte arbeitet blos für das Regierungs-System und verlangt, daß nach demselben die Studierende mehr zu nützlichen und brauchbaren als spekulativen Kenntnissen angeführt und auch ihre Sitten darnach gebildet werden. Er kann also nichts cameralisches bey den Universitäten leiden als nur soviel, um die darauf zu verwendende Kosten erträglich zu machen; deswegen will er alle kleine deutsche Universitäten, wozu hinlängliche Stiftungen einmal vorhanden sind, erhalten wissen, und bemühet sich aus dem politischen Zustande von Deutschland zu zeigen, daß die Aufrichtung neuer Universitäten nun ein Ende habe.

Beyde Stücke haben wir mit wahrem Vergnügen gelesen; das eine erhöhet den Werth des andern, und je mehr man sie liest und vergleicht, je mehr Sachen und Wahrheiten entdeckt man; wir hätten nur wünschen mögen, daß der Verf.

des

des alten Raisonnements mehr Bescheidenheit gegen seine Brüder, die er gegen sich für ärmer am Geiste hält, und auch sonsten hier und dar weniger Anzüglichkeit gebrauchet hätte, so würden alsdenn die Verf. des neuen Raisonnements mit der Vertheydigung der kleinen Universitäten und anderer dahin gehöriger Sätze sich viel kürzer haben fassen, und sie beyderseits ihren Schriften einen reinern Ton der Unpartheylichkeit geben können. Jenes ist übrigens mit mehrern Fleiße, dieses aber mit mehrerer Lebhaftigkeit geschrieben; auch der Verf. der freymüthigen Betrachtungen hat bey dieser Materie sein eigen Verdienst und sagt sehr viel wahres, ob wir schon glauben, daß er da, wo er die akademische Gymnasien lächerlich machen will, sie zu sehr von einer Seite betrachtet habe.

Gh.*

Gründlicher Unterricht von der Pferdezucht und Anlegung der Gestütte u. s. w. durch J. B. von Sind, Obristen eines Regiments Cavallerie und Churcöllnischen ersten Stallmeistern, Frankf. und Leipz. bey Brönner 1769. 8. 234 S. mit 2 Kupfern in Fol.

Eine sehr brauchbare Abhandlung, die der Verf. in seinem größern Werke, Unterricht in den Wissenschaften eines Stallmeisters S. 20. angeführet hat, ohne sich in diesem oder jenem auszuschreiben.

Hm.**

P. N. Sprengels, Handwerke und Künste in Tabellen mit Kupfern. Erste Ausgabe, Berlin in Verlag der Buchhändlung der Real-Schule, 1767. 8. 117 S.

Zwote Ausgabe, 1768. 134 S.

Dritte Sammlung, Bearbeitung der edlen Metalle. 1769. 184 S.

Vierte Sammlung, Bearbeitung der Edelsteine, des Bleyes, des Kupfers und des Meßings, 1769. 224 S.

Ein Unternehmen von größern Verdienst als das Werk der französischen Akademisten. Jenes ist dazu bestimmet, die Künste vor ihrem späten künftigen Untergang zu bewahren,

dieses aber, die Künste der Jugend gemein zu machen, und den Geist der Industrie gleich in den ersten Jahren der Kindheit zu erwecken. Wie gemeinnützlich würde es doch seyn, wenn nicht blos den Real-Schulen, sondern überhaupt allen Kinder-Schulen in den Städten diese Schrift in die Hände gespielet und sie anstatt der oft wunderlichen Figuren der gemeinsten Schulbücher, die gar keine Beziehung haben, und nur die Einbildungskrafft der Kinder verderben, mit den Abbildungen der Werkzeuche der Künstler und den ersten allgemeinen Begriffe der Künste und der Materialien bekannt gemacht würden; Viele Kinder, die aus ungegründeten Stolz den höhern Schulen gewidmet werden, würden auf solche Art für die Manufakturen des Landes gerettet werden können, wenn die Kinder der Vornehmen wie der Gemeinen zu den Kenntnissen der Handwerke angeführt würden. Die Handwerke und Künste würden nicht nur damit aus ihrer Verachtung sich erheben, sondern es würde auch in manchem Kinde selbst ein Geschmack für dieses oder jenes Handwerk entstehen, der eine sichere Anlage seiner künftigen Bestimmung werden könnte, anstatt, daß die meisten Eltern nach ihren Eigensinne wählen und ihre Kinder Handwerken widmen, dazu sie weder Lust noch natürliche Geschicklichkeit besitzen.

Diese Sammlungen sind im eigentlichen Verstande keine Tabellen, sondern die Methode ist nur so claßificirt, daß man leicht Tabellen daraus abschreiben kann. Ihrer übrigen Einrichtung nach gewähret diese Schrift auch vielen andern Gattungen erwachsener Leser wegen der technischen Ausdrücke einen angenehmen Unterricht, deswegen die Fortsetzung sehr zu wünschen ist. In diesen 4 Stücken lernt man folgende Künstler kennen: Buchbinder, Hutmacher, Glaser, Tischer, Brunnenmacher, Töpfer, Becker, Maurer, Nadler, Böttger, Kürschner, Drechsler, Goldschläger, Gold- und Silberdratzieher, Plätter und Spinner, Stücker, Bortenwirker, Gold- und Silberarbeiter, Steinschneider, Bleyfabrik, Zinngiesser, Kupferhammer, Kupferschmid, Meßingwerk.

C.

Ueber die Riesen in Patagonien ꝛc. Danzig. Wedel, 1769. 8. S. 144.

Eine Uebersetzung von Abt Coyers Brief an D. Maty über diese Materie nebst einer Critick über J. C. E. S. physikalische Untersuchung, ob auch patagonische Riesen möglich sind?

sind? Hr. S. W. T. (so nennt sich dieser Uebersetzer) hat die Riesen so wenig gesehen, als Hr. J. C. E. S. Jener beweißt ihr Daseyn historisch, und dieser läugnet es physikalisch. So verfuhr man in vorigen Zeiten auch mit der Materie von Hexen und Gespenstern. Indessen hat Hr. J. C. E. S. doch den Hrn. von Haller für sich, der in seiner Physiologie auch Nationen von Riesen läugnet.

***

Veremunds von Lochstein, Gründe sowol für, als wider die geistliche Immunität in zeitlichen Dingen. Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von F. L. W. verbesserte Auflage. Nachdruck der Straßburger Auflage, 1769. gr. 8. 336 S.

Die vortreflichen Anmerkungen mit eingerechnet, ist diese Ausgabe ein Meisterstück. Man hat in dieser Materie noch nichts so gründliches gelesen. Die Gründe wider die Immunität haben dem Verf. freylich viel mehr Mühe und Papier gekostet, als jene; aber der Ton, den er dabey gewählet hat, ist ihm doch so gut gelungen, daß man das Advokatenmäßige, welches sonsten dergleichen Schriften caraktерisirt, kaum bemerken kann. Die Freymüthigkeit, die sowol im Text als in den Noten herrschet, giebt den historischen Untersuchungen ein Ansehen, für welches man eine Art von Ehrerbietung empfindet, so oft der Verfasser auch die Protestanten Ketzer nennt; (denn dieses thut er allem Ansehn nach, nur um seine Glaubensgenossen zu überzeugen, daß er keiner sey.) Die Wichtigkeit der Sache, welche diese Schrift allen Religionsverwandten auch ausserhalb Bayern, des Verf. Vaterland, für welche sie eigentlich geschrieben ist, empfiehlt, fodert von uns, unsere Leser doch einigermaßen mit dieses V. und seines Herausgebers Art zu denken und zu schliessen bekannt zu machen.

Er läugnet nicht, daß die Immunität in den Canonen und in den päbstlichen Constitutionen, wie auch in einem fast tausendjährigen Besitzstande gegründet sey; aber er zeigt zugleich die Schwäche dieser Gründe und beweißt, daß sie der heil. Schrift und den wahren Traditionen der Kirche schnurstracks entgegen sind.

Das ganze Corpus Juris Canonicum ist weiter nichts, als ein akademisches Lesebuch; in dieser und in keiner andern Absicht

Recht ist es zusammengetragen. Es hat nicht mehr Einfluß in das jus publicum als die Pandekten. Dasselbe sowol als die Concilia vom 8ten Jahrhundert an, da erst der Immunitätsgeist bey der Geistlichkeit aufgewachet, wie auch die darauf gebaute päbstliche Constitutiones, als die famose Bulla Cönä und Urbans des Achten, sind alle ausser den Glaubenslehren, so viel die Disciplin betrift, falsch; die Entdeckung dieser Falschheit ist erst nach dem jüngsten tridentischen Concilium gemacht worden, da man die Schelmereyen des Isidors und seiner erdichteten Dekretalen an den Tag gebracht, daß jetzt kein vernünftiger Catholik mehr daran zweifelt. Die allerchristlichste französische Kirche hat um die katholische Religion die größte Verdienste; ihr Betragen ist musterhaft und nachahmenswerth; ihre Freyheit gründet sich nicht auf besondere päbstliche Privilegien, sondern auf die gesundesten Begriffe von der Verfassung der Kirche, die also allen katholischen Staaten gemein sind; das Tridentinische Concilium ist in Frankreich nicht weiter als in Ansehung der Glaubenslehren und keinesweges in den disciplinarischen Artickeln gültig; die Bayerischen Concordaten mit der Geistlichkeit sind weiter nichts als ein Privilegium, das auf keine Remuneration gegründet ist und also von der Macht, die es gegeben hat, wieder aufgehoben werden kann; der tausendjährige Besitzstand ist nichts als eine tausendjährige Gewohnheit, die nach den Aussprüchen der h. h. Väter der Wahrheit weichen muß, weil Christus gesagt hat: Ich bin die Wahrheit und das Leben und nicht: Ich bin die Gewohnheit und das Leben.

Wenn wir bey der Herausgabe dieses Buchs eine Stimme gehabt hätten, versteht sich, daß es dazu gewidmet seyn sollte, das Jus Publikum der catholischen Staaten zu reformiren, welcher Bestimmung denn auch dasselbe in allem Betrachte würdig ist; so würden wir darauf angetragen haben, die hermineutischen und exegetischen Artickel kürzer zu fassen oder gar ausfallen zu lassen und hingegen jene Fragen in ein helleres Licht zu setzen: ob ein deutscher Staat, der das Tridentinische Concilium nicht mit Protestation wie Frankreich, sondern ohne Vorbehalt angenommen hat, blos allein wegen der nachher erst entdeckten Isidorischen Betrügereyen, berechtigt sey, sich der Verbindlichkeit desselben in Ansehung der disciplinarischen Punkten zu entziehen? und ob ausser der Crone Frankreich sonst noch eine fremde Macht, als Garant des Westphälischen Friedens, das Recht habe, es zu verhindern? und ob also auch in politischen Betrachte, in dem katholischen Religions-

gionswesen von Deutschland die Crone Frankreich ganz allein den Ton geben könne oder nicht?

Der vollkommene Pferdekenner, welcher nicht nur alle Schönheiten, Fehler und verschiedene Landesarten der Pferde zu erkennen giebt, sondern auch anweiset, wie man mit dem Pferd von seinem Ursprung an umgehen muß; wie es zum Reiten und Fahren anzugewöhnen ist; wie Sattel, Zäumung und Beschläg beschaffen seyn muß; wie alle Krankheiten zu erkennen und mit denen bewährtesten Mitteln zu heilen sind; wie man bey dem Wallachen Englisiren und andern chirurgischen Operationen an denen Pferden verfähret, nebst einem alphabetischen Verzeichniß derer von denen Juden sonderlich auf Roßmärkten gebräuchlichen hebräischen Wörter, Redensarten und ihrer Art zu zählen, durchgesehen und mit einer Vorrede begleitet von Wolff Ehrenfried von Reitzenstein, Seiner Hochf. Durchl. des regierenden Herrn Marggrafen zu Brandenburg-Onolzbach hochbetrauten Geheimen Rath und Obriststallmeister, dann Oberamtmann zu Uffenheim und denen incorporirten Aemtern rc. Uffenheim gedruckt bey Joh. Simon Meyer. Hochfürstl. privil. Buchd. 1764. 4 1. Th. 176 S. 2. Th. auch 176 S. ohne die Register, Vorrede und den Jüdischen Anhang.

Bey diesem ausführlichen Titel ist doch noch vergessen worden, 28. ganz erträglich gestochene Kupferplatten anzuzeigen, die auch noch darbey sind.

Der erste Theil enthält 9. Abschnitte, die von Pferden überhaupt, von der Vorsichtigkeit bey dem Einkaufen, von der Erziehung der Pferde, von der Reitschule, von den Untugenden der Pferde, von ihrer künstlichen Schönheit, vom Sattel, vom Zaume, und von dem Beschläge handeln.

Der zweete Theil ist lauter Mulomedicin und in 6. Abschnitte getheilt, davon chirurgische Operationen, zu Berei

reitung der Arzneyen, Verwahrung vor Krankheiten, Gebrechen des vordern- und hintern Theils der Pferde, Krankheiten des Leibes die Haupt-Gegenstände sind.

Mehr haben wir nicht nöthig von einem Buche zu sagen, daß seinem Titul überall genung thut. Doch hat uns der erste Theil besser gefallen als der letzte, der eine Wissenschaft abhandeln soll, die bisher immer noch das Geschäffte der Schmiede, der Knechte und noch geringerer Leute gewesen, und nun erst anfängt durch die Franzosen wieder geadelt und in die medicinische Facultät aufgenommen zu werden. Unsere bisherige Pferde-Physiologie war gar zu mager und zu empyrisch; man hieng sich zu sehr auch nach der Gewohnheit unserer altmodischen Menschen-Ärzte an hervorstechende Symtomen. Mit diesem allen nimmt sich doch hier dieses Buch fast vor allen Schriftstellern dieser Art durch eine sehr faßliche und dabey nicht blos praktische sondern auch sehr gründlich geschriebene Therapie aus; nur hätten wir wünschen mögen, daß bey dem Heilmittel die Maasen bestimmter und nicht provinzial angegeben und auch weniger deutsche Trivial Namen gebraucht worden wären, die meistens auch provinzial sind.

In dem ersten Theile kan man wohl bey den meisten Stellen finden, daß ein erfahrner Oberstallmeister die Hand mit dabey gehabt und dem Werke den Ton gegeben habe; und die gemeinnützliche Erfindung der Maschine, den Pferden den Singultum welcher verschiedene deutsche Namen hat, darunter doch Koppen der allgemeinste ist, abzugewöhnen, scheint ganz von ihm zu seyn. Es kommt bey dieser Erfindung darauf an, daß das Pferd bey jedem rucken einen empfindlichen Hieb mit einer Spitzruthe bekomme, ohne daß es einen Menschen wahrnehmen könne, der ihm den Hieb gebe; dieses muß wenigstens 3 Tag und 3 Nächte lang ununterbrochen fortdauren. Es ist also eine Maschine erfunden, die diese Hiebe austheilt und ein wachsamer Knecht, der keinen einzigen ruckum versäumen darf, muß sich still hinter der Maschine aufhalten und sie allezeit wieder spannen. In 3 Tagen ist die Cur zu Ende. Es ist zu wünschen, daß dieses gemeinnützige Mittel durch viele Versuche bekannter und üblicher gemacht werden möge, als es noch zu seyn scheint.

Die beste und bewährteste Erfindung wider das Koppen der Pferde mit Kupfern erklärt. Uffenheim, mit Meyerischen Schriften 4. 16 S.

Dieses ist ein Auszug aus dem Reitzensteinischen Buche, welches wir so eben angezeigt haben.

C.

Die Irrthümer des Hrn. von Voltaire aus dem Französischen des Hrn. Abts Nonnotte übersetzt, und mit nöthigen Anmerkungen versehen. Zween Bände, Frankf. und Leipz. 1768. 1769. 2 Alph. 19 B. in 8.

Der Verf. ein Mann von nicht gemeiner Belesenheit und Vernunft, schreibet mit vieler Ernsthaftigkeit, doch auch Bescheidenheit. Er ist ein vernünftiger Katholik und nicht immer ein blinder Eiferer. In dem ersten Bande, darinn er die historischen Irrthümer des V. widerleget, folget er der Zeitordnung derjenigen Geschichten, die in Verf. allgemeinen Geschichte und seinen übrigen Werken, gegen die Ehre der katholischen Kirche und des Kirchenregiments streiten. Hier finden wir Wahrheit und Leichtgläubigkeit vermenget. Wir wollen, ohne viel zu urtheilen, (denn hier kann es jeder Leser selbst) einige der Hauptmaterien auszeichnen. Die Ehre des Martyrerthums der Kirche wird gerettet, und dagegen, was V. zur Vertheydigung der Verfolger der ersten Christen saget, widerleget. Constantin der grosse wird vertheydigt; doch auch nicht alle Flecken seines Lebens geläugnet. Die Kreutzerscheinung wird behauptet; wie auch das unterirdische Feuer bey dem Tempelbau zur Zeit Hadrians. Die Worte des Ammianus Marcellinus, durch deren Verdrehung V. den Christen Grausamkeiten andichtet, werden recht erkläret. Oft sind hier die Widerlegungen des Verf. etwas zu langweilig und ernsthaft, wo nichts weiter nöthig gewesen wäre, als die eignen Worte der alten Geschichtschreiber unter den Text zu setzen. Wenn er V. Lobschrift auf Muhammed untersuchet, so gehet er ohne Zweifel in seinem Eifer zu weit, und diesen Theil der Geschichte hat er am wenigsten verstanden. Was er hernach zur Vertheydigung der Messe, der Communion unter einerley Gestalt, und der Beichte historisches anführet, ist alles aus dem Bellarmin, du Pin, Maimbourg, du Chesne. Von dem Urspruns

sprünge der päbstlichen Macht schreibet er noch etwas frey, als ein französischer Geistlicher: er gestehet doch auch noch viele Ausschweifungen der abendländischen Kirche, als das Eselsfest und dergl. Merkwürdig ist es, wie er den Nutzen der Kreutzzüge für die Abendländer zu erweisen suchet: Sie entbunden, schreibt er, die Königreiche von einer Menge des unruhigen Adels, sie legten den Grund zum gemeinen Wesen der Städte — — Sie gaben den Königen Mittel an die Hand einen Theil ihres Ansehns, welches durch die Macht der Lehnträger zu sehr geschwächet worden, wieder zu gewinnen: Sie brachten den Abendländern eine bessere Kenntniß des Meers und Luft zum Handel bey. (Der Erfolg ist wahr: aber damit ist die Sittlichkeit und politische Klugheit der Kreutzzüge schlecht gerettet.) Weiter vertheydiget er die Costnizische Kirchenversammlung, und berufst sich dabey selbst auf Lenfant. Johann Huß ist ein Rebelle und Schwärmer. Die Jungfer von Orleans war eine wahre Wunderthäterin. Uebrigens aber gestehet er manchesmal die Misbräuche der erdichteten Wunder, der untergeschobenen Reliquien, des Ablasses und dergl. Er hat auch einige protestantische Geschichtschreiber, wiewol schielend, gelesen. Aber bey der Reformationsgeschichte folget er den Maimbourg blindlings. Von Luther, von der Glaubensmusterung der neuen Evangelisten, von Catharinen von Bora unehrbaren Umgangs mit wittenbergischen Juristen; von den Ketzern, die aus Schwärmerey alle geistliche und weltliche Ordnung stören, die Christo sich widersetzen, als welcher einmal für allemal die Verwaltung seiner Religion dem Petro und seinen Nachfolgern, den römischen Päbsten, aufgetragen, hier ist er ganz unerträglich. Viele Katholiken haben schon Luthern mehr Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Nun sehe man, zu was für ungereimten Behauptungen der blinde Eifer einen sonst vernünftigen Mann verleiten kann. Engelland soll seit der Annehmung der protestantischen Religion nicht mächtiger geworden seyn: dagegen hat Frankreich dadurch, daß es bey der katholischen Religion geblieben, an Macht und Ruhm mehr zugenommen als Engelland. Anna von Boleyn soll ein liederliches Weib gewesen seyn: und Elisabeth — — ja das versteht sich von selbst: Maria aber war eine heilige. Er preiset die Religion Franz des ersten, als eines guten Christen: bey der parisischen Bluthochzeit mag Carl der neunte aus Jächzorn wohl etwas zu weit gegangen seyn. Hieran wird man genug haben, um seinen historischen Geist kennen zu lernen. Ueberall hat N. nicht den geringsten Begriff von

der Freyheit des Geistes, und von der Glückseeligkeit eines Menschen der denken und prüfen darf: denn das heisset alles bey ihm indifferentische Freydenkerey, Schwärmerey, gottlose Freygeisterey. Er unterstehet sich zu behaupten, daß die protestantische Religion sich mit der Freyheit nicht besser vertrage, als die katholische: denn die katholische Polacken hätten mehr Freyheit als die protestantischen Engelländer, und die Protestanten in den sächsischen, preußischen, und braunschweigischen Staaten seyn zum wenigsten eben sowol Sklaven als die Unterthanen in irgend einem katholischen Lande. Noch eins. Die Wiederrufung der Verordnung von Nantes war zu loben und der Schade, den Frankreich davon gehabt hat, ist nicht gros gewesen. Man siehet nun aus diesen Proben, wie wenig auch noch zur jetzigen Zeit eine vernünftige Geschichte von Geistlichen zu erwarten ist, die so steif an den Grundsätzen ihrer Kirche zu hangen verpflichtet sind. Dabey siehet man doch auch, wie eine sehr mäßige Kenntniß der Geschichte oft zureichet, die historische Unwissenheit oder Verwegenheit des V. zu entblößen. Als eine Nebensache bemerken wir, daß N. gegen V. läugnet, daß die Poesie bey jedem Volke von der Verbesserung der Beredsamkeit und der ungebundenen Schreibart vorhergehen müsse: denn, schreibt er, Hortensius, Cicero, Cäsar haben vor Virgil und Horatz gelebet. Wahr; aber nach dem Ennius: und sie hatten sich in Griechenland gebildet: und auch sie verehrten den Homer als den Vater ihrer Weisheit.

Das zweyte Buch widerleget V. dogmatische Irrthümer in 29 Abschnitten. Ueberhaupt kommt wirklich hier viel gutes vor, nur so lange er nicht auf das Kirchenregiment, die Gefahr der Duldung und überall auf die Grundsätze des Gewissens-Zwanges kommt: alsdann erkennet man denselbigen Mann nicht mehr. So ist z. E. in denjenigen Abschnitten die von dem Daseyn Gottes, von dem Deismus, von der Seele, von der Natur, von der Freyheit handeln; auch wo er von der Bevölkerung des Erdkreises und von Amerika und von den Nordländern gegen V. den la Plüche hat gebrauchen können, viel gutes, das zwar sonst bekannt genug, aber doch gut vorgetragen ist: insonderheit was er Cap. 17. von dem jüdischen Volke gegen V. anmerket: und in der That hat V. auch nirgends mehr seine Unwissenheit blos gegeben als in seinen nichtswürdigen Spöttereyen über das jüdische Volk. Was aber sonst die eifrig katholischen Sätze des N. betrift, so liefern wir daraus nur folgende Proben. Durch die Klöster

wird

wird die Bevölkerung des Landes nicht gehindert. Sonst bringet er freylich vieles zur Vertheydigung des Klosterlebens vor, das sich hören läßt: aber dies ist doch wider die klare Sonne. Das achtzehnte Kap. von den Kirchenversammlungen fasset alles zusammen, was jemals ein Katholik von dem Ansehen der Kirche hat sagen können. Im zwanzigsten Kap. wird der Verfolgungsgeist der kathol. Kirche geläugnet: dagegen wird behauptet, die Sektirer hätten immer Aufruhr gestiftet, und wo auch in den barbarischen Jahrhunderten zu viel geschehen, so sey solches nur den Sitten selbiger Zeit beyzumessen, wo überall in den Gerichtsstuben, bey den Armeen, an den Höfen mehr als gothische Barbarey allgemein war, aber das Kirchenregiment sey daran unschuldig. Seine Rechtfertigung der Opfer, die um der Religionwillen entrichtet werden, (Kap 21.) ist scheinbar genug: „Selbst ein Philosoph, schreibt „er, muß die Opfer als eine billige Huldigung eines Geschöpfs „gegen den Schöpfer ansehen: Entweder werden sie gegeben „zur Auszierung des Gottesdienstes, oder zum Unterhalte der „Priester, oder zum Troste der Armen: im ersten Falle sind „sie ein Werk der Religion; im andern, der Gerechtigkeit; „im dritten, der Liebe. Daher haben alle Weise in allen Religionen sie genehm gehalten.„ Dies ist, wenigstens gegen B. und seines gleichen, die nur nach der Oberfläche urtheilen, scheinbar genug vorgetragen. Im Kap. 21. vertheydigt er eben so den ledigen Stand der Geistlichen. „Fast alle „heutige Philosophen leben im ledigen Stande, nur doch verwerfen sie ihn: es ist nur eine geringe Zahl beherzter Christen, denen das Evangelium räth ledig zu bleiben: und warum verordnen die Fürsten, die keine tausend ledige Geistliche in ihren Staaten haben, daß hundert tausend Menschen, um der Kriegsdienstewillen ledig bleiben müssen: Aber „nicht der ehelose Stand einiger Geistlichen; sondern die „oberhandnehmende Pracht ist die Ursache des Landesverderblichen ehelosen Lebens anderer Personen. Die Güter der „Geistlichkeit (Kap. 24.) bringen dem Staate nicht weniger „Nutzen, als wenn sie in den Händen der Layen wären, und „ihr Misbrauch ist der Kirche nicht beyzumessen. Die protestantischen Prediger müssen mit der katholischen Geistlichkeit nicht verglichen werden; denn alle katholischen Prälaten „(aber doch wol nicht alle katholischen Mönche und gemeine „geistliche Personen) sind lauter Leute von Adel, von glänzender Herkunft und Erziehung; dagegen die protestantischen „lauter gemeine Leute von bürgerlichen und Baurenstande.

„Die Katholischen, weil sie sieben Sakramente verehren, ha-
„ben auch mehr Diener der Religion nöthig.„

Wir haben an beyden Seiten genug Proben gegeben, um unsre Leser mit Hrn. Nonnotte bekannt zu machen. In der That ist viel lesenswürdiges in diesem Buche und wir empfehlen es allen prüfenden Protestanten. Die historischen Erläuterungen des V. darauf N. im Anhange antwortet, sind so unglaublich voll von Grobheiten und niederträchtigen Schimpfwörtern, dadurch V. mehr als Altersschwäche verrathen hat: sie beweisen wenigstens wie schmerzlich er manche gründliche Widerlegung seiner historischen Irrthümer empfunden, er mag so verachtungsvoll und stolz sich stellen als er will. Der Uebersetzer des N. ist ein katholischer Geistlicher in Mannheim, der viele Mäßigung bezeuget, auch sogar bedauret, daß er das im Original so oft vorkommende Wort: Ketzer: nicht hat vermeiden können. Er füget zween aus Rom an den V. geschriebene Briefe bey, wovon der eine von verstorbenen Pabste; der andere vom Erzb. von Chalcedon ist.

Tr.

Der Schlüssel zu des deutschen Reichs Münz-Archiv oder historische Nachrichten von dem Werth der deutschen Münzen, von dem VIII. bis auf das XVIIIte Seculum. In chronologischer Ordnung zusammengetragen von Johann Christoph Hirsch, Hochfürstl. Brandenb. Onolzb. Hof- Cammer- und Landschafts-Rath auch Münz-Inspectore. Nürnb. zu finden bey Carl Felßecker, Buchhändl. 1766. 4.

Nicht blos ein Schlüssel, der demjenigen, welcher das Archiv nicht schon vorher kennt, wenig nutzen würde, sondern ein synthetisches Real-Register ist eigentlich diese Schrift. Man findet darinn nicht in einem trockenen Auszuge, sondern als eine eigene Arbeit, die das Münz-Archiv nur wie andere Schriftsteller und nicht als ein eigentliches Relatum gebraucht, Gegenstände behandelt, die man auch ohne das große Buch deutlich genug daraus kennen lernen kann. Sie sind hinter dem Titel angezeigt und sind ihrer sieben: 1) mit was für Nahmen anfänglich und nachher das Geld beleget worden, 2) wie hoch die Ausmünzung geschehen, 3) was der Werth je-

der Sorten gewesen ist, 4) was eine Mark Gold und Silber jederzeit gegolten hat, 5) wie die Proportion beyder Metalle gestiegen und gefallen ist, 6) wie sich der Münz-Fuß von Zeit zu Zeit abgeändert hat, und 7) was für Nutzen aus der Kenntniß des Werths alter Münzen zu ziehen ist. Unsere Leser werden hieraus finden, daß diese Schrift für eine Menge Leute nützlich, für die Besitzer des Münz-Archivs aber zum wenigsten eben so nothwendig als der neunte Theil desselben sey.

Todesfälle.

Den 13ten Dec. 1769. starb zu Leipzig, Hr. Christian Fürchtegott Gellert, Prof. der Philosophie, im 55sten Jahre seines Alters. Dieser berühmte Dichter ward bey seinem Leben, von unserer Nation allgemein geliebet, und sein Verlust wird allgemein bedauert.

Amtsveränderungen.

Hr. M. Schirach aus Halle, ist als Prof. ord. der Philosophie nach Helmstädt gegangen.

Hr. Otto Ludwig von Eichmann, erster Prof. der Rechtsgelahrheit zu Duisburg, ist zum Geh. R. und Director der Universität erklärt.

C. C. L. Hirschfeld, bisheriger Fürstl. Bischöfl. Eutinischer Cabinets-Sekretair, ist Sekretair bey dem über die Großfürstl. Universität Kiel verordneten Curatel-Collegio geworden.

Der D. Med. Goldhagen zu Halle, hat eine ausserordentl. Profeßion daselbst erhalten, und

Hr. Joh. Christian Förster daselbst, ist die ordentliche Profeßion der Philosophie ertheilt.

Ebend. ist dem Hrn. Prof. *Knappe* nach Frankens Tode das Directorat über das Waysenhauß und Königl. Pädagogium anvertraut, und

Hr. Prof. *Gottl. Anastasius Freylinghausen* zum Mitdirector erklärt worden.

Hr.

